

Synesis[©]

SYNESIS-Magazin (ISSN 0945-1366) ist die interdisziplinäre Zeitschrift des EFODON e.V.

Inhalte der bisher erschienenen Ausgaben

(Die Beiträge in roter Schrift befinden sich in unserem Online-Archiv und können durch Anklicken abgerufen werden)

19. Jahrgang (2012)

SYNESIS-Magazin Nr. 114 (6/2012)

Thema Kulturgeschichte: Beschneidungen und Verstümmelungen - Mehr als „Haut Couture“... (Ute Fleischmann)

Zur (nächsten) Exkursion des EFODON e. V. in das Kulturgebiet Lichtenstein/Unterfranken (Dipl. oec. Elke Moll)

Thema Frühgeschichte: Heilige Höhen im nördlichen Stromberg

(Jochen Herzog)

Apollo 11 - doch auf dem Mond? September 2011 - ein seltenes Interview mit Neil Armstrong (Karina Kaiser)

Thema Frühgeschichte: Siegel, Schriften und was man so schrieb

(Erhard Landmann)

Thema Geschichte: Leichenumgang im Kaisertum mit Otto III. auf Abwegen (Zainab A. Müller)

Thema Ägypten: Die EFODON-Reise nach Ägypten - 2. bis 16. Oktober 2012 (Peter Ruppel)

Der Kalkstein-Unsinn (Gernot L. Geise)

Pyramiden-Zeichen und ihr außerirdischer Zusammenhang (Matthäus Reitz)

Lokaltermin: Noch einmal: Sonnenstuhl bei Randersacker (Wilfried Augustin)



**Hans-Peter Thietz meint zu den Kornkreisen
Bombengeschichte** (Wilfried Augustin)

SYNESIS-Magazin Nr. 113 (5/2012)

Thema Zeitgeschichte: Wo kam die Bombe her? (Wilfried Augustin)

**Thema Frühgeschichte: Cavustepe - ein weiteres Indiz für
gegessene Steine im Altertum?** (Harald Lanta)

**... aus dem EFODON e. V.: Die EFODON-Exkursion in die
Region Hassberge (Unterfranken)** (Gernot L. Geise und
Ferdinand W. O. Koch)

**Thema Südamerika: Nazca-Linien - das Rätsel jetzt
gelöst?** (Wilfried Augustin)

**Erich von Däniken ist widerlegt - Geheimnisvolle Linien
der Nazca-Kultur sind entschlüsselt:**

Grundwassermarkierungen statt UFO-Landezone
(Wolfgang Kaufmann)

Nazca und kein Ende (Gernot L. Geise)

Thema Frühgeschichte: Mythos Keltenschanzen (Gernot L.
Geise)

Die Entzifferung der Osterinselschrift (Erhard Landmann)

Spuren der Machalettischen EC-Linie zwischen Externsteinen und Cheopspyramide
(Dipl. oec. Elke Moll)

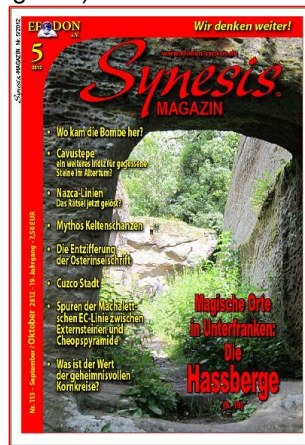
Was ist der Wert der geheimnisvollen Kornkreise? (Katharina Laura Bräuer)

Hans-Peter Thietz meint ... zum Euro und der Krise

aus dem SYNESIS-Archiv: Quantensprünge der Planeten (Kurt Schildmann †)

Thema Radiästhesie: Cuzco Stadt (Ferdinand W. O. Koch)

Wo findet man das morphogenetische Feld? (Katharine Laura Bräuer)



SYNESIS-Magazin Nr. 112 (4/2012)

Thema Gesundheit: Organspende - Das doppelte Drama (Ute Fleischmann)

Thema Geschichte: Unbequeme Fragen zu den „Römern“
(Gernot L. Geise)

Falschübersetzung - Enthüllungen zum Stein von Rosette
(Erhard Landmann)

**Thema Frühgeschichte: Bronzezeitliche Ehrensteine in
Norditalien** (Liese Knorr)

Baktrien (2): Tora Bora - Ein Zugang zur inneren Erde?
(Luise und Leo von Leuchtenberg)

Thema Externsteine: Der Mutterkessel in Felsen 1 der



Externsteine: ein geografisches Erinnerungszeichen?

(Dipl. oec. Elke Moll)

So flogen schon die Pharaonen! (Hans J. Werding)

Thema Radiästhesie: Näpfchen, „Warzensteine“ und

Felsausschnitte (Ferdinand W. O. Koch)

Lokaltermin: Die Wacht an der Amper (Wilfried Augustin)

Thema Ägypten: Abydos: „Pinzette“ und „Hubschrauber“ im Sethos I.-Tempel

(Gernot L. Geise)

Thema Zeitgeschichte: Atombombe „made in Germany“ - Nachlese zum Vortrag

und den Büchern von Peter Brüchmann (Peter Brüchmann und Wilfried Augustin)

Hans-Peter Thietz meint ... zur Akusto-Akupunktur

aus dem SYNESIS-Archiv: Hintergründe und Beschaffenheit der Induskultur -

Ansichten, entwickelt aus der Entzifferung der Induschrift (Kurt Schildmann †)

SYNESIS-Magazin Nr. 111 (3/2012)

Thema Geschichte: Zur Problematik einer Interpretation des Externstein-Reliefs (Volker Ritters)

Thema Energie: Kalte Fusion - Der helle Streifen am

Energiehorizont (Wilfried Augustin)

Thema Zeitgeschichte: Hanna Reitsch - Eine

bemerkenswerte Persönlichkeit (Katherine Laura Bräuer)

Jesiden im Kaukasus - Kunstwerke einer vergessenen

Kultur (Liese Knorr)

Thema Geschichte: Die Templer in Augsburg und der

wahre Hintergrund des Wappens der Fugger (Luise und

Leo von Leuchtenberg)

... aus dem EFODON e. V.: Der Marsberg bei Würzburg-

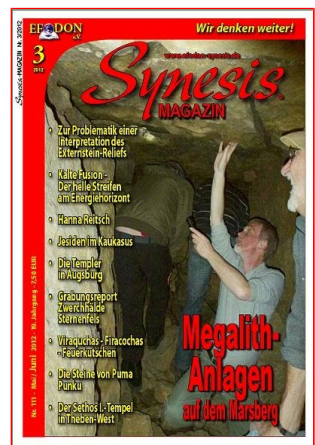
Randersacker - Die EFODON-Begehung vom 13.-15.04.2012 (Gernot L. Geise)

Thema Frühgeschichte: Kurzer Grabungsreport Zwerchhölde Sternenfels: Menhir

gefunden! (K. Walter Haug)

Viraquchas - Firacochas - Feuerkutschen (Erhard Landmann)

Die Außerirdischen in Cuzco und Kenko (Ferdinand W. O. Koch)



Lokaltermin: **Goldgrubenfelsen/Keltenrundwanderweg** (Volker Röbig)

Thema Südamerika: **Die Steine von Puma Punku** (Wilfried Augustin)

Archiv der Klassiker: **Peter Hutter: „Germanische Stammväter und römisch-deutsches Kaisertum“** (Uwe Topper)

Thema Ägypten: **Der Sethos I.-Tempel in Theben-West** (Gernot L. Geise)

SYNESIS-Magazin Nr. 110 (2/2012)

Thema Frühgeschichte: **300 Jahre Mithraskult - Ein neues Kapitel in der Geschichte der Externsteine** (Dipl. oec. Elke Moll)

Thema Ägypten: **Das Osireion bei Abydos - Ein einzigartiges megalithisches Bauwerk** (Gernot L. Geise)

Thema Geschichte: **Der Streit um Shakespeare** (Wilfried Augustin)

Der Film „Anonymus“ von Roland Emmerich - Die entscheidende Frage: Wer war eigentlich William Shakespeare? (Helen Moorwood)

Thema Geschichte: **Entschleierte Geheimnisse der Stauferzeit**

(Roland Scharff)

Thema Zeitgeschichte: **Keine US-amerikanischen Atombomben 1945!**

(Dipl.-Ing. Peter Brüchmann)

Lokaltermin: **Das große Urangeheimnis - die Wismut AG** (Wilfried Augustin)

Thema Phänomene: **Weitere Rätsel um die Orbs** (Gernot L. Geise)

Baktrien: Ausgrabungen im Land der Götter (Leo und Luise von Leuchtenberg)

Der erfundene Kalender (Erhard Landmann)

Thema Phänomene: **Die Unsichtbaren** (Ferdinand W. O. Koch)

Thema Geschichte: **Von Hünengräbern zu Hühnergräbern - die Vergangenheit war ganz anders!** (Elmar Jürgensmeier)



SYNESIS-Magazin Nr. 109 (1/2012)

Thema Frühgeschichte: **Zeugenberge oder Stufenpyramiden?** (K. Walter Haug)

Die Symbole und Hinterlassenschaften der Templer und Illuminaten: Chiemsee, Dinkelsbühl, Wolframs-Eschenbach (Marie Luise Jägers & Peter Wolf)

Thema Frühgeschichte: **Das große Vergessen** (Gernot L. Geise)

Thema Südamerika: **„Sonnenheiligtümer“ in Peru**



(Ferdinand W. O. Koch)

Pyramiden in Peru und Bolivien sowie die Geheimnisse der Anden (Stephan Baum)

Der Aztekengott „Tecutli“ - der Gott (E) Li - und seine vielförmigen Himmelswagen (Erhard Landmann)

Thema Energie: Energie - ein weit gefasster und viel missbrauchter Begriff (Dieter Schall)

Thema Geschichte: Entlarvt das Kreuzabnahmerelief Karl den Großen als Karl den Erfundenen? (Dipl. oec. Elke Moll)

Lokaltermin: Bajuwarenhof Kirchheim/München (Ferdinand W. O. Koch)

Ironisches Intermezzo (Erdzeichen) (H. Wrosch)

Thema Zeitgeschichte: Das Reichsbankgold am Walchensee - Bericht über den Vortrag von Jürgen Proske (Wilfried Augustin)

[zurück nach oben]

Wünschen Sie ein Abo? Dann klicken Sie hier (PDF-Datei), drucken den Bestellschein aus und senden Sie ihn ausgefüllt dem EFODON e. V. zu.

zu den Jahrgängen

[1] [2] [3] [4] [5] [6] [7] [8] [9] [10] [11] [12] [13] [14] [15] [16] [17] [18] [20] [21]

[zurück zur Übersicht]



Synesis-MAGAZIN Nr. 6/2012

EFODON
e.V.

Wir denken weiter!

6
2012

www.efodon-synesis.de

- Heilige Höhen im nördlichen Stromberg
- Apollo 11 - doch auf dem Mond?
- Siegel, Schriften und was man so schrieb
- Leichenumgang im Kaisertum
- Die EFODON-Reise nach Ägypten
- Der Kalkstein-Unsinn
- Pyramidenzeichen und ihr außerirdischer Zusammenhang
- Bombengeschichte

Beschneidungen und Verstümmelungen

(S. 6)

Nr. 114 - November / Dezember 2012 - 19. Jahrgang - 7,50 EUR

Beschneidungen und Verstümmelungen

Mehr als „Haut-Couture“ ...

Ute Fleischmann

Köln: Ausgerechnet die Hauptstadt des rheinischen Frohsinns wurde am 7. Mai 2012 zum Ursprung riesiger Wellen der Empörung, des Entsetzens und neuer Erkenntnisse. An diesem denkwürdigen Tag definierte nämlich das Kölner Landgericht „jede Beschneidung als Körperverletzung“. Anlass dazu war, dass ein Knabe muslimischer Herkunft Tage nach der von einem muslimischen Arzt an ihm vorgenommenen üblichen Beschneidung Nachblutungen, Schmerzen und Probleme bekam. Daraufhin brachten ihn seine Eltern in die Kindernotaufnahme der Universitätsklinik Köln. Ein Hinweis an die Staatsanwaltschaft führte dann zu der juristischen Folge, deren Auswirkungen bis heute die Gemüter so heftig erhitzen, wie das nur wenige Themen der letzten Zeit vermochten.

Die eigentlich interessanteste Frage ist gewissermaßen überraschend:

Wieso wurde bisher die Praxis der Beschneidung von Jungen, vorwiegend im jüdischen und im islamischen Kulturkreis, als so selbstverständlich - und damit unhinterfragt - hingenommen? Diese „inter-omnes-constat-Prozedur“ war, ist und bleibt eine einschneidende Maßnahme, im wahrsten Sinne des Wortes, und verdient ebenso selbstverständlich eine Überprüfung, die nur bisher, aus nicht erklärbaren Gründen, keinen Eingang in die bewusste Aufmerksamkeit fand. Wenn man sich ausführlich mit dem Thema befasst und darüber nachdenkt, wird klar, dass es sich hier in der Tat um ein „heißes Eisen“ handelt. Die Thematik umfasst eine ganze Reihe von Ebenen, die sich überlappen, und dies zusätzlich in juristischer Hinsicht. Mehrere Rechte treffen aufeinander und streiten sich um die höchste - und damit entscheidende - Priorität:



- GG Art 2/2 -das Recht auf körperliche Unversehrtheit,
- GG Art 4/2 -das Recht auf freie Religionsausübung,
- GG Art 6/2 -das Recht der Eltern bezüglich des Wohles ihrer Kinder.

Das erste und lauteste Entsetzen über das viel diskutierte Urteil kam, wenig überraschend, obwohl der Anlass eine muslimische Familie war, nicht aus der islamischen, sondern aus der jüdischen Ecke. Die islamische Seele äußerte sich dazu allenfalls am Rande und echauffierte sich stattdessen über ein kursierendes Video, welches angeblich den Propheten Mohammed beleidigen und verunglimpfen soll. Kein Wort über empfundenen „Anti-Islamismus“. Der Zentralrat der Juden dagegen nahm die Entscheidung des Kölner Landgerichts absolut persönlich und als anmaßenden Angriff auf das Leben der Juden in Deutschland per se.

„Wollt Ihr uns Juden noch in Deutschland?!?“ So lautet die Gretchenfrage

als Fazit diverser Äußerungen namhafter Persönlichkeiten der jüdischen Kultur und stellt grundsätzliche, alte politische, latent schlummernde Ressentiments auf Akutstatus. Rabbiner Pinchas Goldschmidt aus Moskau sagt: „Ein Verbot der Beschneidung stellt die Existenz der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland in Frage. Sollte das Urteil Bestand haben, sehe ich für die Juden in Deutschland keine Zukunft.“ Charlotte Knobloch äußerte sich ähnlich; sie spüre Resignation. Dieter Graumann, der Präsident des Zentralrats der Juden, monierte das Kölner Urteil mit großer Empörung als einen „beispiellosen und dramatischen Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht der Religionsgemeinschaften. Diese Rechtsprechung ist ein unerhörter und unsensibler Akt!“ Und:

„Das Urteil zu Ende gedacht würde bedeuten, dass jüdisches Leben in Deutschland faktisch unmöglich gemacht wird. Die Beschneidung von Jungen ist ein fundamentaler Bestandteil der jüdischen Religion, der in allen Ländern

der Welt respektiert wird.“ Weiter: „Auch ich empfinde es als unerträglich, dass man uns Juden als Kinderquäler abstempelt und jüdisches Leben als teilweise illegitim dargestellt wird.“ Und: „Nirgendwo auf der Welt wird von Beschneidungskritikern mit dieser schneidenden Schärfe, unerbittlichen Härte und diesem rüden Anklagetext argumentiert wie in Deutschland.“ Graumann betonte, man könnte es fast trotzig nennen, „Unsere neue, positive Zukunft in Deutschland werden wir uns nicht nehmen lassen- im Gegenteil, wir werden sie jetzt umso stärker und leidenschaftlicher ausbauen.“

So wird eine erstmal medizinische Angelegenheit blitzartig zum Politikum, was eine Reihe neuer Fragen aufwirft. Man kommt nicht herum, sich über Medizin und Politik hinaus mit Inhalten von Religion, Kultur, Psychologie, Historie, Wirtschaft und eben Recht wesentlich zu befassen, will man verstehen, worum es de facto geht.

Justitia aber hält die Waagschale in der Hand und tut dies, so wie sie auch soll, mit verbundenen Augen. Die Rechtsprechung urteilt über eine Sachlage ohne Ansehen der Person als absolute Grundlage ihrer Legitimität. Gerade diese Haltung der Unpersönlichkeit ist der Kern und damit ihr elementarer Wert. Das Gericht darf keine Rücksichten darauf nehmen, ob seine Entscheidung opportun erscheint, oder eben nicht. In diesem Fall:

Eine Körperverletzung ist eine Körperverletzung, ist eine Körperverletzung.

Die jüdische Obrigkeit teilte dazu nur mit, dass ein deutsches Gericht für sie keine wirkliche Relevanz besitzt. „Wir beschneiden männliche Säuglinge seit 4000 Jahren und wir wollen das auch noch mindestens weitere 4000 Jahre lang tun.“

Weil die Brisanz dieser Angelegenheit so hoch ist, lohnt sich ein Blick, der deutlich weitreichender und tiefergehend ist, als das bisher der Fall war.

Beschneidung kann sehr vielfältig sein!

Im Laufe der Zeit und der Geschichte stößt man auf zahlreiche Kulturen, die eine ganze Latte an Ideen hatten, wie sie ihre Mitmenschen - zumeist Frauen und Kinder - fantasievoll den wildesten Prozeduren unterzogen, und dies aus religiösen (auch magischen) und rituellen Gründen (Initiationen), oder dem Aspekt eines Schönheitskultes durch sogenannten „Körperschmuck“.



deformierte Inkaschädel

Schädeldeformationen

Schädeldeformationen kennt man aus Afrika, Amerika und Eurasien, wobei der Ursprung des Brauches, Schädel künstlich zu deformieren, bisher unbekannt ist. Erreicht wird die beabsichtigte Veränderung des noch weichen Säuglings- oder Kinderkopfes durch entsprechende Bandagen oder durch längere einseitige Belastung. Die ältesten Deformationen fanden sich an Neandertalerschädeln in Shanidar, etwa -43000. Vermutlich als Schönheitsideal galten Schädel, deren Hinterkopf abgeflacht oder verlängert war, aber auch eine abgeflachte Stirn. Die Mangbetu, ein Volk im Nordosten des Kongo, verformten die Köpfe ihrer Säuglinge mittels Bandagen und durch Bretter, die den weiteren Wuchs in die gewünschte Form erzwangen. Man weiß von Deformationen auch in Kreta, und Hippokrates berichtet solches vom Volk der Makrokephaloi. Die Hunnen brachten diesen Brauch aus den Steppen mit und beeinflussten damit die von ihnen unterworfenen Völker wie die Alamannen, Thüringer und Burgunder, wie bei Gräberfunden aus dem 5. und 6. Jahrhundert festgestellt wurde. Nicht erwiesen, aber vermutet wird auch eine Schädeldeformation der Familie von Echnaton. In Klein- und Südasiens, besonders in Indien kamen sie ebenfalls vor. Auffallend viele deformierte Schädel fand man in Mittel- und Südamerika in den Gräbern der Inka, der Maya und anderer Andenvölker. Selbst bei einigen nordamerikanischen

Indianerstämmen war es üblich, die Köpfe ihrer Kinder zu verformen.

Ende des 19. Jahrhunderts berichtete der französische Arzt Delisle von geschätzten 15 % der Männer und 10 % der Frauen in den französischen Departements Haute-Garonne und Saint-Maritime, deren Schädel deformiert worden waren. Die Bedeutung dieser Vorgehensweise lag wohl in der sozialen Abgrenzung der Oberschicht und der Absicht, dem Haupte eine edlere Kontur zu verleihen.

Haare

Die Haare haben nicht nur einen erheblichen Anteil an der Schönheit - und das gilt weltweit -, wie durch unzählige Stile und Moden in puncto Frisuren belegt ist, sondern eine wesentlich größere Funktion, als allgemein bekannt sein dürfte. Haare sind einerseits natürlicher Schutz der Haut, auch an den Stellen, die derzeit blank und glatt zu sein haben, nämlich unter den Achseln und im Schambereich. Die Natur hat die Härchen nicht zufällig platziert, sondern überall da, wo eine Bedeckung wärmt und/oder vor Reibung und dadurch möglicher Verletzung bewahrt. Darüber hinaus verwenden wir nicht grundlos bei Erregung im angenehmen wie auch im unangenehmen Sinne die Redewendung „da stellt es mir die Haare auf!“ Der biologische Mechanismus des Haare-aufstellens ist vergleichbar mit einem Radarsystem (Achtung!), welches eben nicht nur in der Tierwelt vorkommt, sondern auch beim Menschen. Haare sind

Antennen. Die Katze misst genau, ob sie durch einen Gang oder eine Öffnung passt, da ihre Schnurrhaarlänge exakt ihrer breitesten Körperteil entspricht. Haare sind also Rezeptoren zur Wahrnehmung meist feinerer Bereiche, die tendenziell eher dem Intuitiven, Weiblichen zuzuordnen sind. Wir sind also sehr wohl in der Lage, mit den Haaren Umstände zu erspüren und detaillierte Informationen auszuloten. Die Scouts im sog. „Wilden Westen“ waren daher nicht zufällig meist Indianer, die mithilfe ihrer lang getragenen Haarschöpfe die besten Kundschafter waren, welche auch Aspekte berücksichtigten, die die Weißen nicht wahrnehmen konnten. Passten sie sich aber der Kultur der Bleichgesichter an und trugen das Haar kurz, so verloren sie ihre besonderen Fähigkeiten. Einige Volksstämme schneiden ihr Haar daher bewusst nicht. Bei den Sikhs in Indien ist es sogar üblich, das Haar während des ganzen Lebens nicht zu schneiden, sondern zum Zopf zu flechten und diesen mit einem Tuch oder Turban zu bedecken. Haarverlust gilt nicht grundlos als Kräfteverlust, wie schon im altbiblischen Beispiel von Samson und Delilah beschrieben. Samson verliert seine enorme Kraft, als Delilah ihn nächtens seiner Haarpracht beraubt, um ihn zu schwächen und zu unterwerfen. In vielen Bereichen, in denen es um Anpassung oder Unterordnung geht, wird das Haarelassen zur Pflicht: Im Gefängnis, bei der Bundeswehr, beim Eintritt in manchen religiösen Orden.

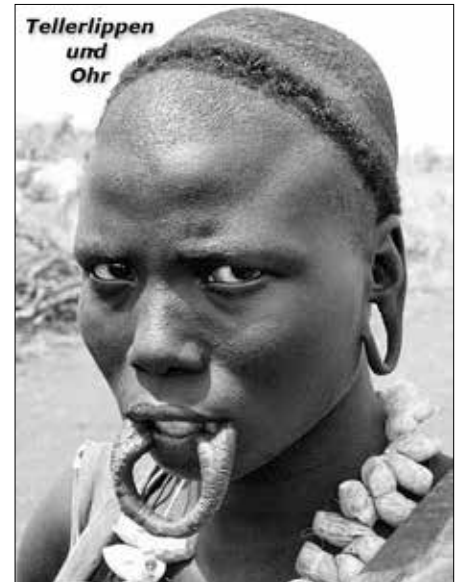
Die Bezeichnung „Beschneidung“ ist auch hier wörtlich zu nehmen. Die Hippies der 70-er Jahre haben sich aus demselben Grund sowohl Mähnen, als auch Bärte wachsen lassen, um sich deutlich sichtbar gegen die bestehende bürgerliche Enge zur Wehr zu setzen und ihre Freiheit von Konventionen zu demonstrieren. Nicht zufällig waren ihre Themen betont „weiblich“: „Love & Peace“ statt „War“. In einigen politisch restriktiv regierten Ländern herrscht bis heute noch Bartverbot und es bedarf einer Genehmigung, wenn man sein Gesichtshaar wachsen lassen möchte. Auch die Idee, dass ein Kopftuch die glänzende und dichte Haarpracht nicht nur als Ausdruck weiblicher Schönheit, sondern auch als Indiz für Potenz (Fruchtbarkeit) verdecken soll, um sie allein dem Blick des Ehemanns zugänglich zu machen, ist nachvollziehbar. Und unsere Sprache formt oft sehr präzise Bilder. Der bayerische Ausdruck „g'schert“, meist in

Kombination mit „Hammel“, also, der „g'scherte Hammel“ gilt als Schimpfwort und bedeutet ursprünglich „der Geschorene“, also jemand, dessen Haare als Strafe geschnitten worden sind, weil er irgendetwas angestellt hatte.

Ohren

Die Ohren gehören ebenfalls zu den unterschätzten Körperteilen, bei denen man glaubt, sich ohne Konsequenzen modisch austoben zu können. Die Rede ist vom gestochenen Loch am Ohrläppchen, um dort verschiedenes Geschmeide sicher befestigen zu können, gut sichtbar und sogar an mehreren Stellen. In einigen afrikanischen, aber auch anderen Kulturen ist es Usus, das Ohrloch immer weiter zu vergrößern, ähnlich den Tellerlippen, um schwerere und ausladendere Gehänge tragen zu können. Die Akupunkteure wissen um die Feinheiten der Ohren, genauer der Ohrmuscheln, die, genau betrachtet, die Form eines Embryos haben. Dem Körper entsprechend werden die Akupunkturnadeln da gesetzt, wo sie Energiebahnen stimulieren sollen. Die Ohrläppchen sind wie die gesamte Ohrmuschel von vielen Nerven durchzogen und sehr empfindsam. Manche Menschen können allein durch zärtliche Stimulation der Ohren zum Orgasmus gelangen. Dieser Aspekt bekam unlängst durch eine Szene in dem wunderbaren französischen Film „Ziemlich beste Freunde“ eine gewisse Popularität (Das war quasi der „Ohrasmus“). Das Durchstechen von Stellen wichtiger Akupunkturpunkte, meist ohne diesbezügliche Kenntnis, nur zum Zwecke des Schmückens, ist fragwürdig, mindestens aber bedenkenswert. So urteilte Anfang September ein Gericht in Berlin so, dass einem dreijährigen Kind ein Schmerzensgeld zugesprochen wurde, weil bei ihm ein Ohrlochstechen missglückt war. Als Reaktion hat der Präsident des Bundesverbandes der Kinder- und Jugendärzte, Wolfram Hartmann, gesagt: *„Ohrlochstechen ist aus unserer Sicht eine Körperverletzung und ein Eingriff in die körperliche Unversehrtheit des Kindes.“*

Gelegentlich taucht im Deutschen Sprachgebrauch der Begriff „Schlitzohr“ auf. „So ein Schlitzohr!“ sagt man bei einer kleineren Gaunerei, aber es klingt weit harmloser als der Ursprung des Wortes war. „Schlitzohr“ meint das verbliebene Innenohr eines Menschen, der im Mittelalter wegen eines Diebstahls mit dem Abschneiden einer Ohrmuschel, für jeden sichtbar gezeichnet, bestraft



worden war. Von weiteren Beschneidungen oder Abhacken von Gliedern aus dieser Zeit oder derartiger, noch heutiger Vorkommnisse in mittelöstlichen Ländern durch das Gesetz der „Scharia“ soll hier abgesehen werden.

Nasenstifte

Nasenstifte durchbohren die Nasenscheidewand, um dadurch Stifte aus Holz, Pflanzenfasern, aber auch Federn oder Tierknochen tragen zu können. Naturvölker in Australien und in der Südsee pflegen diese Sitte als magischen Schutz vor bösen Geistern, indem sie ihren Körper damit von innen verschließen.

Schwarze Zähne

Schwarze Zähne waren in Japan in der Heian-Zeit erwünscht und ein beabsichtigtes Schönheitsattribut. Man erreichte dies durch eine kontinuierliche Färbung mittels einer Mischung aus Nägeln oder Eisenspänen, die in Tee oder Reiswein eingelegt oxidierten und so eine schwarze Brühe erzeugten, mit der die Zähne eingepinselt wurden. Schwarze Zähne galten nicht nur als erotisch, sondern auch als gesellschaftliche Abgrenzung der Oberschicht vom niedrigeren Volk. Auch dienten sie als Signal der erfolgten Geschlechtsreife von Mädchen. Im Laufe der Zeit übernahm dann auch das Bürgertum diesen Brauch und die Symbolik veränderte sich. Es wurde üblich, dass Frauen ihren Stand als Verlobte oder Ehefrau durch die schwarzen Zähne signalisierten. Die Meiji-Regierung verbot das Schwarzfärben gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Auch einige Volksstämme in Südostasien empfanden weiße Zähne als „aggressiv“ und unmenschlich. Durch

häufiges Kauen der Shiri-Betel-Nuss, die einen dunklen Saft abgibt, schwärzen vor allem ältere Menschen in diesen Regionen ihre Zähne noch heute. Dabei geht es weniger um Schönheit, sondern um die vorherrschende Angst, helle Zähne könnten Götter und hilfsbereite Geister verärgern oder vergraulen.

Heutige Zahnärzte schaudert es wohl ob solcher Tinkturen, gleichzeitig erleben sie häufig, dass Kunden (in dem Fall nicht: Patienten) zu ihnen kommen, um das Gegenteil zu erreichen, nämlich ihre Zähne superweiß „bleachen“ zu lassen. Dass die dazu verwendeten Chemikalien den Zahnschmelz verätzen, will von den Verwendern auch keiner wissen.

Lippenteller oder Tellerlippen

Tellerlippen sind bis heute noch Brauch bei Volksstämmen im Südwesten Äthiopiens, den Surma-Frauen oder den Mursi. Die Mursi repräsentieren den letzten Rest eines noch ursprünglichen und unzivilisierten Teils von Afrika. Sie leben im Mago-Nationalpark an der Grenze zu Kenia und dem Sudan. Als Halbnomaden ziehen sie in der Trockenzeit mit ihrem Vieh umher, immer auf der Suche nach Weideflächen. Das karge und dürftige Leben aufgrund der Gegebenheiten soll mit der Verschönerung des eigenen Körpers verbessert werden. Charakteristisch dafür sind die Lippenplatten, die den Mädchen am Ende der Pubertät eingesetzt werden. Dazu schneidet man ihnen die Lippe auf, bricht ihnen einen Teil der unteren Schneidezähne aus, um die aus Ton gebrannten Scheiben in die Unterlippe einbringen zu können. Immer wieder werden die Teller ausgetauscht und jeweils durch einen größeren ersetzt, um das Hautgewebe etappenweise zu dehnen. Je umfangreicher die Lippenplatte ist, umso mehr erhöht sich der Wert der Frau im Ansehen und der damit verbundene Brautpreis. Der Durchmesser solcher Teller soll bis zu 15 cm betragen. Zum Essen werden sie meist herausgenommen. Eine westliche Überlegung dazu: Das Sprechen mit Lippenteller dürfte erheblich erschwert sein - möglicherweise fanden die Männer auch dies als attraktiv ... Und die Frage: „Wie soll so das Küssen funktionieren?“ drängt sich auf. Heute wird diese Tradition vorwiegend zur Geldeinnahme verwendet, indem sich die Frauen Touristen für Fotos zur Verfügung stellen. Die heutige Regierung hält die Lippenplatten für eine Unsitte und man kommt immer mehr davon ab, sie als Schönheitsideal



zu propagieren. Die Frauen selbst nehmen Abstand davon, tragen sie immer seltener. Manche von ihnen lassen sich sogar den klaffenden Spalt in der Unterlippe zunähen.

Giraffenhäse (Padaung)

Die Padaung sind ein Bergvolk, das im Südosten Myanmars lebt und den Karen zugerechnet wird. Sie bezeichnen sich selbst auch Kekawngdu und Kayan. Padaung heißt übersetzt so viel wie „mit glänzendem Metall umwickelte Menschen“, was als spezielle Tradition dieser Frauen auch tatsächlich gepflegt wird. Von Kindheit an, etwa ab 5 Jahren, tragen sie einen schweren Halsschmuck, der zunächst wie eine Ansammlung von Ringen bzw. Reifen aussieht. Dabei handelt es sich jedoch um eine Spirale, die im Erwachsenenalter der Frau schon mal 40 Zentimeter Höhe betragen kann. Je nach Wachstum erhält ein Mädchen den ersten Schmuck mit ca. 10 Zentimetern, und alle zwei bis drei Jahre dann eine neue, größere Spirale. Im Alter von 15 Jahren kommt eine Schulterspirale dazu, die aufgrund ihres höheren Durchmessers und ihres Gewichtes direkt auf den Schultern aufsitzt und diese dadurch eindrückt. Dieses exakte Anpassen an den Körper wird von erfahrenen, kräftigen Frauen durchgeführt; diese Anlegeprozedur kann schon mal mehrere Stunden in Anspruch nehmen. Das Gewicht dieses Schmucks, der ursprünglich aus Gold war, das aber längst dem Messing in der Verwendung gewichen ist, wiegt bis zu zehn Kilogramm. Das führt dazu, dass die Schultern nach unten gedrückt werden und der Hals dadurch extrem lang

wirkt. Der amerikanische Arzt Dr. John Keshishian stellte 1979 eine der „Giraffenfrauen“ vor den Röntgenschirm und studierte die Anatomie. Er sah, dass weder die Wirbel, noch die Bandscheiben gedehnt waren. Allerdings hatte sich der gesamte Schultergürtel mit den Schlüsselbeinen und den oberen Rippen durch das dauerhaft getragene Metallgewicht so stark keilförmig nach unten verformt, dass der Eindruck eines extrem langen Halses entstand. Die flache Schulterspirale, die die hängenden Schultern optisch entschärft, verstärkt diese Täuschung noch. Die Gründe der Padaung, sich diesen schweren Schmuck aufzubürden und die damit verbundenen körperlichen Folgen und Einschränkungen in Kauf zu nehmen, sind noch nicht mit letzter Gewissheit geklärt. Als klare Behinderungen zählen die reduzierte Bewegungsmöglichkeit, Probleme beim Schlucken, und die Schwierigkeit bei der Hygiene, aber auch bei der Pflege des Metalls. Das Ansehen der Trägerin dieses Halsschmucks, der auch noch durch Spiralen an Armen und Beinen ergänzt wurde, war umso höher, je mehr die Frau tragen konnte. Die Schlepperei bescherte ihr ein Äquivalent an Bedeutung, Würde und Erhabenheit.

Einem Ursprungsmythos zufolge stammen die Padaung von einem weiblichen Drachen mit gepanzertem Rücken ab. Dieser habe sich in eine junge schöne Frau verwandelt und sich mit einem Mischwesen - halb Mann, halb Engel - gepaart und zwei Nachkommen geboren. Überlieferungen geben an, dass das Volk matrilinear organisiert war und die Matrilinearität gepflegt wurde. Durch heftige Stammesfehden fielen die Männer so zahlreich, dass das Überleben des Volkes nur durch die Einführung der Polygynie gesichert werden konnte. Viele Padaung flüchteten neben Angehörigen anderer ethnischer Minderheiten seit dem Beginn militärischer Übergriffe auf ihren Lebensraum nach Thailand. Die heutige thailändische Tourismusindustrie lebt seit langem auch davon, die Bergstämme als „kulturell intakt“ zu vermarkten und bestellt die Bewohner der Bergdörfer per Handy, wenn eine Touristengruppe im Anmarsch ist. Das ist degoutant und der Begriff des „Menschenzoos“ trifft auch hier erschreckend zu.

Wespentaille

Eine Wespentaille war vorwiegend in Europa über längere Zeit eine Vorstellung, die sich, schon aus anatomischen

Mursifrau mit Lippenteller



Gründen, ausschließlich auf Frauen bezog. Auch in Amerika war das üblich, wie man im Film „Vom Winde verweht“ und auch in alten Western sehen kann. Da trugen die Frauen sowohl Korsett als auch Reifrock, was sowohl praktische als auch sportliche Unterfangen erheblich erschwerte bis verunmöglichte. Besonders aber in Europa führte die strenge Einschnürung durch Korsetts zu recht schneller Atemnot, besonders wenn die Dame sich aufregte. Das führte zu häufiger Ohnmacht, hatte aber auch Vorteile, da man sich durch sowohl echte als auch vorgetäuschte Narkolepsie einer unangenehmen Situation entziehen konnte. Das Riechsalz lag immer griffbereit und kam relativ oft zum Einsatz. Schon Zwölfjährige wurden bis auf 35 Zentimeter in der Taille eingeschnürt, um auf das gängige Schönheitsideal hinzuarbeiten, welches die Eieruhr als Vorbildmodell propagierte. Die Kleidung bestand zudem meist aus mehreren, auch dickeren Stoffen, die geschleppt werden mussten, was eine zusätzliche Anstrengung bedeutet hat. Um die Jahrhundertwende zum 19. Jahrhundert kam eine noch extremere Form der Schnürung in Mode, die Linie „ohne Bauch“, die Hüften und Bauch so stark wegdrückte, dass der Po noch deutlicher hervorgehoben wurde, zuzüglich des weiteren Brusthubs. Die Folge war ein Hohlkreuz, und die inneren Organe wurden massiv gequetscht. Das war im höchsten Maße ungesund und auch schmerzhaft

und führte gelegentlich zu Rippenbrüchen. Eine junge Dame, die stets wegen ihrer besonders schmalen Wespentaille sehr bewundert worden war, starb 1859 recht plötzlich. Die vorgenommene Autopsie zur Klärung der Todesursache, welche die Familie erbeten hatte, ergab mehrere Rippen, die gebrochen waren und sich in die Leber gebohrt hatten. Schon damals erklärte die Werbung die beengte Haltung (in jeder Hinsicht) als tugendhaft, da sie sowohl eine hohe Schmerztoleranz als auch eine große Bereitschaft zur Duldung förderte.

Lotos- oder Lilienfüße

Lotosfüße gehören wohl zu den barbarischsten Verkrüppelungen, die den Menschen als „verschönernde“ Maßnahmen des Körpers - von ausschließlich Frauen - je eingefallen sind! Mehr als 1000 Jahre währte dieser Brauch, die Füße der Frauen maximal zu verkleinern. Der Ursprung dieser Idee wird auf den letzten Kaiser der Tang-Dynastie, Li Houzhu im Jahre 975 zurückgeführt. Dieser hatte, von seiner königlichen Dienerin Yao Niang ob ihrer zarten Schönheit und ihrer Tanzbegabung entzückt, ihr eine kleine Bühne aus Gold fertigen lassen. Sie hatte die Form einer Lotusblüte, war sechs Fuß hoch und mit Edelsteinen und Seidenquasten leuchtend geschmückt. Um in dieser Blüte tanzen und Pirouetten drehen zu können, musste sich die Tänzerin die Füße mit

Seidenbändern umwickeln, den heutigen Ballettschuhen ähnlich. Daraus entwickelte sich zuerst die Methode, die Füße nur locker zu bandagieren. Zu Zeiten des Neokonfuzianismus wurden die Rechte der Frauen und damit auch ihre Möglichkeiten erheblich beschränkt. Ab der Song-Dynastie wurde es dann Usus, den Mädchen der gehobenen Schichten schon als Kleinkind die Füße massiv einzubinden. Ungefähr im Alter von zwei bis fünf Jahren brachen Mutter oder Großmutter dem Kindchen die vier kleinen Zehen, bogen sie unter die Fußsohle und umwickelten das Ganze mit meterlangen festen Bändern, die jeden Tag noch enger gezogen wurden. Nur der große Zeh blieb stehen. Dadurch, dass die Ferse mit den Zehen zusammengeschnürt wurde, bog sich der Mittelfußknochen hoch oder brach ebenfalls. Das sollte dazu führen, dass die Fußform später an eine Mondsichel erinnern sollte. Während dieser Prozedur verloren die Mädchen vor Schmerz meist das Bewusstsein oder schrien so laut, dass ihre Mutter ihnen einen Knebel in den Mund steckte. Jeden Tag musste das faule Fleisch herausgeschnitten werden. Knochensplitter eiterten heraus. Sehr oft faulten die Zehen unter diesen Wickeln und starben ab, nachdem zuerst die Nägel eingewachsen oder auch schon abgestorben und abgefallen waren. Diese grausame und ungeheuer schmerzvolle Prozedur dauerte in etwa fünfzehn Jahre, bis ein kompletter Klumpfuß entstanden war, der mit der allein verbliebenen großen Zehe eher wie eine Faust aussah. Als Ideal wurde eine Fußlänge von 7,5 bis 10 Zentimetern angestrebt, was der Fußgröße eines zwei bis drei Monate alten Kindes (!) - Schuhgröße 17 - entsprach, was tatsächlich aber selten gelang. Durchschnittlich betrug die Fußlänge der erwachsenen Frauen 13 bis 14 Zentimeter. Die damit einhergehenden Schmerzen blieben permanent und die Beschränkungen erheblich. Die körperliche Balance wurde so zu einer Herausforderung und der nur kurz mögliche Gang zu einem Trippeln. Ein heutiger Reflexzonen-therapeut würde sich gruseln ob derartiger Verkrüppelungen, die die gesamte Statik des Körpers durcheinander gebracht und die entsprechenden Verspannungen erzeugt haben müssen. Auch die Rückkopplung zu den Organen, die ja auf den Fußsohlen abgebildet sind, muss ganz erheblich gewesen sein. Nur die niedrigeren Stände wie die armen Bauern verschonten ihre Töchter deswegen, weil diese winzigen



Füße für die Arbeit und insbesondere die mühselige Feldarbeit völlig unbrauchbar gewesen wären. Ansonsten verbreitete sich dieser Brauch in allen Schichten der Bevölkerung. Im Gegensatz zu den Han-Chinesen hielten aber die Mandschuren, die von 1644 bis 1911 China regierten, und auch die Mongolen nichts von Lotosfüßen.

Die gesellschaftliche Bedeutung des auf „kleinem Fuß“ Lebens war immens. Eltern betrachteten das Abbinden der Füße als Investition in die Zukunft ihrer Töchter. Je kleiner der Fuß, desto höher das Ansehen und der Brautwert. Frauen mit größeren Füßen waren der Ächtung ausgesetzt. Da die Füße als erotischster Teil des ganzen Körpers betrachtet wurden, achteten die potenziellen Ehemänner viel weniger auf das Gesicht, wenn nur die Füße klein genug waren. Die damit verbundene (im wahrsten Sinne des Wortes) Hilflosigkeit der Frauen, die sich nicht selbst hätten ernähren können, da sie schon kaum allein gehen konnten und daher in der Sänfte getragen wer-

den mussten, erweckte den männlichen Beschützerinstinkt. Es soll speziell der tippelnde Gang gewesen sein, den die Männer als so erotisierend empfunden haben, verbunden mit der Vorstellung, dass diese schwankende Art des Gehens die Oberschenkelmuskulatur kräftigt und die Vagina verengt. Auch im Bett wurden die Bandagen und die kunstvoll bestickten Schühchen meist anbehalten, um das weitere Wachstum der Füße zu verhindern. Die sehr häufig vorkommenden Entzündungen der kontinuierlich malträtierten Gliedmaßen führten natürlich auch zu erheblicher Geruchsbildung. Die Füße müssen deutlich nach Fäulnis gerochen, ja gestunken haben, weshalb man die Bandagen intensiv parfümierte. Vielleicht wäre es gut gewesen, die Herren der Schöpfung hätten diese Wickel öfters ausgepackt und das geschaffene Elend leibhaftig gesehen und auch olfaktorisch wahrgenommen ... Die Frauen waren ohne Wahl praktisch ans Haus gefesselt, konnten nicht fliehen und waren so außerdem zur Treue gezwungen. Die Mode der Lotos-Füße begünstigte die zunehmend unterwürfige Position der Frau seit der Song-Dynastie. So in jeder Hinsicht ihrer Entwicklung (auch im wahrsten Sinne des Wortes!) beschnitten waren die Frauen grundsätzlich den Männern unterworfen und keine Bedrohung für die männliche Oberherrschaft. Dies blieb so bis zur späten Qing-Dynastie Anfang des 20. Jahrhunderts. Erst mit der Industrialisierung entstand zunehmend ein Bedarf an Arbeitskräften, um konkurrenzfähig sein zu können gegenüber Japan, Europa und den USA. Langsam bildeten sich auch gesellschaftliche Bewegungen, die das Fußeverkrüppeln mehr und mehr ablehnten und kollektiv neue Verhaltens-

muster schafften. Im Jahre 1911 verbot die Republik China diesen Brauch, aber er dauerte bis in die 1930er Jahre an und nahm langsam immer weiter ab. Endgültig verboten und geächtet wurde er nach der Gründung der Volksrepublik China 1949 unter Mao Zedong. Er verlangte die Gleichberechtigung der Frau, benötigte möglicherweise aber in erster Linie noch mehr arbeitsfähige Menschen für die Wirtschaft.

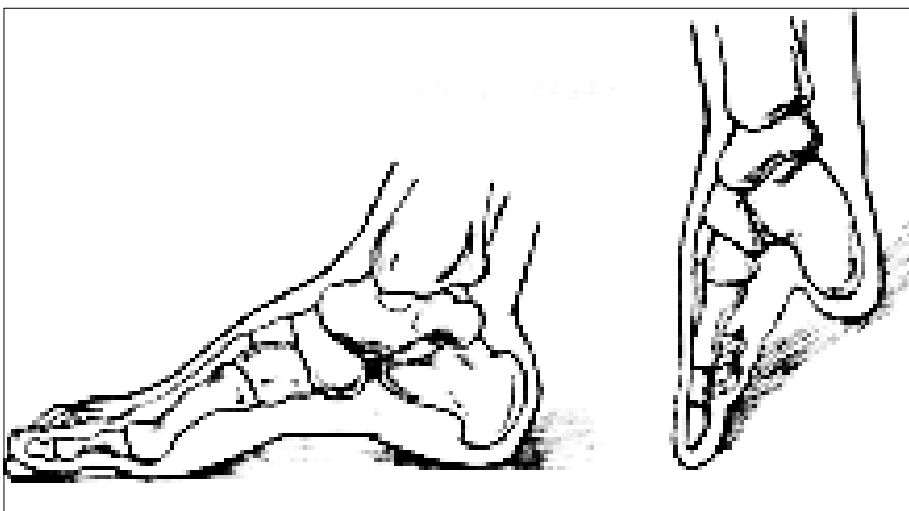
Was können die heutigen Frauen froh sein, von derartigen Schönheitszwängen, die noch dazu den alleinigen Wert ausmachten, verschont zu sein!

Allerdings gibt es durchaus Parallelen, denkt man an Stöckelschuhe, die zwar toll aussehen, meist aber sehr unangenehm zu tragen sind, schnell müde machen und die Gefahr von Knöchelbruch u.a. bergen. Die Orthopäden schlagen die Hände über dem Kopf zusammen angesichts des erzeugten Ballendrucks, der Verkürzung der Sehnen, der nach vorne gekippten Wirbelsäule. Und der durch langes Tragen auch deformierten Füße. Es gibt sogar Frauen, die bereit sind, sich an ihren zu groß empfundenen Füßen so operieren zu lassen, dass sie in die berühmten, sehr schmal geschnittenen Stiletos des Schuhdesigners Manolo Blahnik passen. Diese Entscheidung wird freiwillig getroffen, aber die Frage darf sich stellen, ob es sich dabei um wirklich erwachsene Frauen handeln kann.

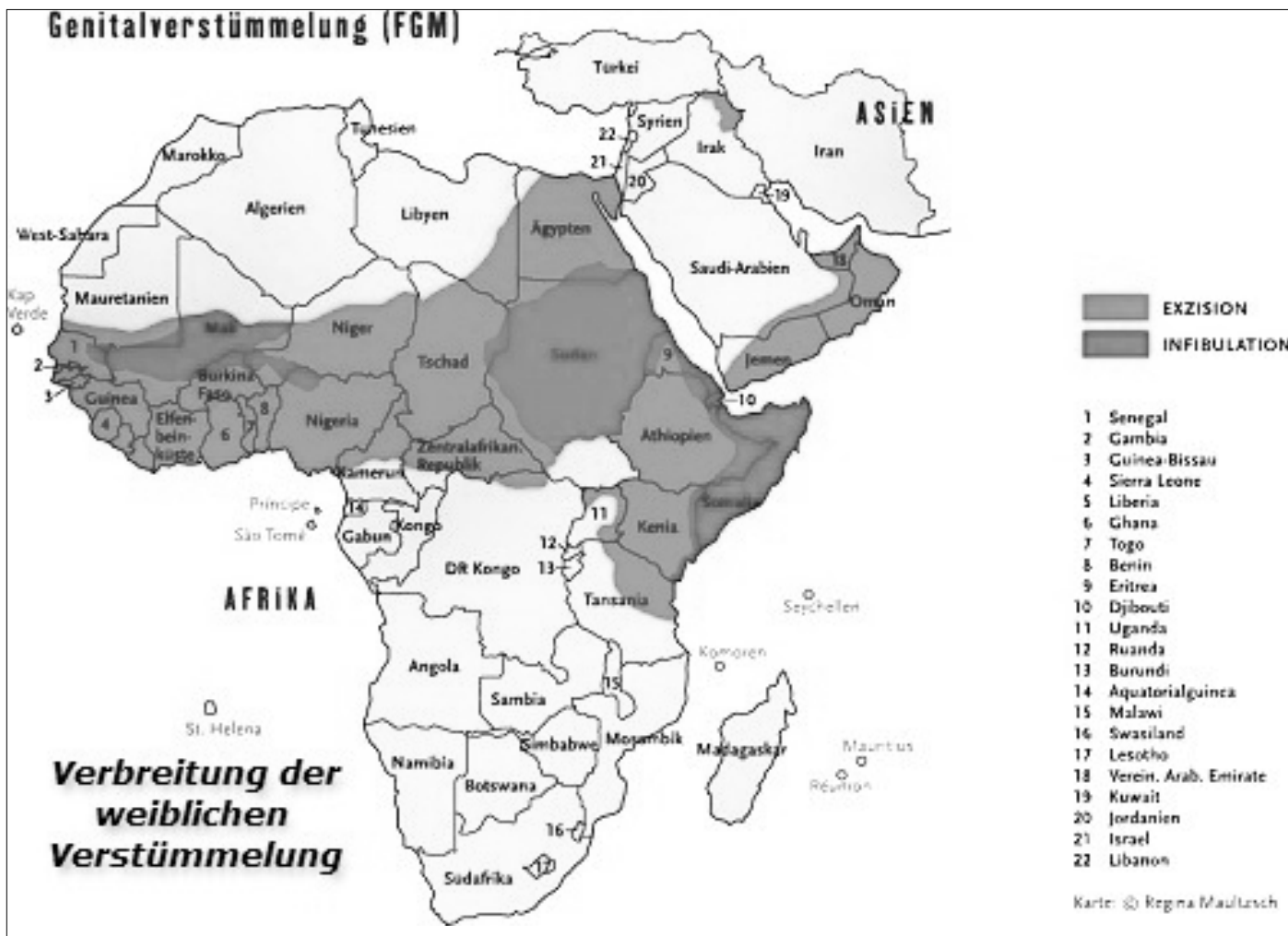
Tätowierungen, Piercing & Körpermodifikation

Hierbei handelt es sich um weitere Formen willkürlicher Veränderungen des Körpers in unterschiedlichem Umfang.

Zu den ältesten Bräuchen gehören Körperbemalungen, die über rein äußerliches Auftragen z. B. von Lehm, Blut, Kalk, Asche, für kurze Dauer wie Feste oder Kämpfe hinausgehen. Dauerhafte Tätowierungen stammen ursprünglich aus der Südsee/Polynesien und wurden durch die Seefahrer, die sich von Eingeborenen teilweise sehr kunstvolle Zeichnungen in die Haut haben ritzen lassen, weiterverbreitet. Bestimmte Motive und Muster deklarieren die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen, Stämmen oder Clans und bekunden sichtbar die Herkunft. Auch in Japan verwenden die Yakuza Tätowierungen dazu, ihre Mitgliedschaft dieser Vereinigung zu demonstrieren. Viele archaische Kulturen verwenden Körpermodifikationen aus rituellen Gründen. Sie markieren damit das Ende der Kindheit und den Beginn



Lotosfuß



der Adoleszenz, mitunter begleitet von sportlichen Herausforderungen und Mutproben. In einigen Kulturen ist es üblich, durch ein Intimpiercing die Zusammengehörigkeit von Mann und Frau zu besiegeln, ähnlich den Eheringen im westlichen Kulturkreis. Außer den permanenten Bemalungen, die auch in afrikanischen Regionen vorkommen, werden bis heute Schmucknarben, die sog. Narbentatauierung, vorwiegend bei dunkelhäutigen Völkern erzeugt. Dies geschieht dadurch, dass man musterhafte Einschnitte der Haut vornimmt, deren Heilung man durch Verunreinigung der Wunden, z. B. durch das Einreiben von Holzkohle, verzögert.

Absichtliche Verletzungen, die sichtbar bestehen bleiben sollen, gab es auch bei uns in Deutschland, gibt es gelegentlich noch heute, nämlich die extra beigebrachten Schnitte im Gesicht durch Degen oder Säbel, sogenannte „Schmisse“ als Erkennungszeichen schlagender Verbindungen.

Indigene Völker kennen auch Brandmale zur Verschönerung und sogar die Spaltung bestimmter Körperteile. Dazu gehört die Subinzision und Bifurkation,

bei der der vordere Teil der Harnröhre gespalten wird. Die Aborigines sehen das als Methode der Geburtenkontrolle an.

Was ursprünglich als Gemeinschafts-Code ausgeführt wurde, zu meist schon ab Kindesalter, gilt dagegen heute als Zeichen der Abgrenzung, der Individualisierung, auch der Rebellion gegen die so entritualisierte Welt. Gerade die indigenen Tätowierungsmuster gelten in der heutigen Zeit als „hip“ und kommen nebst Piercing, Branding, Cutting, Metall-Implantierungen unter der Haut und anderem, zunehmend in Akzeptanz und Mode, besonders bei ganz jungen Menschen.

Die hier aufgeführten Riten, Sitten und Gebräuche erheben natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Wer weiß, wie viele Gruppierungen mit für uns seltsam anmutenden Ritualen es vielleicht auf der Welt geben mag, von deren Existenz wir bislang noch nichts wissen? Sie verstehen sich als Beispiele dafür, was Menschen anderen und auch sich selbst anzutun bereit sind.

Die Frage nach der Freiwilligkeit stellt sich auch hier in erheblichem Maß. Wo entweder das unbedingte Dazuge-

hören zwingend ist oder das Ausgrenzen, um eben *nicht* dazu zu gehören, ist keine wirkliche Freiheit oder Wahl gegeben.

Die wohl gravierendsten Formen der Beschneidung sind die im Bereich der Genitalien. Und sie haben eine besondere Bedeutung.

Weibliche Genitalbeschneidung

Die Beschneidung der weiblichen Genitalien gehört inzwischen in vielen Ländern der Welt zu den als grausam geächteten Traditionen, kommt aber noch immer weitverbreitet und zahlreich vor. Die Ursprünge dieses Brauchs sind weder zeitlich, noch geografisch völlig geklärt. Möglicherweise begann er, wie schon in der Antike beobachtet, in Ägypten, wie auf einem Papyrus von -163 belegt, und verbreitete sich dann nach Afrika und weiter. Anderen Angaben zufolge soll die Praxis der Beschneidung sogar viel älter sein als die Bibel und der Koran. Schätzungsweise 150 Millionen Mädchen und Frauen weltweit sind laut WHO von „FGC“ (Female Genital Cutting) bzw. „FGM“ (Female Genital Mutilation) betroffen. Pro Jahr werden noch heute mindestens zwei Millionen

Mädchen beschnitten, und dies in 38 meist muslimischen Staaten, vor allem in Teilen von West- und Nord-, aber auch Ostafrika. Laut dem Deutschen Roten Kreuz ist mit 97 % fast jede Frau in Somalia beschnitten, was bereits bei weiblichen Säuglingen und Kindern unter 12 Jahren vorgenommen wird. In Äthiopien sind fast drei Viertel aller Frauen genital verstümmelt, obwohl das schon seit vielen Jahrzehnten offiziell verboten ist. Der Vorgang der Beschneidung kommt auch im Süden der arabischen Halbinsel, in einigen Ländern Südasiens und in Kurdistan vor. Durch Migration leben derzeit etwa 30 000 Frauen in Deutschland, die davon betroffen sind.

Nach Schätzungen der Weltgesundheitsorganisation stirbt sogar gut ein Viertel (!) der Frauen weltweit an den Folgen der Genitalbeschneidung, abgesehen von den schon immensen Schmerzen und Problemen, die sich sowohl körperlich, als auch seelisch aus diesen Prozeduren ergeben, und dies lebenslang. Dies gilt abgesehen von der auch, aber eher selten praktizierten „symbolischen“ Beschneidung, in der es nur darum geht, einen Tropfen Blut fließen zu lassen, was durch das Anritzen der Klitorisvorhaut oder das Anpieksen der inneren Schamlippen geschieht. Gemäß der Klassifikation der WHO werden vier Formen der Beschneidung an Frauen unterschieden:

Typ I: Partielle oder vollständige Entfernung der Klitoris und/oder der Klitorisvorhaut (Klitoridektomie).

Typ II: Partielle oder vollständige Entfernung der Klitoris und der kleinen Schamlippen mit oder ohne Entfernung der äußeren Schamlippen (Exzision).

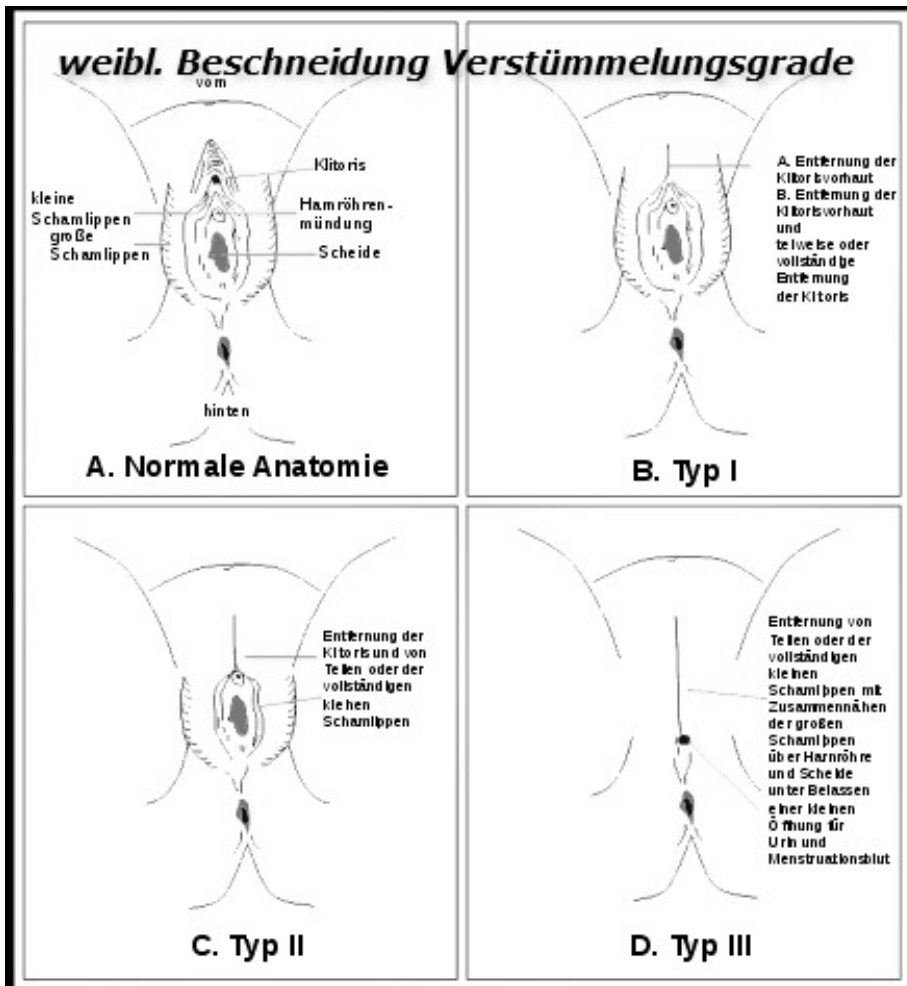
Typ III: Verengung der vaginalen Öffnung mit Herstellung eines bedeckenden, narbigen Hautverschlusses durch das Entfernen und Zusammenheften oder -nähen der kleinen und/oder großen Schamlippen mit oder ohne Entfernung der Klitoris (ca. 15% der Fälle) (Infibulation oder „Pharaonische Beschneidung“).

Typ IV: Alle anderen schädigenden Eingriffe, die die weiblichen Genitalien verletzen und keinem medizinischen Zweck dienen, z. B. Einstechen, Durchbohren, Einschneiden (Introzision), Abschaben, Ausbrennen von Genitalgewebe oder der Klitoris (Kauterisation), Dehnen, Einführung ätzender Substanzen in die Vagina.

Die „Pharaonische Beschneidung“ hat ihren Namen daher, dass man den

Mädchen nach erfolgter Beschneidung des Typs III auch noch die Beine von der Hüfte bis zu den Knöcheln fest zusammenbindet und umwickelt. Diese Verschnürung verbleibt schon mal für die Dauer bis zu mehreren Wochen, in denen sich das Kind kaum rühren kann. Die Infibulation wird sogar soweit betrieben, dass die Vagina bis auf eine Restöffnung in der Größe eines Reiskorns verengt wird, durch die Urin und Menstruationsblut abfließen kann. Als Werkzeuge dieser brachialen Praxis verwenden die Beschneiderinnen z. B. scharfe Steine, rostige Rasierklingen oder Deckel von Konservendosen, aber auch Glasscherben und ähnliches. Vernäht werden die Wundstellen mit einem Akaziendorn. Der Vorgang dieser Verstümmelung wird oftmals von Mutter und Großmutter auf einen Tag festgelegt und angekündigt, an dem das Mädchen nun, spätestens kurz vor der Geschlechtsreife, zur „richtigen Frau“ gemacht würde. Häufig aber wird das Kind plötzlich gepackt, von mehreren Frauen festgehalten, genital entblößt und brutal beschnitten, selbstverständlich und grundsätzlich ohne jegliche Betäubung. Und dies an Stellen, die zu den empfindlichsten und mit besonders vielen Nerven durchzogenen Bereichen des Körpers überhaupt gehören! Die Mädchen stehen üblicherweise danach unter Schock, nicht nur wegen der ungeheuren Schmerzen, sondern auch wegen der Übertreibung durch ihnen vertraute Personen, die das an ihnen vorgenommen haben. Die unmittelbaren körperlichen Folgen der Beschneidung sind quälende Bauchkrämpfe, hohes Fieber, extreme Blutungen, mitunter aber auch septischer Schock oder Tod durch Verbluten. Im weiteren Verlauf kommt es häufig zu Lokalinfektion, Urinretention, Ödem der Urethra, Dysurie, Verletzung der benachbarten Organe, Frakturen (Femur, Clavicula, Humerus), Hämorrhagie, Anämie; dazu können chronische somatische Komplikationen kommen, wie Dyspareunie/Apareunie, Vaginalstenose, Infertilität/Sterilität, Dysmenorrhoe, Sekretretention, protrahierte Blutungen, Menorrhagie, chronische Vaginitis, Endometritis, Adnexitis, Harnwegsinfektion, Pyelonephritis, Urämie, Inkontinenz, Abszess- und Fistelbildung, Keloidbildung, Hämatokolpos, und außerdem erhebliche Schwierigkeiten bei Schwangerschaft und Geburt mit erhöhter Mortalitätsrate. Bei infibulierten Frauen besteht zusätzlich das Problem, dass die minimalisierte Vagi-

nalöffnung keinen Geschlechtsverkehr möglich macht, ohne dass die Vagina dazu aufgeschnitten wurde. Der Penetrationsversuch durch den Ehemann reicht meist nicht, das vernarbte Gewebe weit genug dazu einzureißen. Dies bedeutet erneuten Schmerz für die Frau, mit nochmaligen Blutungen, Vernarbungen und Risiken, von den Schmerzen während des Geschlechtsverkehrs, mitunter bei jeder Vereinigung, ganz zu schweigen. Die erste Erklärung für den Grund dieser Prozedur hörte ich während meiner Volksschulzeit: „Durch die Beschneidung der Frau meint der Mann die ganze Lust für sich allein zu haben!“ Wer auch immer so eine Vorstellung teilen mag, kann definitiv kein Kenner sein. Schmerz führt zu Verkrampfung und geringer oder keiner Feuchtigkeitsbildung, was wiederum Schmerz erzeugt. Die Scheidentrockenheit dürfte auch dem Penis wenig Vergnügen und dafür wahrscheinlich ebenfalls Schmerzen bereiten, zuzüglich der zu engen Gegebenheiten, bis eine gewisse Dehnung in der malträtierten Vagina entstanden ist. Nur ein völlig unbedarfter Mann weiß nicht, dass für ihn wahrhaft sexueller Genuss nur dann entsteht, wenn auch seine Partnerin sowohl die Bereitschaft, als auch Freude und Lust dabei empfindet. (Es ist allerdings zu befürchten, dass die überwiegende Zahl der Menschen auf der Stufe des Sexus steht und noch keine Kenntnis von der Ebene des Eros hat). Zudem erhöht der Orgasmus der Frau tendenziell die Chance, schwanger zu werden. Je nach Ausmaß der Beschneidung kann noch ein Orgasmus möglich sein, da die Klitoris keineswegs nur der kleine äußere Part oberhalb der Vagina ist, sondern längere Gewebstränge umfasst, die sich im Inneren des Unterleibs befinden. Das gilt vor allem für linkshändige Frauen, die einen Vaginalorgasmus erreichen können. Im Gegensatz dazu muss bei den Rechtshänderinnen eine intakte Klitoris vorhanden sein, durch deren Stimulation sie zum Höhepunkt kommen. Das betrifft beide Händigkeiten dann, wenn die Frauen einen sexuellen Konflikt erlitten haben, der bereits in der Kindheit und relativ unbedacht entstanden sein kann. In der Psyche hinterlässt jede Genitalbeschneidung in den allermeisten Fällen ein äußerst schwerwiegendes, unauslöschbares körperliches und seelisches Trauma. Es gräbt sich tief in das Unterbewusstsein des Mädchens und kann Ursache für verschiedene Verhaltensstörungen sein. Hinzu kommt



der berechnete erhebliche Vertrauensverlust in seine Bezugspersonen. Langfristig leiden die meisten Frauen sehr oft unter einem subtilen Gefühl des Unvollständigseins, an Angst, Depressionen, chronischer Reizbarkeit, Frigidität, Unfruchtbarkeit und Konflikten in der Partnerschaft. Durch die Selbstverständlichkeit, mit welcher dieser nicht anders als barbarisch zu bezeichnende Brauch immer noch durchgeführt wird, fühlen sich die Frauen dem grundsätzlich und hilflos ausgeliefert. Die vorherrschende Tabuisierung und das daraus resultierende Schweigegebot traumatisiert die Frauen zusätzlich und verhindert, dass sie ihr Leid und ihre Angst in irgendeiner Form mitteilen oder ausdrücken können. In Folge dessen entsteht oft ein Empathieverlust, durch den es erst möglich wird, die eigene Leiderfahrung einer anderen Person zuzufügen oder zuzufügen zu lassen, ohne sich dagegen zu wehren oder es zu verhindern, und sei es später an der eigenen Tochter.

Die Tradition der Beschneidung ist stark in der Kultur verwurzelt. In verschiedenen Kulturkreisen hält sich die Vorstellung, die weibliche Beschneidung würde die Fruchtbarkeit erhöhen. Ver-

fechter der Genitalverstümmelung sehen in ihr einerseits einen Ritus der Initiation, die den Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter markiert, andererseits die Sicherstellung der Jungfräulichkeit und der sexuellen Treue. Unbeschnittene Mädchen gelten als würdelos, „unrein“, von unkontrollierbarem sexuellen Trieb geleitet und mit einer Hure gleichgesetzt. Solange die Ehe für die meisten Frauen die einzige Überlebensmöglichkeit darstellt und nur beschnittene Mädchen als heiratsfähig infrage kommen, und das schon mit vierzehn oder fünfzehn, ist auch hier eine freie Entscheidung obsolet. Waris Dirie, internationales Fotomodell, erzählt ihre persönliche Geschichte von der Nomadentochter zum Star, aber auch von diesem blutigen Ritus, den sie als Somali am eigenen Leib schmerzlich erfahren hat, in ihrem preisgekrönten Film „Wüstenblume“. Erstmals wurde dadurch im Kino und dann im Fernsehen Einblick in diese archaischen Gepflogenheiten gewährt. Das Entsetzen über diese Praktiken noch in heutiger Zeit schaffte so große Aufmerksamkeit, dass es gelang, eine weitgehende Ächtung zu erzielen. Zahlreiche Organisationen widmen sich dem Thema und

der entsprechenden Aufklärung. Dirie wirkt seit der Beendigung ihrer Karriere als UN-Sonderbotschafterin gegen die Beschneidung und gründete eine eigene Hilfsorganisation, die „Desert Flower Foundation“. Auch die „Kindernothilfe“, „Terre des Femmes“, „Amnesty International“, „UNICEF“, sowie die WHO und die „UNEP“ (United Nations Population Fund), auch die deutsche Organisation „Target“ treten für die Abschaffung der weiblichen Genitalbeschneidung ein. Das Netzwerk „Integra“ bündelt 24 deutsche Organisationen mit dieser Zielsetzung.

UNICEF fördert besonders in Äthiopien, Mali, Sudan und dem Senegal Kampagnen dazu; das DRK bemüht sich seit 2003 hauptsächlich in Somalia um diesbezügliche Aufklärung. Voraussetzung ist, dass sich die bisherige Haltung in der gesamten Bevölkerung gegenüber diesen traditionellen Praktiken grundlegend ändert. Versuche, dieses Ritual aus europäisch tradiertem Sichtweise infrage zu stellen, werden oft als unziemliche Einmischung in die dort vorherrschende Tradition und als versuchtes Diktat westlicher Lebensweise gesehen und abgelehnt. Ein dauerhafter Erfolg kann also nur zustande kommen, wenn die politischen Entscheidungsträger und auch die religiösen Würdenträger dafür sensibilisiert werden können. Lokale Radio- und Fernsehstationen müssen medienwirksam senden, örtliche Frauengruppen gebildet und unterstützt werden. Dabei ist es wichtig, die Männer aufzuklären. Viele haben weder Ahnung von den wirklichen Ängsten und Schmerzen ihrer Frauen, noch von den biologischen Vorgängen und sind so geschockt über die erhaltenen Informationen, dass sie beschließen, ihre Töchter nicht beschneiden zu lassen.

Ein wichtiger Aspekt betrifft auch die Dorfältesten und die Beschneiderinnen. Für traditionelle Hebammen und sogenannte Praktiker ist es deshalb schwer, mit der Tradition zu brechen, da die Beschneidungen ihr Einkommen sichern. Umschulungen im Rahmen von Hilfsprojekten sollen helfen, neue Verdienstsquellen zu schaffen.

Aber nicht nur in exotischen Ländern meinte man etwas zu verbessern, indem man sich einschneidend am weiblichen Unterleib zu schaffen machte. Während des 19. Jahrhunderts und sogar bis zu den 1960er Jahren hielt man in Europa und in Nordamerika die Dektomie der Klitoris für eine Behandlungsform

„weiblicher Leiden“. Man glaubte allen Ernstes, Nervosität, Hysterie, Verwirrung, Nymphomanie, Masturbation und andere Erscheinungen weiblicher „Devianz“ dadurch zu heilen.

Heute gehören solcherart Vorstellungen gottlob der Vergangenheit an, könnte man meinen. Abgesehen von der operativen Wiederherstellung des Hymens zum Beweis der „Jungfräulichkeit“ tendenziell in Gebieten Nordafrikas und des Mittleren Ostens kommt derzeit auch hier immer mehr in Mode, dass Frauen sich die Schamlippen verkleinern lassen. In wenigen Fällen kann tatsächlich überschüssiges Gewebe beim Sitzen oder Gehen durch die Reibung zu Entzündungen und Schmerzen führen. Überwiegend jedoch ist die Idee, jetzt auch noch „da unten nicht schön genug zu sein“ die Mutter des Gedankens an eine diesbezügliche Operation. Vielleicht wäre eine Therapie bezüglich des weiblichen Selbstverständnisses und des damit verbundenen Selbstwertgefühls eine gute Empfehlung.

Männliche Genitalbeschneidung

Die Beschneidung der männlichen Genitalien ist der Anlass zu diesem Artikel und ein völlig unterschätzter Eingriff am männlichen Körper wie auch der männlichen Seele! Zudem verstößt die oft als „Kleinigkeit“ publizierte Maßnahme gegen die Gleichachtung von Mann und Frau hier zu Lasten der Männer. Das erste Mal, als ich von diesem Thema hörte, war im Religionsunterricht. Frau Katechetin Lübscher erklärte uns Kindern den 1. Januar als „Tag der Beschneidung des Herrn“. Auf die Frage, was denn da beschnitten würde, antwortete sie: „Da wird den Jungen ein kleines Stück vom Ohrfläppchen“ weggeschnitten“, worauf wir Mädchen feixten und uns freuten, durch das Geschlecht von solchen Vorgängen ausgeschlossen zu sein.

Ebenso wie bei den Frauen wird bei Männern die Beschneidung in mehrere Grade unterschieden und es gibt entsprechend variable Methoden, wie das vorgenommen werden kann. Als einzigen medizinischen Grund dafür gibt es die Vorhautverengung, die Phimose. Die oberste Regel ärztlichen Handelns formulierte der Arzt Scribonius Largus am Hof des Kaisers Tiberius Claudius als das bekannte „*Primum nil/nihil nocere!*“ (Zu allererst nicht/niemals schaden!) Der ebenfalls zu Recht hier erwähnte Eid des Hippokrates (ca.

460 bis 370 vor Christus) lautet: „*Ich werde ärztliche Verordnungen treffen zum Nutze der Kranken nach meiner Fähigkeit und meinem Urteil. Hüten aber werde ich mich davor, sie zum Schaden und in unrechter Weise anzuwenden.*“

Bei der Phimose lässt sich die Vorhaut des Penis nur wenig oder gar nicht oder nur mit Schwierigkeiten und sogar möglichen Schmerzen über die Eichel zurückziehen. Dies gilt allerdings nur dann als „pathologische“ Phimose, wenn sie etwa bis zur Einschulung des Knaben immer noch besteht, oder im späteren Lebensalter durch nachlassende Hautelastizität oder durch verletzungsbedingte Narben oder Entzündungen wieder auftritt. Von Geburt an besteht eine sogenannte Vorhautverklebung, die „physiologische“ Phimose, auch Präputialverklebung genannt, ein also völlig normaler und von der Natur klug eingerichteter Zustand, der die empfindliche Eichel vor äußeren Einflüssen schützt. Meist löst sich diese Verbindung von selbst durch natürliche Reifungsvorgänge im Alter zwischen drei und sechs Jahren. Selten kann es bis über das 17. Lebensjahr hinaus dauern, bis sich die Vorhaut komplett von der Eichel gelöst hat und ganz zurückgestreift werden kann. Die Paraphimose, auch „spanischer Kragen“ genannt, entsteht dann, wenn durch grobes oder gewaltsames Zurückziehen der verengten Vorhaut die Glans Penis eingeklemmt wird. Dadurch wird der Blutabfluss gestört und Vorhaut wie auch Eichel schwellen schmerzhaft an. Sofern sich das entstandene Ödem nicht durch Druck und vorsichtige Massage beseitigen lässt, muss umgehend der Arzt eingreifen, da die Mangelversorgung des eingeeengten, empfindlichen Gewebes zu Gangrönbildung und Verlust der Eichel führen kann. Nur in ca. 25-30% der Fälle, also dann, wenn die konservative Behandlung (vorsichtige Dehnung oder Lösung der Verklebung und Verwendung von Salbenpräparaten) gescheitert ist, muss operiert werden. Mehrere Verfahren, dabei die Vorhaut zu erhalten (!) stehen zur Verfügung. Die Präputiumsplastik erzielt dazu ein kosmetisch gutes Ergebnis und besteht in einem oder mehreren kleinen Längsschnitten (Inzisionen) und anschließender Quervernähung der Wundstellen. Man unterscheidet

- Dorsalschnitt mit transversalen Ver-schlüssen,
- Laterale Präputiumplastik,
- Triple Inzision,

die alle eine deutlich geringere Komplikationsrate, geringere Morbidität und dazu niedrigere Kosten als bei der klassischen Zirkumzision verursachen. Neben der Vorhautverengung kann auch ein verkürztes Vorhautbändchen, das „Frenulum breve“ der Grund für Schwierigkeiten beim Zurückziehen der Vorhaut sein. Die Zirkumzision ist mit einer signifikanten Komplikationsrate behaftet, je nach angewandter Methode. Zu den Folgeproblemen gehören Nachblutungen, Wundheilungsstörungen, Ödembildung und Meatusstenosen. Das spezifische Risiko partiell resezierender bzw. vorhauterhaltender Verfahren liegt in der Möglichkeit des Auftretens narbiger Rezidiv-Phimosen, die eventuelle Nachoperationen erforderlich machen können. Zu den Beschneidungstechniken, deren ausführliche Beschreibung anderweitig nachgelesen werden kann, zählt die Verwendung der Mogan-Klemme, der Plastibell-Glocke, der Tara-Klemme, des Circ-Rings, der Gomco-Klemme. Beschneidungsergebnisse unterteilt man in folgende Varianten:

- „Loose“, bei deren Technik die nach der Beschneidung verbliebene Penisschafthaut noch genügend Bewegungsspielraum hat und nicht sonderlich straff am Penis sitzt. Die Eichel liegt dennoch frei. Die Penisschafthaut wird vom Sulcus Coronarius, der Eichelhinterwand, noch zurückgehalten.
- „Low and tight“, bei der das Beschneidungsergebnis durch eine tiefe Beschneidungslinie gekennzeichnet ist. Hierbei liegt diese relativ dicht in der Nähe der Eichelhinterwand. Bei der „tight“-Variante wird die Penisschafthaut soweit zirkumzidiert, dass sie straff am Penis sitzt und in nicht erigiertem Zustand wenig Hautbeweglichkeit zeigt.
- „High and tight“, bei dieser liegt die Beschneidungslinie relativ weit weg (bis zu 4-5cm) von der Eichelhinterwand, wobei in der Regel das innere Vorhautblatt erhalten bleibt.
- Gedeckte Variante/Teilbeschneidung, bei der die Beschneidungslinie so gelegt wird, dass die verbliebene Penisschafthaut wieder über die Eichel zum Liegen kommt. Dieses Ergebnis wirkt oft sogar so, als wäre der Mann nicht beschnitten worden.

Bei der hautnahtfreien Beschneidung handelt es sich um eine Freihand-

zirkumzision, welche in gedeckter oder radikaler Form durchgeführt werden kann. Dabei kann die Beschneidungslinie individuell festgelegt werden. Im Unterschied zur konventionellen Technik wird hier zum Hautverschließen kein Fadenmaterial verwendet, sondern ein gängiger Hautkleber. Die Vorteile sind, dass weder Fadenreste gezogen werden müssen, noch Wundinfektionen und Narbenbildungen ausgelöst werden.

Auch wenn die letztbeschriebene Methode harmloser klingt, sofern sie überhaupt bei Säuglingen vorgenommen werden kann, sind die Auswirkungen erheblich und das Procedere per se daher fragwürdig. Es gibt auch extreme Formen männlicher Beschneidung, die sehr gefährlich sind, z. B. das Abziehen der gesamten Penishaut oder das Aufschlitzen der Penisunterseite. Sie kommen gottlob nur selten vor. Die Beschneidung von Säuglingen, Knaben, selten auch erwachsenen Männern ist hauptsächlich Usus in Regionen jüdischer und islamischer Prägung, aber seit etwa 150 Jahren auch in den USA. Ende der 70er Jahre lag die Quote sogar bei über 90 %, heute nur noch bei ca. 50 %, Tendenz fallend. In Ländern wie Kanada, Neuseeland, Australien und Großbritannien sind die routinemäßigen Säuglingsbeschneidungsraten inzwischen so tief gefallen, dass die Praktik dort als abgeschafft betrachtet werden kann. In Amerika werden noch pro Jahr etwa 1,3 Millionen männliche Personen beschnitten, wobei mehr als hundert daran versterben. Abgesehen von den Komplikationen wie Nachblutungen, Entzündungen, Schmerzen beim Wasserlassen bis zu drei Wochen nach dem Eingriff und Kollateralschäden in Form versehentlicher Verletzungen der Harnröhre, Narbenbildung und Verwachsungen, bis hin zur Penisamputation (mehr als tausend p. a.). Spätere Folgen sind häufig erektile Dysfunktion, Impotenz, Infertilität.

Die einzige Möglichkeit der schmerzfreien Operation ist unter Vollnarkose, was aber gerade für Säuglinge hochriskant ist. Die überwiegende Zahl der Beschneidungen an männlichen Säuglingen und Kindern wird ebenso wie bei den Mädchen meist ohne jede Narkose durchgeführt (!). Der Schmerz, der allein schon durch das gewaltsame Trennen, ja, Abreißen der Vorhaut von dem mit ihr verklebten Penis erzeugt wird, muss ungeheuerlich sein! Es ent-



spricht etwa dem Herausreißen eines Fingernagels aus dem Nagelbett (!). Die gesamte Prozedur dauert bis zu 20 Minuten, wenn die Vorhaut längs abgeklemmt wird, dann eingeschnitten, rundherum mehrere Minuten lang gequetscht und schließlich per Skalpell entfernt wird. Das Ablutschen eines in Wein getauchten Fingers, wie es bei Juden häufig praktiziert wird, ist de facto obsolet, denn sowohl das Schmerzempfinden als auch das Schmerzgedächtnis eines Babys sind sehr stark ausgeprägt, was auch daran liegt, dass ein neugeborenes Wesen mit allen Sinnen noch komplett offen ist. Die Vorstellung, so jung erfahrene Erlebnisse würden einfach vergessen, kann nur als völlig naiv bezeichnet werden. Psychologen wissen, dass lediglich eine Verdrängung ins Unterbewusste stattfinden kann, was mitnichten mit einer Erledigung, Lösung gleichzusetzen ist. Im Gegenteil! Therapeuten mühen sich später am meisten mit den abgeschobenen Gefühlen, die sich sehr subtil erst recht auswirken, solange sie unbewusst bleiben. Um das Ausmaß der Konsequenzen einer Beschneidung ermessen zu können, ist das Augenmerk auf die biologischen Funktionen der Vorhaut unerlässlich. Es handelt sich dabei nämlich absolut nicht nur um eine Marginalie, ein „unbedeutendes Stückchen Haut“, wie von offenkundig Unwissenden gern behauptet wird. Die Vorhaut ist keine Fehlbildung wie die Abnormalie eines 6. Fingers oder einer 6. Zehe. Sie erfüllt als wesentliche

Aufgabe eine Schutzfunktion für die Eichel und die Harnröhrenöffnung vor Reibung und Austrocknung. Sie ist keineswegs nur eine Verlängerung der Penisschafthaut, sondern hat eine weit aus komplexere Struktur als diese. Sie ist ein eigenständiges Organ, welches aktiv das Smegma produziert, das die Eichel feucht hält und sie nährt. Smegma dient als Gleitmittel beim Geschlechtsverkehr und wirkt antibakteriell. Die Vorhaut hat den höchsten Grad an Innervation (70 Meter Nerven) mit sehr viel sensorischem Gewebe. Studien zeigen, dass sie die empfindsamste Stelle des männlichen Körpers überhaupt ist. Dieser Bereich besitzt dieselben spezialisierten Nervenenden wie die Fingerkuppen, Lippen und Augenlider, sogenannte „Tastkörperchen“, nur in einer 10-fachen Dichte! Wer also Männern dieses wesentliche Organ zur Eichelversorgung nimmt, beraubt sie auch der feinsten sexuell stimulierbaren Region, welche mit 20 000 Nervenenden die Anzahl von 8000 dieser Nervenenden in der weiblichen Klitoris bei weitem übertrifft! Insofern ist die Beschneidung von Männern sogar noch schlimmer als bei den Frauen, zumindest bei denen, die in der Klasse Typ I beschnitten worden sind! Hinzu kommt, dass der gesamte Körper der Frau eine quasi erogone Zone ist, wogegen sich das männliche Interesse vorwiegend auf den (gesamten) Penis konzentriert. Durch die Abtrennung weiblicher wie männlicher Vorhäute wird ein ursprünglich als inneres Organ konzipierter Teil in ein äußeres verkehrt. Zunächst nach der Operation gegenüber Berührungen hyperempfindlich wird dieser Bereich oft durch Kleidung wundgerieben. Ohne Vorhaut keratinisiert (verleudet) die Eichel, trocknet aus und entwickelt als Schutzschicht eine dickere Haut. Das im Laufe der Zeit vernarbte Gewebe wird zäher und führt zu deutlich verringerter Sensitivität. Ein guter Vergleich wäre ein Auge mit fehlendem Lid. Die Amputation der Vorhaut beschneidet den Mann um 50 bis 90% seines sexuell möglichen Genusses. Laut Prof. Ken McGrath ist diese Tatsache seit Jahrhunderten bekannt, wird aber gerne verschwiegen. Die als Vorteil angeführte Behauptung, er würde als Beschnittener die Erektion länger durchhalten können, entpuppt sich dementsprechend als Farce. Männer, die sich erst in dem Alter beschneiden ließen, als sie schon sexuelle Erfahrungen gemacht hatten,

berichten überwiegend von einem deutlichen Verlust an Vergnügen. „Wo ich früher eine Skala von 1 bis 10 als Maßeinheit für guten Sex hatte, erreiche ich seit meiner Beschneidung, wenn es gut läuft, gerade mal eine 3!“ Auch der Orgasmus als solcher wird als viel weniger intensiv empfunden. Paare, bei denen der Mann beschnitten ist, klagten auch über merklichen Sekretverlust während des Beischlafs mit höherer Reibung und dadurch bedingten Schmerzen. Was an Lubrication vor der Beschneidung des Mannes von beiden Sexualpartnern beigetragen werden konnte, obliegt nun allein den Bartholinischen Drüsen in der Vagina der Frau, exakt umgekehrt zum Fall der beschnittenen Frau, deren Feuchtigkeitsbildung dadurch oft minimiert bis eliminiert wurde, sodass ihr unbeschnittener Partner mithilfe seiner Vorhaut die nötige Befeuchtung zum Gleiten erzeugen muss. Sofern allerdings beide beschnitten sein sollten, wird's im wahrsten Sinn des Wortes „eng“. Beim älteren Mann ergeben sich häufig Erektionsschwierigkeiten, da die Reizrezeptoren der Eichel und der Vorhaut ja fehlen und die weiter fortgeschrittene Verlederung der Eichel die Stimulation immer mühseliger machen. In Anbetracht dieser Fakten, zu denen es zahlreiche Studien gibt, wird klar, warum so sehr daran festgehalten wird, jede Art von Beschneidung möglichst im Kindesalter vorzunehmen und explizit vor der Geschlechtsreife. Nur, wenn kein Vergleich zu den von der Natur geschaffenen Genitalien und seinen Möglichkeiten angestellt werden kann, ist die Mär von der behaupteten Verbesserung aufrecht zu erhalten. Ethisch betrachtet ist dieser Raub am Empfindungsspektrum ein folgenreicher, ungeheuerlicher, entwürdigender und anmaßender Akt! In Italien gab es früher einen musikalischen Grund für eine Variante der Beschneidung: Die Kastration. Das Entfernen der Hoden führte zu deutlicher Reifeverzögerung, Verringerung der Testosteronbildung und verhinderte so, dass die Stimme tief und männlich wurde. Als Ergebnis konnten die Kastraten eigentlich für Frauen komponierte Höhenlagen erreichen und dies mit einem besonderen Farbklang. Reihenweise fielen die Frauen in Ohnmacht, wenn der wohl berühmteste von ihnen die Opernbesucher mit seinem Gesang verzückte: Farinelli.

Das zahlenmäßig vorkommende

Verhältnis von männlicher zu weiblicher Beschneidung steht 6:1. Schon deshalb ist die Anerkennung der männlichen Beschneidung als ebenso gravierend und verheerend wie die weibliche, längst überfällig! Ein Streit über graduelle Unterschiede, was im Detail schlimmer sei, erübrigt sich durch das Begreifen der Fakten und kann nur zu einer Ablehnung jeglicher derartiger Verstümmelungen führen. Und die gebetsmühlenartig betonte Pro-Argumentation der Hygiene muss eigentlich GEGEN die Beschneidung angewendet werden. Einmal darum, weil ebenso wie bei den Mädchen die Beschneidungen der Buben zumeist unter sehr unhygienischen Umständen mit ähnlichen, höchst fragwürdigen, schmutzigen Gerätschaften vorgenommen werden. Und dann, weil selbst unter den hyperhygienischen Krankenhäusern in unseren Breitengraden in 50 % aller Fälle Komplikationen auftreten. Dazu zählen Infektionen (in ca. 10 % der Fälle), Geschwüre (in ca. 30 % der Fälle), Meatusstenosen (Harnröhrenverengungen/-Verschlüsse in ca. 30 % der Fälle), und gelegentliche Gangrän (Abfaulen) der Eichel, des gesamten Penis, des Hodensacks, oder des Perineums. Maximilian Stehr, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Kinderurologie der Deutschen Gesellschaft für Kinderchirurgie, stellt dazu fest: *„Wir reden hier nicht über einen läppischen Eingriff! Untersuchungen zeigen, dass es bei jedem fünften Säugling nach der Operation Probleme gibt. Sie sind zum Teil so schwerwiegend, dass noch einmal operiert werden muss. Es gibt Nachblutungen, Narben, häufig später eine Verengung der Harnröhrenöffnung, und sogar teilweise Amputationen des Gliedes habe ich gesehen. Abgesehen davon dürfen wir mögliche Auswirkungen auf die Sexualität nicht außer Acht lassen, über die uns immer wieder von Betroffenen berichtet wird.“*

Die Pflege und Hygiene am Körper selbst kann in unseren Gefilden mühelos erreicht werden, Wasser und Seife sind Männern wie Frauen zugänglich. Man kann auch nicht behaupten, dass Frauen grundsätzlich sauberer seien als Männer. Weder ist der weibliche Schoß immer die Grotte des himmlischen Rosenduftes, noch das Gemächt des Mannes stets ungewaschenes Gehänge.

Im Vergleich der weiblichen und der männlichen Beschneidung ist festzustellen, dass fast alle Argumente für beide gleichermaßen gelten. Die Absicht, die

dahintersteht, ist die Modifizierung der kindlichen Sexualorgane. Im Eigentlichen geht es um die Beschneidung der natürlichen Entwicklung in der Ganzheit des unversehrten Körpers. Mit entsprechenden Folgen für die Seele. Bei allen Varianten an Eingriffen in die zumeist noch kindlichen Körper geht es um die Ausübung der Kontrolle und die Erhaltung der Macht.

Das Hauptaugenmerk im Visier der Befürworter liegt immer auf der SEXUALITÄT.

Die Sexualität ist die stärkste Kraft im Menschen, da sie gleichzeitig sowohl Vitalität, als auch der Überlebenstrieb schlechthin ist. Sexualität ist die höchste Form der Kreativität, da sie in der Lage ist, neues Leben zu erschaffen. Und sie bestimmt einen Hauptteil des persönlichen Selbstverständnisses. Jemanden in seiner Sexualität zu kujonieren, zu reduzieren und zu behindern, ist eines der ältesten Dominanzgebaren, bei dem sich lediglich die Erscheinungsform gelegentlich wandelt. Möglicherweise ist es sogar eine Angst vor der eigenen Potenz, welche die Menschen dazu veranlasst, in allen Kulturen und durch alle Zeiten hindurch bis heute Reglementierungen für die Sexualität zu erstellen. Was deutlich erkennbar ist und ansatzweise in den Talkshows zum Thema auch genannt wurde, ist die generelle Absicht, durch Beschneidungen grundsätzlich die Sexualität zu beherrschen, zu verringern bis auszumerzen und insbesondere der Onanie/Masturbation vorzubeugen bzw. diese einzuschränken. Die wilde Kraft, die sich Bahn brechen könnte, soll in ihrer Unberechenbarkeit gezähmt werden. Sie soll vorwiegend zur Zeugung der Nachkommenschaft verwendet werden, nicht aber zu individueller Freude und Selbstbestimmung. Manche Beschneider säbeln so viel Vorhaut weg, dass der Penis im erigierten Zustand so gestrafft ist, dass Selbstbefriedigung nicht mehr möglich ist, es sei denn, der Mann verwendet Flüssiglotionen. Bei manchen Männern ist deswegen sogar der Geschlechtsverkehr nur unter Schmerzen möglich. Als bestimmende Kontrollinstanz fungieren gerne die Religionen. Eine Nebenerscheinung zum Aspekt der Macht ist das meistens damit verbundene Thema Geld.

Fortsetzung im nächsten Heft!

Zur (nächsten) Exkursion des EFODON e. V. in das Kulturgebiet Lichtenstein/Unterfranken

Dipl. oec. Elke Moll

In der Oktober-Ausgabe des Jahres 2012 berichteten *Gernot L. Geise* und *Ferdinand W. O. Koch* über ihre Exkursion in die Region Hassberge in Unterfranken (1). Am Ende dieses Berichtes äußern die Autoren ihre Erwartung, dass die Teilnehmer der Exkursion diese Orte noch einmal besuchen würden. Ich teile diese Hoffnung, zumal über den frühgeschichtlichen Kultbezirk Lichtenstein und seine Umgebung einschlägige Literatur vorhanden ist, die vor dem Besuch der Region Hassberge zu konsultieren ungemein aufschlussreich ist.

1. Das Kultgebiet Lichtenstein

Es handelt sich zunächst und vor allem um das Buch von *Walther Machalet* (2).

Es gibt Gründe dafür, dass ich in meinen letzten Beiträgen das Werk des Laienforschers Machalet herausstelle. Sein Buch über den Lichtenstein halte ich für sein bestes und mit dieser Meinung stehe ich nicht alleine da.

Das umfangreiche Werk enthält die Entdeckungsgeschichte des Kultgebietes Lichtenstein-Altenstein im Allgemeinen und des Lichtensteins bei Ebern in Unterfranken im Besonderen. Machalet berichtet von seiner Entdeckung des Lichtensteins. Die uralte Burg Lichtenstein in Nordosten Unterfrankens liegt auf der EC-Linie des in die Ebene projizierten Dreiecks EGC E (Externsteine) – C (Cheopspyramide) – G (Vermessungspunkt westlich von Ghadames (Libyen)) (3). Zu dieser auch für die Externsteine grundlegenden alteuropäischen Vermessungslinie habe ich mich vor Kurzem in einem Beitrag in dieser Zeitschrift geäußert (4). Machalet (5) beschreibt im Einzelnen die Fundobjekte im Kultgebiet Lichtenstein und ihre kultischen Attribute. Der Reiz der Beschreibung von Machalet liegt nicht nur in der Vollständigkeit der von ihm erwähnten Objekte. Er konnte vielmehr seinerzeit (1969) noch frei forschen. Das gesamte Gelände am und um den Lichtenstein war seiner

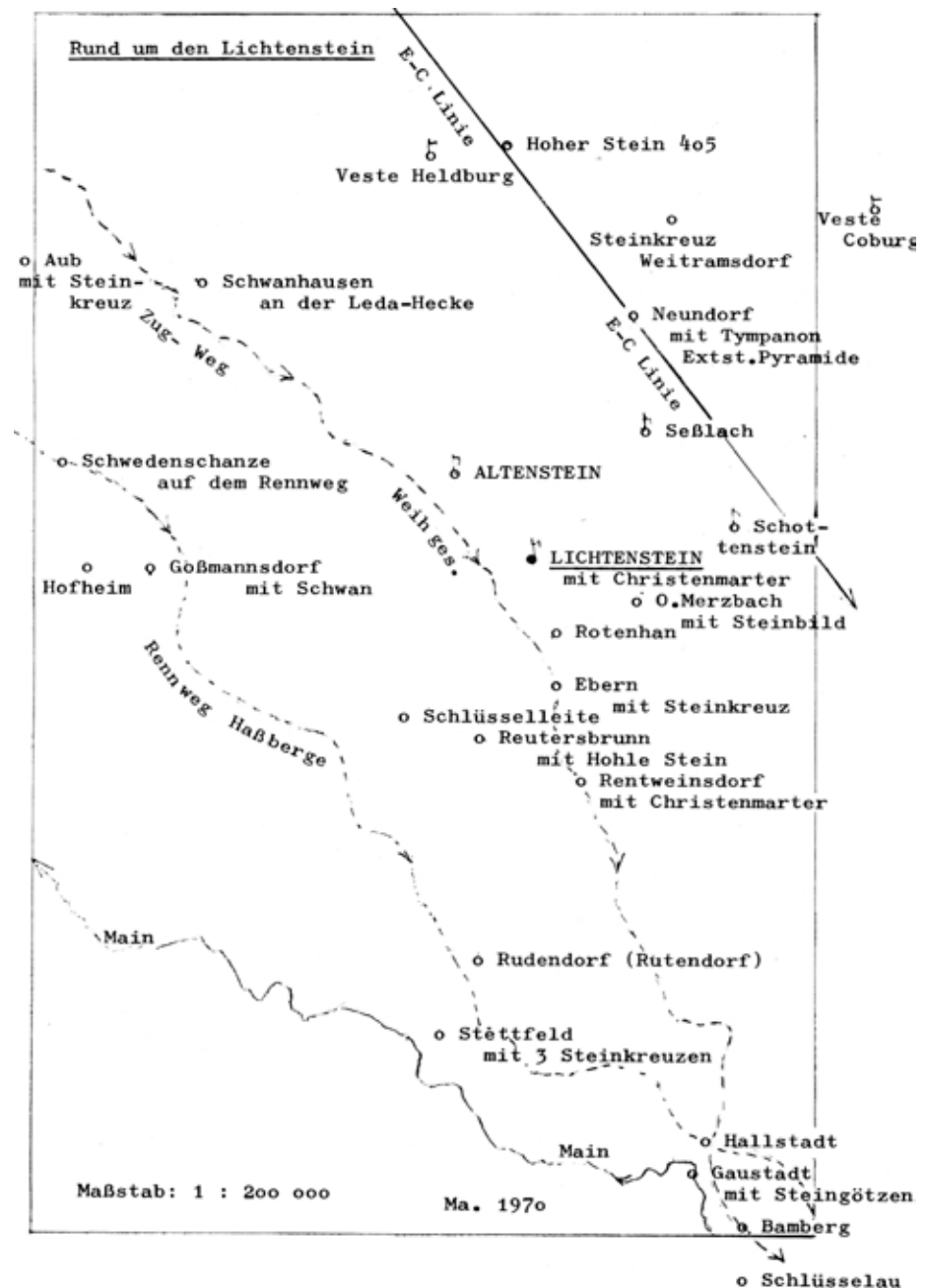


Abbildung 1: Das Kultgebiet Lichtenstein (Quelle: Machalet, *Lichtenstein*, S. 23)

Forschung zugänglich. Das ist heute leider nicht mehr der Fall.

2. Die Ruine Rotenhan bei Ebern

Wichtige Informationen insbesondere zur Ruine Rotenhan verdanken wir ferner dem fränkischen Forscher *Oswald Tränkenschuh*. Sie enthalten allerneueste Erkenntnisse zur alteuro-

päischen Vor- und Frühgeschichte. Die Anlage Rotenhan war eine hochdifferenzierte mathematisch-astronomische Umrechnungsstelle der Erdvermessung Alteuropas.

a. Der Männerfelsen

Der erste Hinweis findet sich bereits in dem Grundwerk von Tränkenschuh,

der Scheibe von Nebra (6). Dort beschreibt er die Kreise auf dem „Männerfelsen“.

Der Männerfelsen ist einer von fünf mächtigen Felsblöcken an der Straße von Eyrichshof nach Gereuth. Die Anlage ist wie ein geomantisches Wunderwerk in die massiven Felsen hineingearbeitet. Sie enthalten zahlreiche Heilplätze, -nischen und -sitze. Von Menschenhand sind nicht nur diese helfenden „Orte der Kraft“ in Langschlagtechnik in den Stein gehauen. Wir finden auch zahlreiche Nachweise über die Vermessung der Erde nach den Grundsätzen der alteuropäischen Vermessungskunde: nach der Methode mit den π -Rollen, Winkeln, Kulturationslinien und Planetenmaßen.

Die Ruine Rotenhan liegt auf der nördlichen Breite $50^{\circ} 6' 59,98''$. Die Länge eines Schattenstabes einer Maßgröße 1 (z. B. 1 m) beträgt an den Tagen der Tag-und-Nacht-Gleichen um 12 Uhr mittags 1,119669 m. Das ist das „wahre Ortsmaß“ oder die „Ortseinheit“ (OE) des Rotenhans, aus der sich ohne weiteres (7) die geografische Breite des Vermessungspunktes ergibt. Diese Größe taucht mehrfach in den Maßen der Bänke und der Höhe der Stufen des Männerfelsens auf (siehe Abbildung 2).

Auf der Oberfläche des Männerfelsens sind zwei Kreise eingeritzt. Beide haben denselben Durchmesser von je 48,5 cm. Der eine von ihnen scheint sehr viel älter, verwitterter und abgenutzter zu sein, als der andere. Der vermutlich jüngere Kreis besteht aus einem konzentrischen Doppelkreis. Der Durchmesser des kleineren Innenkreises beträgt 35,5 bis 35,6 cm. Die in dem Kreisring zwischen dem Außen- und dem Innenkreis rundum eingemeißelten „Schriftzeichen“ sind bisher nicht entschlüsselt.

Bei einem Kreisdurchmesser jeder der beiden Kreise von 48,5 cm beträgt die Fläche beider Kreise $3.694,90 \text{ cm}^2$. In die Ortseinheit (OE) umgerechnet ergibt die Fläche beider Kreise $3.087,59 \text{ OE}^2$. Das ist in der Maßeinheit Kilometer genau die Entfernung von der Cheopspyramide zu den Externsteinen.

b. Die Gibor-Rune am kosmischen Felsen (8)

Diese uralte Rune (Abbildung 4) hat eine Höhe von ungefähr 63 cm.

$(2: \pi) = 63,65$ ist die Hälfte des Machalettschen Urmaßes $(4: \pi) =$

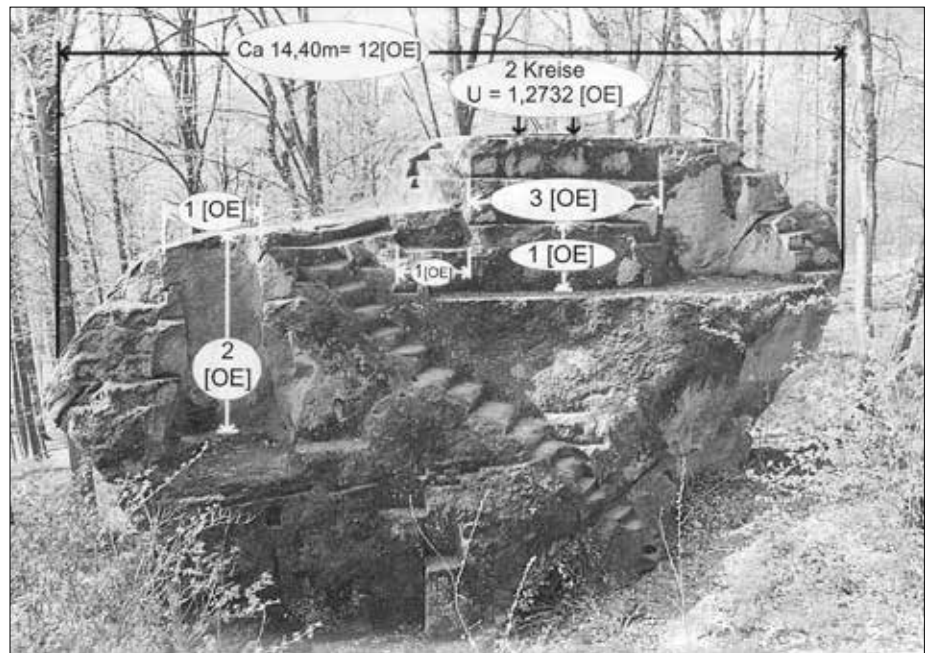


Abbildung 2: Der Männerfelsen der Ruine Rotenhan (Foto und Zeichnung O. Tränkenschuh).



Abbildung 3: Zwei Kreise am Männerfelsen der Ruine Rotenhan (Foto und Zeichnung O. Tränkenschuh).

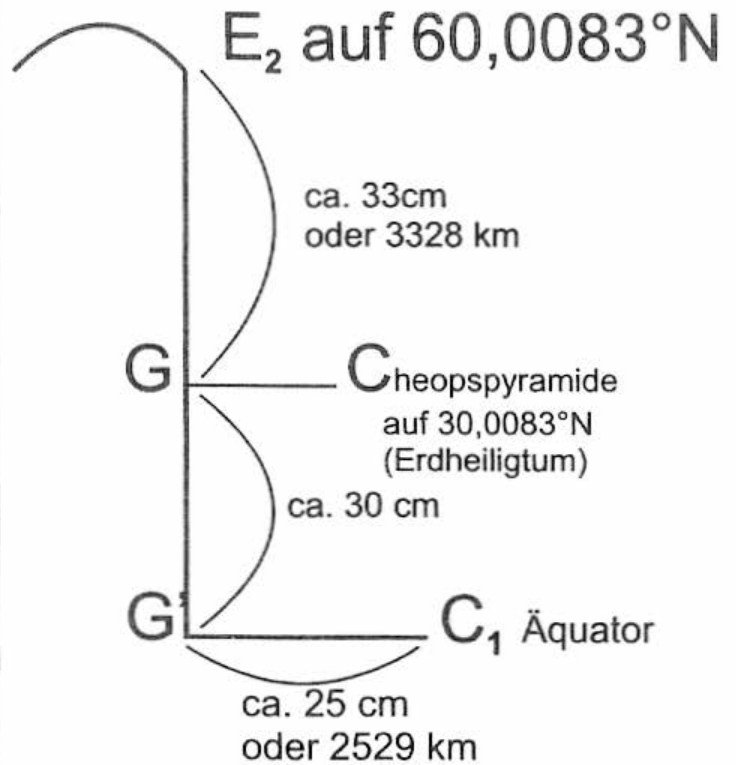
$1,2732$. Die Ritzungen der Rune scheinen in ihren Ausmaßen das Schema der Vermessung der Erde vom 60° Breitengrad zum 30° Breitengrad und weiter bis zum Äquator wiederzugeben. Die Rune ist in einer sehr alten Schlagtechnik lediglich gepunzt, nicht gemeißelt. Wegen der Vermessung von 60° N wurde sie vor dem 1. Ruck der Erde eingeschlagen; vermutlich in der Zeit um -6000 bis -5000 .

c. Burg und Kultgebiet Lichtenstein/Unterfranken

Die jüngste Bezugnahme Tränken-

schuhs auf die Burg und das Kulturgebiet Lichtenstein findet sich im jüngsten Ergänzungsheft VI (9). Dort gibt es bis heute nachmessbar vier Spuren, die zur frühgeschichtlichen Vermessung Alteuropas führen:

- das Mühlespiel auf dem Teufelsstein unterhalb der Burg im Wald,
- das Wappen der ausgestorbenen Adelsfamilie derer von Lichtenstein (Abbildung 5),
- eine „blätterförmige“ Einarbeitung in einem waagrecht liegenden Stein im Raum der ehemaligen



Gibor-Rune am kosmischen Felsen am Rotenhan bei Ebern; Unterfranken, Bayern

Abbildung 4

Burgkapelle, erbaut auf den Grundmauern der älteren Heidenkapelle (Abbildung 6),

- die Lage und die Form des ehemaligen Bergfriedes in der Nordburg.

Die mathematische und geodätische Bedeutung dieser vier Spuren hat Tränkschuh im Einzelnen erläutert.

d. Freiherr Sebastian von Rotenhan

Walther Machalett, mit den Rotenhan entfernt verwandt, hatte, als er am Lichtenstein forschte, das Wohlwollen der damaligen Eigentümerin von Burg Lichtenstein, Freifrau *Johanna von Rotenhan*, besessen (9). Zu dieser Zeit konnte noch frei geforscht werden. Machalett hatte die Gunst der Stunde genutzt, und seine Funde waren aufsehenerregend. Der Rückfall der Burg Lichtenstein an die Eyrichshofer Linie der Rotenhan änderte die Ausgangslage. Der Ur-Franke Freiherr Sebastian



Abbildung 5: Das Wappen der ausgestorbenen Adelsfamilie derer von Lichtenstein.

von Rotenhan ist Nachfahre eines älteren Sebastian von Rotenhan. Dieser verteidigte im Bauernkrieg (1525) erfolgreich die Feste Würzburg gegen die „aufständischen“ Bauern.

Von ähnlichem Schrot und Korn ist der (evangelische) Sebastian der Jüngere. Zehn Jahre lang war er Mitglied des Bayerischen Landtages: ein ständiger Kritiker Edmund Stoibers. Eine deutsche Tageszeitung schrieb über den nicht-konformistischen Freiherrn einen Leitartikel mit der Überschrift: „Er kommt und geht, wann er will!“

Sebastian von Rotenhan ist ein selbstständiger Denker und ein unabhängiger dazu. Er vertritt als konservativer Eigentümer eine Haltung, die, so denke ich, zu respektieren ist. Zu respektieren als Meinung eines verdienten Franks. Die Erforschung der Frühgeschichte des Kultbezirks Lichtenstein behindern kann er nicht ernstlich. Mehr als ein Hausverbot für Andersdenkende steht dem

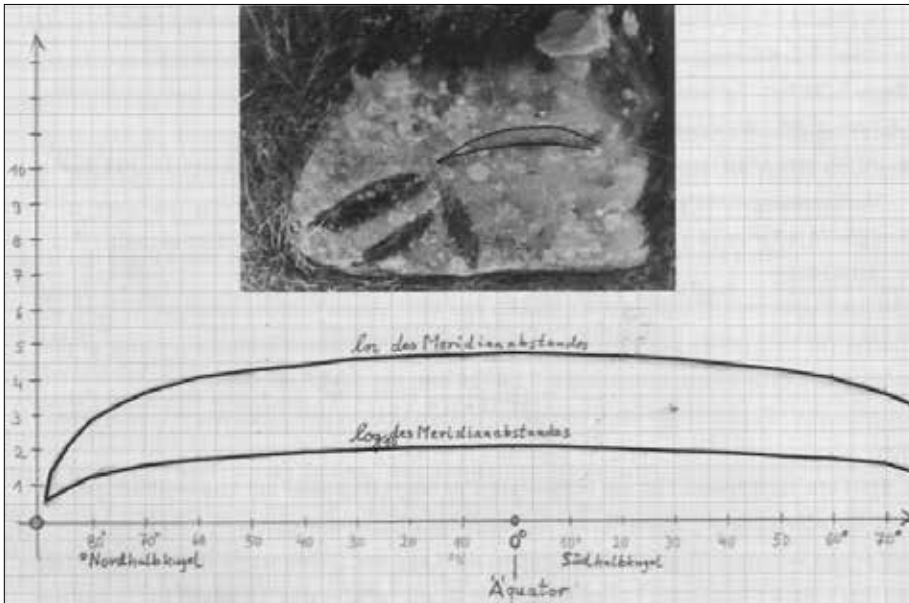


Abbildung 6

Freiherrn, falls er noch lebt, als Mittel zur Behinderung der frühgeschichtlichen Forschung nicht zur Verfügung.

Oswald Tränkenschuh war übrigens einer der Ersten, den der Freiherr mit einem Besuchsverbot der Ruine Rotenhan belegte.

Schwieriger aus dem Wege zu räumen (dieser Ausdruck ist als Metapher gedacht) sind Typen wie der (einstige?) Landschaftspfleger *Joachim Zeune* (10). Der Titel seines Beitrages: „Esoterikvandalismus. Burgenspechte, Wühlmäuse, Mauerläufer – Kultplatzfanatiker, Heilfelsenpilger und Satansanbeter“ bedarf keines Kommentars. In dieser Überschrift ballen sich alle Vorurteile des weltanschaulich auf das 19. Jahrhundert Programmierten gegen neue Erkenntnismethoden zur Entschlüsselung der Geschichte Alteuropas zusammen. Diese Leute sind unsere wahren Gegner, von der Maas bis an die Memel.

4. Nachwort

Warum ich diesen Beitrag geschrieben habe? Um die desolante Verfassung der Laienforschung im Bereich der Geschichte Alteuropas zu beschreiben. Diese besteht – in unserem Fall – in jeder fehlenden kommunikativen Vernetzung. Woher sollen unsere Freunde vom EFODON e. V. wissen, dass die Forschungsgruppe Externsteine-Kultur, dass die fränkischen Freunde um Oswald Tränkenschuh den Kultraum Lichtenstein seit Jahrzehnten mehr oder weniger umfassend „erlesen“ und bereist haben? Die Tätigkeit der Gruppen der Laienforscher untereinander ist nicht transparent,

am weitesten ist der EFODON e. V. Aber das ist ein schwacher Trost: Die Lösung einer verbesserten Kommunikation der Laienforschung untereinander ist nicht in Sicht. Und die Träger des Wissens werden immer älter! Dass sie immer klüger werden, tröstet wenig.

Anmerkungen

1. Gernot L. Geise und Ferdinand W. O. Koch, Die EFODON-Exkursion in die Region Hassberge (Unterfranken), SYNESIS-Magazin Nr. 5/2012, S. 19.
2. Walther Machalett, Die Externsteine. 5. Lichtenstein. Hallonen Maschen 1070
3. a.a.O., S. 33 f.
4. Elke Moll, Spuren der Machalettischen EC-Linie zwischen Externsteinen und Cheopspyramide, SYNESIS-Magazin Nr. 5/2012; für die vielen Fehler entschuldige ich mich. Ein technisch unerfahrener älterer Mitarbeiter übersandte an den Verlag statt den sich auf dem USB-Stick befindlichen korrigierten Text den Urtext, der sich auf meiner Festplatte befand. Die Gefahrenquelle ist erkannt.
5. (Fn. 2) S. 125 ff.
6. Oswald Tränkenschuh, Die Scheibe von Nebra, Mandragora Königsgberg/Franken 2006, S. 174 ff.
7. Tränkenschuh, a. a. O., S. 52
8. Oswald Tränkenschuh, Ergänzungsheft III, Mandragora Königsgberg/Franken (2006) S. 22
9. Oswald Tränkenschuh, Geometrie der Altsteinzeit – Eiszeitliche Vermessungsmodelle, Mandragora Königsgberg/Franken 2009, S. 33 und 40 ff.
10. Machalett (Fn. 2) S. 76 ff.
11. Joachim Zeune, Schöner Heimat. Vierteljahresschrift des Bayerischen Landesvereins für Heimatpflege, 1995.



Abbildung 7: Sebastian Freiherr von Rotenhan (Quelle Spiegel online).

Thema Frühgeschichte

Heilige Höhen im nördlichen Stromberg

Jochen Herzog

Schlössle, Baiselsberg, Teufelsberg

Auf der Suche nach neuen megalithischen Bauwerken besuchten Mitglieder der IG Pyramide Sternenfels und der Cairn Forschungsgesellschaft auffällige Hügel in der Nähe des Baiselsbergs zwischen den Ortschaften Spielberg und Hohenhaslach im nördlichen Stromberg (Abb. 1).

Die Namensgebungen der Flurstücke und Berge im Umkreis lieferten den Anstoß zur genaueren Untersuchung der Gegend um den Baiselsberg.

Ein Hausberg? Das Schlössle am Baiselsberg

Der Hügel liegt vor dem Baiselsberg und ist als Schlössle in der Karte vermerkt (Abb. 2).

Er sieht aus wie ein künstlich erschaffenes, gestuftes Bergheiligtum, jedoch im Vergleich zu den Megalithanlagen im Kraichgau recht klein gehalten. Umgeben ist der Hügel



Abb. 1: Schlössle, Ansicht Richtung Baiselsberg.

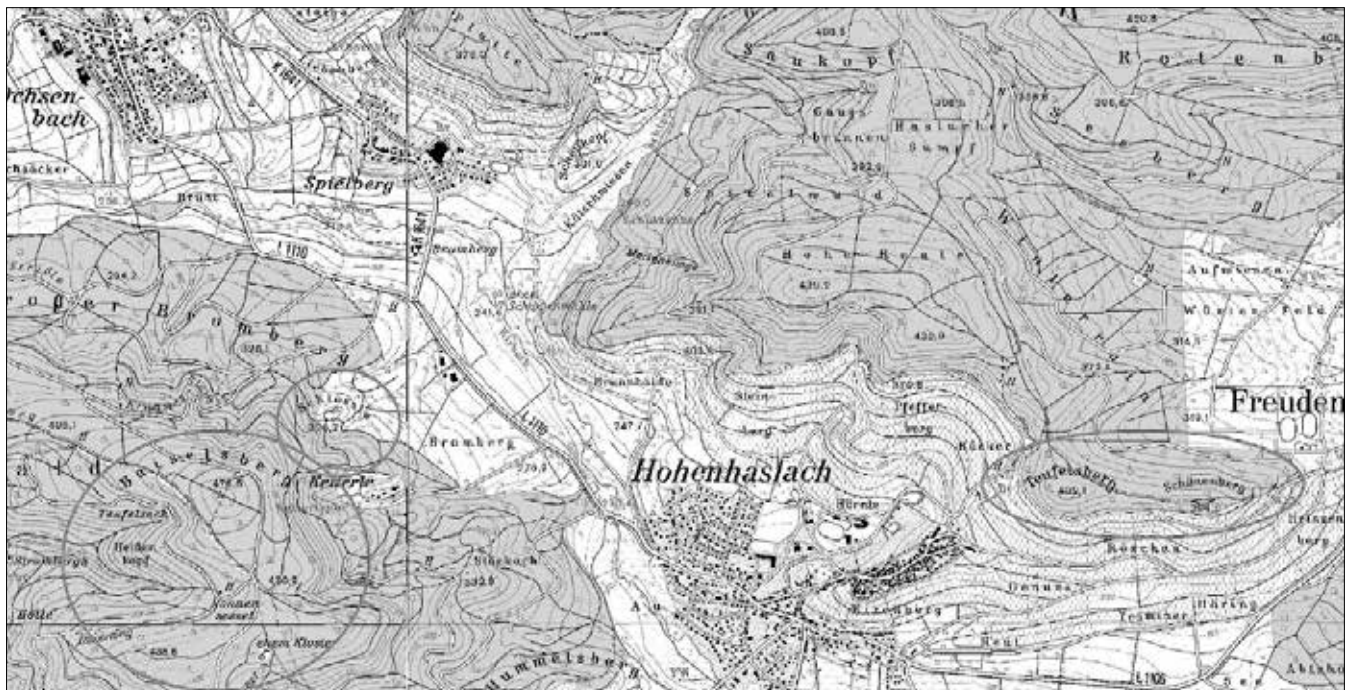


Abb. 2: Karte Exkursionsgebiet.

„Schlössle“ von einem Wallgraben, der um das Monument führt. Auch macht das gestufte Monument den Eindruck, dass es unterirdische Gänge und Kammern aufweisen könnte.

In den Sagen rund um den Kraichgau gibt es viele Erwähnungen von versunkenen Schlössern, unterirdischen Wohnstätten und verborgenen Gängen. Im süddeutschen Raum waren im letzten Jahrhundert noch alte Kinderlieder bekannt, die auf das Wirken dreier Jungfrauen (Nornen) in versunkenen Schlössern hinweisen. Auf einigen Bergen stand auch ehemals ein Turm, in dem eine Ratsfrau, Norne, Matrone, Valas, Völvas auch weiße Frau genannt, in den unterirdischen Gemäuern des Turms hauste.

Veleda und Vala waren solche weise Frauen, sie haben auf Wallburgen und Mondverehrungsstätten gewohnt, und zwar in Türmen, sogenannten Burgen, wie es aus unzähligen Sagen zu entnehmen ist.

Die Silbe Val und Vel erklärt *Hans Chr. Scholl* in seinem Buch „Die drei Ewigen“ als runde Mondscheibe, wonach die Mondmutter auch Wilbete genannt wurde. Darauf mögen auch die drei ewigen Mütter, die drei Beten, zurückgehen, die als Mütterdreiheit von Sonne, Mond, Erde (der alten Dreifaltigkeit) in unserer Landschaft nachgewiesen sind.

In der Mythologie der Edda sind die Walküren die Nachfolgerinnen der Nornen. Als die Ansiedlung der Asengeschlechter noch klein war, da wohnten drei Nornen Urd = das Gewordene, Verdandi = das werdende und Skuld = das zukünftige an der heiligen Urdquelle.

Sie hatten nach uralter Gepflogenheit der Asen das auf den Gipfeln des Berges brennende Feuer zu unterhalten, Kranke zu pflegen, Helferinnen und Beraterinnen der Frauen bei Geburten zu sein und bei Krankheiten weisen Rat zu erteilen.

Sie übten auch den uralten heiligen Brauch der Taufe, wie „die weisen Frauen“ auf uralten deutschen Kultstätten in Deutschland vor dem Eindringen des Christentums. In der Steinzeit wohnten Sie auf heiligen Bergen und in Wohngruben, wo es möglich war, auch neben einer heiligen Quelle wie am Ipf bei Nördlingen.

Von dem Wortstamm Vil, Vel, Val leiten sich alle Weiler und Bil, Bei, Beil und Wallfahrtstätten ab, auch der Zeitbegriff eine Weile und die Zeitberechnung nach Monden hat hier Ihre Verwandtschaft.

In Westfalen wurden die Orte der



Abb. 3: Heiliger Berg, Tegernsee.



Abb. 4: Hausberg von Stronegg in Niederösterreich.



Abb. 5: Heiliger Berg, Hausburg (Niederösterreich).

wissenden Frauen mit Isen benannt, worauf die vielen -Isen-Orte zurückgehen. In Schweden hießen sie Disen. Der Name ist im Gotischen erhalten als *filudeisi* (*filudisi* gesprochen) d. h. „viel wissend“.

Die weißen Frauen wurden nicht nur wegen ihres Wissens vom Volk verehrt, sie besaßen auch die Rechtshoheit und trafen politische Entscheidungen. So führte Valeda als Abgeordnete Verhandlungen mit den Römern.

Zu christlichen Zeiten war dies jedoch strengstens untersagt. Da ein großer Teil der Bevölkerung der alten Verehrung und Liebe den weißen Frauen anhing, wurde der Kult nur noch nachts gelebt, da sich die Frauen am Tage nicht mehr sehen lassen konnten.

Daher auch die Bezeichnung Nachtfahren und Nachtfrauen. Wir hatten von alters her in unserem Land eine Mütterordnung, in der unverheiratete Mädchen auch *Famnas* genannt, *Burgmädchen* oder *Mägde* für die Betreuung des Volkes auserwählt und ausgebildet wurden. Diese Tatsache setzt einen Bildungsweg voraus und auch die entsprechenden Bildungsstätten, nämlich die *Burgen*; wir sagen heute *Hochschulen* dazu. Mit dem Wort *Bildung* fällt die Silbe *Bil* auf, die „Mond“ bedeutet und damit ein sprachlicher Hinweis auf die Mondbezogenheit ist.

Eine Abbildung auf einer Bronzemünze, die an den Externsteinen gefunden, und - wie nicht anders zu erwarten - heute nicht mehr auffindbar ist, zeigte eine solche Frau. Sie war von einem Sichelmond eingerahmt, und eine kleine Mondsichel zierte ihren Kopf.

War der Hügel am Baiselsberg im Naturpark Stromberg einst eine Kultanlage? Weist das Monument eine alte Sonnen- oder Mondbezogenheit auf, oder diente es sogar als Kalender?

Die heiligen Versammlungsplätze der Ahnen waren alle nach demselben Muster angelegt und bestanden in der Regel aus kreisförmigen oder elliptischen Ringwällen oder Stufen. Sie hingen jedoch im Vergleich mit den Bauten der Mondbezogenen Frauen aufs Innigste mit der Verehrung der Sonne zusammen.

Im sonnigen Süden, wo man die Wohltat der Sonne nicht so zu schätzen wusste, ging die runde Form allmählich in die eckige über und es entstanden die eckigen Stufenberge und Pyramiden.

Diese heiligen Höhen, auch *Volkskirchen* genannt, waren künstlich geschaffene Hügel oder auch *Naturhügel* oder *Berge*, oben abgeflacht und meist mit



Abb. 6: Schlösle am Baiselsberg.



Abb. 7: Heiliger Hausberg Geiselberg, Marchfeldviertel.



Abb. 8: Schlösle, Ansicht vom Hang des Baiselsbergs. Man beachte den spiralförmigen Wallgraben.

drei Ringwällen, die oft schraubenförmig nach oben gingen, versehen (Abb. 3-9)

Diese Ringwälle stellten den Verlauf der Sonne dar. Man nannte sie und man nennt sie heute noch in Skandinavien *Trojaburgen* oder *Trollburgen* (eine Stadt in Schweden heißt *Trelleborg*) oder *Babylon* = *Burg des Vaters* (v. *Papas* = *Vater*), in Deutschland auch *Wallburgen*. Sie dienten in Zeiten der Not bei feindlichen Einfällen auch als *Zuflucht*

und *Verteidigungsstätte*. Solche *Wallburgen* finden sich in Deutschland noch in *Mengen*.

„*Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen* (*Wallburgen, Sonnenburgen, Höhen, Trojaburgen*) *von welchen mir Hilfe kommt*“ *Psalm 121-1*.

Eine ganze Reihe von *Psalmisten* spricht von diesen heiligen Bergen und Stätten sowie den auf ihnen errichteten Häusern, Höfen und Tempeln. Diese

Bergheiligtümer waren die Volkskirchen der bis nach Palästina ausgewanderten nordischen Kultur, welche den schönen heiligen Brauch der Heimat in das heilige Land brachten und dort auch ihre Höhen bauten, wie die Bibel beschreibt.

Die Ringwälle schlossen die Höfe Gottes ein und waren die Grenze seines Heiligtums. Auf der obersten Fläche dieser Stätten Gottes wurde ein Altar (hebr. misba-Mizpa) errichtet. Meist war der Altar von verschiedenen Steinkreisen umgeben, nach der Zahl der Monate und nach der Zahl der Tage. Sie waren Sternwarten und dienten zur Beobachtung der Sonne und des Mondlaufes.

Alle Jahre machten bei dem Wechsel der Jahreszeiten, auch bei Neumond, die Gaugenosser eine Wallfahrt zu ihrem Heiligtum und feierten dort gemeinsam mit ihren Gau- und Familiengenossen und Geschlechterangehörigen diese Naturfeste, verbunden mit Festgelagen, Festreigen und Liebesmahlen.

In der Schweiz und in Süddeutschland wurden vor hundert Jahren und vereinzelt noch heute Julfeste und Sonnenwendfeiern für die Götter Fro, Donar und Wotan auf den alten heiligen Bergen abgehalten. Es sind die Götter, die den Landbauern am nächsten stan-



Abb. 9: Heiliger Stufenberg Stauf, Thalmässing.

den, es waren die Spender der Fruchtbarkeit. Ihnen galten auch die Feuer auf den Bergen, die drei heiligen Feuer, welche jeweils mit Opferschmäusen verbunden waren. Die Weihnachtsfeier aus neuerlei Holzarten galten dem Fro, die Frühlingsfeier dem Donar, wie die Herbstfeier dem Wotan.

Altgermanischen Bergfeste/Kirchweihfeste (kir = Berg) wurden in den heiligen Höhen auch Volkskirchenberge genannt, gefeiert und zelebriert. Noch im 16. Jh. stand ein solcher Sonnen-

tempel (germanisch kirk, kerk, kiriake) in Holstein. Karl der Große hat viele solcher germanischer Kirken zerstört. Heute erinnern noch viele Namen aus den nördlichen Ländern wie Kirkham und Kerkham an das Erbe der Ahnen.

In Deutschland erinnern Namen wie Burgstall, Hofstetten (Hof = die über Dach und Fach angelegte Kultstätte), Stättberg, Heiligstätt, Heiligenberg, Gottesberg, Asenberg, Hohenasberg, Höhberg usw. an die heiligen Orte.

Heilige Höhen gab es auch im Iran.



Abb. 10: Sternenfels, Burghalde.



Abb. 11: Burrweiler, Wallfahrtskirche auf dem Annaberg.

Kurz nach der islamischen Revolution von 1979 gab es Bestrebungen, die alten Bauwerke und Traditionen zu zerstören und die Tradition zu unterdrücken. Auch die Bräuche am persischen vor-islamischen Neujahrsfest (Nowruz) konnten die Revolutionäre nicht auslöschen. Zu diesem Feiertag gehörten die zugehörigen Feiertage wie Schulferien. Die Schulferien wurden als unislamisch angesehen und abgeschafft. Weil aber die Eltern fast ausnahmslos ihre Kinder nicht zur Schule schickten, wurde das Nowruz-Fest samt seinen Bräuchen ein Jahr später offiziell als iranisch-islamische Sondertradition deklariert und wieder eingegliedert.

Die meisten Moscheen in diesem Land wurden auf ehemaligen zoroastrischen Heiligtümern errichtet. Nur in wenigen Orten, in der Wüstenstadt Yazd und in Isfahan, gibt es noch aktive Feuertempel, in denen Moghs (Priester, Magier) als Wächter des ewigen Feuers ihren Dienst tun. Vier Millionen Anhänger zählt die ehemals persische Nationalreligion weltweit. Da die Zoroastrier streng darauf achten, die vier Elemente nicht zu verunreinigen, errichteten sie für ihre Toten sogenannte Schweigetürme, die heute noch in Yazd zu besichtigen sind. Drei Tage nach dem Tod, während dieser Frist, so glaubt man, hat die Seele den Leib endgültig verlassen, brachte der Priester die Leiche auf das Plateau des Turmes und übergab sie den Geiern. Später wurden die Knochen in einem Loch in der Mitte des Turmes eingelagert. Bis 1971 war dies die übliche Form der zoroastrischen Bestattung, ehe der Schah dies aus hygienischen Gründen verbot.

Als wir am Tag der Exkursion ankamen, sahen wir, dass Stiere oder Ochsen auf dem Hügel ihr Weidegrün hatten und gerade durch die Besitzer eingefangen wurden. Die Begehung konnte nur außerhalb des gestuften Monuments fortgeführt werden. Eine weitere Begehung wird vielleicht Weiteres ans Licht bringen.

Bei der Recherche über den Hügel fand ich dann plötzlich 1:1, die Situation, so wie wir sie vor Ort angetroffen hatten.

Im Buch Deutsche Namensforschung Band II von Ernst Schwarz fand ich nämlich Folgendes über Spielberge:

Die Spielberge sind schon mehrfach Gegenstand des Nachdenkens gewesen. Belege reichen bis ins 9. Jh. zurück.

Der Spielberg bei Eckartsberga wird im 9. Jh. Spiliber, der im Kreise Quer-



Abb. 12: Burg Trifels, Annweiler.



Abb. 13: Zyklopenmauer auf dem Teufelsberg.

furt Spileberg geschrieben. Von der Gleichsetzung mit den Spiegelbergen ist man zwar abgerückt, da sich die alten Belege damit nicht vereinbaren lassen, aber man hat eine frühe Verdrängung von ahd. *spel* „Rede“ durch *spil* vermutet.

Doch ist noch in mhd. Zeit *spel* neben *spil* bekannt. Weiter sollte *spil* eine deutsche Ablautform zu mhd. *Spil* „Spitze“ in der Bedeutung von mndd. *Spile* „dünner“ zugespitzter Stab sein. Mit durch Schnüre verbundenen „Spilen“ seien die Thingstätten umfriedet worden, sodass man alte Thingplätze darunter sehen müsste.

Die Spielberge kommen in Altddeutschland sowohl im Süden wie in der Mitte vor, scheinen im Norden aber zu fehlen. Nur die süddeutschen Kolonisten scheinen sie mitgenommen zu haben.

Der den Spielbergen zugrunde lie-

gende Kult war vielleicht in den md. Ausgangslandschaften zur Abwanderungszeit nicht mehr lebendig. In Mähren und der Iglauer Sprachinsel sind sie im Zusammenhang mit Österreich vorhanden und auch den Tschechen bekannt geworden.

In diesem Lande lassen sich 28 Spielberge nachweisen, die tschech. *Spilberk*, mit Dissimilation *Spimberk* genannt werden. Aufklärung bringt vor allem der Spielberg in Groß-Bitesch, bei den Deutschen des Mittelalters Heinrichs genannt, dessen dt. Name zuerst 1240 begegnet. Es war im 14./15. Jh. ein Ackerbürgerstädtchen mit deutscher Mehrheit, das auch Viehzucht betrieb und einen Viehmarkt besaß. In seinem alten Stadtbuch wird mehrmals der Pfyngstberg genannt, der heute von den Tschechen als *Spimberky* bezeichnet wird. Wenn die



Abb. 14: Teufelsberg, Trockenmauer.

Tschechen den Pfingstberg als Spielberg kennen, wird er schon in der dt. Zeit so geheißt haben, d. h., es wird sich um einen Pfingstspielberg handeln. Dann wären die Spielberge die Pfingstberge, auf denen am Pfingstmontag unter verschiedenen Bräuchen der Viehaustrieb gefeiert wurde. Der Brauch oder mindestens die Redensart vom geputzten Pfingstochsen ist als letzte Erinnerung daran zurückgeblieben. Volksspielberge wurden Sie auch genannt.

Nach dem Lesen dieser Zeilen erinnerte ich mich an die Bullen vom Schlössle am Baiselsberg. Der Name Schlössle passt zwar nicht mit Spielberg zusammen, aber beim Anblick des Monuments mit den Ochsen könnte man meinen, es handele sich durchaus um solch einen Spiel-, Spel-, Spilberg. Der Ortsname Spielberg nicht unweit vom Schlössle würde durchaus passen. War das Schlössle ein Spielberg, Pfingstberg, Hausberg, Trojaburg, Babylon oder eine andere mythologische Stätte, vielleicht sogar ein Cairn (megalithischer Grabhügel)? Besteht unter dem Hügel noch ein Tunnelnetzwerk mit Kammern?

Hier wurde ein heidnischer Ritus gepflegt. Das Monument wurde künstlich angelegt und bearbeitet, weitere Forschungen am Schlössle werden hoffentlich weitere Beweise und Neuigkeiten ans Licht bringen.

Mir fällt noch auf, dass der Burgberg in Sternenfels und der Annaberg bei Burrweiler (Pfalz) Ähnlichkeiten in der Stufung mit dem Schlössle aufzeigen. Wie die Burg Trifels, die auf einem dreistufigen Plateau errichtet wurde (Abb. 10-12).

Baiselsberg

Auf dem angrenzenden Baiselsberg (476 m) stand früher ein Kloster. Die Gemarkungen um den Berg nennen sich Teufelseck, Heidenkopf und Nonnensessel. Das Kloster am Baiselsberg (Abb. 21) an der Markungsgrenze zwischen Horrheim und Hohenhaslach war seit dem Herbst 1547 unbewohnt und unverschlossen. Im Frühjahr 1556 ließ man es abreißen, vorher war es fast neun Jahre dem ungehinderten Zugriff der Bevölkerung ausgesetzt. Was und wie viel zunächst bei der offiziellen Konfiszierung 1547 an Gebrauchsgegenständen entwendet oder mutwillig zerstört wurde, ist ungewiss.

Dieser Berg mit der höchsten Erhebung im Stromberg verfügt über eine ganz besondere Energie. Reste des alten Grabhügels liegen zerstreut. Am Fuße des Berges an der Straße nach Sachsenheim haben Archäologen Fundamente einer keltischen Viereckschanze entdeckt. Auf der anderen Seite bei Gündelbach befindet sich ein gut erhaltener großer keltischer Grabhügel.

Aus Quellen des Hauptstaatsarchivs Stuttgart und des General-Landesarchivs Karlsruhe lässt sich herausfinden, dass die Frauen auf dem Baiselsberg keineswegs immer Ordensschwestern waren.

In der Anfangszeit der Niederlassung, im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts, werden sie als „Clösnerinnen“ bezeichnet, das heißt fromme Frauen, die in der Waldeinsamkeit die unmittelbare Begegnung mit Gott suchten, Mystikerinnen, wie es dem Zeitgeist entsprach.

Sehr wahrscheinlich waren es kaum mehr als ein halbes Dutzend Klausnerinnen. Später siedelten rund zehn bis 15 Nonnen, die zu den regulierten Augusti-

nerinnen gehörten, in dem unwegsamen Waldgebiet auf dem Baiselsberg.

Von 1975 bis 1989 erforschte Dr. Fritz Wullen die Überreste des Augustinerinnenklosters am Baiselsberg.

Nach den Recherchen von Wullen stand in dem in historischer Zeit wahrscheinlich dicht bewaldeten Gelände mit dem heutigen Flurnamen „Nonnensessel“ und „Nonnenwäsch“ im Spätmittelalter und in früher Neuzeit ein bemerkenswert ausgedehnter Gebäudekomplex, der heute von einem Aussichtsturm schön zu sehen ist: mehrere zum Teil unterkellerte Gebäude, eine kleine Kirche mit Friedhof, Steinpflasterungen, Ziehbrunnen und Abwasseranlagen.

Man vermutete, das Wort „Beisl“ oder Beisel stammt aus dem Jiddischen, in dem „bajs“ so viel wie „kleines Haus“ bedeutet. Die Herkunft des Wortes war lange Zeit mit einem Irrtum behaftet. Bis zum Jahre 1975 dachte man nämlich, das Wort stamme von hebräisch „bájiss“ ab. In einer Ausgabe des „Wörterbuchs der bairischen Mundarten in Österreich“ ist zu lesen, dass der Ausdruck „Beisl“ vom böhmischen Wort „paizl“ (= Kneipe, Spelunke, Butike) herzuleiten ist. Beisel, Beize, Beiz. Der Name Baisel könnte auch mit dem Namen Basilisk verwandt sein. Der Mythologie ist Folgendes über den Namen Basilisk zu entnehmen:

Der Basilisk ist ein naher Verwandter des Drachen. Er gilt als „König der Schlangen“, dargestellt in den unterschiedlichsten Gestalten tritt er unter anderem als Drache mit Hahnenkopf, Schlange oder Mischwesen aus Kröte, Schlange und Hahn auf. Man erzählt, dass ein Basilisk geboren wird, wenn das Ei eines Hahnes von einer Kröte oder



Abb. 15: Baiselsberg, Nähe Hütte Horrheim.



Abb. 16: Steinsäule auf dem Plateau, Teufelsberg.

einer Schlange ausgebrütet wird. Die griechischen Philosophen Plinius und Aristoteles berichten als erstes von dem schrecklichen Untier, demnach ist der Ursprung des Basilisken vermutlich im antiken Griechenland zu suchen. Die Legende besagt, dass der Basilisk aus dem Blut der Gorgone Medusa entstanden sein soll.

Der Teufelsberg

Nordöstlich über Hohenhaslach liegt der Bergsporn des Teufelsbergs (402 m). Östlich davon liegt der Schöneberg (394 m). Einst galt für Teufels- und Schöneberg der gleiche Name. Erst in neuer Zeit findet sich der Name des östlich gelegenen Schöneberg. Nachts sieht man dort des Öfteren Lichter flackern, und wer tags darauf die Stätte besucht, findet Kerzenstümpfe und geleerte Flaschen als Überbleibsel von pubertären Trinkgelagen oder pseudoreligiösen Ritualen. Die übereinander geworfenen Steintrümmer, die romantisch schaurige Stimmung des bewaldeten Platzes, die Topografie und nicht zuletzt der Name lassen Raum für mythologische Gedanken.

Welchen Zweck hatte einst dieser Gipfel des Berges? War es einst ein megalithischer Kultplatz?

In der Schriftenreihe „die Möhrin“, Verein für Heimatgeschichte e. V. Sachsenheim ist Folgendes in einer Aufsatzsammlung über den Teufelsberg zu finden:

Reinhard Wolf erwähnt in seinem Aufsatz „Lindengruppe am Waldsaum des Teufelsberges“ eine imposante Mauer, die tonnenschwere Steine aufweist.

Am leichtesten erreicht man den Gipfel des Schönebergs vom Wanderparkplatz Birkenwald beim Sportplatz Freudental. Von dort folgt man dem stetig in Biegungen bergan steigenden Erdweg innerhalb des Waldes, auch wenn dieser die Weinberge auf der Südseite des Schönebergs kurz streift. Wer immer bergan steigt, wird auf der Kuppe im Laubwald plötzlich linker Hand des Weges auf eine Art Mauer stoßen, die wie von Riesen erschaffen aus tonnenschweren Sandsteinblöcken locker aufgeschichtet ist (Abb. 13, 14, 18).

Kein Hinweisschild macht den Wanderer darauf aufmerksam, dass er hier vor einem gigantischen Denkmal steht. Es lohnt sich, die knapp hundert Meter lange und durchschnittlich vier Meter hohe, Moos und farnbedeckte Steinschüttung näher zu besichtigen.

Wo wurden die Steine gebrochen und wie schaffte man damals die Steine auf den Berg?

An beiden Enden der Mauer führen mit Sträuchern verwachsene rampenartige Wege, ebenfalls von Steinblöcken gesäumt, auf ein ovales Plateau. Sechs mächtige Linden stehen hier im Kreis, in der Umgebung wachsen mächtige Ahornbäume, Eichenbäume und viele Rosskastanien, die den künstlich gesetzten Baumbestand bezeugen (Abb. 16, 17).

Die aus großen behauenen Sandsteinen gefügte Anlage wurde von Ingo Stork im Februar 2004 besichtigt. Er schreibt: Sie befindet sich auf dem spornartig zum Tal vorspringenden Teufelsberg, dessen Bergsporn sich für

eine vor- und frühgeschichtliche Befestigungsanlage durchaus angeboten hätte. Die ummauerte Anlage verläuft aber nicht quer zum Hang, wie dies bei Abschnittsbefestigungen üblicherweise der Fall ist. Sie liegt auch nicht an der Hangkante, sodass es sich auch nicht um eine Randbefestigung des Plateaus handelt. Auch die Höhe der Anlage schwankt, sie macht eher den Eindruck einer Rampe, die zum Ausgleich von Geländeneuunterschieden zum Plateau hin gebaut würde. Vorgeschichtliche Abschnittsbefestigungen sind im Stromberg durchaus bekannt, sie sehen jedoch völlig anders aus. Als Beispiel sind die Eselburg oder die alte Burg zu nennen, an denen man deutlich Wälle und Gräben erkennen kann.

Im Folgenden verweist Ingo Stork, wie auch die Landesarchäologie, auf das alt bekannte Argument, dass es keine megalithische Anlage sein kann, da diese Anlagen nicht im süddeutschen Raum vorkämen. Weiterhin würde die Bauweise der Anlage gegen eine vorgeschichtliche Datierung sprechen. Megalithisches oder zyklisches Mauerwerk gäbe es in unserer Vor- und Frühgeschichte nicht. Wir befänden uns außerhalb des Verbreitungsraumes der Megalithkultur oder der mykenischen Burgen, so die Aussage von Stork.

Im Innenraum des Plateaus liegt eine ca. 3 m lange Steinsäule mit eingearbeiteten Löchern, die in dieser Form vielleicht neuzeitlich ist, aber womöglich nur weiter verwendet wurde. Lag hier einst ein alter megalithischer Kultplatz? (Abb. 16)



Abb. 17: Rampe am Schöneberg, Teufelsberg.



Abb. 18: Seitenansicht der Rampe auf dem Teufelsberg.

Die riesigen Steinquader, die eine wahrhafte Kultstätte zu bilden scheinen, verlocken zu solch einer Vermutung. Im Zeichen der Christianisierung wäre in religiöser Umkehr aus dem dort verehrten Gott der Teufel gemacht worden.

Viele Kultstätten unserer Landschaft besiedeln heutige Michaelsberge mit den Michaelskapellen.

Die Teufel, auch Tiufelmänner und Hellmänner genannt, waren Männer, die auf den Bergen das Notfeuer unterhielten und die Toten verbrannten. Diese verkohlten und verrußten Männer holten in der Nacht die Toten vom Friedhof zur Brandbestattung auf den Berg und wurden von der umliegenden Bevölkerung versorgt. Diese Spenden



Abb. 19: Baiselsberg, Zyklopensteine am Nommensessel.

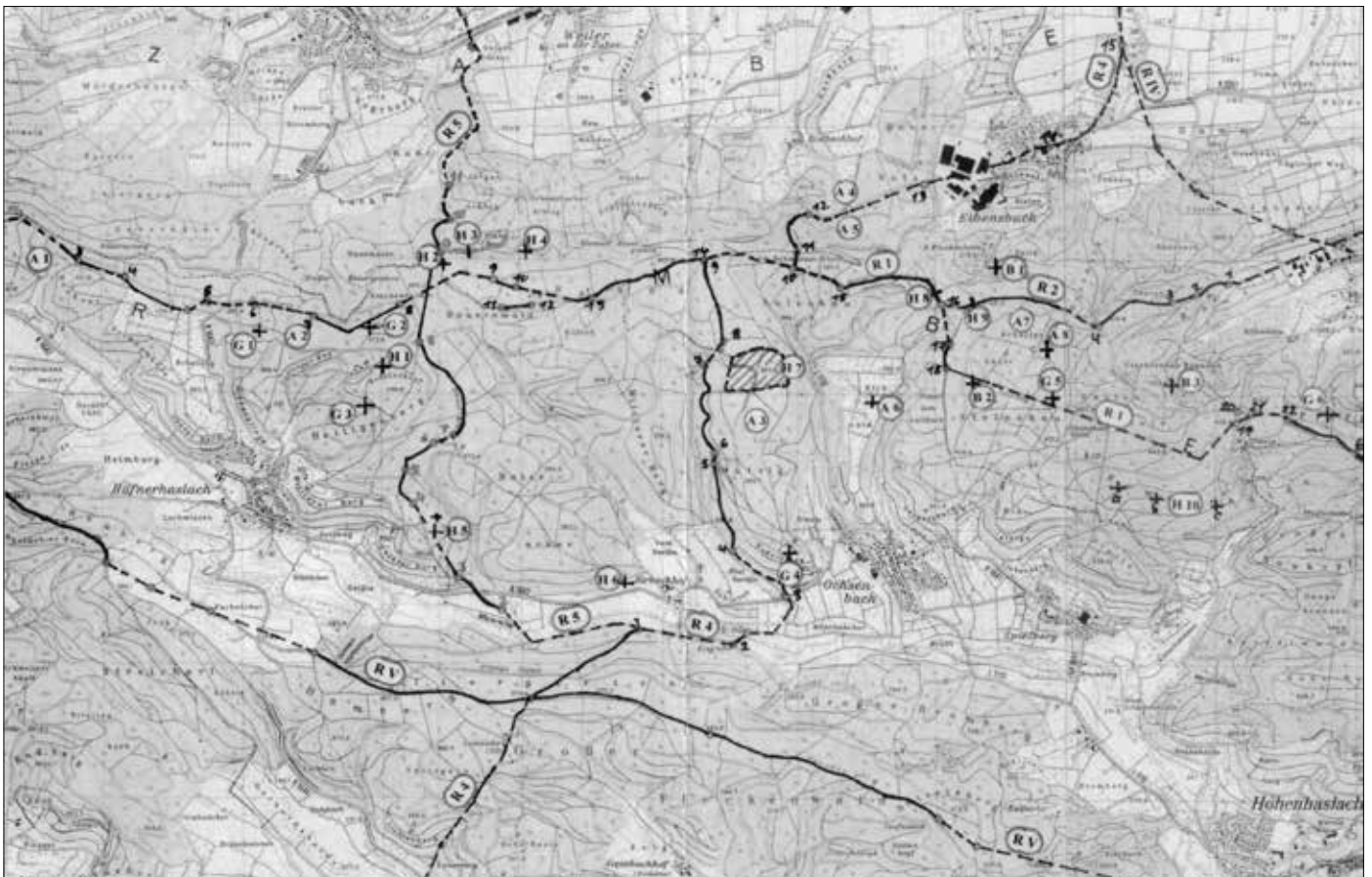


Abb. 20: Karte, Möhrin Ausgabe 58.



Abb. 21: Baiselsberg, Grabungsgelände Nonnenkloster.

wurden auf gewissen Steinen im Wald hinterlegt, da sich der Teufel diese erst in der Dämmerung holte, da er ein recht abgeschottetes Leben außerhalb der Gesellschaft und des Dorfes pflegte. (vgl. Geise, Das keltische Nachrichtensystem; ders. Der Teufel und die Hölle).

Rund um die drei besuchten Berge im Stromberg findet man noch etliche Spuren vorchristlicher Stätten, römischer und keltischer Wegenetze. Auffällig waren auch die verstreuten Einzelfunde und teilweise paarweise angebrachten Zyklopensteine, die wir auf dem Baiselsberg sichten konnten. (Abb. 15, 19).

Der Heimatverein Sachsenheim hat in der Ausgabe 58, „Die Mörin“, die alten Straßen und Stätten rund um den nördlichen Stromberg der Vorzeit erforscht und erfasst. So konnten keltische „Rennwege“, römische Militärstraßen, Römerwege, archäologische Fundstellen ebenso wie historische Fundstellen auf der Karte eingezeichnet werden.

Auch erfassten Sie die Quellen und die Brunnen, die in alten Zeiten genutzt wurden.

Auf der beigefügten Karte in der Möhrin, Ausgabe 58, Heimatverein Sachsenheim (Abb. 20) sind die einzelnen Sehenswürdigkeiten verzeichnet. Die Linien markieren die Rennwege und Römerstraßen (Abb. 20).

Anbei die Orte, die für unsere Forschung von Interesse wären:

- A1-** Keltischer Grabhügel im Heukopf,
- A2-** Keltischer Grabhügel am Schlierkopf,
- A3-** Keltische Viereckschanze in der Mutzig,
- A4-** Keltischer Grabhügel in Bannholz,
- A5-** Keltischer Grabhügel in Bannholz,
- A6-** vermuteter Grabhügel im Eichwald bei Ochsenbach,

- A7-** Keltischer Grabhügel beim Scheiterhäule,
- A8-** Steinkiste auf dem Scheiterhäule,
- A9-** Steinansammlungen im Waldgebiet Sumpf,
- H4-** Burgstelle Weilerberg im Weiler Wald,
- H8-** Deckeldole unter dem Rennweg beim Aschbach,
- H9-** Deckeldole unter dem Rennweg im Scheiterhäule,
- H11-** Burgstelle auf dem Rotenberg im Bönningheimer Stadtwald,
- B1-** Der Milchbrunnen bei der Ruine Blankenborn,
- B2-** Der Holländerbrunnen auf dem Scheiterhäule,
- B3-** Die Cleebronner Brunnen im Ruitwald,
- G5-** Felsenmeer im Scheiterhäule,
- G6-** Findlinge im Pfefferwald, (Pfeffersitz) mit Blickrichtung auf den Kamm des Michaelsberg,
- G7-** Findlinge im Rotenberg, (Sumpf) Megalith Steine.

Ist es nicht seltsam, dass viele Bauwerke jener Kulturperiode der Vorzeit auf eine Sonnenverehrung hinweisen, die sich im Kultus der alten Kulturen erhielt. In den atlantischen Tempeln waren nach Platos Berichten als Symbol der Sonne riesige Sonnenscheiben aus purem Gold aufgestellt. Sonnenscheiben fanden sich auch in den alten ägyptischen, in den vorchristlichen norddeutschen und in den mittelamerikanischen Tempeln. Die alte Sitte der Aufstellung der Sonnenscheiben im Tempel wurde von den Nachfolgern der atlantischen Kulturträger in Mittelamerika übernommen.

Cortez raubte in einem mittelamerikanischen Tempel eine goldene Sonnenscheibe in der Größe eines Wagenrades. Sowohl in Amerika am Titicacasee, wie

in Nordeuropa im Lande der Germanen finden sich viele Steinkreise, die zu astronomischen Beobachtungen bestimmt waren und nach dem vorgeschichtlichen Längenmaßes des Fußes (6 Fuß = 4,616 Meter) hergestellt sind.

Wie kommt es, dass die europäischen Steinkreise und Bergheiligtümer beim Ausgang der jüngeren Steinzeit und Anfang der Bronzezeit die gleiche Maß- und Zeiteinteilung aufweisen wie viele amerikanische, mexikanische und südamerikanische Megalithmonumente? Gab es einen vorgeschichtlichen Zusammenhang beider Kulturen?

Sind die Steinmonumente im Kraichgau und Stromberg (Süddeutschland,) weitere unaufgedeckte Puzzleteile?

Die Forschung geht weiter!

Quellenangaben:

- Deutsche Namensforschung Band II, 1950, Ernst Schwarz.
- Deutsche Mythologie, Jacob Grimm.
- Das keltische Nachrichtensystem, Ger- not L. Geise.
- Die Edda, Karl Simrock.
- Am Urquell unseres Volkstums, Otto Weigert
- Altdeutsche Kultgebräuche, Paul Herrmann.
- Die weisen weißen Frauen, Gedenkschrift zum 100. von Herman Wirth.
- Die Möhrin, Ausgabe 58, 46, 52, Schriftenreihe des Vereins für Heimatgeschichte Sachsenheim e. V.
- Mythologische Landschaftsbilder, Guido von List.
- SYNESIS Magazin, Ausgabe 12/2011, Megalithanlagen an Berghängen.
- Die Bibel, Luther-Version.
- www.sinossevis.de
- www.megalith-pyramiden.de

Thema Frühgeschichte

Siegel, Schriften und was man so schrieb

Erhard Landmann

Es gibt eine riesige Menge uralter Schriftsiegel, die angeblich bis 8000 Jahre vor das sogenannte Jahr Null zurückreichen und für die man verschiedene Bezeichnungen hat, wie Rollsiegel, Stempelsiegel oder einfach nur Tonsiegel. Und es gibt wenig bekannte Schriften in Felswänden und Höhlen, wie die sogenannte Burrows-Cave-Schrift in Amerika oder Schriften in Wandmalereien, von denen zwar überall Fotografien zu finden sind, wie die Wondjina-Felszeichnungen in Australien oder die Tassili-Zeichnungen in der Sahara, wo man aber bis heute nicht bemerkt hat, dass es sich dabei um ganz normale Buchstabenschrift handelt, so wie Sie sie hier in diesem Text vor sich liegen haben. Zugegeben, manchmal zu Bildglyphen zusammengesetzt, manchmal die Buchstaben auf der Seite liegend oder um 180 Grad gedreht, also auf dem Kopf stehend. Sie werden sich hier in diesem Artikel auf vielen Abbildungen aus allen Teilen der Erde davon überzeugen können und sich ein eigenes Bild von der Geschichtsfälschung machen können, die uns unfähige Pseudowissenschaftler vorgaukeln.

Ganz nebenbei, ohne einen Finger krumm zu machen, wie man so sagt, quasi im Schlaf, werden wir dann auch noch die sogenannte Industalschrift mit entziffern.

Egal, ob Sie eher ein schweigsamer Mensch sind oder zu den Leuten gehören, die gern mal ein bisschen viel reden, könnten Sie locker und leicht ein Gespräch über alltägliche Dinge oder auch über ein wissenschaftliches Thema führen mit Worten wie den folgenden:

kAlagaruprabhR^itibhiringandhai
skhochchAvachaistahtA (49 Buchstaben) oder
hanustassyAbhavadbhUmAvekas

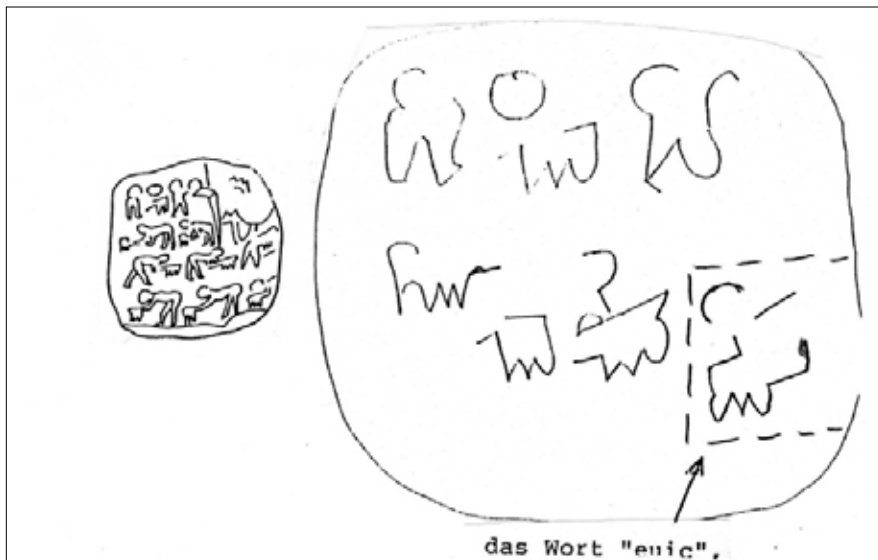


Abb. 1a



Abb. 1b

hchAsyAspR^ishaddivam (46 Buchstaben)?

Wenn Sie jetzt mit „nein“ antworten müssen, brauchen Sie sich trotzdem keine Sorgen zu machen, ich könnte es auch nicht, und Herr „A“ oder Frau „B“ oder „X“, „Y“, „Z“ könnten es ebenso wenig. Die Kognitions- und

Informationswissenschaften lehren, dass der Mensch (und zwar nur die Fähigsten) maximal 16 Bit in das Kurzzeitgedächtnis aufnehmen kann, also 16 Einzelbuchstaben, 16 Silben oder 16 Worte. Wenn Sie jetzt glauben, ich hätte die Worte selbst in der Fantasie so aufgeschrieben, dann irren Sie leider. Es handelt sich um Worte aus sogenannten Sanskrittexten, der erste Satz zum Beispiel stammt aus der „Bhaga-vadgita“.

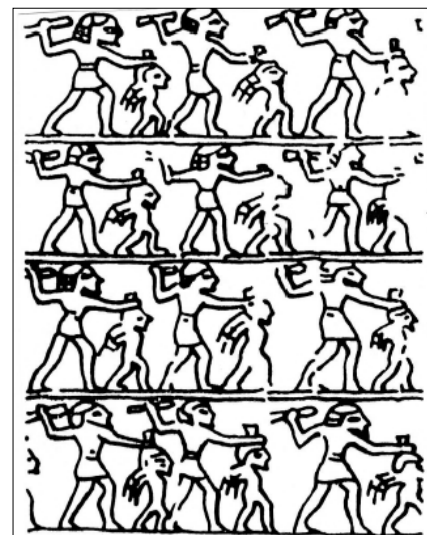


Abb. 1c

Natürlich hätte ich auch jede Menge Wörter von „nur“ 38, 27, 24 Buchstaben aus den Texten wählen können, aber am Ergebnis hätte sich nichts geändert. Für mich sind dies auch keine Einzelwörter, sondern ganze Sätze, die man zerlegen muss, um sie zu verstehen. Aber die Sanskrit-Experten reden von „Wörtern“ und schreiben sie ohne Zwischenräume. Dem logisch Denkenden kommt nun der Verdacht, dass die Sanskrit-Texte wohl gar nicht richtig übersetzt sind oder es vielleicht gar kein Sanskrit gegeben hat. Nehmen wir eines der bekanntesten „Sanskrit“-Worte, „Ayurveda“, was sie mit „Wissen vom Leben“ übersetzen. Schon die Aussprache und Betonung des Wortes sind falsch. Alle Welt sagt: „A(aaa)-yur-veda“. Es muss aber „Ayur-veda“ heißen: das „Wissen (derer aus dem) Ei (aus der Galaxie) Ur“ = „Ei Ur Wissen“. Genau wie bei den angeblichen Arabern „Suleiman“ = der „Mann aus dem säulenförmigen Ei“. Wie viel von dem auf esoterischen Märkten angebotenen „Ayurveda“-Wissen mag wohl Quacksalberei, wie viel für die Gesundheit gefährlicher Unsinn sein, wenn man die Texte gar nicht richtig übersetzen kann, wenn man das Wort selbst schon nicht richtig übersetzen kann?

Nun behaupten Leute, die Industalschrift entziffert zu haben und setzen „Sanskrit-Sprache“ dahinter, die Industalschrift, die vorwiegend in ganz kurzen Worten und Texten auf Tonsiegeln an uns überliefert wurde. Wir werden sehen! Und die vielen, von Geschichtsfälschern erfundenen Götter und Religionen, die es ursprünglich nicht gab, aber heute gang und gäbe sind? Nehmen wir die „Sanskrit-Götter“ Brahma, Shiva, Vishnu. In vielen „Sanskrittexten“ steht gar nicht „Brahma“, sondern „Brahmal“, mit einem „l“ am Wortende, und dies gibt uns den Hinweis: „Brahmal Shiva Vishnu“ sind gar keine Götternamen, es handelt sich um einen Satz in theodischer Sprache: Es „brach mal die (Flug)Scheibe (aus dem Sternbild) Fisch nun.“ Ein Bericht, eine Erzählung über einen historischen Absturz eines Raumfahrzeuges, ein uraltes „Roswell“, wenn Sie so wollen. Ein Bericht in gleichen oder ähnlichen Worten, den Sie auch bei anderen alten Völkern überliefert haben, bei denen die „Forscher“ nicht Götter daraus gemacht haben. So entstehen also Götter und Religionen in Massen. Bei Christentum, Judentum und Islam ist es nicht anders, wie wir noch sehen werden.



Abb. 2a-f



Abb. 2g-m

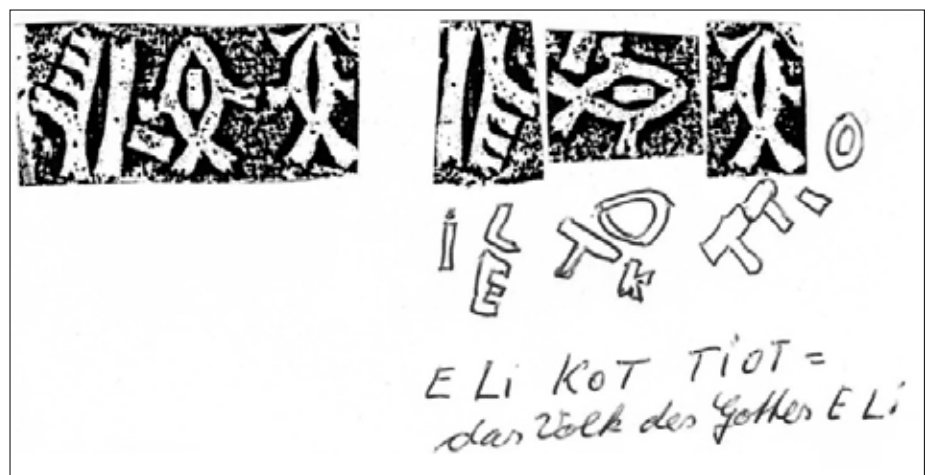


Abb. 3a

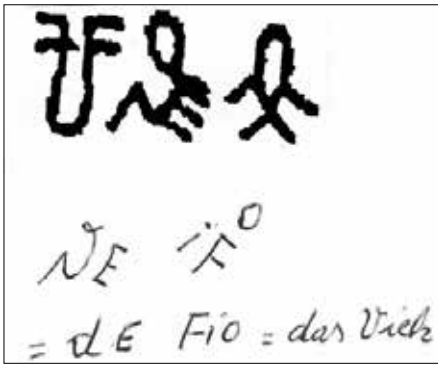


Abb. 3b

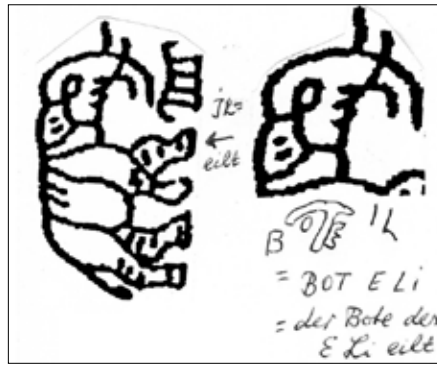


Abb. 3d



Abb. 3e

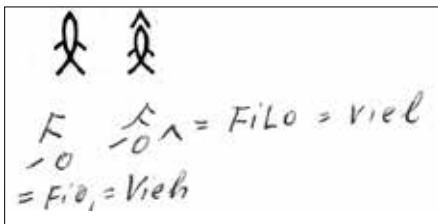


Abb. 3c

Machen wir also eine Bilderreise „Rund um die Erde“ in den Abbildungen dieses Artikels. Sie werden Dinge sehen und erkennen, die selbst der abgefeimteste Lügner, selbst der verirrteste „Wissenschaftler“ nicht mehr weg lügen kann. Was nicht heißt, dass man es nicht dennoch versuchen wird, denn all dies müsste eigentlich gewaltige politische, religiöse und alltägliche Folgen für unser Überleben, unsere Freiheit und unsere Kultur, Wissenschaft und Kunst haben, die von gewissen Kräften nicht gewollt, ja verhindert werden.

Sehen Sie sich bitte Abbildung 1 an. In Abb.1a (links oben) finden Sie ein Siegel aus Susa, aus der angeblichen elamitischen Kultur (Der Name „Elam“ weist auf den „lahmen Gott E“ hin, siehe meinen Artikel „Der lahme Bote aus dem All“). Dieses Siegel wird auf das Jahr 3000 vor dem angeblichen Jahr Null geschätzt, und die Archäologen gaben ihm den Namen „Feldarbeit“. Ich habe mir erlaubt, einige Zeilen des Siegels originalgetreu nachzuzeichnen, damit man sieht, dass es reine Buchstaben-Handschrift ist. Rechts unten steht das Wort „Ewic“. Abb.1b zeigt einen sogenannten „Ziegenstempel“ aus Kirdara, Er-Kurgan, geschätzt 5. Jahrhundert nach dem Jahre Null, den ich auf dem Kopf stehend angeordnet habe, damit man die Worte „Urauh“ und „Ewic“ besser lesen kann. Die restlichen Worte dürfen Sie selbst lesen. Auf Abb. 1c finden Sie eine Siegela- brollung aus Ägypten, angeblich aus dem „Grab des Den“, geschätzt 2900 vor Null. Wie viele Buchstaben A, H, E, P usw.

können Sie finden? Abb.1d zeigt einen Teilausschnitt einer „Triumphszene“ aus Uruk, der angeblichen Keilschrift-Kultur Sumers. Ich sehe zwar keine Keile und Keilschrift (tut mir überhaupt nicht leid), dafür aber lese ich im Kopf und Rücken der Figur „Eldi ui“ = „heilige (ui, uih) Menschen“, laut altdeutschem Wörterbuch von Oscar Schade.

Die Abb. 2a, b und c zeigen uns die sogenannte Burrows-Cave-Schrift, die ich aus einem Buch von Kurt Schildmann entnommen habe. Es ist mir ein Rätsel, wie hier jemand *keine* Buchstaben erkennen kann. In Abb. 2a kann man oben „xe il“ = „geilt“ lesen, unten „cik“ = „quick, schnell“, in Abb. 2b unten „rux (x = ch, also ruch) Ev E kot“ = es „ruckte der ewige Gott E“. Ebenso zeigt Abb. 2c das Wort „xot“ = „chot“ = „Gott“.

Abb. 2d zeigt einen „Gemmenabdruck“, wie dies die Archäologen nennen, aus Uruk-Warka, 2. Jahrhundert vor Null. Darauf kann man das Wort „opxanc“ = „opchanc“, also „Aufgang“ in theodischer Sprache, lesen, daneben (Abb. 2e) oben „Evic“ und ein in

dieser Abbildung unleserliches Wort (es ist eben keine gute Fotografie) und darunter „cik sin“ = „quick sein“. Abb. 2 f zeigt ein Stempelsiegel, geschätzt 7.-8. Jahrhundert vor Null aus Karmir-Blur, auf dem man „Thau“ und „ng“ erkennen kann. Ebenso zeigen die Abb. 2g, h, i und j jede Menge Buchstaben und die Abb. 2k zeigt einen Flugkörper und die Worte „sang iul“ = „sang nach Jul im Weltall“. Abb. 2l lässt im Rücken des Widders ein klares „E“ für den Gott E Li erkennen. Es handelt sich bei den Abb. 2g bis 2l (außer Abb. 2j) um syrisch-palästinische Gemmen (keine Zeitangabe), während Abb. 2j ein Siegel, genannt „Lamassu in ächemenidischem Stil“, 5. Jahrhundert vor Null, darstellen soll. In Abb. 2m schließlich kann man, wie in vielen noch folgenden, die Buchstaben in den Köpfen und Körpern der Menschen und Tiere finden.

Abb. 3a bis 3e zeigen uns Siegel der Industalschrift. In Abb. 3a habe ich sie noch einmal in Teile zerschnitten und teilweise gedreht, damit die Buchstaben besser lesbar sind. Es ergibt sich der Satz

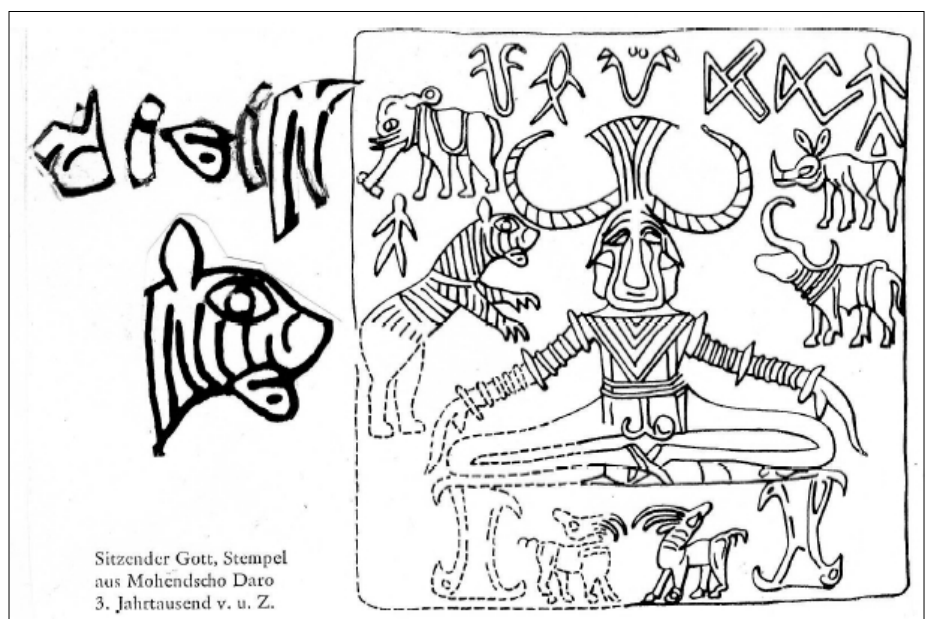


Abb. 4a

in theodischer Sprache „E Li kot tiot“ = „das Volk (tiot) des Gottes E Li“. In Abb. 3b sehen Sie den Buchstaben „d“, wie er in der altdeutschen Sütterlin-Schrift vorkommt, auch „deutsche Schreibschrift“ genannt, die über Jahrhunderte die volkstümliche Schrift in Deutschland war, aber 1941 verboten wurde. Sie wird noch heute von Mitgliedern des Bundes für deutsche Schrift und Sprache geschrieben. Auch in der Osterinselschrift (siehe meinen Artikel „Die Entzifferung der Osterinselschrift“) war dieser Buchstabe verbreitet. Sie können in Abb. 3b also „de fio“ = „das Vieh“ lesen, in theodisca Sprache „fiu, fio“ = „Vieh“ und tatsächlich sind auf sehr vielen Industalsiegeln Tiere, also Vieh, abgebildet. Abb. 3c zeigt, wie die Industalschrift geschrieben wurde. Hatte man „f, i, o“ = „fio“ geschrieben und wollte man das Wort „filo“ = „viel“ schreiben, so zeichnete man einfach den Buchstaben „L“ über das Wort „fio“ und erhielt so „filo“. Abb. 3d stellt einen Elefanten dar, den ich um 90 Grad gedreht habe. Daneben noch einmal den Kopfteil vergrößert. Ganz deutlich kann man „Bot E“ lesen. Die Stoßzähne bilden „L“ und „I“. Der vordere Fuß zeigt „Il“, der ganze Satz lautet: der „Bot E Li eilt“. Die hinteren Füße enthalten auch noch Buchstaben, sind aber auf dieser Darstellung nicht zu entziffern.

Abb. 3e zeigt ein typisches Tonsiegel der Industal-Kultur, ein Tier, in dessen Leib der Buchstabe „E“ in stilisierter Form erkennbar ist, und darüber Buchstaben zu Glyphen zusammengefasst. Wer jetzt noch den leisesten Zweifel daran hat, dass die Industalschrift in unseren Buchstaben geschrieben wurde und dass theodische Sprache dahinter zu lesen ist, der schaue sich die sensationelle, einmalige Abb. 4a an. Sie zeigt das wohl berühmteste und bekannteste Industalsiegel aus Mohendscho Daro. Auf der linken Seite des Siegels ist ein Tiger abgebildet. Ich habe den Kopf des Tigers vergrößert und darüber noch einmal die Buchstaben gesetzt, die sich im Kopf und Hals des Tigers befinden. Während im Kopf des Tigers die Buchstaben aus künstlerischen Gründen, um ein gutes Bild des Tigers zu zeichnen, von rechts nach links zu lesen sind, sind sie in meiner Neuordnung normal von links nach rechts zu lesen. Was aber steht dort nun zu lesen? „Tigir“. Das altdeutsche Wort für Tiger, welches „ti gir tior“ = „das gierige Tier“ lautete. Warum sind Archäologen, die im Industal und anderswo auf der Erde Ausgrabungen

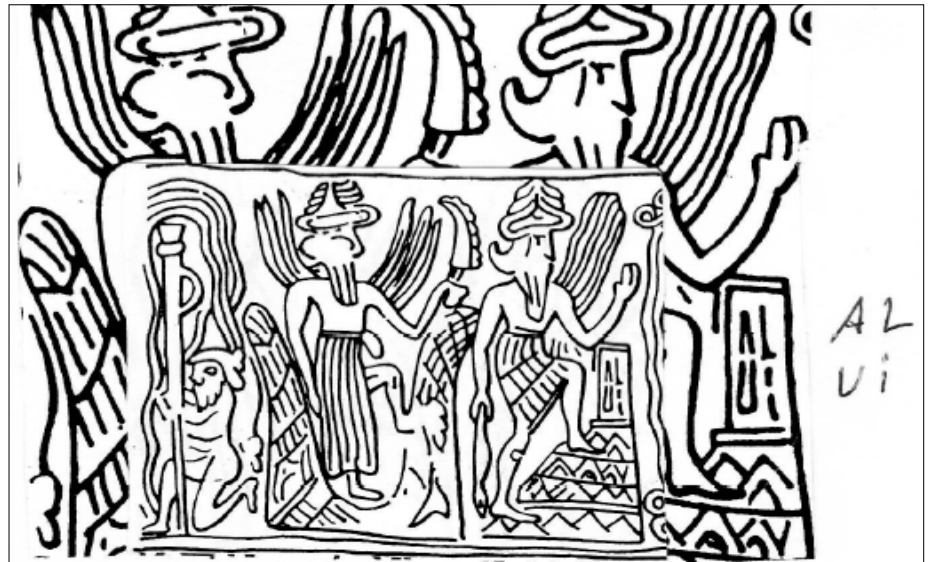


Abb. 4b

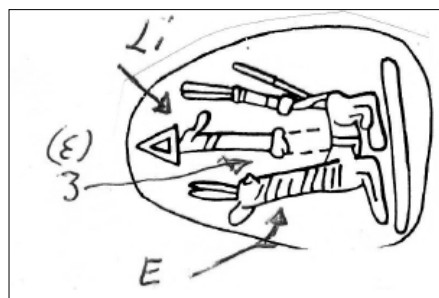


Abb. 4c

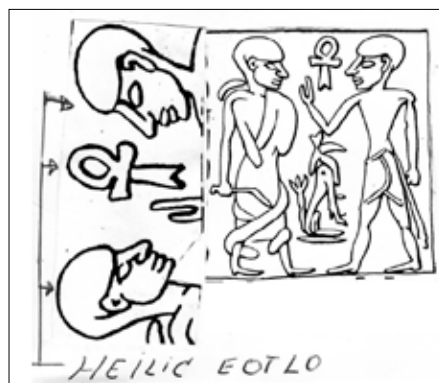


Abb. 4d

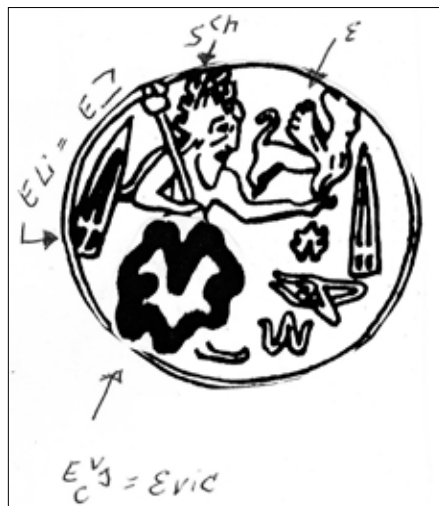


Abb. 4e

machen, pompöse Fernsehfilme über ihre Ausgrabungen drehen lassen, Dutzende von Göttern und Religionen erfinden, die es nie gab, nicht in der Lage, ein solches ausgegrabenes Siegel oder andere Fundstücke mit Schrifttext einmal richtig anzuschauen?

Ebenso sensationell ist die Abb. 4b, in deren Vergrößerung ich das Siegel noch einmal hinein geklebt habe. Es soll eine „Götterprozession zu Enki“ sein, geschätzt auf 2200 vor dem Jahr Null. Aber von einem „Enki“ ist nichts zu lesen. Stattdessen steht auf der rechten Seite „Al ui“, von „ui, uih = heilig“, also der „Allheilige“, der „Heilige aus dem All“, und im Kleid der Person wie auch im Gebilde hinter der knienden Person ganz links, sind Buchstaben zu erkennen.

In Abb. 4c, einem angeblich assyrisch-babylonischen Siegel, sieht man wieder das unvermeidliche „Li“ und „E“. Abb. 4d, ein Siegel aus Kition, Zypern, 14.-13. Jahrhundert vor N, liefert uns über die Gesichter hinweg den Satz „Heilic E Ot Lo“ = der „Heilige E lo (het) (fliegt im Flammenfahrzeug) zu Ot.“ Auch Abb. 4e, Siegel aus Ugarit, 14.-13. Jahrhundert vor N, zeigt uns rechts klein das Wort „Evic“, das ich nochmal vergrößert über den Unterleib der Person geklebt habe. Im Rücken der Person steht wieder „E Li“ und in der Haarfrisur ist „Sch“ zu erkennen.

Abb. 5a zeigt ein Siegel „Götter der Akkaderzeit“ aus Usmu, 2200 vor Null. Er soll die Götter Amaru, Ishtar, Schamasch und Enki zeigen. Ich frage mich immer, welche perversen Hirne sich diese Namen immer ausdenken, und mit welchen Begründungen. Unter dem rechten Flügel der linken Figur kann



Abb. 5a



Abb. 5b

man deutlich „Evic E“ (auf der Seite liegend) lesen. In der Brust der geflügelten Figur steht „ek“, das „Ek“, das dreieckige Raumfahrzeug nämlich, welches dieses geflügelte Wesen darstellen soll. In der rechten, auf dem Kopf stehenden Figur können Sie unter anderem „Li uues“ = das „Wesen Li“ lesen und in anderen Figuren und Figurenteilen jede Menge Buchstaben und Wörter. Nur von Amaru, Ishtar, Schamasch und Enki steht mit Sicherheit nichts da.

Abb. 5b, ein „Dämonensiegel aus Assur“, 14. Jahrhundert vor Null, zeigt Druckbuchstaben in den Flügeln der Wesen und Handschrift auf der linken

und rechten Seite. Abb. 5c soll Tier-symbole aus Susa, 5. Jahrtausend vor Null, zeigen. Ich sehe aber Buchstaben und darüber ein waschechtes Ufo, wie es heute noch in zehntausend Fällen gesichtet und fotografiert wird.

Und da wir gerade bei Ufos und Raumfahrt sind, gleich die nächste Sensation. Auf dem „neuassyrischen“ Roll-siegel aus dem 8.-7. Jahrhundert vor Null, das Abb. 6a zeigt, erkennen wir ein D (oder b) 300 und darunter das Wort „Sol“ (die Sonne). Möglicherweise bedeutet dieses D 300 eine Art Geschwindigkeit bis zur Sonne (so wie man heute bei uns von Fluggeschwindig-

keiten Mach 4 oder 5 spricht). Wir sehen, weder unsere Buchstaben sind „Latein“, sonst würden sie nicht auf Siegeln Jahrtausende vor der Zeit der Römer (die es sowieso nicht gab) stehen, noch sind die Zahlen „arabisch“, denn die angeblichen Araber (auch sie gab es so nicht) erschienen erst Jahrtausende nach den Siegeln. Vor etwa 10 bis 12 Jahren hingen überall in Deutschland Plakate von den Anhängern des multikulturellen (sprich: vielfach kulturlosen) Durcheinanders, auf denen 8 oder 10 Behauptungen aufgeführt waren, die allesamt total falsch waren. Ich weiß nicht mehr alle, aber es begann mit: „Deine Schrift ist Latein, deine Zahlen sind Arabisch, dein Jesus ist ein Jude usw.“ Wir sehen aber, die Schrift ist nicht Latein, die Zahlen nicht Arabisch, es gab weder einen Jesus noch ein jüdisches Volk (nur eine jüdische Religion, genau wie es kein christliches oder muslimisches Volk je gab, sondern nur entsprechende Religionen), weder arabische noch jüdische „Semiten“.

Abb. 6b, angeblich ein Königssiegel des „Yarimlim“ (wieder so ein lächerlicher erfundener Name) aus Allasch, 19.-18. Jahrhundert vor Null, zeigt uns das Wort „cot“ in der gleichen Form, wie bei den Ägyptern, wo man von einem Henkelkreuz spricht. Abb. 6c soll das Siegel eines Offiziers des „Schar-kallischari“ (schlimmer geht's nimmer mit den schizophrenen Namen) sein, 2200 vor Null. Zu sehen sind aber überall Buchstaben, ebenso wie in Abb. 6d, einem anatolischen Siegel, wo wir eindeutig in dem rechten Tier (auf der Seite liegend) das Wort „Euil“ = das „Übel“ lesen können.

Abb. 7a, ein neuassyrischer Siegel, das angeblich die „Anbetung des Mar-duk“ zeigt, 8.-7. Jahrhundert vor Null, spricht sowieso für sich. Überall links

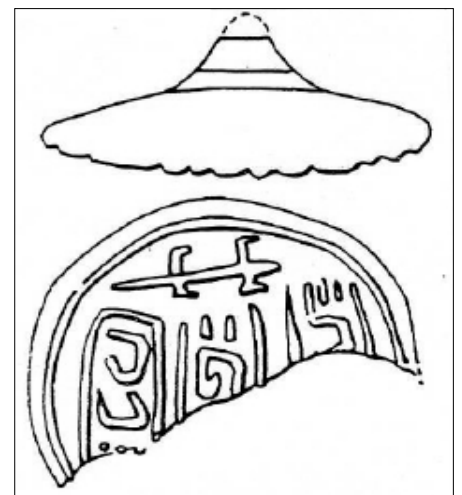


Abb. 5c

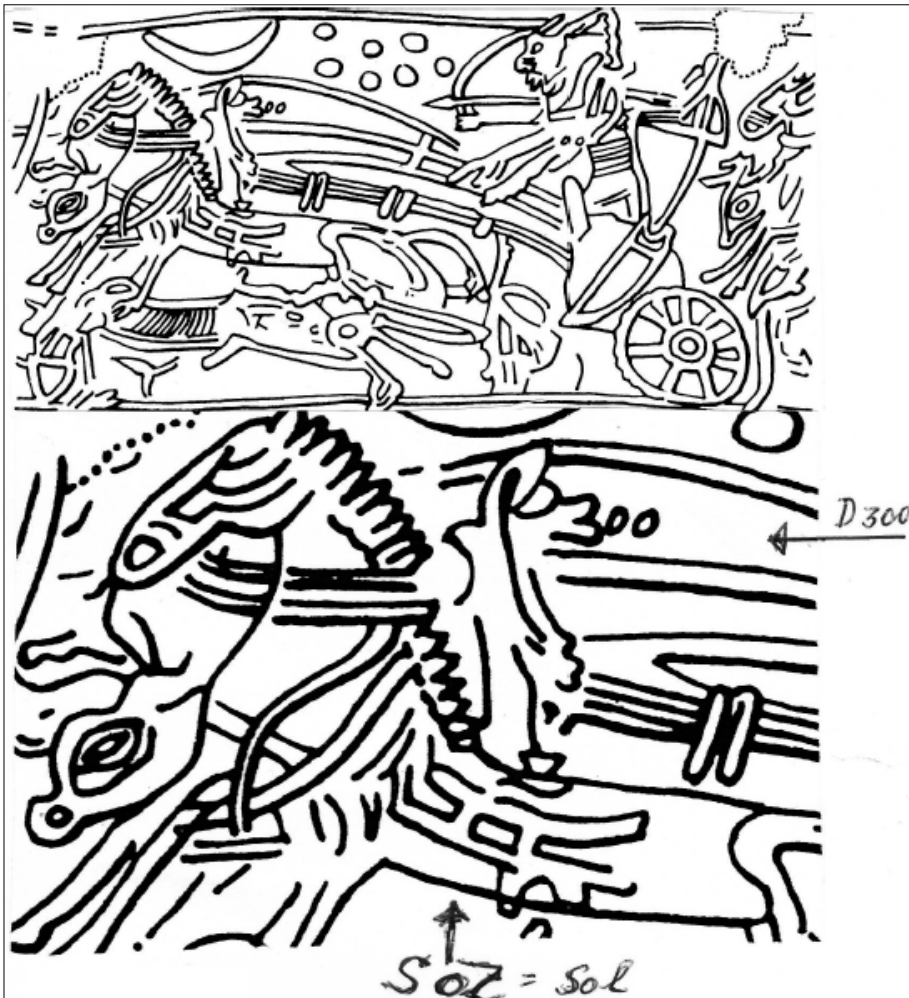


Abb. 6a



Abb. 6b

wieder so eine Sensation, die unsere gesamte Geschichtsfälschung über den Haufen wirft. Sie sehen Tonkrüge für Wein, und in der Figur (auf der Seite liegend) steht das Wort aus der theodischen Sprache „uin“ = „Wein“ (nein, kein lateinischer Ursprung des Wortes). Aber wo bleibt das griechische Wort für „Wein“, da es sich doch um eine Stempelplatte aus Knossos, Kreta, handelt, und wo bleiben die griechischen Buchstaben oder

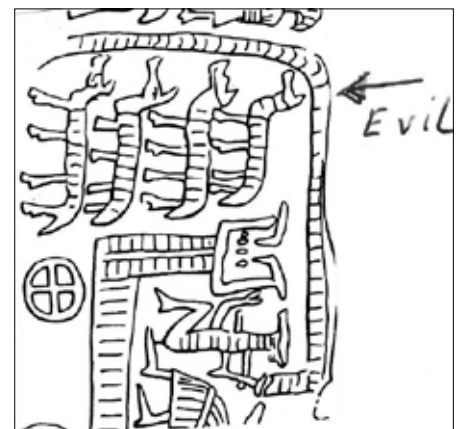


Abb. 6c

gar die imaginären Linear A und Linear B-Schriften? Da können Sie ewig suchen. Nichts ist es nämlich mit der großen griechisch-römischen Antike, die man uns seit der Renaissance auftischt.

Abb. 7d soll ein „Volkssiegel“ aus Ugarit sein, 15.-13. Jahrhundert vor Null. Volkssiegel hin, Volkssiegel her, im Gesicht des Vogels lassen sich die Buchstaben E, T, Z, I finden, wahrscheinlich das Wort „ietz“ = „jetzt“. Auf dem Restteil des Siegels jede Menge anderer Buchstaben.

Abb. 8 a, b, c, haben gemeinsam, dass auf ihnen jeweils unter anderem das Wort „Jul, Juul“ vorkommt. „Jul, Juul“ ist eine Gegend im Weltall, nach

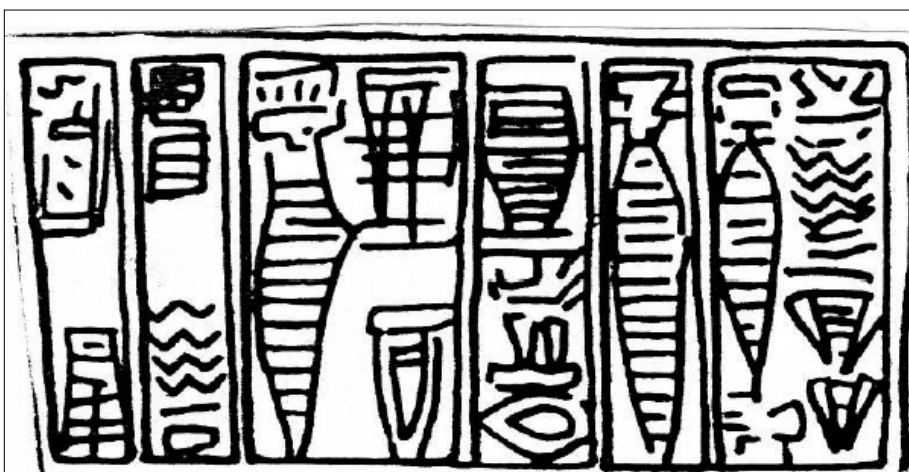


Abb. 6c

und rechts Buchstaben. Leider ist ein Buchstabe unter dem Wort „Ot“ nicht zu identifizieren, sodass wir den Satz von oben nach unten nicht vollständig lesen können. Der Rest ist: „IlliH Ot ...T E Li Si“ = „eilig Ot ...T E Li sei“. Von Marduk keine Spur. Die Anhänger der „wissenschaftlichen“ Keilschriftforschung, ebenso wie die des Herrn Sitchin, können einpacken. All der Schwachsinn von Marduk, Enlil, Enki,

Gilgamesch, vor allem aber von den Anunnaki und so weiter und so fort, steht nirgends geschrieben.

Abb. 7b zeigt so viel eindeutige Buchstabenschrift, dass ich mich auf die Worte „vei E“ = der „heilige E“ und „il ini“ = „eilt in“ beschränken will. Es bleibt Ihnen unbenommen, weitere Worte zu suchen und zu lesen.

Abb. 7c, eine Stempelplatte aus Knossos, Kreta, leider keine Zeitangabe, ist



Abb. 7a



Abb. 7b

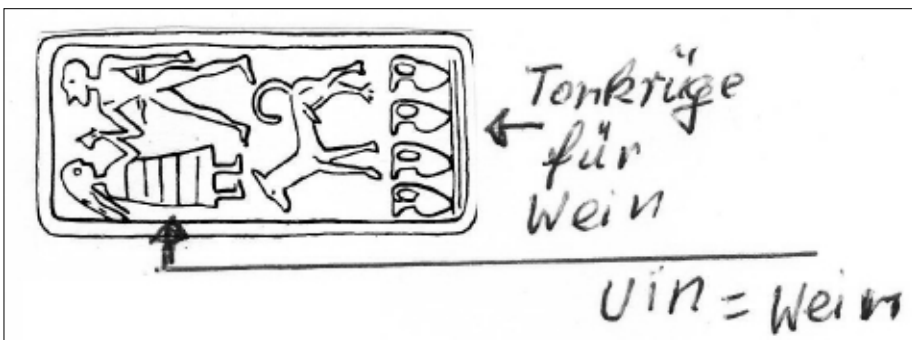


Abb. 7c

Figur ganz rechts, wo „Li E“ und „EA“ = die „Galaxie“ zu sehen sind. Die Abb. 9a, b und c zeigen sogenannte arabische Schrift um 90 Grad gedreht, und diese erweist sich da plötzlich als ganz normale Buchstaben unserer Schreibart.

Noch viel sensationeller aber ist der Inhalt der zwei Koranverse und der Kalligrafie in Abb. 9c. Abb. 9a lässt in allen vier Zeilen oben „Cot E evic“ = der „ewige Gott E“ erkennen. (Kein Wort von einem Gott Allah!) Ebenso zeigt die Abb. 9b das Wort „heilig“ = „heilig“. Abb. 9c zeigt uns neben vielen anderen Worten in unseren Buchstaben den altdeutschen Satz: „Gebot E sei“ = das „Gebot, Gesetz des Gottes E sei“. Dies müsste eigentlich das totale Ende der Altarabistik, Islamistik und des Islam selbst sein. Die den Koran verfasst haben, glaubten also nicht

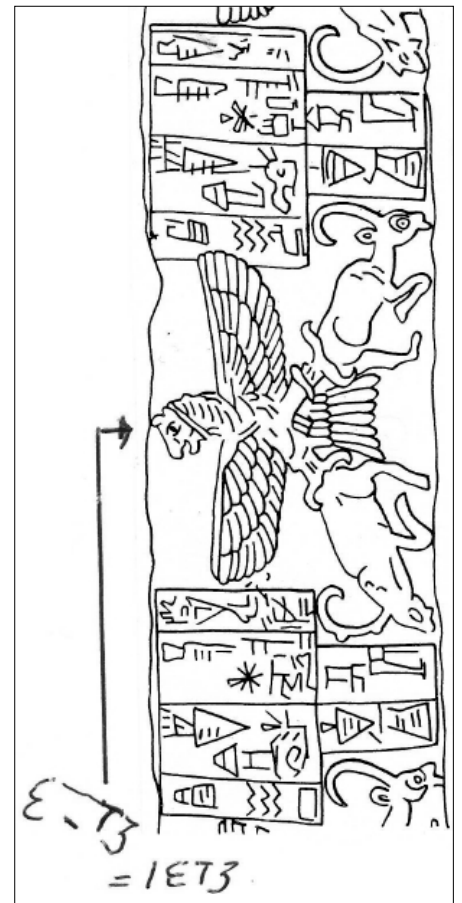


Abb. 7d

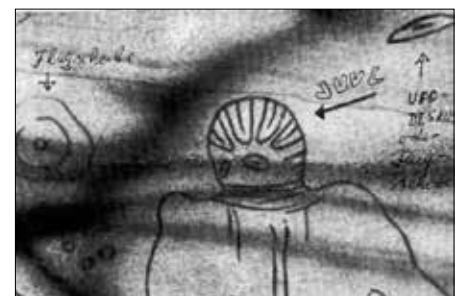


Abb. 8a

der unser Monat Juli benannt wurde, aus der die Ahnen aus dem Jul, die Julianen kamen und unter anderem den julianischen Kalender mitbrachten.

Abb. 8a, die bekannte Figur aus dem Tassili n'Ajjer in der Sahara, hat im Kopf das Wort „Juul“ stehen, mit doppeltem „U“, so wie man es auch bei einer großen Anzahl von Mayaglyphen findet, sowohl

in den Maya-Codices als auch in den Glyphen in den Bauten der Maya.

Im Kopf der Frau von Abb. 8b, Rollsiegel aus Lagasch, 2100 vor Null, ist „Jul“ nur mit einem „U“ geschrieben und die Abb. 8c, assyrisch-babylonisches Siegel, zeigt im Hinterkopf der linken Figur „jul li“. Das eigentlich Sensationelle in dieser Abbildung aber ist der Kopf der



Abb. 8b

an Allah, sondern an den Gott E Li und wollten die Befolgung seiner Gebote. Der deutsche Staat, hochverschuldet, wie man uns jeden Tag predigt, könnte sich Hunderte Millionen Euro für Islamkunde, Islamuniversitäten und Islamschulunterricht sparen.



Abb. 8c

Frage: Dürfen in einem laizistischen, demokratischen Staat ideologische Politiker (Ideologie und Demokratie sind sowieso unvereinbar für den, der logisch denken kann) Hunderte Millionen dem Steuerzahler wegnehmen (stehlen), ohne dessen Einwilligung, wenn ganz offensichtliche und beweisbare Geschichts- und Textfälschungen vorliegen, wie bei den angeblich drei großen, monotheistischen Religionen Islam, Judentum und Christentum, nur weil sie im Gewande einer Religion daher kommen, die sich aber in Nichts von den normalen Sekten unterscheiden, außer der großen Zahl ihrer Anhänger? Wer klagt dagegen vor dem Verfassungsgericht oder dem Europagerichtshof? Natürlich hätte er keine Chance und würde abgeschmettert. Die Herren der Welt brauchen ihr „teile und herrsche“. Aber die breite Öffentlichkeit



Abb. 9a



Abb. 9b

wäre mit dem Problem konfrontiert und den heuchlerischen Ideologen die Maske vom Gesicht gerissen. Wenn ein Physiker den Satz sagt oder schreibt: „Das hohe Weltall ist leer“ dann mag es andere Physiker geben, die dies bestreiten. Aber man diskutiert darüber, setzt Argument gegen Argument und einigt sich darüber, oder jeder bleibt bei seiner Meinung. Würde der gleiche Physiker den gleichen Satz in theodischer Sprache schreiben: „Alla hoak bar“ = das „hohe All ist leer“, den Satz, den andere falsch übersetzen mit „Gott ist groß“ und die dann versuchen, den entsprechenden Physiker zu ermorden, weil er sie oder ihren Glauben angeblich beleidigt. Er, der den Satz richtig übersetzt, wird bedroht von denen, die den Satz falsch übersetzen – kann das

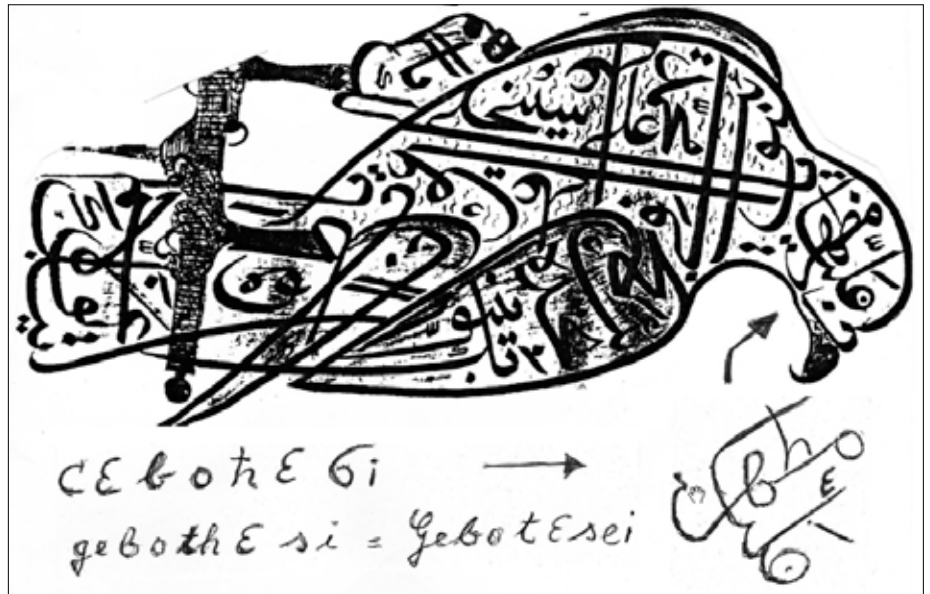


Abb. 9c

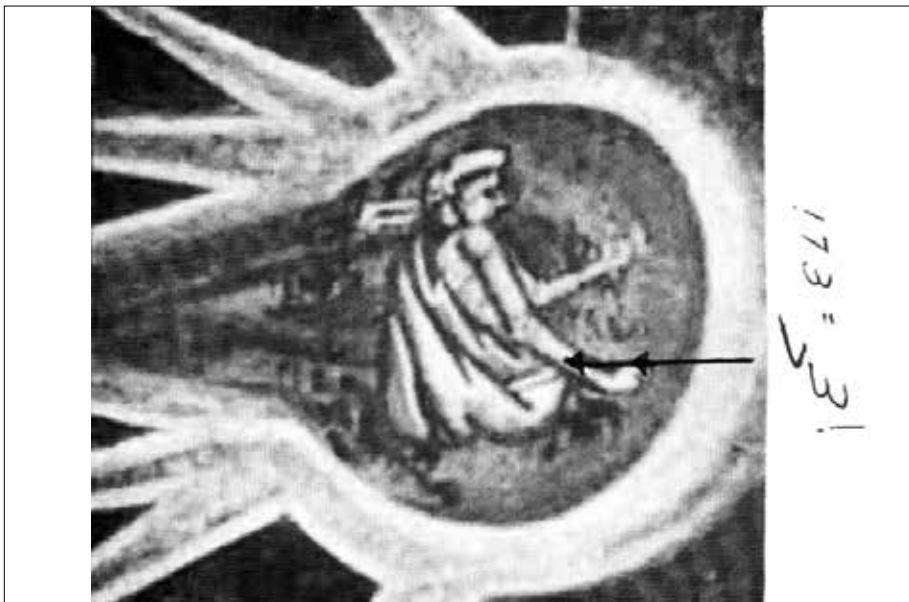


Abb. 10a

einem laizistischen, demokratischen Staat Hunderte Millionen wert sein? Kann das dem friedlichen Miteinander dienen, nur weil ideologische und damit undemokratische Politiker dies wollen?

Abb. 10a zeigt eine Aufnahme aus einem Kloster auf dem Balkan. In dem fliegenden Raumfahrzeug sitzt, so können wir eindeutig lesen, kein Herr Jesu, sondern der E Li. Die Erbauer des Klosters, angebliche Christen, glaubten also zur Zeit der Erbauung des Klosters gar nicht an einen Jesus Christus, sondern an E Li.

Abb.10 b zeigt eine sogenannte Wondjina-Figur aus Australien, auch Wandjina genannt, was mir die richtigere Bezeichnung scheint: „Wand ina“ = „in der Wand“, denn diese Zeichnungen befinden sich gewöhnlich in Felswänden. Der Kopf der Figur stellt nichts anderes dar als das Wort „Cot“, ein „C“ in Form der Frisur oder Mütze um ein rundes Gesicht, der Buchstabe „O“ und ein um 180 Grad gedrehtes „T“. Um die Augen der Figur und um den ganzen Kopf- und dies finden sie bei all diesen Wandjina-Figuren, sind lauter normale Buchstaben zu erkennen. Millionen Besucher sehen sich dies jahraus, jahrein an, aber keiner schaut genau hin.

Nach all diesen erstaunlichen Bildern und unwiderlegbaren Beweisen in diesem Artikel bleibt nur noch eine Erkenntnis übrig, ob man sie nun mag oder nicht: Unsere gesamte Geschichte, alle unsere Religionen und Ideologien sind eine einzige Fälschung, ein gewaltiges Verderbnis. Wer hilft, dies zu ändern, damit die Menschheit überlebt?

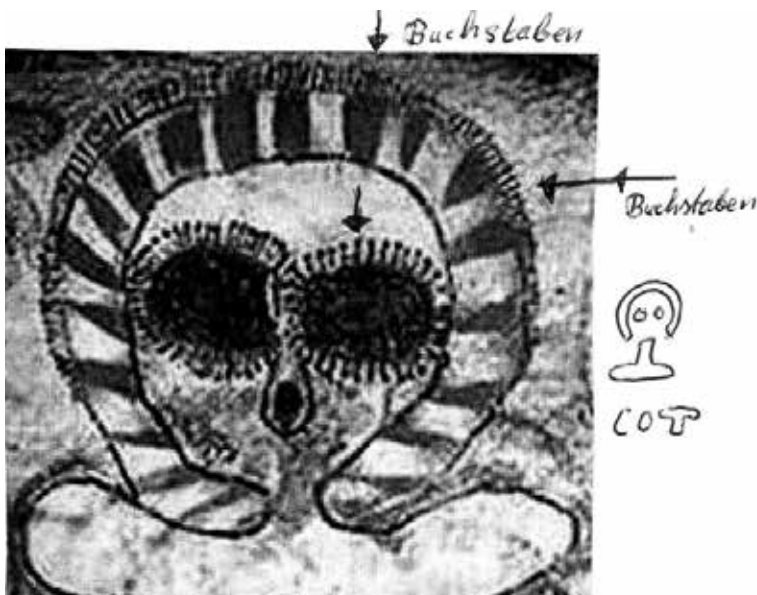


Abb. 10b

Leichenumgang im Kaisertum - mit Otto III. auf Abwegen

Zainab A. Müller

Erster Teil

Nicht nur die Lebensgeschichte Karls des Großen, sondern auch die der ottonischen Kaiser ist in Vielem unglauwbüridig und rätselhaft. Heribert Illig vermutete, dass Otto I. d. Gr. als Vorbild bei der späteren Ausgestaltung Karls d. Gr. diente; ebenso scheinen aber die Ottonen selbst mit ihrer 90-jährigen Trias etliche Ausgestaltungen erfahren zu haben. Sowohl die Gestalten selbst wie auch ihre Einbindung in die Ereignisgeschichte bedürfen chronologiekritischer Forschung. Im Folgenden wird Verwunderliches und Widersprüchliches präsentiert.

1. Otto als Nachahmer

Im Jahre 1000 öffnete Otto III. das Grab Karls des Großen, fand ihn – mumifiziert? – auf einem Thron sitzend, kleidete ihn neu ein, schnitt ihm die Nägel und ersetzte die fehlende Nasenspitze durch Gold. Dies berichten uns Thietmar von Merseburg, Ademar von Chabannes und vor allem Otto von Lomello in der *Chronik von Novalesa* (alle 10./11.Jh.).

Woher nehmen diese Autoren solche Merkwürdigkeiten zur Leiche Karls und zum Verhalten Ottos?

Helmut Beumann vermutete [laut Dix], dass Thietmar von Merseburg bei Lukian gelesen habe, dass Julius Caesar am Grab Alexanders niederkniete und es öffnete, und Augustus die Mumie Alexander küsste und dabei versehentlich ihre Nase zerstörte und durch Gold ersetzte. Detlev Suhr [708] nahm an, dass der junge Kaiser (geboren im Sommer 980) dies selbst bei Lukian gelesen habe und schon ahnte, dass ihm nicht viel Zeit blieb; daher also der Drang, die seiner Lek-

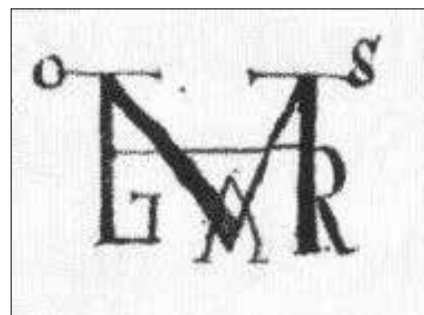
türe entspringenden Handlungsideen sogleich nachzuahmen. Deshalb pappt Otto dem Karl eine goldene Nase an und stirbt bald darauf, – am denkwürdigen Datum 23.1.1002 mit 22 Jahren, hinterlassend 23 Bullen. Nun ja, Daten sind manchmal so, niemand sucht sich die aus – oder doch?

Althoff zufolge wiederum erklärt sich Ottos nachahmender Impuls daraus, dass er „glühender Verehrer der Männer [war], deren Ideen und Lebenswandel ihm imponierten“. Da Otto außerdem noch „asketische Neigungen“ hatte [Althoff, 198, 183], lief er „angeblich im tiefsten polnischen Winter nudis pedibus ans Grab des Adalbert, was sich als rituelle Handlung auch bei Jesaja findet.“ [Köckert 15, unter Bezugnahme auf Johannes Fried].

Das soll uns aber keineswegs erheitern, sondern dieses *nudis pedibus* kommt als „demonstrativ-rituelles“ Verhalten mehrfach im Umkreis des Kaisers vor [Althoff 190, 131]. Es war ein „Unterwerfungsritual“, für das es festliegende Gewohnheiten gab, mit dem „Charakter einer Inszenierung“ [ebd. 42, 43]. Offen bleibt, wer da inszeniert: der Kaiser oder die Quellschreiber?

2. Otto als Erneuerer

Mit ‚Adalbert‘ ist hier nicht etwa jener Missionar und erste Erzbischof von Magdeburg (+981) gemeint, der Otto I. und II. diente, sondern der 997 „von den Preussen erschlagene Bekehrer Adalbert“ [Becker, 237] und Bischof von Prag, dessen Mutter mit Otto I. verwandt war. Otto III. soll ihn 988 im Benediktinerkloster auf dem Aventin schätzen gelernt haben, da beide „den



Signatur Ottos III aus einer Urkunde vom 1. November 996

gleichen mystisch-schwärmerischen Stimmungen anhing[en]“ [wiki.: A. v. Prag.]. Heutzutage denken sich solche ‚Freundschaftsverhältnisse‘ Romanschreiber aus, aber hier ist es „ein hagiographischer Topos“ [Althoff, 97, 98]), aufgrund dessen sich Otto Weihnachten 999 von Rom aus nach Gnesen aufmacht.

Ein Jahr nach Adalberts Tod keimte ein „Erneuerungsgedanke“ in ihm auf: Unter der Devise *Renovatio imperii Romanorum* begann die Ersetzung der Wachssiegel bei kaiserlichen Urkunden durch die Bleibulle, erstmals bei einer Urkunde für das Kloster Einsiedeln vom 28. April 998 [Althoff, 116; vgl. Illig, 193].

Auf der Reise von Rom nach Gnesen wurde der Kaiser am 17. Januar 1000 am Staffelsee gesehen. Kurz vorher, zu Epiphania, dem alten Weihnachtsfest der Ostkirche, hatte er seinen Titel geändert: Genau seit 6. Februar 1000 taucht in den Urkunden ein Ausdruck auf, der sich darin zuvor nicht findet [Hagen 1873, 72]: „*Servus Jesu Christi et Romanorum imperator Augustus secundum voluntatem Dei salvatorisque nostrique liberatoris*“ (Diener des Jesus Christus und Kaiser der Römer, Augustus nach dem

Willen Gottes, unseres Erlösers und Retters). Auf der ganzen Fahrt wurde diese Devotionsformel dem Kaisertitel hinzugefügt [wiki.: Akt v. Gnesen].

Doch schon im Januar 1001 führte Ottos gesteigerte Demut – bei gleichzeitiger „höchster imperialer Demonstration“ – zu nochmaliger Titeländerung und es entstand der weltweit einzigartige kaiserliche „Apostelknecht“ [nach Schneidmüller, 94]. Die Devise seiner Bullen wurde in *Aurea Roma* geändert [Althoff, 116].

Was bewog Otto dazu, ausgerechnet in den drei Jahren um den Jahrtausendwechsel herum „die Erneuerung und den Fortbestand des Römischen Reiches“ zu erklären? Nach Ansicht von Möhring [345 f.] wollte er damit die Entfesselung des Satans und das Auftreten des Antichristen bestreiten, denn diesem Ereignis sollte das Ende des römischen Reiches vorausgehen. Indem Otto dieses fortführte, wollte er das 1000-jährige Friedensreich, welches seit der Menschwerdung Christi bestand und laut Augustinus in der Kirche verkörpert war, länger währen lassen.

Diese These schließt geradezu aus, dass Otto durch Überspringen von 300 Jahren schneller das Jahr 1000 hätte erreichen wollen, also die ‚Uhr vorgestellt‘ hätte, wie Illig meint [1999, 211]; – ganz im Gegenteil: Otto kann nicht verhindern, dass das Jahr 1000 ‚fix und fertig‘ auf ihn zukommt und weigert sich, der Endkaiser zu sein. Später schreibt Notker der Deutsche, mit dem Übergang des Kaisertums auf die Sachsen sei das römische Reich untergegangen (wie Paulus prophezeit habe [Möhring, 344]) [zu den Verwunderungen betr. Notker vgl. Zeller u. Martin].

Nicht erörtert wird von Möhring, wie sich 600 Jahre nach dem angeblichen Untergang Roms eine Anknüpfung an selbiges so ohne weiteres für Otto hätte ergeben sollen und wieso er damit hätte hoffen können, Endzeitvorstellungen entgegenzuwirken, – wobei dafür die Notwendigkeit gar nicht einzusehen ist, da Möhring [334] selbst sagt, dass in den 500 Jahren vor dem Jahr 1000 die Endzeiterwartungen im Abendland nur schwach ausgeprägt waren [ebenso Illig 1999, 211]. Sie tauchen hier seltsamerweise erst um 1300 auf, also 300 Jahre später. Im Vorderen Orient jedoch grassieren sie tatsächlich

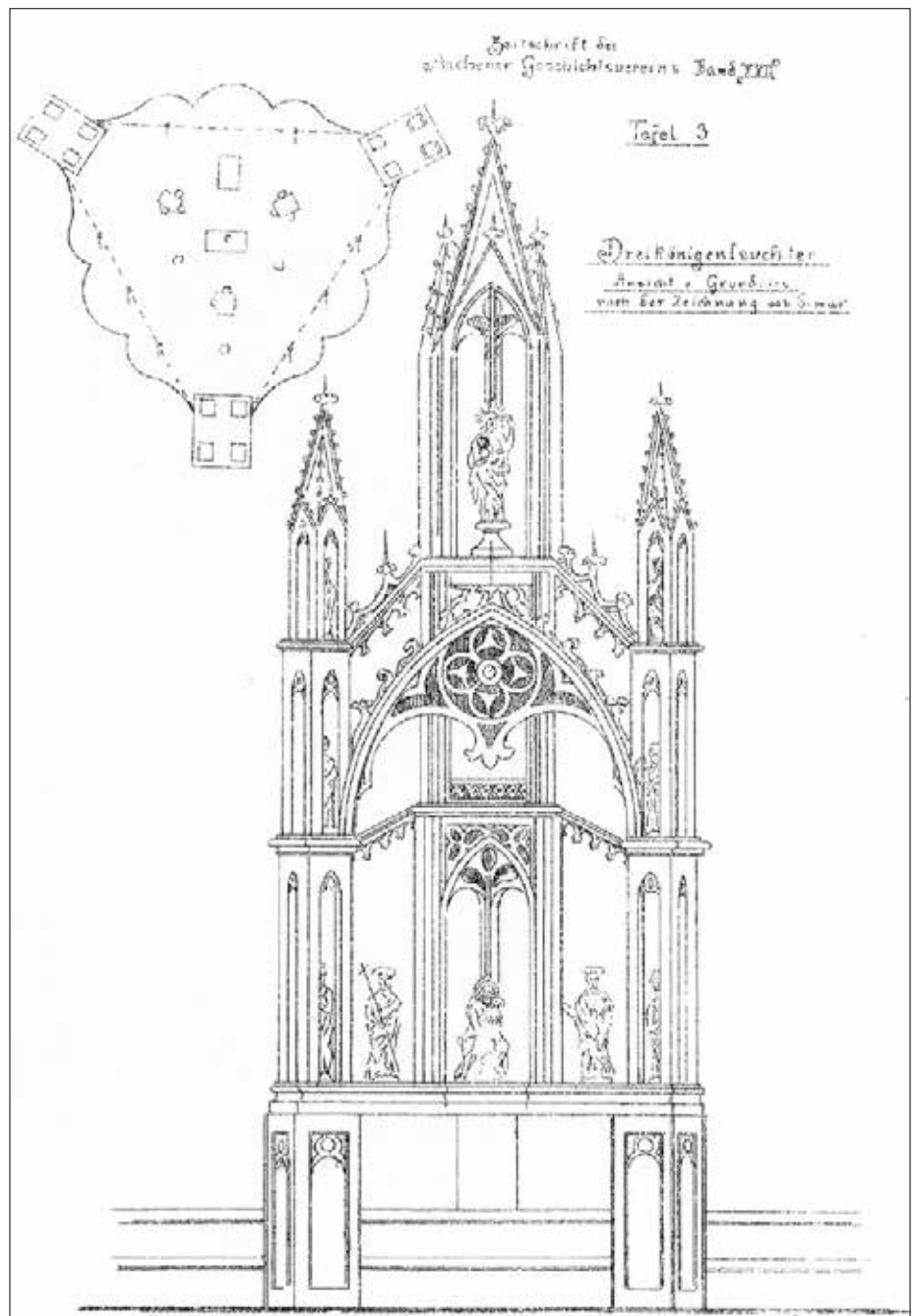


Abb. 1: Dreikönigenleuchter am Grab Kaiser Ottos III. Ansicht und Grundriss nach der Zeichnung von J. B. Simar, Umzeichnung von Joseph Buchkremer, 1900.

für das letzte Jahrzehnt des 1. Jtsd. n. Chr. ... 901 bis 999 ... als ismailitische Mahdi-Erwartung – und liegen damit rund 600 Jahre später als der Peak christlicher Messiaserwartungen im römischen Reich des 3. Jh.

Wurden hier Ottos ‚Erneuerungsbemühungen‘ wirksam – oder eine ‚Phantomzeit‘? (die von Illig postulierte 300-jährige allein würde hier aber nicht reichen) samt falscher Synchronisierung von Zeitrechnungen, also mehrfache chronologische Verschiebungen?

Die Rückreise aus Gnesen trat Otto mit Adalberts Arm an, von dem wir

zwar nicht wissen wie er aus dessen Grab wieder heraus (oder gar nicht erst hinein?) kam, wohl aber, dass Otto diesen Körperteil stückchenweise über die Provinzen seines Reiches verteilte [Schneidmüller, 94], sodass Adalberts Arm dieses reliquiär umklammerte. Otto gründet Adalbert-Kirchen und fördert intensiv den Adalbert-Kult [Althoff, 97]. Der Arm war ein reizendes Geschenk des Polenherzogs, der ihn zurück nach Aachen begleitete und dort im Tausch Karls „goldenen Thronessel“ dafür bekam. Für Althoff [151] bekommt dieser Tausch über die „ha-

geographische Betrachtung“ erst seinen „richtigen Sinn, wenn auch der Thron die Qualität einer Reliquie hatte“. Leider kam selbige abhanden, ermöglicht aber die Feststellung, dass es mindestens zwei Throne in Aachen gab, denn einer, der weniger kostbare, ist ja – angeblich – immer noch da. (Anders als Althoff hält Meyer [218, § 15] diese Geschichte Ademars – getreulich nachgeschrieben von Gundling [gemeint ist vermutlich Nikolaus Hieronymus] – für eine Mär, da die goldenen Platten, welche einst den hölzernen Thron bekleideten, für den im Chor stehenden Altar verwendet worden seien). Im gleichen Jahr öffnet Otto Pfingsten das Karlsgrab.

Wir wundern uns nicht, zu erfahren, dass die Quellen über das, was sich in Gnesen zutrug „durchaus nicht einheitlich“ sind [Althoff, 135].

Gnesen vorher/nachher markiert nicht nur den zweifachen Wandel im kaiserlichen Selbstverständnis, sondern vor allem in seiner Ostpolitik: Es wurde das erste direkt dem Papst unterstehende polnische Erzbistum, womit der Bischof von Magdeburg überhaupt nicht einverstanden war, denn Gnesen gehörte zu seiner Diözese.

Um den durch Gnesens Aufwertung geschmälernten Rang seiner Stadt zu stützen, wurde damals Caesar als Gründer Magdeburgs in Anspruch genommen, „nachdem Widukind von Corvey ihn mit Aachen in Verbindung gebracht, und auch die Sachsen zu Nachkommen der Truppen Alexander des Großen erklärt hatte“ [Beumann, 151 f.].

Sollte Otto gar nicht Lukian gelesen haben, sondern den im gleichen Jahr wie sein Opa (973) verstorbenen Hofschreiber Widukind? Aber wenn der mit dem Vielfälscher und Parteigänger der Staufer Wibald von Stablo (12. Jh.) identisch ist [vgl. Anwander nach Faußner] ... da hätte Otto III. doch viel länger leben müssen?

3. Zwischenspiel mit Nase und Zahn

Dem 22-jährigen Kaiser Otto, der so viel zur „Spiritualisierung des Kaisertums“ beitrug [Fried, nach Köckert], hatte ein greiser Abt bereits die Ewige Strafe Gottes angedroht, nachdem zwei Jahre zuvor beim zweiten Italienzug Ottos der Gegenpapst Johannes Philagathos aus Rom flüchtete, jedoch

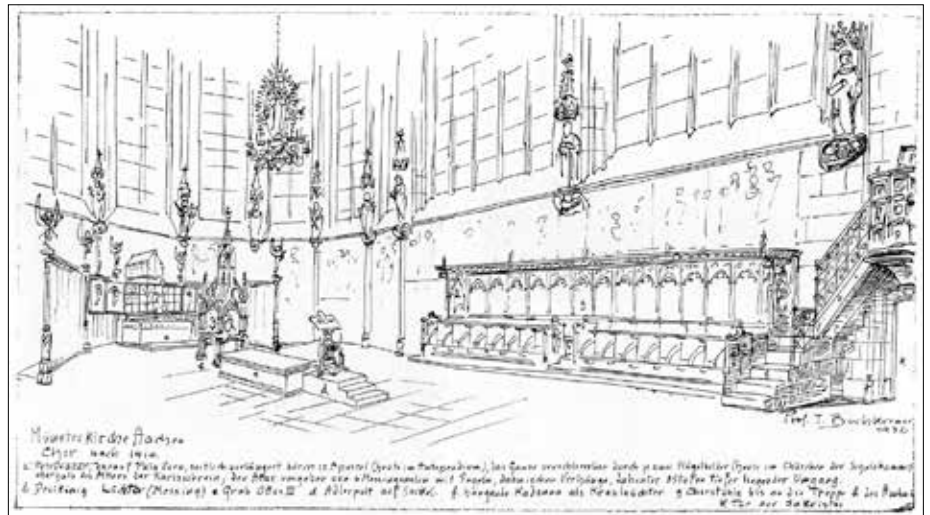


Abb. 2: Chorhalle mit Ausstattung nach 1414. Rekonstruktionszeichnung von Joseph Buchkremer, 1932.

von einer Abteilung des ottonischen Heeres – angeblich unter Führung des aus Breisgau stammenden Zähringer-Vorfahren Birichtilo [Althoff, 104] – gefangen, geblendet und an Nase und Zunge verstümmelt wurde. Wäre die goldene Nasenspitze für ‚Karls Mumie‘ gar als (womöglich nur literarisch-)demutsvolle Berichtigung‘ einer ‚Schuld am Papst‘ zu werten? Althoff [105] hält allen Ernstes „ein Sünden- oder Bußbewusstsein“ bei Otto für „eher unwahrscheinlich“, denn Birichtilo sei vom Kaiser sogar noch mit dem Markt-, Münz- und Zollrecht für Villingen im Schwarzwald belohnt worden, laut Urkunde vom 29. März 999. Kritische Quellenkunde, zumal angesichts der Kenntnis unzähliger Besitz-Urkundenfälschungen, dürfte mindestens die Möglichkeit erwägen, dass sich die Zähringer auch selbst belohnt haben können, - womit daraus kein Argument betreffs Otto zu gewinnen wäre.

Die abgebrochene Nase ist eine verstümmelte Nase und diese eine Metapher, die auf analogem Denken (Ähnlichkeit durch Bedeutungsentsprechung) beruhte: Das *Abschneiden der Nase* war noch bis ins Mittelalter eine Strafe für Ehebruch, im Sinne einer ‚analogen‘ Beraubung der Potenz, mithin eine ‚ins Gesicht geschriebene Kastration‘. (Es wäre natürlich auch möglich, dass tatsächlich gemeinte oder vollzogene Kastration mit der Nasen-Metapher ‚schicklich‘ umschrieben wurde; aber dem will ich hier nicht nachgehen.)

Als solche wird sie in der Spätantike vorzugsweise bei Männern eingesetzt, als Strafe zur Verhinderung oder Entwendung von Macht und Herrschaft; selten traf es Anwärter für das Papstamt, häufiger jene für das Amt des Kaisers. Justinian II. mit dem Beinamen Rhinotmetos (‚mit der abgeschnittenen Nase‘), gilt als letzter Herrscher, dem die Nase 695 öffentlich im Hippodrom abgeschnitten wurde, in Einklang mit römischem Recht. Nachdem er aber trotzdem nochmal den Thron errang und „sich gezeigt hatte, dass auch ein Verstümmelter regieren konnte, gaben die Byzantiner die zuvor beliebte Maßnahme des Nasenabschneidens auf.“ [Wikipedia: Justinian II.]. Solche praktischen (Gesetzes-?) Veränderungen können der Langlebigkeit von Metaphern jedoch nichts anhaben.

So weist das *unabsichtliche* Abbrechen der Nasenspitze bei der mumifizierten Leiche eines längst toten ‚großen‘ Cäsaren in den Quellen nicht etwa auf dessen ehebrecherisches Leben hin, sondern signalisiert, dass demjenigen, dem dies Missgeschick passierte, die Kaiserwürde ‚in den Schoß fiel‘. Und die Mär von den *in Gold* ersetzten Nasen besagt, dass sowohl Augustus wie Otto an der ‚goldenen Potenz‘ ihrer ‚großen‘ Vorgänger nicht nur teilhaben, sondern diese übernehmen und erneuern ... eben das römische Imperium.

Und was sagt uns die Aneignung eines Zahns? Was kann diese „persönliche Reliquie“ [Suhr, 705] bewirken? Die Antwort scheint einfach: „Der umgebundene Zahn eines Toten oder

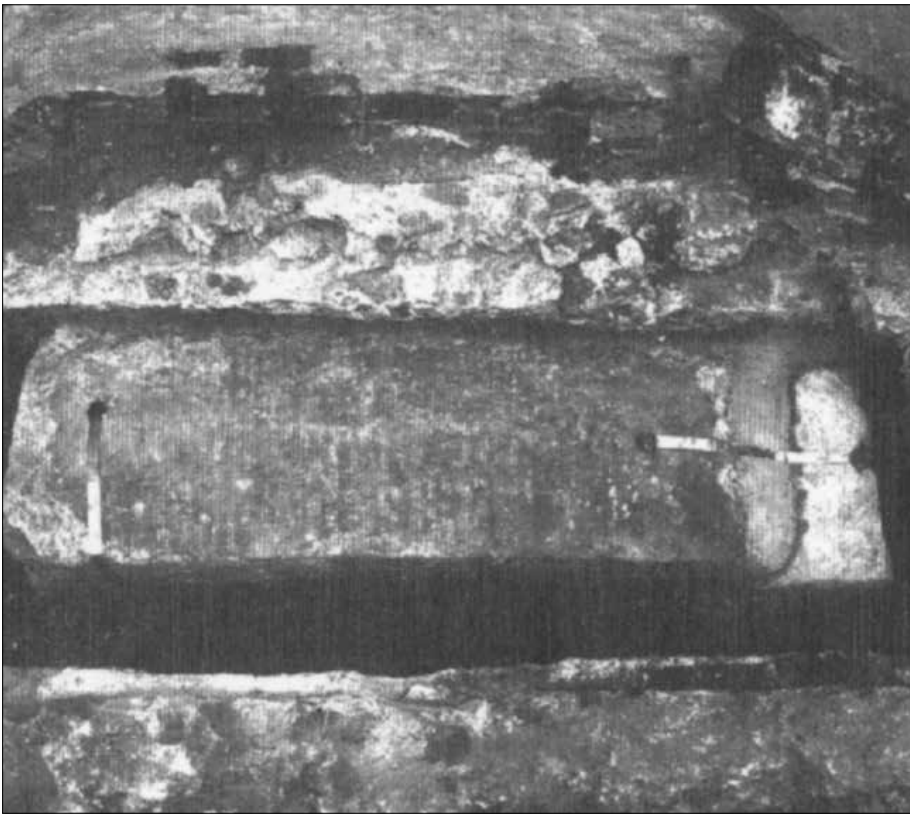


Abb. 3: Die Grabstätte Kaiser Ottos III. In der Nacht vom 10. zum 11. Oktober 1910 fotografierte Gerhard Mertens auf Anordnung des Domprobstes Dr. Bellesheim den versiegelten Sarkophag (aus Lohmeyer/Siebig).

dessen Berührung soll nach Plinius *Naturalis Historia* 28,11,45 Zahnschmerzen lindern“ [Veltri, 105]. Das gilt von der Antike bis in die Neuzeit: „Zähne von Toten heilen Kopfschmerz und Zahnschmerz, wenn man sie in der Tasche trägt“ [Wuttke, 127]. Nach allen Regeln der Symbolik kann so ein Zahn freilich nur deshalb ‚schützen‘, weil er vorher mal beißen konnte. Den Zahn eines Mächtigen ‚gezogen‘ und in der Tasche zu haben, bringt also Glück, denn er war mal stark, kann mir aber jetzt nicht mehr schaden, jetzt bin ich mächtiger (... bleibt zu überlegen, wem die Botschaft des ‚gezogenen Zahns‘ gilt.)

Es lohnt nicht, darüber zu spekulieren, ob der Chroniker der Schrift von Novalesse seinen Plinius kannte, oder ob sein ‚Gewährsmann‘ Otto (von Lomello) Zahnschmerzen hatte. Wohl aber mag es sich lohnen, den beiden und „Otto“ auf den Zahn zu fühlen, – worauf der Verfasser dieser so sinnlos wie geschickt eingebauten Metapher bereits selbst hingewiesen haben könnte.

4. Abhanden gekommene Knochen

Otto III. ist der einzige Ottone, der

im Aachener Dom bestattet sein soll, und zwar – gemäß seinem Wunsch, an den sich Kanzler Heribert von Köln rechtzeitig erinnerte [Grimme 86, nach Vita Lautberti] – neben dem von ihm im Jahr 1000 aufgespurten Grab Karls des Großen, mit dem er in Unauffindbarkeit vereint ist. Die einfachste Erklärung dafür bietet Illig [1996, 276]: Er sieht die Aachener Pfalzkapelle nicht vor 1025 errichtet und folglich hier weder frühere Königskronungen (die Widukind – resp. Wibald – jedoch für Otto I. u. II. in Aachen berichtet) noch Bestattungen.

Laut Thangmar von Hildesheim (um 1025) und Lautbert, Mönch der Abtei Deutz (+1027) befand sich Ottos Grab „mitten in dem alten karolingischen Chor“, während Adelbold Bischof von Utrecht (+1027) „irrtümlich“ sagt, Otto sei mitten in der Kirche begraben. Der Schrein mit den Gebeinen Karls d.Gr. wurde nach dessen Seligsprechung 1166 darüber aufgestellt und befand sich, „wenn der Wortlaut einer Urkunde vom Jahre 1331 [...] richtig ist, vor dem Marienaltare des alten Chores.“ [nach Haagen 1868, 88].

Dieser Chor wurde nach heutiger Datierung zwischen 1355 und 1414 gotisierend umgebaut und die Gebei-

ne Karls des Großen und Ottos III. erhielten, umgebettet, darin „dieselbe Stellung“ wie zuvor [ebd., 202]; das würde bedeuten: Der Schrein mit Karls Gebeinen stand über dem Grab Ottos. Die alte Grabplatte wurde seitdem in der Sakristei aufbewahrt (dazu gleich mehr). Ottos Grab lag ...

„... vier Fuß chereinwärts von den drei Stufen, welche zum Hauptaltare führen, und hat nach neueren Untersuchungen eine Tiefe von acht Fuß; es umschließt einen acht Fuß langen Sarkophag von grauem Marmor, welcher die Gebeine enthielt, die während der Fremdherrschaft im Januar 1804 der französische Präfekt Mechin nach Paris geschickt haben soll.“ [Haagen 1868, 88,89]

Unklar ist, worauf sich 64 Jahre nach der Grabung der Franzosen die Aussage über den Fund von Gebeinen stützt, denn ein schriftlicher Fundbericht wird m. W. nirgends erwähnt. Mechin wird von Herbst 1802 bis 19. Oktober 1804 als Präfekt für Aachen genannt.

„Er ließ auch unter der Lichterkrone Friedrichs II. nach dem Grabe Karls d. Gr. und in demselben vermutheten Schätze graben.“ [Haagen 1874, 445, Anm.1]

„An die Verwaltung des Präfekten Mechin knüpft sich das Andenken der Profanierung des Grabes Kaiser Ottos III., dessen Gebeine auf dem Transporte nach Paris verschwanden.“ [ebd.]

Das Suchen nach Schätzen leuchtet ein; aber was wollten die Franzosen mit Gebeinen? An Ottos Gebeine zu gelangen, war nicht ganz einfach, denn das Grab war seit 1513 bedeckt von einem „vier Fuß erhabenen Denkmal aus schwarzblauem Marmor“ [Quix, 20; Haagen 88]. Dieses ließ Kurfürst Friedrich ‚der Weise‘ von Sachsen (1463-1525) – der alles daransetzte, seinen Stammbaum der Wettiner auf die Sachsenkönige zurückzuführen und dafür auch die Ottonen in Anspruch nahm – hier für seinen ‚Vorfahren‘ Otto d. Gr. aufstellen [Cardenas, 17]. Es ...

„... bestand aus einer 3,10 m langen und 1,80 m breiten dunklen Marmorplatte. Diese ruhte auf einem etwa 1m hohen steinernen Unterbau. Das Denkmal war also von schlichtester Einfachheit, selbst die Grabinschrift fehlte.“ [Clemen, 121].

Die Platte war „ringsum profiliert“ [Knopp 21]



Abb. 4: 1910 wurde in der Chorhalle das Grab Kaiser Ottos III. geöffnet und wieder verschlossen (aus Lohmeyer/Siebig).

Wir fragen uns verwundert: Was geschah mit dem angeblich zuvor auf Ottos Grab stehenden Schrein Karls d. Gr.? Direkt hinter dem nunmehr vom Kurfürsten durch Marmor markierten Grab Ottos III. stand der gleichzeitig gefertigte ca. 6 m hohe Dreikönigsleuchter. Ob er ebenfalls vom Kurfürsten in Auftrag gegeben war, ist mir nicht bekannt.

In der Zeichnung (Abb. 2) [aus: Knopp, 21, Abb. 15] sieht man die Objekte in genannter Reihenfolge:

Diese „Ausstattung nach 1414“ zeigt in Wahrheit den Zustand nach 1513: Das rechteckige „Grab Ottos“ ist das kurfürstliche Denkmal (markiert mit ‚e‘). Dahinter steht der Dreikönigsleuchter, diese „Hauptzierde“ des Chores, die unter den Franzosen in die Schmelzhütte nach Stolberg wanderte [Haagen 1874, 445: nach Noppus, *Aacher Chronick*, 1632, 72]. Was uns da verloren ging, schildert Noppus [20, gemäß Haagen 1868, 88f.] wie folgt:

„Ein wunderschön aus Kupfer gegossenes Kunststück, in dessen Mitten die *Historia von den H. Drei Königen*. Und aber oben auff hats einen Kupferen Keyser Carll, und rings umbher zwölf Leuchteren mit zwey Versätz. Ist dermassen ein subtilich werck, das, wann es gereinigt wird, anders nicht, als durch Goldschmidsarbeit aus- und wider in einander gesetzt werden kann.“

Während Noppus einen kupfernen Karl sah, leuchtete Karl bei Knopp [21] in weißem Marmor. Die Hl. Drei Könige – gewollt oder nicht – erscheinen wie eine Analogie zu den drei Ottonen. Abb. 1 zeigt eine Zeichnung des Leuchters [aus: Knopp, Abb. 14].

Auch die alte Grabplatte, die schon seit 1414 in der Sakristei gestanden haben soll, fiel angeblich dem Raub der Gebeine durch die Franzosen zum Opfer. Diese Platte soll beschriftet gewesen sein [Quix, 20, nach Peter van Beeck's erster latein. Geschichte Aachens, *Aquisgranum*, um 1620] wie folgt:

Romani Imperii decus amplum, Tertius Ottho,

Corpus Aquisgranum, Augusta sed exta tenet.

Übersetzung:

Des Römischen Reiches große Zierde, der 3. Ottho,



Abb. 5: Seit 1834 gibt es eine lateinisch beschriftete Gedenkplatte für Otto, die im Boden in einer Seite des Chores, also wiederum an falscher Stelle, eingelassen wurde (Abb. aus Wikipedia).

Lokal-Nachrichten.

Aachen, den 17. Oktober 1910.

— Verhüllung des Grabes Kaiser Ottos III.
Ueber die endgültige Verhüllung des Grabes Kaiser Ottos III. wird uns berichtet: Im Beisein des hochw. Herrn Stiftspropstes, des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Schelus und des städtischen Bauleiters Herrn Reglerungsbaumeisters Erich Schmidt hat der päpstliche Goldschmied Bernard Witte die auf Pergament geschriebene Urkunde in lateinischer und deutscher Sprache, die außerdem mit dem großen Insignel des Stiftskapitels in gelbem Wachs versehen war, in den hierzu bestimmten Zylinder aus Glas gelegt; dieser Zylinder wurde sodann mit Parafin luftdicht verschlossen und darauf in die große Weiskapfel gelegt, welche der Stiftspropst an zwei Stellen mit dem Siegel des Stiftskapitels verschah. Nachdem wurde die Weiskapfel in die Gruft hinabgesenkt; hier ruht sie auf einer weißen Marmorplatte. Außerdem wurden in das Grab gelegt ein Markstück und ein Pfund-zwanzigpennigstück, beide mit der Jahreszahl 1910. Hieraus wurden durch den päpstlichen Goldschmied zwei Messingbänder um den Sarg geschlungen, und zwar an der Westseite zuerst und dann an der Ostseite an derjenigen Stelle, wo der zweite Stelndeckel liegt, der das angeschufte Stück des Sarges bedeckt. Darauf stieg der Stiftspropst in Begleitung des päpstlichen Goldschmiedes Witte in die Kaisergruft und verschah die Messingbänder an je zwei Stellen mit dem Siegel des Stiftskapitels. Sodann wurde der Sarg in dieser verriegelten Gestalt durch den Photographen Gerhard Mertens aufgenommen. Bereits heute (Montag) ist der Kaisersarg, mit einer Velonschicht verdeckt, den Augen der Gläubigen entzogen.

Abb. 6: Ausschnitt aus der Aacher Tageszeitung „Echo der Gegenwart“ (aus Lohmeyer S. 68).

Seinen Körper hat Aquisgranum [= Aachen],
Augusta [Au. Vindelicorum = Augsburg]
seine Innereien.

Statt ihrer habe man nach der Umbettung von 1414 eine schlichte dunkelblaue Marmorplatte mit ringsum profiliertem Rand, aber ohne Inschrift, über dem Grab errichtet. Doch auch das 1513 errichtete Denkmal des Kurfürsten, welches diese Platte von 1414 ersetzt hätte, bestand ebenfalls aus einer Platte dunklen Marmors, war schlicht, einfach und unbeschriftet. Insofern sorgt die Behauptung van Beecks aus dem Jahre 1620 von einer beschrifteten Grabplatte bis 1414, der eine unbeschriftete gefolgt sei, nachhaltig für Verwirrung (van Beecks Quellen sind mir nicht bekannt).

Was die Franzosen mit der schweren unbeschrifteten dunklen Marmorplatte vom kurfürstlichen Denkmal machten, ist unklar. Einige Autoren scheinen anzunehmen, es handle sich dabei um jene Platte, die auf der Rückseite mit einer schlecht ausgeführten Inschrift *Carolo Magno* versehen und sodann in der Mitte des Oktogons bodengleich in den Fußboden eingelegt worden war, wo sie als im Boden liegender Deckel vom Grab Karls d. Gr. galt. Bis man dort 1910 bei einer vom preußischen Kaiser finanzierten Renovierung grub und zum Entsetzen aller nur Erde darunter war. Aber der *Baedeker für die Rheinlande* hatte schon 1899 und 1909 das Grab an dieser Stelle bezweifelt [ein Fund von E. Ernst].

Die *Carolo Magno*-Platte steht seitdem außen an der Südseite des gotischen Chores, ist aber aus hellem Stein und kann demnach gar nicht die Platte des Kurfürsten gewesen sein. So bleibt einstweilen nur der Schluss, dass nach 1804 eine andere Platte genommen wurde, um ein Grab Karls d. Gr. vorzutäuschen.

Ebenfalls im Jahr 1910 ließ der Dombaumeister an jener Stelle des alten Chors graben, wo einst bis 1414 Ottos Grab gewesen sein soll; tatsächlich wurde ein leerer Sandsteinsarkophag gefunden. Offenbar war das Erschrecken hier von anderer Art, aber ebenso groß, denn er wurde fotografiert, versiegelt und einbetoniert [Lohmeyer, Abb. 36, 37].

Seit 1834 gibt es eine lateinisch beschriftete Gedenkplatte für Otto, die

im Boden in einer Seite des Chores, also wiederum an falscher Stelle, eingelassen wurde [siehe Abb. 5, aus Wikipedia]; außerdem hinterließ man im Sarg vor der Neuversiegelung u. a. einige zeitgenössische Münzen [Lohmeyer, 68]. So ist zuverlässig für Verwirrung späterer Generationen gesorgt, falls sie ohne diese Informationen fündig werden. (Für Hinweise danke ich dem Bauing. Ewald Ernst.)

Wie alt auch immer die zitierte Inschrift von van Beeck war ... um 1620 war schon bekannt, dass Otto III., genau wie sein Großvater, zweimal beigelegt wurde: während sein Leib in Aachen verloren ging, verschwanden seine Innereien in Augsburg.

(Fortsetzung folgt)

Literatur zu Teil I

- Althoff, Gerd (1996): *Otto III*; Darmstadt
- Anwander, Gerhard (2008): Corvey – Odysseus und Wibald. Die Forschungen von Claussen und Fausner; in *Zeitensprünge* 20 (2), 352-374
- (2008): Der Fall Corbie-Corvey und phantomzeitliches Blühen dank Wibald? In *Zeitensprünge* 20 (2), 375-385
- Becker, Karl Friedrich (1841): *Weltgeschichte* Bd. 3, Berlin
- Beumann, Helmut (1991): *Die Ottonen*; Stuttgart-Berlin
- Cardenas, Livia (202): *Friedrich der Weise und das Wittenberger Heiltumsbuch: mediale Repräsentation zwischen Mittelalter und Neuzeit*; Berlin
- Clemen, Paul (1866/1947): *Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz*; Bd. 1;
- Dix, Maja: Die Öffnung des Karlsgrabes durch Otto III.; *Deutsche Geschichte* (Zugriff 16.12. 2010)
- Grimme, Ernst Günther (1994): *Der Dom zu Aachen*; Aachen
- Haagen, Friedrich (1868): *Geschichte Achens von seinen Anfängen bis zum Ausgange des sächsischen Kaiserhauses 1024*; Aachen
- (1874): *Geschichte Achens vom Jahre 1400-1865*; Aachen
- Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
- Köckert, Pierre (2011): *Titulaturenkun-*

- de- Otto III. Als servus Iesu Christi und servus apostolorum*, Norderstedt
- Knopp, Gisbert/ Heckner, Ulrike (2002): *Die gotische Chorhalle des Aachener Doms und ihre Ausstattung: Baugeschichte, Bauforschung, Sanierung*; Petersberg
- Linkert, Dany (2005): *Otto III.- Ein Kaiser ohne Barmherzigkeit? Zu den Ursachen der grausamen Bestrafung des römischen Stadtpräfekten Crescentius und des Gegenpapstes Johannes XVI.*; Studienarbeit HU-Berlin (ebook)
- Lohmeyer, Franz / Siebig, Pit (1999): „Motiv DOM“ *Aachener Fotografen um 1900 sehen das Bauwerk*; Aachen
- Martin, Paul C. (2002): Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil IV, *Zeitensprünge* 14 (2) 247-277
- Meyer, Karl Franz (1781): *Aachensche Geschichten*, Mülheim
- Möhring, Hannes (2011): Die renovatio imperii Kaiser Ottos III. und die Antichrist-Erwartung der Zeitgenossen an der Jahrtausendwende; in *Archiv für Kulturgeschichte*, 93. Bd., H.2, 333-350
- Quix, Christian (1825): *Historische Beschreibung der Münsterkirche und der Heiligtums-Fahrt*; Aachen
- Schneidmüller, Bernd / Weinfurter, Stefan (Hg.; 2003): *Die deutschen Herrscher des Mittelalters*; München
- Suhr, Detlev (2011): Die Karlsleiche Ottos III. Medizinische Wertung einer Gruselgeschichte; in *Zeitensprünge* 23 (3) 705-714
- Veltri, Guiseppa (1997): *Magie und Halakhta: Ansätze zu einem empirischen Wissenschaftsbegriff im spätantiken und frühmittelalterlichen Judentum*; Tübingen
- Wikipedia: Otto III.; Adalberg von Prag;
- Wuttke, Adolf (1869): *Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart*; Bd. 1, Berlin
- Zeller, Manfred (1991): Deutsche Literatur im Mittelalter, in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3/4, 63-68
- Z. A. Müller / www.symbolforschung.de

Thema Ägypten

Die EFODON-Reise nach Ägypten

2. bis 16. Oktober 2012

Bericht von Peter Ruppel

Gernot L. Geise hatte beim Reiseveranstalter Phoenix eine Reise nach Ägypten ausfindig gemacht, die mit dem Schiff von Kairo bis nach Assuan führte und zurück mit dem Flugzeug. Auch der Preis war ansprechend, und so hatten sich sechs weitere Personen für die Reise angemeldet: Nicole Albert, Annelies und Fritz Blechinger, Rudolf Kremer und Peter Ruppel mit Tochter Pascale.

Am Montag Spätnachmittag, dem 1. Oktober, war ich gerade beim Packen der Koffer, als ich von der Polizeistation in Murnau einen Anruf erhielt und man wissen wollte, ob ich der Dr. Peter Ruppel sei, der Gernot L. Geise kennt. Sofort war mir klar, dass etwas sehr Schlimmes passiert sein musste. Der Beamte teilte mir mit, dass Gernot am frühen Nachmittag einen schweren Verkehrsunfall hatte und jetzt noch nicht ansprechbar sei. Sein Zustand sei jedoch stabil. Er bat mich, die Familie oder die nächsten Verwandten zu informieren. Kurz darauf rief mich Petra Gaede-Wenzel an, die sich um die Familie und um die Versorgung Gernots mit Kleidung usw. kümmern wollte. Ute Fleischmann übernahm die Stellung in München, und ich kümmerte mich um die Ägypten-Fahrer, informierte den Reiseveranstalter und hielt die Polizei in Murnau auf dem Laufenden.

Mit dieser Last im Gepäck trafen sich alle sechs Reisetilnehmer am Dienstagnachmittag zum Abflug. Wir alle waren niedergeschlagen und hatten kaum noch Lust, die Reise anzutreten. Nach einem ruhigen Flug und dem üblichen Flugzeugessen (mehr Plastik als Nahrungsmittel) mussten wir uns durch mehrere Passkontrollen und Zahlung von Visagebühren (Visa gibt es an mehreren Stellen zu durchaus unterschiedlichen Preisen) durcharbeiten. Die Betreuung durch die örtliche Reiseleitung war aufmerk-



Unser Schiff, die „MS Vision Club“.



Die Stufenpyramide von Saqqara ist zum großen Teil wegen Einsturzgefahr eingerüstet.

sam und gut. So landeten wir also sicher auf unserem Schiff, der „MS Vision Club“. Bei dem Empfangscocktail wurde uns verkündet, dass wir am nächsten Morgen um 6:15 Uhr geweckt werden würden, und eine Stunde später sei die Abfahrt mit dem Bus. Dies war jedoch nicht der

früheste Aufstehetermin, oft mussten wir eine oder sogar zwei Stunden früher aufstehen. Für Muslime ist dies kein Problem, da sie zwei Stunden vor Sonnenaufgang ihre ersten Gebete und Verbeugungsrituale durchführen müssen, aber für uns verwöhnte Deutsche war das schon eine kalte

Dusche.

Mittwoch 3. Oktober

Am Morgen ging es mit dem Bus über den Nil, vorbei am Gizeh-Plateau, zur Stufenpyramide von Saqqara. Nach kurzem Gang durch die Säulenreste einer Kulthalle erreichten wir die Pyramide, die aus Mastabas (Stufen) aufgebaut ist. Sie soll von dem Weisen Imhotep für den Pharaο Djoser um ca. -2700 erbaut worden sein.

Nächste Station etwas weiter südlich war Dahshur mit zwei Pyramiden.

Die „Rote Pyramide“ konnte man betreten, was einige Fitte sofort nutzten. Auf halber Höhe der Außenwand befindet sich ein Einstiegsloch, und dann führt ein schmaler und recht niedriger Gang (ca. 140 cm hoch) hinunter in die Tiefe. Unten befindet man sich in einem Felsengewölbe, in dem man über eine enge Holzstreppe hochsteigen muss, um in eine Felsennische zu gelangen.

Die zweite Pyramide in Dahshur wird als die Knickpyramide bezeichnet, da die Seitenwände abgeknickt nach oben verlaufen.

Zum Mittagessen ging es zurück auf das Schiff (eine Prozedur, die wir täglich durchführen mussten). Auf dem Weg machten wir noch Halt in Memphis und besuchten ein Freilichtmuseum mit mehreren Statuen und der liegenden Riesenplastik von Ramses II., die im Wasser gefunden wurde.

Nach dem Mittagessen ging es wieder mit dem Bus zum Gizeh-Plateau. Als wir dort den Bus verlassen hatten, gerieten wir ungeübte Mitteleuropäer voll in die Fangnetze der Händler. Unser Reiseleiter sah uns auf verlorenem Posten und befahl den sofortigen Rückzug in den Bus. Er erteilte uns sofort eine Lektion im Umgang mit den Händlern, die wir dann gleich anwenden konnten.

Fritz, Pascale, eine Dame von unserem Schiff und ich hatten sich sofort aufgemacht, die Große Pyramide (Cheopspyramide) im Innern zu erkunden. Am Eingang mussten wir die Fotogräte abliefern, dann aber schafften wir den Aufstieg schnell bis zur Königskammer. Für ein Bakschisch konnten wir alle abwechselnd im Sarkophag probeliegen. Auf dem Rückweg hat uns ein Wächter die Tür zum Abstiegsgang in die Königin-Kammer aufgeschlossen, natürlich wieder gegen Bakschisch. Der Abstieg in die Königin-Kammer wäre extrem lang und eng und wir waren alle froh,



An der „Roten Pyramide“ von Dahshur.



Die „Knickpyramide“ von Dahshur.



Im kleinen Museum von Memphis liegt u. a. eine Großplastik von Ramses II.

dass der Abstieg verboten war und wir somit uns nicht entscheiden mussten.

Kaum waren wir wieder an der Sonne, mussten wir schnell weiter zum Sphinx, da das Gelände schon bald geschlossen werden sollte. Der Besuch war wirklich zu kurz und die Pyramiden auf dem Gizeh-Plateau konnten wir kaum aus der Nähe besichtigen.

Auf dem Rückweg zum Schiff machten wir einen Stopp auf dem Khan el Khalili Bazar, in einem Straßencafé tranken wir einen Karkadeh. Karkadeh sind Malvenblüten, die als Tee oder Saft getrunken werden. Für die kommenden Tage war dies unser Kultgetränk.

Donnerstag 4. Oktober

Am Morgen fuhren wir schon früh (5:15 Uhr Aufstehen) ab nach Meidum. Dort gibt es nochmals eine Pyramide, die wieder - von innen besichtigt wurde. Bei dieser Pyramide erkennt man das Konstruktionsprinzip: Ein ausgehöhlter Felsen, der mit Steinen überdeckt und zu einer Pyramide geformt wurde. Meidum ist die letzte Pyramide, südlicher findet man kaum noch eine, die diese Bezeichnung verdient.

Nach dem obligatorischen Mittagessen auf dem Schiff besichtigten wir die Zitadelle von Kairo mit der Alabaster-Moschee. Von unserem Reiseführer Ahmed Nader Moawad bekamen wir erste Einweisungen in den Islam. Ahmed ist ein strenggläubiger Muslim, aber sehr tolerant und liberal in seinem Denken, er besitzt ein fundiertes Wissen über das Christentum und den Islam. Darüber hinaus hat er ein großes Herz, das immer und für jeden hilfsbereit ist.

Nach dem Moscheebesuch wollte unser Busfahrer uns noch schnell im Ägyptischen Museum abliefern. Der Verkehr in Kairo zwang uns jedoch, mehr Zeit auf der Straße als im Museum zu verbringen. Dabei begegneten wir auch einer Demonstration von Jugendlichen, auf deren Plakaten stand geschrieben: „Wo ist das Brot?“, so übersetzte es unser Reiseleiter Ahmed. Die Lebensmittel-Preise seien 20 % gestiegen, eine Katastrophe für Familien, die über 90 % des Einkommens für Lebensmittel ausgeben müssen. Die Demonstranten waren grundsätzlich friedlich, so wie bei uns Studenten, die wegen übervollen Hörsälen demonstrieren.

Die Zeit im Museum reichte weder



Seitlich an die Meidum-Pyramide ist ein kleiner, schmuckloser Totentempel angebaut.



EFODON im Einsatz: Peter und Pascale Ruppel.

hinten noch vorne. Doch ein Abstecher in die gekühlten Räume mit Pharaonen-Mumien (Extra-Eintritt 100 Pfund = ca. 15,00 Euro) konnten einige Übereifrige nicht auslassen.

Freitag 5. Oktober

Freitag ist bei den Muslimen Feiertag und nach dem Morgengebet wird auf dem Tahrir-Platz gerne demonstriert, nicht immer friedlich. Wir hatten das Gefühl, die Verantwortlichen für unsere Reise wollten uns vor dem Freitag aus Kairo weg haben. Noch vor der

Morgendämmerung, als wir noch alle schliefen, startete unser Schiff die Fahrt nach Süden.

Auf der Fahrt wurden wir immer von ein bis zwei Polizeibooten begleitet. Auf unserem Schiff, wie auch im Bus waren stets ein oder auch mehrere Geheimdienstler an Bord, die überdurchschnittlich elegante Anzüge trugen, jedoch mit massigen Ausbeulungen in der Hüftgegend. Die Abdrücke eines Schießens waren deutlich zu erkennen.

In Beni Suef legte unser Schiff an,

wo wir am Kai einer Polizeistation die Nacht verbrachten. Nach dem Abendessen durften wir in einer Gruppe unser Schiff verlassen, jedoch mit starker Begleitung von Polizeiautos und schwer bewaffneten Polizisten, die links, rechts, vor und hinter uns fuhren.

Samstag 6. Oktober

Wiederum vor Sonnenaufgang startete unser Boot die Weiterfahrt nilaufwärts, und am Abend legten wir in El Minya an einer Polizeistation an, um zu übernachten. Nach dem Abendessen gab es wiederum einen Gruppenspaziergang mit Polizeieskorte. Die Vertreter der örtlichen Touristenbehörde haben sich förmlich überschlagen und uns hofiert, wie Besucher aus dem Schlaffaffenland.

Dies war der zweite Tag, an dem wir nur fuhren und uns an Deck mit den anderen Passagieren anfreunden konnten. Sehr bald entstanden lebendige Gespräche und heftige Diskussionen über Ägypten und die Pharaonen-Kultur. Unser Schiff war recht klein und hatte eine Kapazität von nur 38 Personen, aber nur 27 Passagiere waren an Bord. Neben uns sechs EFODON-Mitgliedern waren noch etwa zehn Personen mit dabei, die man als Fans oder sogar als Experten der Ägyptologie bezeichnen könnte. Gesprächspartner und Gesprächsstoff gab es immer genügend. Zur Entspannung winkten wir den Bewohnern am Lande zu, die alle ihre Arbeit niederlegten und mit großer Begeisterung unserem Schiff entgegenliefen. Wir hatten ein Gefühl, wie ein Pharao auf Nilfahrt. Von Ahmed, unserem Reiseleiter, erfuhren wir, dass dies das erste Touristenschiff zwischen Kairo und Luxor seit 19 Jahren sei. Die Bevölkerung erwartet mit Sehnsucht den Tourismus und verspricht sich eine Verbesserung der desolaten Lebenssituation.

Sonntag 7. Oktober

Nach der Übernachtung in El Minya fahren wir mit dem Bus nach Tel al Amarna. Hierher am rechten Nilufer hatte sich Pharao Echnaton zurückgezogen, um seine spirituelle Lebensweise ungestört führen zu können. In diesen Ruinen fand man die Büste seiner Frau Nofretete, die sich heute in Berlin befindet. Oberhalb an den Westhängen der Berge liegen die gut erhaltenen Gräber der höheren Beamten.

Zurück über den Nil. Etwas abseits



Von Echnatons Stadt Amarna ist außer wenigen Grundmauern nicht mehr viel zu sehen.



Hinter dem Sethos-Tempel in Abydos liegt das Osireion, das jedoch nur von außen zu besichtigen ist.

des Nils liegt die Nekropole Tuna el Gebel. Eine Nekropole ist eine Totenstadt mit gebäudeähnlichen Gräbern. Eine Grabstätte – fast wie ein Tempel – hatte sich Petrosiris, ein Priester des Thot, hier erbaut. Thot, der bei den Griechen als Hermes verehrt wird, war für Wissenschaft und Schreibkunst zuständig. Dieses Bauwerk hat mehrere katakombenähnliche Gänge mit vielen mumifizierten Tieren. Dem Pavian als Symboltier des Thot wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

In der Nekropole trafen wir auch eine Gruppe von Archäologie-Studentinnen von der Universität Hildesheim,

die in den Gräbern Dokumentationsarbeiten durchführten. Von ihnen erfuhren wir auch, dass Hannover, in der Nähe von Hildesheim gelegen, die Patenstadt von El Minya ist.

Nach dem Mittagessen, wie immer auf dem Schiff, besuchten wir die Gräber von Beni Hassan. Sie wurden in die Felshänge am Ostufer des Nils geschlagen. Im Innern waren sie reich verziert mit Stuckarbeiten und Malereien.

Obwohl sie nur wenige Kilometer entfernt von unserer Schiffsanlegestelle gelegen waren, brauchten wir über eine Stunde dorthin, da die engen Wege durch die Ortschaften völlig überfüllt

waren. Auf dem Hinweg sahen wir eine Autoschlange geparkt, die weit über die Dorfgrenze hinausreichte. Nach Informationen unseres Reiseleiters warteten die Fahrzeuge auf Benzin, das am Abend geliefert werden sollte. Auf unserem Rückweg war die Autoschlange noch um ein Vielfaches gewachsen. Die Fahrer hatten teilweise ihre Fahrzeuge verlassen und warteten vermutlich in einer Kneipe bei einer Wasserpfeife auf die Lieferung des Treibstoffes.

Montag 8. Oktober

Vor Sonnenaufgang, wir schliefen noch, setzte unser Schiff, die „HS Club Vision“, die Fahrt nilaufwärts fort. Am Abend legten wir in Assyut zum Übernachten an. Nach der Abendmahlzeit, die wie immer vorzüglich war, wurden wir „Gassi“ geführt, mit der gewohnten Polizeieskorte. Ein Besuch in einem Ausstellungsraum mit lokal hergestellten Artikeln beeindruckte uns sehr, besonders die Preise waren unvorstellbar niedrig.

Den letzten besichtigungsfreien Tag auf dem Schiff hat jeder zur Verdauung des Erlebten genutzt, und zur Vorbereitung auf die noch ausstehenden Sehenswürdigkeiten.

Dienstag 9. Oktober

Unsere nächste Übernachtungsstation war Sohag, die wir schon am frühen Nachmittag, d. h. gleich nach dem Mittagisch erreichten. Zwischen unserem Schiff und den uns begleitenden Flusspolizeibooten war reger Personenaustausch. Auch die Obrigkeit ist froh, einmal ein tolles Essen einzunehmen oder einen Kaffee zu trinken. An Bord unseres Schiffes kommen immer wieder Lotsen, die uns durch die Untiefen des Nils zu steuern helfen.

Das Leben in der Steuerkabine und dem Vordeck hat mit Schifffahrt, wie wir sie kennen, wenig zu tun. Unser Steuermann und seine Helfer sahen wie Personen aus Tausend-und-eine-Nacht aus. Sie diskutierten wild über den optimalen Kurs. Der Stuhl des Steuermannes sah aus wie ein uralter Thronstuhl aus einer Moschee. In der Ecke der Steuerkabine stand ein Radargerät, das nicht verwendet wurde und völlig verstaubt war. Vermutlich wurde dieses Hightech-Gerät angeliefert, im Rahmen einer staatlichen Maßnahme zur Verbesserung der Sicherheit der Nilschifffahrt. Der Verwendungszweck und die Benutzung waren der Schiffs-



An der Schleuse Naga Hammadi.

crew unbekannt, und so stellte man es in der Steuerkabine in eine Ecke. Dort steht das teure Gerät von „Rhode und Schwarz“ noch heute und wartet auf seinen ersten Einsatz.

Die Besichtigung nach dem Mittagessen führte uns zum Tempel von Sethos I. in Abydos. Dieser Tempel ist dem Gott Osiris geweiht. Durch einen schmalen Gang gelangt man in den Hinterhof, wo sich das Osireion befindet. Das Osireion sieht aus wie ein mit schweren Vierkantsäulen gebauter Keller, der oben offen ist. Natürlich nicht begehbar, da er mit Grundwasser gefüllt ist. Das Osireion soll die Grabstätte von Osiris sein, oder besser seine Ruhestätte, da Osiris ein Gott ist und somit kein irdisches Grab benötigt.

Nach der Mythologie wurde Osiris von seinem Bruder Seth umgebracht und der Körper in viele Teile zerstückelt, die Seth über ganz Ägypten verteilte. Osiris' Frau Isis unternahm alle Anstrengungen, um den Körper wieder zusammenzusetzen. Nachdem sie auch den Penis ihres Gatten Osiris rekonstruieren konnte, zeugte sie mit ihrem bewusstlosen Gemahl den Sohn Horus, der in der Mythologie noch eine große Rolle spielen sollte.

In dem schmalen Gang, der zu dem Osireion führt, befindet sich auf der linken Seite eine Genealogie der Götter, und auf der rechten Seite die Liste der Pharaonen. Durch diese Chronologie konnten die Ägyptologen vieles besser einordnen und begründen.

In der ersten Säulenhalle dieses Tempels befindet sich an einer Quertraverse im Mittelgang die von Erich von Däniken populär gemachte Abbildung von angeblichen Panzern, Hubschraubern und ähnlichem Kriegsgerät. Unser Reiseführer Achmet hatte für die Erkenntnisse des Herrn Däniken nur spöttische Verachtung übrig.

Mittwoch 10. Oktober

Nochmals ein besichtigungsfreier Tag mit vielen interessanten Gesprächen auf dem Deck, es wurden Bücher ausgetauscht und auf besondere Kapitel hingewiesen. Immer dabei: der Karkadeh (unser Kultgetränk).

Etwas Spannung und viel zu sehen gab es in Naga Hammadi bei der Umsetzung der „HS Club Vision“ mittels einer Schleuse auf das sieben Meter höhere Flussniveau oberhalb der Stauwand. Zwei Stunden mussten wir an einer Brücke noch warten, bis alle Züge (nur zwei) hindurch waren, da eine Brückenspanne zur Seite geschoben werden musste, damit unser kleines Schiff ohne an der Brücke anzustoßen hindurch fahren konnte. Während unserer Wartezeit hatten sich viele Jugendliche auf der Brücke versammelt, teilweise in gefährlichen Positionen auf den Geländern und den Verstrebungen, um unsere Durchfahrt mit Jubel und Geschrei zu begleiten.

Übernachtet wurde in Quena. Abermals in der Obhut einer Polizeistation legte unser Schiff an.

Donnerstag 11. Oktober

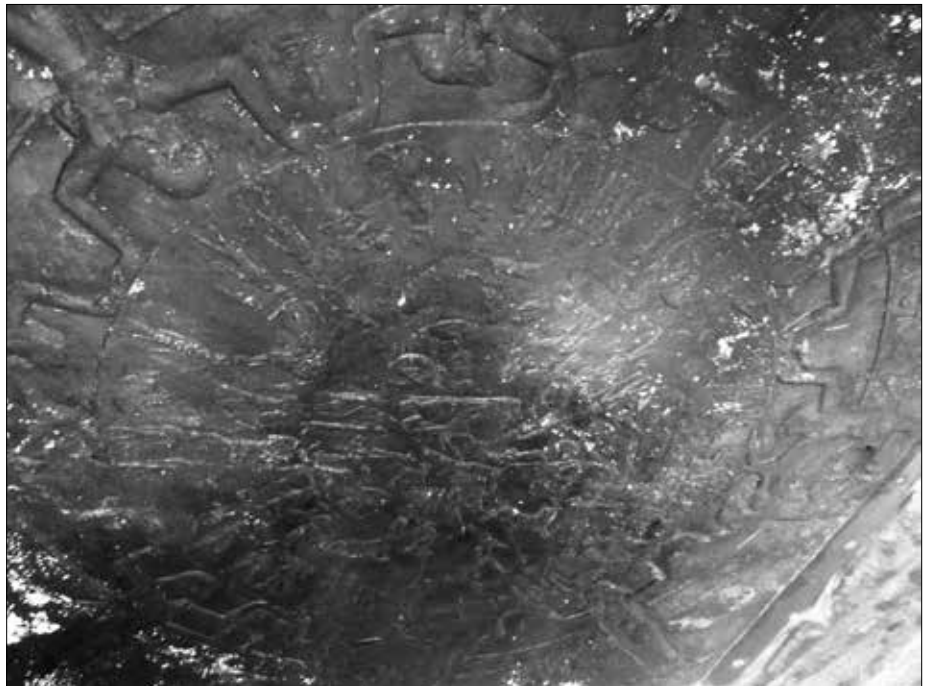
Gleich nach einem sehr frühen Frühstück ging die Busfahrt zum Tempel Dendera. Dieses Heiligtum ist der Göttin Hathor geweiht, der Gemahlin von Horus. Zur Erinnerung: Horus war der Sohn von Isis und Osiris, der durch „metaphysische Zeugung“ empfangen wurde. Der Tempel stammt aus der ptolemäischen Zeit, als der Einfluss der Griechen immer deutlicher wurde.

Auf dem Dach des Tempels steht eine kleine Kapelle, an deren Decke sich einst der berühmte Zodiak mit einer Kombination aus babylonischen und griechischen Tierkreiszeichen befand. Diese Stuckarbeit wurde von den Franzosen als Folge der Eroberung Ägyptens durch Napoleon herausgebrochen und nach Paris in den Louvre gebracht. Heute befindet sich in der Decke der Kapelle eine armselige Kopie, die - wie als Ausdruck der Trauer - mit schwarzer Farbe überstrichen wurde.

Im Kellergewölbe liegt eine Krypta, die nur schwierig über ein kleines Loch zu erreichen ist. Die Krypta ist ein Gang mit etwa einem Meter Breite. Die Wände sind mit einem Steinrelief mit den klassischen ägyptischen Motiven verziert. Die Qualität der Steinarbeiten ist selbst für Ägypten einmalig. Hier befinden sich auch in mehrfacher Ausfertigung die Blütenkelche, die Erich von Däniken als frühe Glühlampen bezeichnet hat. Unser lieber Reiseleiter Ahmed hatte dazu wieder - wie im Tempel von Abydos - nur spotthafte Ablehnung übrig.

Schnell zurück auf das Schiff und weiter nach Luxor. Dort wollten wir noch den Luxor-Tempel besichtigen. Der Tempel hat eine Zugangsstraße, die auf beiden Seiten mit Sphingen eingerahmt wird. Die Tempelfront besteht nicht aus Säulen, sondern wird von zwei riesigen Pylonen (turmartigen Mauern) gebildet, in deren Mitte sich ein majestätischer Eingang öffnet. Vor den Pylonen standen einst zwei sehr hohe Obelisken, von denen jedoch nur noch einer vorhanden ist. Der andere markiert heute den Mittelpunkt des „Place de la Concorde“ in Paris. Die Tempelanlage ist sehr weitläufig und schwer überschaubar. Mehrere Könige haben an ihr gebaut.

Vor Einbruch der Dunkelheit gab es - wiederum optional - die Möglichkeit zu einer Kutschenfahrt durch den Basar und die Altstadt von Luxor.



Die mehr schlecht als rechte Gips-Nachbildung des Tierkreises von Dendera. Das Original liegt in Paris im Louvre.



Im Luxor-Tempel: Peter Ruppel und Annelies Blechinger.

Unsere Schiffsanlegestelle war auf der Flussseite von einigen großen Hotels umgeben, die uns nach außen abschirmten. Die Hotels waren fast leer, und so hatten wir die Terrassen und Gärten der Hotels für uns. Zum Abendessen brachten unsere Küchenbediensteten alles auf die Terrasse für ein festliches orientalisches Diner. Den Abschluss bildeten ein Bauchtanz und ein Rad-Tanz. Hierbei macht der Tänzer ununterbrochen Derwisch-ähnliche Drehungen und hüllt sich in ein großes wallendes Tuch.

Thaddäus, ein Ägypten-Fan erster Klasse, der sich uns angeschlossen hatte, lud uns (Nicole, Pascale und mich) noch zum Rauchen einer Shisha (Wasserpfeife) ein – für Nichtraucher kein reiner Genuss.

Freitag 12. Oktober

Wir fahren über den Nil zum linken Flussufer. Hier stehen die beiden Memnonkolosse, einige Meter große sitzende Gestalten, denen man die Gesichter unkenntlich gemacht hatte, wie dies so oft durch die nachfolgenden

den Machthaber an den Abbildern ihrer Vorgänger in Ägypten geschehen ist. Vor der Abfahrt nahmen wir noch schnell Anneliese und Fritz an Bord, die nicht mit uns im Bus hierher kamen, sondern mit einem Heißluftballon.

Nächste Station war „Deir al Bahri“, auch als Tempel und Grabstätte der Hatschepsut bekannt. Das Beste an dem Tempel ist ein Blick von weit weg auf die Gesamtanlage bei aufgehender Sonne. Der Tempel besteht aus drei Terrassen, die hinten jeweils von einem Säulengang begrenzt werden. Der Tempel liegt vor einer 300 Meter hohen ovalen Felswand, die mit dem davor postierten dreistufigen Tempel an Grandeur nicht mehr zu überbieten ist. Die Polen hatten sich verdient gemacht, indem sie diese Anlage wieder wie neu aussehend restauriert hatten.

Auf der zweiten Terrasse des Tempels gab es im November 1997 einen Terroristenanschlag von sechs bewaffneten Männern auf eine Schweizer Touristengruppe, bei der 68 Personen starben. Die Polizei konnte die Täter nicht finden. Jedoch die örtliche Bevölkerung nahm die Vergeltung selbst in die Hand und richtete alle Täter hin. Seit dieser Zeit sind die Altertümer in Ägypten mit Mauern oder Zäunen umgeben und an den Eingängen und auf dem Gelände befinden sich Uniformierte der Touristenpolizei. An den Eingängen stehen Stahlscheiben (Größe ca. 150 x 150 cm), die einen gesicherten Scherschlitz haben, auf Rollen montiert sind und den Verteidigern bei einem Schusswechsel Schutz bieten sollen.

Im Anschluss daran ging es mit dem Bus weiter ins Tal der Könige. Das Tal selbst ist unspektakulär und gleicht einem völlig ausgetrockneten Alpental, jedoch befinden sich hier viele Schachteingänge, die sehr tief in das Innere der Berge führen und in einer Grabkammer enden.

Vor etwa hundert Jahren ging es hier zu wie bei der Goldeuphorie im Wilden Westen. Der Handel mit echten oder auch gefälschten Antiquitäten aus Gräbern der Pharaonenzeit geht bis heute weiter. Nur spielt er sich jetzt in etwas höheren Etagen ab. Zahi Hawass, der oberste Regierungsbeamte für die Altertümer, mit dem sich esoterische Bildungsreisende aus Deutschland gerne fotografieren ließen, wurde nach der Revolution von 2011 verhaftet und sitzt im Gefängnis, da er angeblich Antiquitäten



„Deir al Bahri“, auch als Tempel und Grabstätte der Hatschepsut bekannt.



Im großen Säulensaal des Karnak-Tempels. Man erkennt gut die riesigen Dimensionen der Säulen.

ins Ausland verschoben haben soll.

Im Tal der Könige besuchten wir vier Gräber, das Grab von Ramses IV. (Nummer 2), das von Ramses IX. (Nummer 6), das von Ramses III. (Nummer 11) und das Grab von Tutanchamun (Nummer 62). Alle Gräber bestehen aus Gängen, die tief in das Innere des Berges führen und reich verziert und ausgeschmückt sind. Es ist erstaunlich, welchen Aufwand die Pharaonen für das Leben nach dem Tode betrieben haben. Jenes Leben war für sie auf keinen Fall ein geistiges, sondern

sehr ähnlich dem in der dritten Dimension. Nach ihrer Vorstellung konnte man es sich mit gehorteten Pfründen im Jenseits gut gehen lassen.

Am Nachmittag besuchten wir noch die Tempelanlage von Karnak. Diese liegt am nördlichen Stadtrand von Luxor. Sie ist noch größer und umfangreicher als die Tempelanlage von Luxor, die nur zwei bis drei Kilometer südlicher liegt.

Für den späteren Abend besuchten einige von uns im Karnak-Tempel ein Spektakel (optional) nach der Art der

französischen „Son et Lumière“-Shows. Viel buntes Licht und laute Musik, jedoch in diesem Umfeld wird der Kitsch zu einem spektakulären und sehenswerten Ereignis.

Noch spät am Abend verließ die „HS Club Vision“ die Anlegestelle in Luxor und fuhr weiter nach Esna.

Samstag 13. Oktober

In Esna besichtigten wir gleich am Morgen den Chnum-Tempel. Er liegt nur eine kurze Wegstrecke von unserem Anlegeplatz entfernt. Um den Tempel zu erreichen, muss man durch eine enge Straße gehen. Welche Wohltat – so früh am Morgen schliefen noch alle Händler und wir konnten in Ruhe den Tempel erreichen. Für den Rückweg war natürlich wieder Speißrutenlaufen angesagt.

Der Tempel ist dem Gott Chnum geweiht, der mit einem Widderkopf dargestellt wird. In dem Tempel von Esna finden sich neben dem ptolemäischen Einfluss auch Inschriften, die auf die Römer des ersten Jahrhunderts vor Chr. hinweisen.

Dann fuhren wir weiter mit dem Schiff nach Edfu. An unserer Anlegestelle standen schon die Kutschen bereit, die uns zum Horus-Tempel bringen sollten. Die Kutschen sind alle älter als einhundert Jahre und haben nie eine Wartung oder Pflege über sich ergehen lassen müssen. Unser Kutscher nahm sofort das Überholmanöver mit einem Auto auf. Das arme nur aus Haut und Knochen bestehende Pferd musste um sein Leben laufen, um die Peitschenschläge abzuwehren. Vermutlich war das alles nur Show, um das Bakschisch zu steigern. Uns verging aber bald die Lust an dem waghalsigen Rennen, der Kutscher hatte kein Mitleid weder mit dem Pferd noch mit uns. Nur durch Androhung, überhaupt kein Bakschisch zu zahlen, konnten wir seine Rennleidenschaft zügeln.

Horus, der Sohn von Isis und Osiris, wird als Falke oder als Mensch mit einem Falkenkopf abgebildet. Bei der Darstellung mit menschlichem Körper trägt er auf dem Kopf die Doppelkrone von Unter- und Oberägypten. Die Griechen setzen Horus mit ihrem Gott Apollo gleich.

Der Eingang zum Tempel führt abermals durch zwei stattliche Pylone, man gelangt in einen offenen Innenhof und dann folgen zwei Säulenhallen, ehe man auf das Allerheiligste trifft, das mit vielen Nebennischen umgeben ist.



Der Chnum-Tempel von Esna.



Der Innenhof des Edfu-Tempels.

Die nächste Übernachtung war in Kom Ombo.

Sonntag 14. Oktober

Gleich nach Tagesanbruch besichtigten wir den Kom-Ombo-Tempel. Im Anschluss an die recht zerstörte Tempelanlage kommt man in ein Museum, in dem mumifizierte Krokodile aller Größen ausgestellt sind, die heute noch in großer Anzahl oberhalb des Assuan-Staudammes vorkommen.

Schnell ging es weiter nach Assuan, unserem letzten Schiffs-Stopp.

Wir verließen sofort das Schiff und besichtigen den berühmten Steinbruch mitten in der Stadt. Hier liegt noch ein nur teilweise herausgehauener Obelisk. Die vollständige Herausarbeitung aus dem Gestein lohnt sich nicht mehr, da der Steinblock bei der Bearbeitung zerbrochen ist.

Das nächste Ziel war der Philae-Tempel, der sehr romantisch auf einer Insel in Nil liegt. Auf dem Weg machten wir einen Stopp am Assuan-Staudamm, den aufgestauten See nennen die Ägypter Nasser-See.

Der Philae-Tempel ist der Göttin Isis geweiht, der Mutter von Horus. Sowohl der Vorhof als auch die erste Säulenhalle werden durch mächtige und gut erhaltene Pylone begrenzt.

Seitlich am Rande zum Wasser hin steht einer der schönsten römischen Tempel, von Trajan erbaut, und der auch nach ihm als Trajan-Kiosk bezeichnet wird.

Montag 15. Oktober

Aufstehen um 2:30 Uhr, und um 4:00 Uhr trafen sich mehrere Busse, um im Konvoi durch die Wüste die gut 250 km nach Abu Simbel zu fahren.

Abu Simbel ist die Grabanlage für Ramses II. und besteht aus zwei Tempeln, den größeren für ihn selbst und den kleineren für seine Lieblingsgattin Nefertari. Die Anlage wurde in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in einem Kraftakt, durch die UNESCO unterstützt, abgebaut und an einem höher gelegenen Ort wieder aufgebaut. Dadurch wurden die beiden Tempel vor den steigenden Wassermassen des Nasser-Sees geschützt. Der See hat sich durch den Bau des Assuan-Staudamms gebildet, der die jährlichen Überschwemmungen des Nils bis ins Delta verhindern soll.

Abends machen wir mit einem kleinen Schiff noch eine Fahrt zu einem nubischen Dorf, das zwar ganz auf Tourismus getrimmt ist. Die Verkäufer behandeln jedoch die Besucher mit Respekt und ohne Überrumpelungs-Versuche.

Dienstag 16. Oktober

Wecken – wie schon gewohnt – um 2:30 Uhr und Abfahrt zum Flughafen Assuan, um den Flug nach Kairo um 6:35 Uhr zu erreichen. Vor dem Weiterflug nach München wurden die Pässe, ähnlich wie schon in Assuan, unendlich oft von sehr ernst dreinblickenden Polizeibeamten kontrolliert, deren Verdachtsvermutung man an ihren Gesichtszügen ablesen kann.

Kurz vor Abflug wurde noch schnell versucht, die noch vorhandenen ägyptischen Pfunde in Waren umzusetzen, da deutsche Banken kein ägyptisches Geld annehmen oder nur mit exorbitantem Abschlag. Und da dachten wir immer, der Euro sei nichts wert!

Auf www.youtube.de unter dem Stichwort EFODON gibt es einige Videos zu sehen.

Fotos: Peter und Pascale Ruppel



Der unvollendete Obelisk in Assuan.



Der Philae-Tempel.



Sicherheitsmaßnahmen? Eine Blechplatte des Militärs mit Sehschlitz.

Thema Ägypten

Der Kalkstein-Unsinn

Gernot L. Geise

Nicht nur in allen möglichen Büchern und Publikationen, sondern auch in sogenannten Dokumentationsfilmen über Ägypten wird immer wieder behauptet, dass die Pyramidenverkleidungen insbesondere der Gizeh-Pyramiden aus weißem „polierten“ Kalkstein bestanden habe. Der Leser bzw. Zuschauer nimmt es als gegeben hin, denn die Ägyptologen werden wohl wissen, was sie da behaupten. Wirklich? **Nein, sie wissen es nicht, weil sie keine Ahnung haben!** Das Problem besteht einfach darin, dass es in ganz Ägypten kein einziges Kalkstein-Vorkommen gibt.

Die alten Ägypter waren garantiert nicht so einfältig, ihre Pyramiden weitab von verwendbaren Steinvorkommen zu errichten, weshalb im verbauten Gestein immer das zu finden ist, was in der Nähe vorhanden ist. In den Gizeh-Pyramiden etwa ist der gelblich-braune Sandstein des Mokkatam-Gebirges verbaut, auf dem die Pyramiden stehen.

Unverständlich wird die Titulierung „Kalkstein“, wenn man bedenkt, dass der Begriff „Kalkstein“ allein zehn Unterfamilien aufweist. Welcher Kalkstein soll also beim Pyramidenbau verwendet worden sein? Die Frage stellt sich um so mehr, weil es wissenschaftlich als erwiesen gilt, dass es in Ägypten hauptsächlich Kalksandstein und Porenkalk gibt. Dies wiederum sind keine „echten“ Kalksteine, sondern sogenannte Sedimentgesteine, die man nicht in einen Topf werfen darf.

Als Laie könnte man aus Unwis-

senheit fast alle Gesteinssorten als „Kalksteine“ bezeichnen, weil in allen eine mehr oder weniger kleine Menge Kalk enthalten ist. Das ist jedoch ein fachlich äußerst fragwürdiger und wissenschaftlich vollkommen unsachgemäßer Begriff.

In verschiedenen Publikationen wird gar behauptet, die Kalksteinverkleidung der Pyramiden sei blank poliert gewesen. Der Begriff „blank poliert“ kann im Zusammenhang mit Kalkstein jedoch auf gar keinen Fall stimmen. Diese und ähnliche Formulierungen sind kompletter Unsinn, nichts anderes als ägyptologische bzw. schriftstellerische Fantasie und fernab jeglicher Realität.

Deshalb ist zunächst einmal festzustellen: Es gibt absolut keinen einzigen Hinweis darauf, dass es in Ägypten zu irgend einem Zeitpunkt einen Steinbruch gegeben hätte, in dem weißer Kalkstein abgebaut worden wäre! „Tura-Kalksteinblöcke“ sind bis zu diesem Zeitpunkt noch niemals als Baumaterial im Inneren einer Pyramide gefunden worden. Man habe sie - so heißt es - zur glatten Außenverkleidung der Pyramiden verwendet. Im Tura-Steinbruch wurde jedoch nicht etwa Kalkstein, sondern Kalksandstein abgebaut, dessen Farbe auch nicht weiß, sondern cremefarbig ist, und die schon nach wenigen Jahren nachdunkelt.

Es gibt nicht den kleinsten Hinweis darauf, dass es in Ägypten überhaupt jemals irgendwelchen weißen Kalkstein gab. Das behauptet nicht irgendwer, sondern der Natursteinfachmann

Dieter Vogl (persönliche Mitteilung vom 18.02.97). Und er zitiert aus dem Fachbuch „Gesteinskunde“:

„Der historisch berühmte rote Granit aus Assuan gilt als wichtigstes Exportgestein Ägyptens. Nur in Form kunstgewerblicher Figuren gelangt der hellbraune Onyx aus Asiut zu uns; er wird im Heimatland, wo man ihn in vielen Moscheen verwendet findet, fälschlicherweise Alabaster genannt. Der bereits in der Pharaonenzeit geschätzte purpurrote Perfido Rosso Antico vom Küstensaum des Roten Meeres wird jetzt nur noch ganz gelegentlich gewonnen.“ (Friedrich Müller: „Gesteinskunde“, S. 208).

Das ist alles, was sich in diesem Fachbuch über ägyptische Natursteine findet! Wenn man nun einwenden möchte, dass es trotzdem in altägyptischen Zeiten weißen Kalkstein gegeben hätte, so muss man sich natürlich ebenso fragen, wo denn die Reste geblieben sind?

Eine weitere Frage, die sich stellt: Warum kaufen die heutigen reichen Ägypter den weißen Kalkstein in Carrara (Italien), wenn sie ihn vor der Haustüre liegen hätten? Hier kann also irgend etwas überhaupt nicht stimmen. Die einzigen Angaben über Kalkstein, die man in der Fachliteratur findet, handeln ausschließlich von „bunten“ Gesteinssorten. Diese findet man jedoch überwiegend in Tunesien, und die Lagerstätten sind so gering, dass damit noch nicht einmal der Eigenbedarf gedeckt werden kann.

Oberfläche verfärbt sich ab X Jahre									
Name	1	3	10	30	100	300	1000	3000	über
Granit									«««
Syenit							«««««««	«««««««	«««««««
Basalt						«««««««	«««««««	«««««««	«««««««
Diabas					«««««««	«««««««	«««««««	«««««««	«««««««
Kalkstein				«««««««	«««««««	«««««««	«««««««	«««««««	«««««««
Dolomitstein					«««««««	«««««««	«««««««	«««««««	«««««««
Marmor						«««««««	«««««««	«««««««	«««««««

Tabelle aus dem Buch „Gesteinskunde“ von Friedrich Müller, Seite 170 (Dieter Vogl).

Haltbarkeit der Politur - Oberfläche wird matt ab X Jahre

Name	1	3	10	30	100	300	1000	3000	über
Granit									«««
Diorit						««««««««	««««««««	««««««««	««««««««
Basalt					««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««
Diabas				««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««
Kalkstein		««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««
Dolomitstein			««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««
Marmor			««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««	««««««««

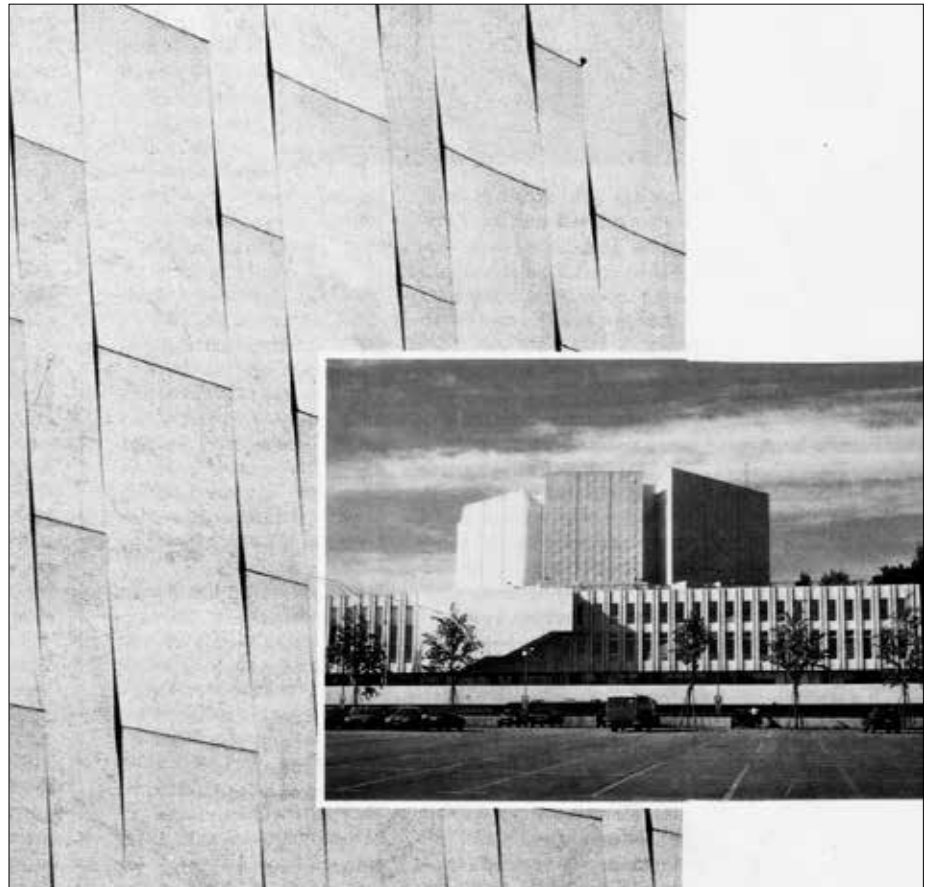
Table aus dem Buch „Gesteinskunde“ von Friedrich Müller, Seite 170 (Dieter Vogl).

Weißer Kalkstein wird auch als Marmor bezeichnet. Sein besonderes Merkmal ist, dass er nur bedingt wetterbeständig ist. Das heißt: Ein polierter Kalkstein verliert unter normalen Umweltbedingungen nach einigen Jahren seine glänzende Oberfläche. Er bildet eine Patina aus, die im Laufe der Zeit nachdunkelt und schwarz wird. Wie verträgt sich das mit der Aussage, die Gizeh-Pyramiden hätten weiß gestrahlt? Weißer Kalkstein ist meist Porenkalkstein, und der hat eine Haltbarkeit von nur etwa einem bis zwei Jahren, dann beginnt er zu zerbröckeln, denn - und das ist ganz allgemein eine Eigenschaft von Kalkstein - er wirkt wie ein Schwamm, er saugt Wasser auf (auch Luftfeuchtigkeit ist Wasser!)! Und mit dieser Eigenschaft ist Kalkstein wohl die ungeeignetste Steinsorte, die man sich als Verkleidung für Bauwerke denken kann, die „für die Ewigkeit“ gebaut wurden.

In der Gegend um Gizeh besteht der Felsboden aus sogenanntem Ergussgestein, das sich aus erkaltetem Magma bildet, wie Granit und Sandstein. Für das Vorhandensein von weißem Kalkstein fehlen in ganz Ägypten die geologischen Voraussetzungen.

Wenn wir also den Ägyptologen glauben wollen, dass die Pyramiden trotzdem mit weißem Kalkstein belegt gewesen sein sollen, dann wird es interessant, denn dann müsste das Gestein entweder aus Griechenland, aus Italien oder aus Spanien herangeschafft worden sein, wo sich die nächsten Vorkommen von weißem Kalkstein befinden. Und Steintransporte aus solchen Entfernungen in den benötigten riesigen Mengen den Altägyptern zuschreiben zu wollen, geht denn doch etwas zu weit. Also: War es wirklich, wie die Ägyptologen behaupten, weißer Kalkstein? Dann müssen sie uns jedoch folgende Fragen beantworten:

- Woher hatten die Pyramiden-Baumeister den Kalkstein?
- Wo ist der Kalkstein geblieben? Er kann sich ja wohl kaum in Luft aufgelöst haben ...



Das „Finnland-Haus“ in Helsinki: Die ursprünglich glatte Fassade hat unter dem Gewicht der Kalkstein-Verkleidung nachgegeben, die Platten haben sich verbogen (Vogl).

Angeblich soll die Große Pyramide einst als eine Art Steinbruch fungiert haben. Aus den herausgebrochenen Verkleidungssteinen habe man dann Kairo erbaut. Doch wo sind die Steine geblieben? Die Verkleidungssteine müssen zwangsläufig mehr oder weniger dreieckig gewesen sein, um auf den Stufen der einzelnen Steinreihen aufliegen zu können und nicht abzurutschen. Warum findet man dann in den alten Gemäuern von Kairo weder dreieckige noch sonst welche Kalksteine?

Deshalb frage ich mich, was Generationen von Forschern eigentlich festgestellt haben? Plapperten sie nur das Gesteins-Unwissen nach, das die

Ägyptologen schon immer verbreiteten? Schließlich sind Ägyptologen keine Stein-Fachleute. Ich denke, dass es sich mit der Behauptung „weißer Kalkstein“ ebenso verhält wie mit vielen anderen Behauptungen: Irgend jemand hat sie - möglicherweise aus reiner Unwissenheit - irgendwann einmal aufgestellt, aber alle, alle haben nur voneinander abgeschrieben, ohne diese Behauptung jemals nachzuprüfen. So werden Falschaussagen zu Tatsachen hochgespielt!

Dr. Stähle, Dozent am Mineralogischen Institut der Universität Heidelberg, schreibt hierzu in einem Brief an Dieter Vogl (13.05.1997):

„Weiße Kalksteine verfärben sich nach einiger Zeit. Sie werden grau bis schwarzgrau durch Algenbefall.“

Bei einem Materialvergleich wird deutlich, dass eine polierte Oberfläche aus Kalkstein spätestens ab dem dreißigsten Jahr nach der Verlegung nicht mehr als weiß bezeichnet werden kann. Selbst harter Syenit würde bei solchen Zeiträumen seine Farbe verlieren und erheblich nachdunkeln. Aus der Traum von der „für alle Ewigkeit“ weiß leuchtenden Pyramide. Neben der Verfärbung spielen jedoch noch die Haltbarkeit und Verformung von Kalkstein eine nicht zu unterschätzende Rolle.

In Helsinki gibt es das „Finnland-Haus“, das der Architekt *Alvar Aalto* geplant hat. Alle Hinweise und wohlgemeinten Ratschläge von Natursteinexperten missachtend, bestand er darauf, für die Fassade des Hochhauses weißen Carrara-Marmor zu verwenden. Carrara-Marmor ist kristalliner Kalkstein.

„16 Jahre nach seiner Fertigstellung hat sich dessen Fassadenbild derart gewandelt, dass sich in der finnischen Presse der Vergleich mit frühen Rindenflechtstrukturen aufdrängte. Was war geschehen? Seit 1981 zeigen sich an den Marmorplatten konkave Verformungen“ („Naturstein“, Heft 1/92 Seite 18. Artikel von Lothar Wedhorn, Berlin).

Hermann Ritter aus München ist ein anerkannter Natursteinfachmann, Gutachter und Mitglied der bautechnischen Kommission des deutschen Naturwerksteinverbandes. Er schreibt:

„Das Verbiegen von Platten aus kristallinem Marmor ist im übrigen ein Phänomen, das schon seit 100 Jahren bekannt ist, dessen Ursache aber noch immer nicht ganz geklärt werden konnte“ („Naturstein“, Heft 1/92 Seite 18-19. Artikel von Lothar Wedhorn, Berlin).

Beispielsweise wurden am „Amoco-Haus“ in Chicago alle Kalksteinplatten durch Granitplatten ausgetauscht, um diesem Phänomen vorzubeugen, als sich die ersten Anzeichen zeigten.

Allein diese Beispiele zeigen, dass die Cheopspyramide unmöglich mit weißem Kalkstein verkleidet gewesen sein kann, denn unter der gewaltigen Auflast hätten sich (nicht nur) die unteren Lagen verformt und hätten nachgegeben.

Demgemäß gibt es inzwischen Stimmen, die behaupten, die Außenverkleidung der Pyramiden habe aus Rosenquarz bestanden (siehe die noch erhaltene Verkleidung an der Spitze der Chephren-Pyramide), was allein von



Marmorsteinbruch in Carrara (Italien).

der Bautechnik und der Haltbarkeit gesehen wesentlich sinnvoller ist.

Wir wissen aufgrund der modernen Verfahrenstechniken der mineralogisch-petrologischen Institute, dass Rosenquarz den Härtegrad 7 hat. Ein solches Material kann jedoch nur mit einem Werkzeug bearbeitet werden, das zumindest den gleichen Härtegrad wie das zu bearbeitende Material aufweist. Da die den Altägyptern zugestandenen Kupfergeräte und Doleritkugeln für die Bearbeitung solchen Materials völlig ungeeignet sind, benötigen wir dazu Werkzeuge aus Metalllegierungen wie Wolfram, Titan, Vanadium oder WIDIA-Stahl. Da diese Materialien so gut wie nicht verrotten und auch den extremsten Beanspruchungen standhalten, stellt sich die Frage: Wo sind die ganzen Überreste dieser Materialien geblieben und warum finden wir heute nichts mehr davon?

Bei der Gewinnung eines einzigen Steinblockes, egal welche Steinsorte, entsteht in der Regel *dreimal so viel* Bruch, wie die Masse des Blockes selbst ausmacht. Das kann man in allen Steinbrüchen sehen. Wenn man bedenkt, dass alleine die Cheops-Pyramide einen Rauminhalt von 2,6 Millionen Kubikmetern hat, dann muss die Frage gestellt werden, in welchem der Steinbrüche, aus denen die verwendeten Steinblöcke stammen, der 7,5 Millionen Kubikmeter große Schuttberg liegt, der zwangsläufig anfallen musste, um diese Pyramide erstellen zu können? Er ist schlicht nir-

gends vorhanden, weshalb zwangsläufig eine abfalllose Abbau-Technologie zum Einsatz gekommen sein muss, was man auch teilweise an verbauten Steinblöcken erkennen kann, an denen kleinste Strukturen blockübergreifend vorhanden sind.

Eine solche Technologie beherrschen wir jedoch heute nicht - und die alten Ägypter mit ihren Kupfermeißeln und Doleritkugeln schon gar nicht!

Hier möchte ich jedoch noch einen unkonventionellen Gedankengang äußern: Sollte es sich bei der Pyramidenverkleidung wirklich um weißen Kalkstein gehandelt haben (woher auch immer er kam), so müsste dieser, um nicht seine Farbe zu verlieren und dunkel zu werden, und um wetterbeständig zu sein, mit einer chemischen Substanz behandelt, also konserviert, worden sein. Sollte also irgendwann doch noch ein Stückchen weißer Kalkstein auftauchen, der von einer Verkleidung stammt, dann sollte man ihn peinlichst genau auf solche Imprägnierungsmittel untersuchen. Es müssten auch nach Jahrtausenden noch Reste davon nachweisbar sein.

Quellen

Müller, Friedrich: „Gesteinskunde“, Ulm 1984.

Vogl, Dieter: „Ein Denkfehler bei der postulierten Pyramidenverkleidung“, EFODON-SYNESIS Nr. 25/1998.

Vogl, Dieter: „Das Baumaterial der Cheops-Pyramide“, EFODON e. V., 1998. ■

Pyramiden-Zeichen und deren außerirdischer Zusammenhang

Matthäus Reitz

In japanischen fast zweihundert Jahre alten Schriften wie z. B.: Toen Shousetsu (von Kyokutei Bakin, 1825), Ume no Chiri (von Nagahashi Matajirou, 1844), Hyouryukishuu (Iwase Bunko Bücherei) finden sich bis jetzt fünf Berichte darüber, dass am 22. Februar (oder 24. März) 1803 vor dem Harayadori genannten Strand im Ogasawara Etchuu-no-kami (4000 koku) Gebiet das damals den Bereich „Yoriai-seki“ des Tokagawa Shogunats einnahm, ein seltsames Boot gesichtet und von den Bewohnern an Land gezogen wurde. Im Innern fand man eine etwa 18- bis 20-jährige feenähnliche Frau mit roten Augenbrauen und Haaren, an die noch weiße Strähnen geknüpft waren, mit rosiger Haut und einer Kiste von etwa 60 cm, an die Sie niemanden heranließ (Bild 2). Die von ihr gesprochene Sprache konnte keiner verstehen.

Das UFO-förmige Schiff hatte die Maße von 3,3 m hoch x 5,4 m breit und bestand aus rotem Sandelholz mit Eisenbeschlägen sowie mit vergitterten Glas/Kristallfenstern mit Baumgummidichtung. Im Innern fand man zwei weiche Teppiche unbekannter Machart, eine Art Kuchen, geknetetes Essen, unbekanntes Fleisch und ein ebenfalls schönes Gefäß, das keiner zuzuordnen wusste. Heute erscheint diese Geschichte erfunden, da es keine amtlichen Belege dafür in Japan gibt, auch die Ortsnamen konnten nicht richtig ausfindig gemacht werden. Schauen wir uns jetzt die Symbole an, welche im Innern dieser Rettungskapsel (?) gefunden wurden und die keiner lesen konnte, und die je nach Schreiber etwas abweichen (Bild 3).

Da ist ein Dreieck/Pyramide mit einem Kreis/Mond, ein „EO“, ein „OT“ (oder „TO“) und am Ende wieder eine Pyramide mit zwei Monden. EO bedeutet meiner Meinung nach „Ewig“ (wie Äon). Wichtig ist die Aussprache, nicht die Schreibweise, da es nicht überall eine einheitliche Rechtschreibung wie heute gab. Auch scheinen viele Symbole, Hieroglyphen, Mayaglyphen, nur raffiniert zusammengefügte Buchstaben und



Bild 1



Bild 2

Zahlen zu sein, wie hier (Bild 4) wo zum Beispiel der Parfümhersteller aus Paris „BLUE UP“ ineinander verschnörkelt hat. „TO/OT“ erinnert mich an das Wort „Kleinod“, wie auch an „Reichs-

kleinodien“, und unter diesen findet sich auch meist ein Gegenstand, der Königsapfel (lat. globus cruciger, im englischem sogar „Orb“ = „OT“) genannt wird, welcher mal „das Gesamte“ in Ku-

gelgestalt, mal den Erdball mit einem Kreuz und die Macht über die Erde, mal Herrschaft über die Welt darstellen soll (Bild 4), wobei z. B. dieser Nürnberger Reichsapfel laut „Wikipedia“ etwa aus dem „Ende des 12. Jahrhunderts“ stammen soll, die Welt aber doch mindestens bis Kolumbus 1492 offiziell als flache Scheibe galt. Wer anderer Meinung war, der kam ins Loch oder wurde verbrannt, da es damals noch nicht möglich war, jemandem das Konto zu sperren oder den Strom abzuschalten. Das Aussehen dieses Apfels entspricht genau dem „OT“-Symbol.

Als Busfahrer, Flieger, Kapitän, Soldat, Raumfahrer würde mein Fahrzeug/Raumschiff oder Rettungskapsel eine Kennung tragen, z. B. „Von hier (über ...) nach da“, Linie (Nr.), Einheit usw.

Das „OT“ scheint mir also ein „Ort“ (ohh! ... Schon wieder „O(r)T“, Sternbild/Galaxie) im „EO = „Eon, Äon, ewigen“ Weltraum zu sein. Die Pyramiden sagen Folgendes aus: Pyramide mit einem Mond = Erde (hier bei uns gibt es überall Pyramiden und einen Mond), Pyramide mit zwei Monden = Mars (auf dem Mars befinden sich ebenso Pyramiden, auch wenn es offiziell anders behauptet wird. Der Mars hat zwei Monde, Deimos und Phobos, und es sind die einzigen Trabanten, die sich gegen die Uhrzeigerichtung drehen. 2010 ergab eine Untersuchung der ESA, dass Phobos hohl ist und rechteckige Streben aufweist, also künstlich ist).

Beim bekannten UFO-Absturz 1947 in den Vereinigten Staaten von Amerika in Neu Mexiko, bei Roswell/Corona hielten sich die überlebenden außerirdischen Wesen nach Berichten beharrlich an Konsolen oder Steuerungen fest, die sie nicht loslassen wollten. Vergleichen Sie nun die teilweise verschnörkelte Schrift, richtig herum gedreht, auf einem der I-Metallträger mit der aus dem japanischen Vorfall (Bild 5).

Alle Zeichen weisen eine Ähnlichkeit auf. Ebenso sehen wir auch auf der Abschrift der Symbole des Flugkörpers, der im Wald von Rendlesham in Dezember 1980 gelandet sein soll, unter anderem eine Pyramide mit zwei Monden, Planeten oder Satelliten (also künstlichen Objekten, Bild 6), der eine etwas kleiner als der andere, genau wie die beiden Marsmonde. Das Ganze befindet sich in einem Kreis.



Bild 3



Bild 4

Und welch ein Zufall, die Filmplakate zum Kinofilm von 1990 „Total Recall“ mit Arnold Schwarzenegger zeigen einen Marshorizont, vor dem sich eine übergroße Pyramide erhebt, links und rechts von den beiden Marsmonden Deimos und Phobos flankiert, fast genau wie bei den am Anfang des Artikels erwähnten Vorfällen. Andere Plakate zeigen die Monde auch spiegelverkehrt und das halbe Gesicht von A. Schwarzenegger, was nach den Produzenten eine Anspielung auf das Marsgesicht sein soll. Im Spielfilm geht es um eine Agentengeschichte und um auf dem Mars zurückgehaltene Technologie (in der Pyramide befindet sich eine Schmelzmaschine) von Außerirdischen, um die Atmosphäre wiederherzustellen (am Ende des Films gelingt es, die Eisvorräte in der Pyramide werden geschmolzen), auch die Pyramide ist kurz zu sehen. Wobei der Spielfilm sich nicht ganz an die Buchvorlage von Philipp K. Dick hält (Bild 7).

Es stellt sich die Frage, wer genau die Plakate entwarf, und wie man eben auf diese Darstellungen kam. Der Spielfilm von Brian De Palma, „Mission to Mars“, enthält eine ähnliche Botschaft. Im Marsgesicht finden die Astronauten am Ende eine Nachricht und Reisemöglichkeit der Außerirdischen (Der Mars war wie die Erde und verlor durch eine Katastrophe große Teile seiner Atmosphäre, wurde „verwüestet“). Wie Infrarotaufnahmen von 2004 zeigen, die nach sieben Tagen im Netz von der NASA gegen „nachbearbeitete“ ausgetauscht wurden, auf denen dann bei Kontrastverstärkung nur noch „Rauschen“ zu sehen war, befinden sich dort 2 - 3 km unter Sand und Eis verschüttet immer noch riesige Städte. Mehr dazu finden Sie im Buch „Geheimakte Mond“ der Amerikaner Richard C. Hoagland und Mike Bara. Doch zurück zum Inhalt dieses Aufsatzes.

Den Symbolen nach würde ich sagen, handelt es sich um Pendelraumschiffe, Kuriere, Späher usw. Übrigens fiel leider die russische Raumsonde „Phobos Grunt“ zufälligerweise aus, als sie Anfang 2012 zu Bodenuntersuchungen zu Phobos unterwegs war.

Mit diesem Aufsatz möchte ich erst einmal einen Zusammenhang zwischen diesen Dingen aufzeigen. Der interessierte Leser kann dann nun selbst weitere Forschungen anstellen.

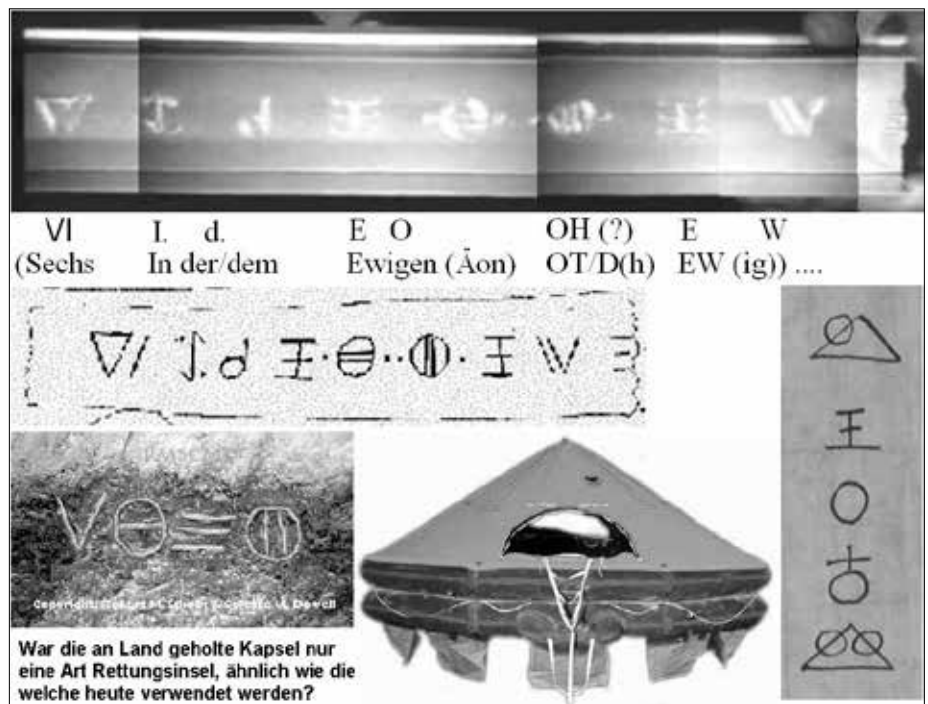


Bild 5

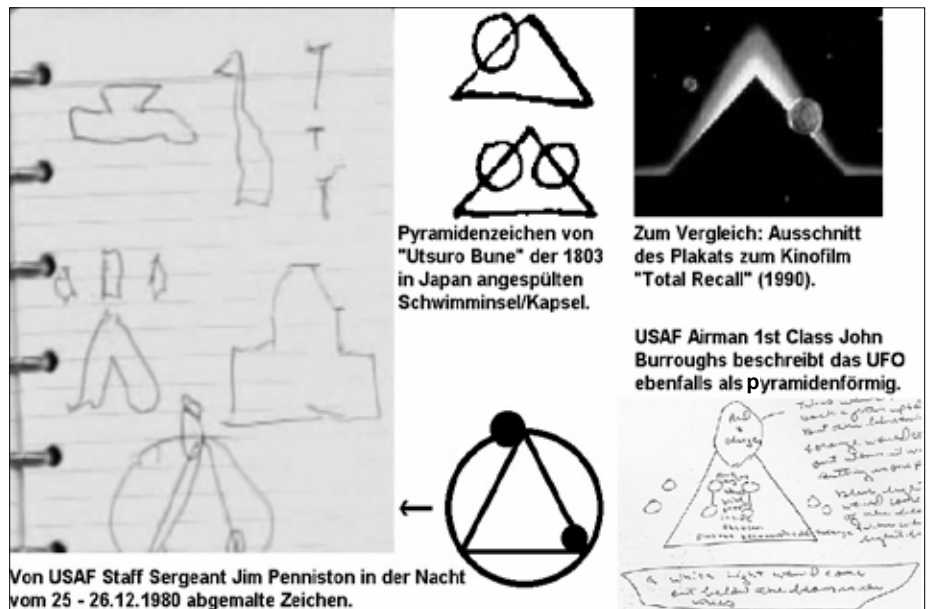


Bild 6



Bild 7

Lokaltermin

Themenbereich: Frühgeschichte

Noch einmal: Sonnenstuhl bei Randersacker

Warum „noch einmal“?

Weil wir schon einmal darüber in einem Artikel von Stefan Baum im SYNESIS-Magazin Nr. 6/2011 berichtet haben. Damals ging es um den Marsberg und den Sonnenstuhl. Wir hatten beides in einen Topf geworfen. Inzwischen haben wir eine weitere Exkursion dorthin gemacht. Dabei ist uns klar geworden, dass der Sonnenstuhl nicht notwendigerweise etwas mit dem Marsberg zu tun hat. Beides können megalithische Anlagen sein, aber sicher ist das nicht. Auch sehen die Überreste auf dem Sonnenstuhl ganz anders aus, als die auf dem Marsberg.

An dieser Stelle möchten wir auf die Internetseiten www.megalithpyramiden.de von Walter Haug hinweisen, der die Anlagen entdeckt und u. a. auch über den Sonnenstuhl geschrieben hat.

Walter Haug bezeichnet die Anlage auf dem Sonnenstuhl als eine Cairn-Nekropole. Den von uns beschriebenen Teil nennt er Allée Couverte, eine Cairn-Sonderform. Dabei soll ein zentraler Gang von großen Felsplatten abgedeckt sein. Die Seitenmauern, auf dem die Felsplatten aufliegen, sollen aus Bruchsteinen mit integrierten Megalithen bestehen. Er vermutet, dass die Deckplatten in der Mitte durch Stützsteine gehalten wurden. Er vermutet weiter, dass diese Konstruktion in der Vergangenheit durch Steinbruch-Unternehmen geplündert wurde.

Man könnte sich das ungefähr so vorstellen wie die Anlage von Bilgroux, Bretagne (siehe Bild 1), nur dass im Falle Sonnenstuhl die Gänge viel länger waren und als abgedeckte Gänge zwischen mehreren Cairns fungierten.

Die Kontroverse in der Deutung dieser Anlagen besteht darin, dass die bezahlte Archäologie die Steinreste als Steinbrüche abwertet. Die Befürworter jedoch meinen, es seien ureuropäische Megalith-Nekropo-

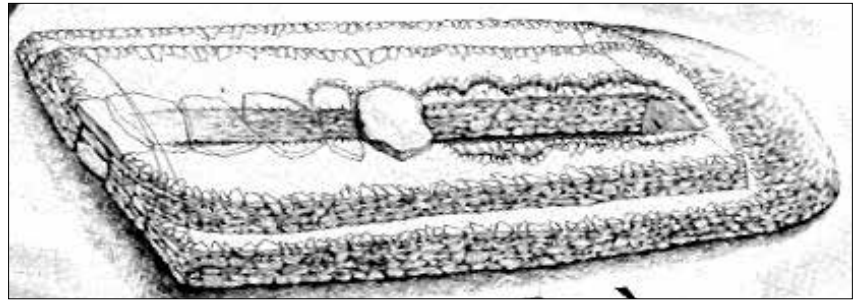


Bild 1: Die Anlage von Bilgroux, Bretagne.



Bild 2: Der Sonnenstuhl (Google Earth).



Bild 3: Der Aussichtsturm mit Aufgangsrampe.



Bild 4: Eingang zur Anlage.



Bild 5: Einer der Wege zwischen den Cairns.



Bild 6: Einer der Wege zwischen den Cairns.



Bild 7: Eine Wand der Anlage.



Bild 8: Megalithen und Bruchsteine.



Bild 9: Ende eines der Wege.

len, die erforscht und geschützt werden müssen. Das Problem ist, dass es für unsere süddeutschen Megalithanlagen keine Funde gibt, die den Begriff Nekropole rechtfertigen. So ist es auch für den Sonnenstuhl typisch, dass es schöne Steinsetzungen gibt, aber keine bekannten Funde. Für uns gilt daher die Frage: War das vielleicht gar keine Nekropole? Wenn nein, was denn dann?

Weiter: Ist die Theorie von Walter Haug haltbar, dass es sich um überdeckte Gänge handelt? Waren es vielleicht nur nebeneinanderliegende Cairns mit sauber geschichteten steinernen Seitenwänden?

Fragen über Fragen. Wir sehen aktuell noch alles offen. Vielleicht können Sie, liebe Leser und Sucher, mithelfen. Wir nehmen daher heute unsere Rubrik

„Lokaltermin“ dazu her, um auf den Sonnenstuhl und die offenen Fragen hinzuweisen. Im „Lokaltermin“ geht es ja darum, auf Orte aufmerksam zu machen, die vielleicht an Ihrer Reiseroute liegen und geschichtlichen Bezug haben, oder wie heute einen kontroversen.

Wir hoffen, dass der eine oder andere unserer Leser die Vorbeifahrt an Würzburg dazu ausnutzt, einmal die



Bild 10: Einstieg zu einem Hohlraum.



Bild 11: Eine der Kammern.



Bild 12: Ein weiterer Hohlraum.



Bild 13: Mauerreste an einem Nordost-Gang.



Bild 14: Mauerreste an einem Nordost-Gang.



Bild 15: Nordost-Gang.

Steine vom Sonnenstuhl anzusehen. Wir würden uns freuen, von Ihnen einen Kommentar, eine Meinung oder einen Lösungsvorschlag zu erhalten, oder auch weitere Bilder. Bitte senden Sie Ihre Infos an die EFODON-Redaktion.

Nun zum Sonnenstuhl

Der Sonnenstuhl ist ein Berg südwestlich von Randersacker, der sich

170 m über den Main erhebt, Gesamthöhe 290 m über Null. Von der Straße aus sieht man gepflegte Weinberge, die zum Ruf Randersackers als Weinort beigetragen haben. Die Kuppe ist dicht bewaldet. Darin befinden sich die Reste unserer Anlage.

Bitte sehen Sie Bild 2. Der große Kreis ist der Bereich der Anlage. Der kleine Kreis markiert einen Aussichts-

turm, den Sie leicht finden können (siehe Bild 3). Dort kann man auch (unerlaubt) parken.

Den Eingang zur Anlage sehen Sie in Bild 4. Hier beginnt ein langer Gang, der seitlich mit Bruchsteinmauern und großen Steinen befestigt ist. Steht man am Anfang des Ganges, könnte man wie Walter Haug durchaus den Eindruck eines Ganges zwischen zwei Cairns



Bild 16: Eine Platte, die einen Hohlraum verschließt.

gewinnen. Im weiteren Verlauf bleibt dieser Eindruck erhalten (siehe Bild 5 und Bild 6).

Die Wand des Ganges besteht zum Teil aus Megalithen mit sorgsam geschichteten Bruchsteinen (siehe Bild 7 und Bild 8). Die Meinung der Archäologie in Ehren, aber so etwas baut man nicht in einem Steinbruch.

Der Gang endet mit einer Bruchsteinwand (siehe Bild 9). Dahinter befindet sich gewachsener Erdboden.

Es sind Hohlräume vorhanden (siehe Bild 10: ein Einstiegsloch). Dahinter eine sorgfältig aufgeschichtete Kammer (siehe Bild 11). Das niedrige Einstiegsloch zeigt, dass der Mittelgang ein ganzes Stück aufgeschüttet wurde. Das bedeutet, dass die Seitenwände ursprünglich höher waren und im Laufe der Zeit erodierten und im Gang lande-

ten. Es gab einen weiteren Einstieg zu einem Hohlraum (siehe Bild 12). Auch an dem zeigt sich, wie weit der Schutt aufgetragen wurde.

Parallel zu der beschriebenen Ganganlage befinden sich zwei weitere Gänge in nordöstlicher und südwestlicher Richtung, ca. 60 m Entfernung. Der südwestliche ist unspektakulär. Entweder waren hier keine Steine, oder sie wurden für Bauten verwendet. Der nordöstliche hat noch gesetzte Steine. Die Bilder 13, 14 und 15 zeigen Mauerreste aus diesem Gang.

Interessant an diesem Gang ist ein Hohlraum, der von einer Platte verschlossen wurde (siehe Bild 16). Der

Hohlraum sieht verschüttet aus (siehe Bild 17). Es existiert ein weiterer mit einer Platte verschlossener Hohlraum (siehe Bild 18).

Wenn wir die Anlage mit Fantasie betrachten, sehen wir eine Anlage aus der europäischen Urgeschichte oder Megalithzeit. Gehen wir kritisch daran, müssen wir zugeben, dass wir keinen direkten Beweis haben. Als Indiz jedoch für eine frühzeitliche Großanlage sehen wir die vielen Beispiele in Europa, in Frankreich, Großbritannien und Deutschland, die alle eine ähnliche Denkweise und Technologie zeigen. Wir sind daher gespannt auf Ihr Urteil, sollten Sie am Sonnenstuhl vorbeikommen.

So kommen Sie hin:

- Ausgangspunkt ist die A3 Würzburg/Nürnberg. Nehmen Sie die Abfahrt Randersacker.
- Biegen Sie auf die B13 Richtung Randersacker.
- Fahren Sie nach ca. 1,4 km rechts ab. Nach ca. 150 m kommt ein Kreisverkehr.
- Fahren Sie im Kreis die erste Straße rechts auf die Straße „Am Sonnenstuhl“.
- Nach ca. 1,3 km nehmen Sie einen Weg links, der auf den Sonnenstuhl führt.
- Nach ca. 600 m teilt sich der Weg. Fahren Sie den linken Weg.
- Ca. 1 km am Waldrand entlang bis zum Aussichtsturm fahren. Hier parken.
- Zur Anlage siehe Bild 2.

(Wilfried Augustin)



Bild 17: Hohlraum hinter der Steinplatte.



Bild 18: Weitere verschlossene Hohlräume.

Thema Frühgeschichte

Cavustepe - ein weiteres Indiz für gegossene Steine im Altertum?

Harald Lanta

In den letzten Heften des SYNESIS-Magazins des EFODON e. V. erschienen einige interessante Artikel zum Thema „Geobeton - Haben unsere Vorfahren Steine gegossen?“ (1), (2), (3).

Ohne Zweifel ein Reizthema. Jeder Normalbürger, dem ich zu erklären versuche, dass die tonnenschweren Kalksteinblöcke der ägyptischen Pyramiden möglicherweise nicht im Steinbruch gebrochen, bearbeitet, zur Baustelle transportiert und übereinander gestapelt, sondern direkt vor Ort gegossen wurden, wird sich vermutlich an die Stirn tippen.

Dabei wissen die Wenigsten, dass bereits 1979 in Frankreich von Prof. Davidovits das „Institut Geopolymer“ gegründet wurde, welches sich hauptsächlich mit der Erforschung und Herstellung von künstlichen Steinen beschäftigt. Herr Augustin schreibt in (2) dazu erklärend:

„Wenn ich hier von Beton spreche, meine ich nicht den heute üblichen Beton aus Zement und Sand ... Ich meine ganz allgemein eine keramische Masse, hergestellt aus Füllstoff und Bindemittel. Beide werden gemischt und durchlaufen einen weichen oder flüssigen Zustand, in dem die Formgebung stattfindet. Anschließend erfolgt eine (zeit- und temperaturabhängige) Verfestigung. Danach liegt ein fester, harter keramischer Formkörper vor, der steinähnlich ist.“

Die chemischen Details erspare ich mir; sie sind in dem eben zitierten Artikel ausführlich beschrieben.

Verblüffend ist, dass Prof. Davidovits mit seinem Institut und einer Handvoll ausgewählter Spezialisten dieses Gebietes nachgewiesen hat, dass die Verkleidungssteine der Knickpyramide von Dashur gegossen worden seien (4). Eine übersetzte Zusammenfassung liefert wieder (2):



Bild 1: Cheopspyramide in Gizeh (Ägypten).



Bild 2: Inkamauer in Cuzco.

„Es wurde ein massenspektroskopischer Vergleich von den äußeren Verkleidungssteinen der Snofru-Knickpyramide in Dahshur mit zwei Kalksteinen von Steinbrüchen in der Umgebung gemacht. Das Ergebnis

der Kernspinresonanzspektroskopie (NMR) zeigt, dass die Decksteine aus Kalkstein-Granulat aus dem Tura-Steinbruch stammen, gebunden mit einem amorphen Kalzium-Silikat-Gel, das durch Zusatz von extra Kie-

selsäure, vermutlich Diatomeenerde aus dem Gebiet von Fayum, künstlich hergestellt wurde.“

Die Ägyptologen meiden dieses Thema beharrlich, da es deren Theorien zum Pyramidenbau in Frage stellen würde. Doch auch viel gelesene deutsche Printmedien wie 2006 der „Spiegel“ (5) und der „Focus“ (6) berichteten sehr objektiv über das Thema, was auf deren Internetseiten noch heute nachzulesen ist.

Das Ganze legt die Vermutung nahe, dass nicht nur die quaderförmigen Pyramidenbausteine, sondern auch kompliziertere Strukturen mittels Gießtechnik hergestellt wurden. 2005 fotografierte ich in Cuzco in Peru eine Mauer mit polygonal ineinander verschachtelten Blöcken (Bild 2). Das Exemplar in der Mitte weist dabei insgesamt zwölf Flächen auf, an denen es mit seinen Nachbarn verzahnt ist.

Solche Gebilde lassen sich in unserer Zeit nach meiner Meinung nur am Computer mit Hilfe von 3D - CAD - Systemen konstruieren, deren Daten dann an eine NC-gesteuerte Fräsmaschine übermittelt werden. Solche Kanten passgenau mittels Hammer und Meißel herzustellen, halte ich schlicht für unmöglich. Je mehr man über die Exaktheit der Kanten staunt, umso mehr fällt auf, dass die Vorderseiten der Steine alles andere als glatt sind, sondern kissenartig gewölbt erscheinen. Auch das legt die Vermutung nahe, dass die Steine während des Mauerbaues noch weich waren.

Bausteine ganz anderer Natur fand ich auf dem Ruinenfeld von Puma Punku in Bolivien (siehe hierzu auch [3]). Viele dieser Steine wirken wie Formteile aus industrieller Fertigung. Ein überdimensionaler Lego-Baukasten. Wozu die Steine dienten und wie alt sie sind, weiß niemand. Jedenfalls ließen sie sich wesentlich schneller und effektiver im Gießverfahren herstellen als durch mechanische Bearbeitung.

Mit solchen Kenntnissen und Überlegungen ausgestattet reiste ich im Mai dieses Jahres (2012) in den Osten der Türkei. Im Gebiet zwischen dem Vansee und der heutigen Grenze zum Iran siedelte das Volk der Urartäer, deren Spuren vom -9. bis zum -7. Jahrhundert nachweisbar sind. Ihre Hauptstadt war Tuspä, das heutige Van. Über der Stadt thront der imposante Burgfelsen, der zu urartäischen Zeiten befestigt wurde. Dort oben kann man gewaltige, in den



Bild 3: Puma Punku.



Bild 4: Cavustepe (Osttürkei).

Stein gehauene Grabkammern besichtigen.

Knapp 30 km von Van entfernt liegt der lang gestreckte Hügel *Cavustepe*. Darauf finden sich architektonische Relikte einer Festung, die um -750 vom urartäischen König Sarduri II. errichtet worden sein soll.

Vom Parkplatz sind es nur wenige Schritte bis zu den ersten Mauerresten aus Kalksteinquadern. Anfangs wunderte ich mich über den unterschiedlichen Bearbeitungszustand der Blöcke. Während manche Mauern aus nur grob zugehauenen Bausteinen bestanden (Bild 5), zeigten sich andere aus tadellos rechtwinklig bearbeiteten Quadern hergestellt (Bild 6).

Auch die Mauer auf Bild 7 machte mich noch nicht stutzig, schien sie doch aus einem Mischmasch beider Baustile zu bestehen.

Erst als unsere Gruppe schon auf dem Rückweg zum Bus war, blieb ich wie gebannt vor einem Mauerrest stehen (Bild 8). Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen.

Erst als unsere Gruppe schon auf dem Rückweg zum Bus war, blieb ich wie gebannt vor einem Mauerrest stehen (Bild 8). Der Stein zeigt eindeutig Einschlüsse von langfaserigem Material; Stroh, Schilf oder irgendeinem anderen Gehölz. Deutlich wird das in Bild 8a, einem Ausschnitt aus Bild 8. Das konnte nur eines bedeuten: Die



Bild 5: Cavustepe.



Bild 6: Mauer, aus tadellos rechtwinkligen Quadern hergestellt.



Bild 7: Auch die Mauer machte mich noch nicht stutzig, schien sie doch aus einem Mischmasch beider Baustile zu bestehen.



Bild 7a



Bild 8

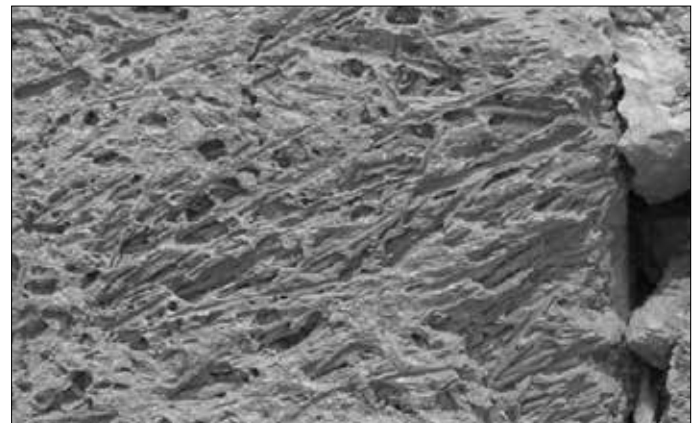


Bild 8a: Nahaufnahme.

Steine wurden gegossen! Nur so konnte das pflanzliche Material in den Stein kommen! Vermutlich zum Zweck der Gewichtsreduzierung wurde es während des Gießvorganges eingebracht. In diesem Fall gelangte es wohl bis an die Außenkante der Verschalung, sodass es heute sichtbar ist. Leider gelang es mir nicht, in der noch verbliebenen Zeit ein Stück des Materials vom Stein zu lösen. Ein Werkzeug wäre erforderlich gewesen.

Wilfried Augustin zeigt in seinem

Artikel (1) einen Ausschnitt aus einer „Inka-Mauer“, an der beim Gießen der Steine nicht alles nach Plan lief. Am mittleren Stein ist deutlich zu sehen, dass die vordere Schicht abgeplatzt ist (Bild 9).

Herr Augustin befragte dazu einen Experten für Lehmabau, welcher sich folgendermaßen äußerte:

„Der Stein ist rundlich abgeplatzt, was auf eine Herstellung mit gegossenem Material hinweist. Dabei wurde ein Kern mit dickerem Material zuerst gegossen, das

Material verdickte sich und dann wurde erst nachgegossen. Dadurch kommt es durch die mangelnde Verbindung des Materials untereinander zu Abplatzung in der rundlichen Form nach dem Verlauf des Materials.“

Ähnliche „Fehlstellen“ konnte ich auch in Cavustepe an dieser Kalksteinwand beobachten (Bild 7). Auch hier sind deutlich die abgeplatzten äußeren Schichten und die dadurch hervorgetretene innere rundliche Form klar erkennbar (linker Pfeil in Bild 7a). Unmittelbar

daneben Blöcke ohne erkennbare Schäden (rechter Pfeil).

Doch während unseres Aufenthaltes auf Cavustepe warteten noch andere interessante Entdeckungen auf mich. Ich kletterte rechts neben der in Bild 7 dargestellten Mauer über deren Reste und befand mich auf einem leicht abschüssigen Hang, welcher die nördliche Begrenzung der Festung darstellt. Mehr zufällig stolperte ich über einen schon teilweise im Untergrund versunkenen und von Vegetation überwachsenen Stein, welcher nach genauerer Betrachtung nur künstlichen Ursprung sein konnte. Die Szenerie war makaber, erinnerte sie mich doch augenblicklich an einen aus dem Erdreich teilweise freigelegten Sarg (Bild 10). Wenige Meter weiter entdeckte ich das gleiche Bauteil, nur auf dem Rücken liegend (Bild 11). Hier war es mehr als bis zur Hälfte vom Untergrund bedeckt. Es muss also schon eine ziemlich lange Zeit da liegen, ohne dass sich jemand dafür interessiert hat. Trotzdem machte es auf mich den Eindruck, als wäre es „neu“. Es wirkte wie „aus einem Guss“. Das Material, aus dem es besteht, hat eine hellgraue Farbe und erscheint sehr feinkörnig und homogen, ohne irgendwelche Einschlüsse oder Fehlstellen. Trotzdem ist erkennbar, dass es sich um ein Stoffgemisch handelt. Bild 10a zeigt deutlich die Ausbildung der inneren Kanten und Ecken. Exakt rechtwinklig, mit einem kleinen Radius im Übergang, einfach genial hergestellt. Ich wehre mich entschieden gegen die Vorstellung, das hätte jemand mit Muskelkraft betriebenen Werkzeugen gefertigt.

Wären die Teile Produkte eines Gießvorganges, wie ich annehme, so müssten die jeweils senkrechten Seiten der zweifach abgesetzten Wannen eine leichte Schräge aufweisen, damit man sie nach dem Guss aus der Form heraus bekommt.

Es hinterließ in mir schon einen zwiespältigen Eindruck, wie diese Formteile da einsam und vergessen unterhalb der Festung verstreut in der Landschaft liegen (siehe auch Bild 12). Sie machten auf mich nicht den Eindruck, als scheinen sie historisch oder architektonisch in irgendeinem Zusammenhang mit der urartäischen Festung Cavustepe zu stehen. Sie erinnerten mich mehr an die weiter oben geschilderten Bauteile von Puma Punku in Bolivien.

Wieder zu Hause angekommen, stöberte ich noch einmal in meinen Bildern von dort. Merkwürdigerweise war ich



Bild 9: Inka-Mauer (Gernot L. Geise)



Bild 10: Cavustepe (Osttürkei)



Bild 11: Cavustepe (Osttürkei)

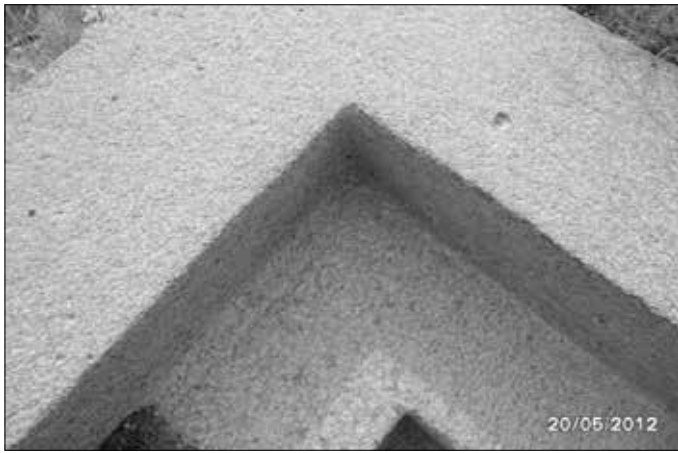


Bild 11a: Ausschnitt aus Bild 11, Cavustepe (Osttürkei)



Bild 12

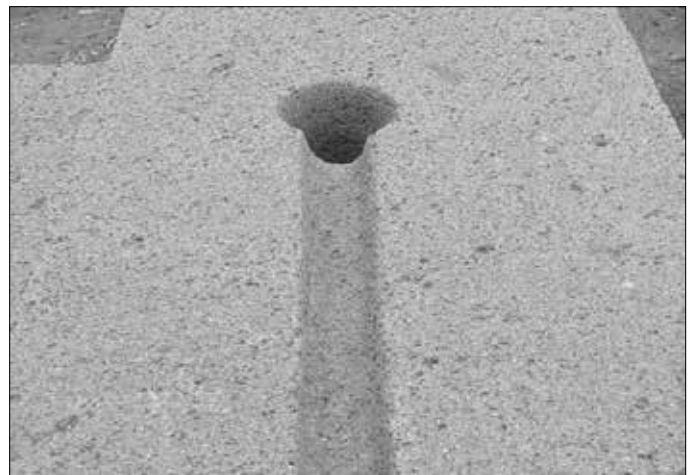


Bild 13: Puma Punku (Rechts: Ausschnitt)

nicht überrascht, einige frappierende Parallelen zu finden. Vergleichen Sie bitte Bild 11 mit Bild 13 und Bild 11a mit Bild 13a und urteilen Sie selbst. Soweit die Darstellung meiner bisherigen Erkenntnisse. Für mich ergibt sich daraus folgendes Fazit:

1. Die Herstellung gegossener Bauelemente auf der Basis geopolymerer Bindemittel war eine bereits in der Antike bekannte und häufig angewandte Technologie. Sie wurde in der Neuzeit erst in den 1980iger Jahren faktisch „wieder“ entdeckt.
2. Der Nachweis, ob ein Stein natürlichen Ursprungs ist oder künstlich hergestellt wurde ist möglich, aber technisch aufwändig und kostspielig. Trotzdem wurde er durch Prof. Davidovits und seinem „Institut Geopolymer“ anhand von Gesteinsproben der „Cheopspyramide“ von Gizeh (5) und der „Knickpyramide“ von Dahshur (4) erbracht. Die offizielle Archäologie schweigt sich dazu aus.

Mich wundert es, dass eine Koryphäe wie Prof. Joseph Davidovitz, ein

international anerkannter Fachmann auf dem Gebiet der Geopolymerforschung, die scheinbar gewollt zur Schau gestellte Ignoranz der Ägyptologen-Kaste so widerspruchlos zur Kenntnis nimmt. Mir ist klar: Ein Forschungsinstitut wie das „Institut Geopolymer“ von Prof. Davidovits ist aus rein wirtschaftlichen Gründen gezwungen, Forschungsergebnisse zu präsentieren, welche in der praktischen Wirtschaft anwendbar sind, sich verkaufen lassen und zur Refinanzierung des Institutes beitragen. Archäologische Forschungen tun das sicher nicht. Zumal, wenn sie den gängigen Lehrmeinungen unserer konventionellen Archäologie zuwiderlaufen. Umso wichtiger erscheint mir der Aufruf in (5):

„Diese Analysen (gemeint sind Davidovits Untersuchungen, dass die Pyramidensteine künstlichen Ursprungs sind; Anm. des Verfassers) sind die ersten und scheinen Davidovits Theorie zu bestätigen; trotzdem ist noch viel zu tun. Wenn sie sich dem Team der Wissenschaftler anschließen wollen, ihre Erkenntnisse und

Forschungsmöglichkeiten, dann kontaktieren sie uns.“

Anmerkungen

- (1) Augustin, Wilfried: Weiche Steine - Inkamauern: Steine oder Beton? (in: SYNESIS-Magazin Nr. 5/2011)
- (2) Augustin, Wilfried: Geobeton - Haben die frühgeschichtlichen Baumeister Steine gegossen? (in: SYNESIS-Magazin Nr. 6/2011)
- (3) Augustin, Wilfried: Die Steine von Puma Punku (in: SYNESIS-Magazin Nr. 3/2012)
- (4) <http://www.geopolymer.org/news/artificial-pyramid-stone-new-analysis-2>
- (5) <http://www.geopolymer.org/archaeology/pyramids/pyramids-2-the-evidences>
- (6) <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/kleckern-statt-klotzen-aegypter-sollen-steine-aus-beton-gegossen-haben-a-451900.html>
- (7) http://www.focus.de/wissen/mensch/archaeologie/pyramiden_aid_120255.html





Hans-Peter Thietz meint:

Kornkreise

Fast jeder hat wohl bereits von den Kornkreisen gehört, die regelmäßig jedes Jahr vornehmlich in Getreidefeldern und vor allem auf der englischen Insel in der Grafschaft Wiltshire auftreten. Über die Urheber dieser Gebilde wird in der Öffentlichkeit gerätselt - sofern sie sich überhaupt damit befasst.

Der erste Kornkreis, über den mir eine Information vorliegt, sei im September 1974 in Kanada auf einem Rapsfeld entstanden, bei Langenburg, Saskatchewan. Das Magazin 2000plus Nr. 90 berichtet hierzu:

„Bei der Rapsernte bemerkte der Bauer Edwin Fuhr ein seltsames Metallobjekt inmitten seines Feldes, das, wie er sah, sich zu drehen begann. Als er sich umblickte, erkannte er vier weitere stählerne Halbkugeln zu seiner Linken, die ebenfalls etwa 30 cm über dem Boden schwebten. Wie erstarrt beobachtete er das seltsame Schauspiel eine viertel Stunde lang, bis sich unter den Mini-UFOs Rauch bildete, ein starker Wind aufkam und die Objekte geradewegs in den Himmel schossen.

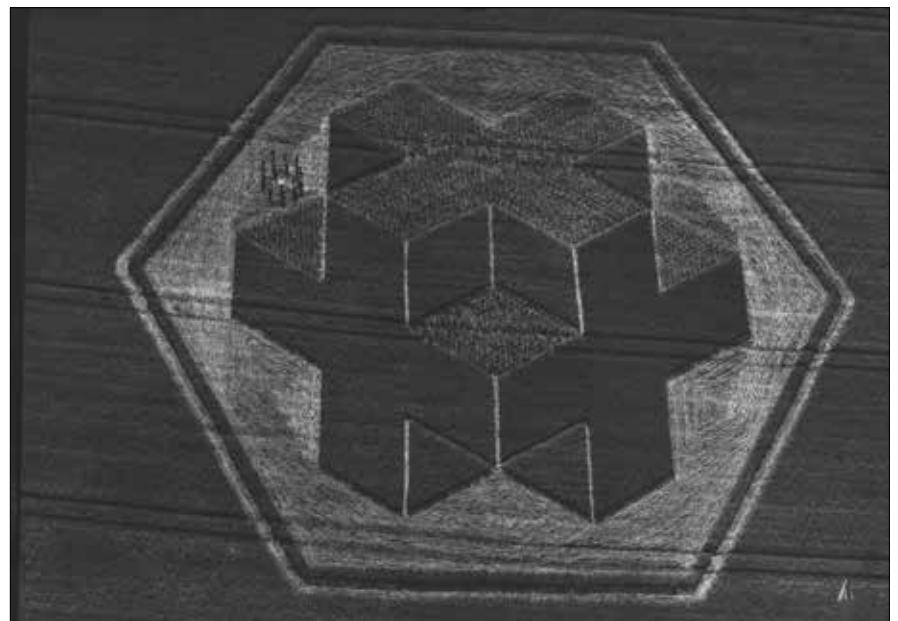
Dort, wo sie geschwebt hatten, entdeckte Fuhr fünf Kreise von 3,5 Metern Durchmesser. Die Pflanzen waren an der Außenseite flachgedrückt und im Uhrzeigersinn zu einem Ring verdreht. Der Farmer rief die Polizei.

Dieser Bericht enthält insbesondere zwei interessante Angaben. Zum einen handelt es sich hier um einfache Kreisgebilde, zum andern treten hierbei dicht über dem Erdboden fliegende Metallobjekte - also UFOs im Mini-Format - auf. Hier erhalten wir so den ersten Hinweis, dass Kornkreise mit der Präsenz von UFOs in Verbindung zu stehen scheinen, sowie, dass die ersten Kornkreise nur recht primitiver Kreisgestaltung waren.

In den inzwischen vergangenen fast vier Jahrzehnten hat sich das Kornkreisphänomen enorm entwickelt - aus den ersten, einfachen Kreisen sind komplizierte Konfigurationen geworden, wie die Beispiele



Dreifachspirale vom 29. Juli 1996 in England bei Avebury, Grafschaft Wiltshire.



9. Juli 2010, England, Cley Hill (Kornkreiskalender des ARGO-Verlages)

Inzwischen werden sogar Kornkreise mit einem 3-D-Effekt bekannt.

Hierbei sind immer wieder UFO-Flugkörper auf Feldern beobachtet worden, auf denen sofort danach Kornkreise festzustellen waren. Magazin2000plus bringt in Nr. 114 einen weiteren Bericht, bei dem am 11. August 1996 das Entstehen einer Kornkreisformation - wiederum in England, in Olivers Castle bei Devizes in Wiltshire, durch kleine Flugobjekte direkt beobachtet werden konnte.

„Gegen 5.00 Uhr dämmerte es bereits an diesem 11. August, als der Mann eine kleine, leuchtende Kugel bemerkte, die

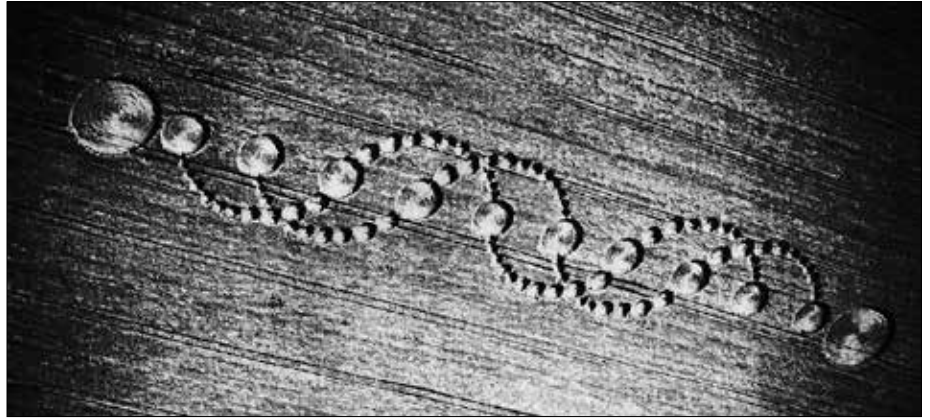
schnell über dem Feld zu seinen Füßen manövrierte. Er griff nach seiner Videokamera, die nicht funktionierte ... Augenblicke später versuchte er es wieder, diesmal mit Erfolg. Sekunden darauf schossen zwei weiße Kugeln von rechts in das Feld in einem Bogen, der an die große Spirale erinnerte, die im Juni vor Stonehenge erschienen war. Während die Kugeln in Spiralbahn über das Feld glitten, bildete sich in Sekunden ein kleiner Kreis flachgelegten Kornes. Sekunden später entstand ein komplexes Kornkreismuster, indem sich die Halme einfach wie durch Geisterhand zu Boden legten.

Kurz darauf erschien ein zweites

Paar weißer Kugeln am oberen Feldrand. Auch sie flogen in einem großen Bogen in das Feld zu ihren Gegenstücken, während sich kleinere Kreise und Gänge zu einem ‚Schneeflocken‘-Muster formten.“

Insgesamt dürfte damit feststehen, dass Kornkreise unzweifelhaft das Werk von kleinen UFO-Flugkörpern sind, wobei allerdings leider weiterhin offen bleibt, welche Intelligenz dieses Geschehen veranlasst. Man hatte versucht, dies als Werk von Menschenhand zu erklären und sie so zu entmystifizieren versuchen, denn es sind tatsächlich viele Kornkreise auf diese Weise gefälscht worden; aber der Unterschied zu den echten Kornkreisen ist bei einer Prüfung leicht festzustellen - bei gefälschten Formationen sind die Halme über der Wurzel durch das gewaltsame, mechanische Umlegen gebrochen, während dies bei echten Kornkreisen unterbleibt, die Halme so unbeschädigt bleiben und oft sogar dann in waagerechter Richtung weiterwachsen.

Auch finden zuweilen in Kornkreisen physikalische Wechselwirkungen



England/Alton Barnes, 17. Juli 1996: Doppel-Helix, 216 m lang, 12 Hauptkreise mit 77 kleineren Zirkeln, die sich in dreifach gekurvten Strängen um eine Linie schlängeln (UFO-Kurier des Kopp-Verlages Nr. 29)

statt, wie dass z. B. die Akkus von Kameras entladen werden. Aber auch ein erstaunlicher gesundheitlicher Einfluss, offenbar energetischer Art, kann auftreten, wie das abschließende Beispiel vom 17. Juli 1996 zeigt (aus UFO-Kurier des Kopp-Verlages Nr. 29):

England/Alton Barnes: „Doppel-

Helix, 216 m lang, 12 Hauptkreise mit 77 kleineren Zirkeln, die sich in dreifach gekurvten Strängen um eine Linie schlängeln. Eine Frau, die mit Arthritis am Stock ging, fühlte in dem Piktogramm ein Prickeln und verließ die Struktur sodann geheilt!

(Hans-Peter Thietz)

Bombengeschichte

Wilfried Augustin

Manches geht einem runter wie Öl. Manches aber auch wie Torte, wie in diesem Fall (siehe Bild). Wird uns doch häufig nachgesagt, wir würden Dinge erfinden oder die Realität verfälschen. Verfälschen? In welcher Richtung? Von richtig gleich Lehrmeinung gleich zensierte Geschichte in falsch gleich unsere alternative Meinung? Oder doch von zensiert auf tatsächliche Geschichte, so wie wir meinen?

So auch mit unseren Artikeln über die deutsche Atombombe. Nie, heißt es offiziell, hätten wir im Zweiten Weltkrieg die Atombombe entwickelt. Ja, wir hätten es noch nicht einmal fertiggebracht, einen Reaktor zu zünden, so die offizielle Lehrmeinung mit Heisenberg in Haigerloch als Basisgeschichte. Ja wenn wir noch nicht mal einen Reaktor zum Laufen brachten, wie dann eine Atombombe, vor allem, wo wir doch gar nicht daran entwickelten.

Ich höre häufig die Frage an uns: „Warum recherchiert Ihr über eine deutsche Kernwaffe? Das ist doch alles nur Spinnerei. Die Amis haben die Bombe erfunden, basta!“ Wir pflegen dann zu argumentieren, dass zu viele Indizien für eine deutsche Atomwaffenforschung und sogar Fertigstellung bestehen, als dass man das Thema unterbügeln kann.



Und außerdem sind wir der Meinung, dass man eine Geschichte nur bewältigt, wenn man sie kennt. Wiedergekauertes zensiertes Pseudowissen ist da wenig hilfreich.

Nur kommt das mit der Torte, die runtergeht. Ich bitte die Wortwahl zu entschuldigen, aber das abgebildete Titelbild reizte dazu. Denn der STERN Nr. 13 vom 22. 3. 2012 (Titelbild siehe Foto) hat quasi unsere Theorie der deut-

schen Atomforschung bestätigt. Es geht im Artikel „Das schwarze Loch“ um Einlagerungen in das Skandalbergwerk Asse. Im Text des Artikels steht u. a. Folgendes. Ich zitiere:

„Weil inzwischen klar ist, dass manche Lieferungen in die Asse falsch deklariert wurden, steigt die Sorge, dass hier doch auch hoch aktives Material lagern könnte. Brennelemente vom Versuchsreaktor Jülich etwa. Oder die Fässer, die 1973 von der Forschungsanstalt in Karlsruhe mit dicken Betonummantelungen kamen. Halten sie noch oder sind sie längst zerbrochen? Und was ist mit den Uranabfällen von der Entwicklung einer deutschen Atombombe im Zweiten Weltkrieg, die nach Aussage eines ehemaligen Bergbauingenieurs 1967 als Erstes im Kalisalz versenkt worden sind?“

Nun, der Stern ist ja nicht irgendeine Zeitschrift. Ich denke, die haben ein gutes Archiv. Wenn dem Zensor die Aussage durchläuft, wahrscheinlich nicht aus Nachlässigkeit, sondern weil es völlig klar ist nach Stand des Archivs, dass wir an der Bombe geforscht haben – nur leider schreiben darf der Stern das wohl nicht.

Also, danke, lieber Stern, für Eure Bestätigung, vielleicht schreibt Ihr ja auch mal etwas Konkretes über die deutsche Bombe. ■



Thema Zeitgeschichte

Wo kam die Bombe her?

Wilfried Augustin

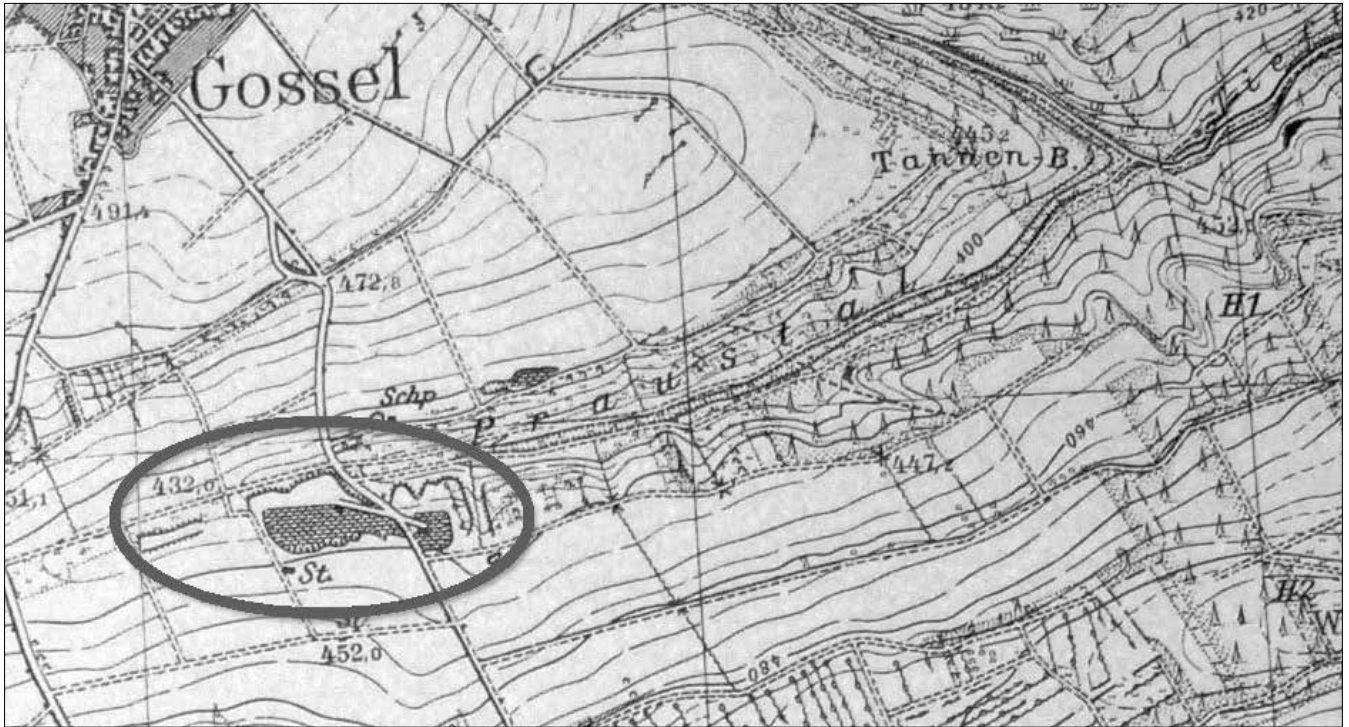


Bild 1: Steinbruch Praustal 1937.

Wir kommen gerade von einer EFODON-Exkursion aus Thüringen zurück. Es ging dabei um die Geschichte der deutschen Atombombe. Darüber soll hier berichtet werden.

Ich möchte gleich zu Anfang betonen, dass wir nichts Konkretes, Vorzeigbares fanden. Wir sahen nichts, was Zweiflern gegenüber als harter Beweis gelten würde. Sechzig Jahre nach Sprengung und Tarnung lässt sich kaum noch etwas erkennen, zumal diejenigen, die die Anlagen verschwinden ließen, Profis waren. Trotzdem lohnt es sich, die Geschichte zu erzählen, denn die Indizien für eine der Fertigungen, in diesem Fall unter dem Ort Gossel, verdichteten sich.

Wir hatten im SYNESIS-Magazin Nr. 4/2012 über Wilhelm Brüchmann geschrieben, der April 1945 drei deutsche Atombomben sah, die auf dem Bahnhof „Nasse Mühle“ umgeladen wurden. Wir identifizierten diesen Haltepunkt als den heutigen Bahnhof Gräfenroda. Wenn Wilhelm

Brüchmann die Bomben sah, müssen sie in der Nähe gefertigt worden sein. Konkret sprachen andere Zeitzeugen von einer Fertigungsanlage unter Gossel. Wir wollten daher an dieser Stelle ansetzen.

Man muss zunächst eines festhalten. Die Fertigung einer Kernwaffe erfolgt nicht in einem Schritt, etwa vorn in die Anlage Uranerz rein, hinten die fertige Bombe raus. Wir haben es mit einem mehrstufigen komplizierten Verfahren zu tun. Folgende Verfahrensschritte sind zu durchlaufen:

1. Uranerz aufbereiten
2. Aus Uranverbindungen metallisches Uran herstellen
3. In dem Uran das Isotop U235 anreichern (oder Plutonium)
4. Die Bombe mechanisch aufbauen
5. Die Zündung bauen und einsetzen.

1. Uranerz aufbereiten

Uranerz kam in Deutschland in

besten Qualität im Erzgebirge vor. Weit hier ein Abbau und Aufarbeitung zur Urangewinnung schon vor dem Krieg erfolgte, ist nicht ganz klar, aber durchaus möglich gewesen. Eine großindustrielle Ausbeutung erfolgte jedoch erst durch die Russen nach 1945. Die Uranreserven des Erzgebirges ermöglichten den schnellen Aufstieg der Sowjetunion zur Atommacht.

In so einem Uranerz ist nicht viel Uran enthalten. Die Urangehalte liegen bei 0,05 bis bestenfalls 1 %. Im Schnitt kann man mit 0,1 % Uran rechnen, d. h., aus 100 t Erz werden 100 kg Uran gewonnen. Dazu wird das Erz gebrochen und fein gemahlen. Je nach der Beschaffenheit des Erzes wird das Uran dann entweder mit Säure oder Lauge herausgelöst. Wenn mit Säure gearbeitet wird, kommen Schwefel- oder Salpetersäure zum Einsatz. Es wird eine wässrige Lösung von Uransalzen erhalten, aus der unerwünschte Begleitstoffe durch Dekantieren oder Filtrieren entfernt werden. Anschlie-

ßend werden die Uranverbindungen mit Ammoniak ausgefällt. Die abfiltrierten Uranverbindungen werden wegen ihrer gelben Farbe „Yellowcake“ genannt. Der Yellowcake muss getrocknet werden und hat dann einen Anteil von ca. 70-80 % Uranverbindungen. Hauptbestandteil ist U_3O_8 , Uran (IV, VI)-Oxid. Durch starkes Erhitzen wird es zu UO_2 , Uran(IV)-Oxid umgewandelt.

Uranoxid ist somit die erste Vorstufe auf dem Weg zur Kernwaffe.

Bezogen auf die Atomwaffenfertigung in Thüringen gehe ich nicht davon aus, dass diese Erzaufbereitung dort stattgefunden hat. Für 100 kg Uran hätte man 100 t Erz transportieren müssen, das wäre logistisch völlig unsinnig. Die Ablaugen und Abfälle wären schwer zu entsorgen gewesen und heute noch nachweisbar. Dafür gibt es keine Belege. Man kann also davon ausgehen, dass die Urangewinnung bis zum Uranoxid woanders stattfand und das konzentrierte Uranoxid in Thüringen angeliefert wurde.

Ich möchte aber die Möglichkeit offen lassen, dass es auch andere Arten der Vorkonzentrierung gab, die damalige Chemiker nutzten. Wir kennen offiziell ja leider nur die von den Amerikanern beschriebene Art. Vielleicht gab es ja eine einfachere, von der wir heute nur nichts mehr wissen.

Möglicherweise wurde das Uranerz im Erzgebirge auch gar nicht in Betracht gezogen. Die deutsche Wehrmacht hatte 1940 große Mengen Uranverbindungen in Belgien gekauft (1). Diese Menge hätte für die Forschung und erste Bombenfertigung ausgereicht, sodass eine Aufarbeitung des Erzes aus dem Erzgebirge gar nicht nötig war.

2. Aus Uranverbindungen metallisches Uran herstellen

Dieser Schritt ist zwar nicht einfacher, bedarf aber nicht der Rohstoffmengen, wie die Erzaufbereitung und Auslaugung. Es ist durchaus vorstellbar, so etwas in einer Untertageanlage, z. B. unter Gossel durchzuführen.

Die Gewinnung erfolgt durch Reduktion von Uranoxid mit metallischem Magnesium oder Kalzium. Dazu wird Urandioxid mit wasserfreiem Fluorwasserstoff in Urantetrafluorid umgesetzt. Diese Verbindung ist über 56°C gasförmig und reagiert mit Magnesium oder Kalzium bei 700°C , wobei metallisches Uran entsteht.

Auch hier muss wieder gesagt werden,



Bild 2: Gefüllter Steinbruch.



Bild 3: Aufgeschichteter Abraum.



Bild 4: Abraumbalde.

obiges Verfahren wird so heute beschrieben. Ob das damals so gemacht wurde, ist nicht offen zugänglich. Zeitzeugen haben berichtet, dass Amerikaner und Russen die Fertigung besichtigt haben. Ja, dass die Russen die Anlage noch nach dem Krieg weiterbetrieben haben. Solange die Archive nicht offen zugänglich sind, wissen wir nichts Konkretes. Eines ist jedoch sicher. Es gab schon während des Krieges Firmen, die metallisches Uran hergestellt haben, also entsprechende Erfahrung hatten. Laut (2) waren das folgende Firmen: Auer-Gesellschaft, Treibacher Chemische Werke und Maurer AG. Die Auer-Gesellschaft war wohl der Hauptproduzent von metallischem Uran, laut (2) hatten sie offiziell wohl schon 340 kg reines Uran gefertigt. In (1) wird auch erwähnt, dass den Russen in der thüringischen Stadt Stadtilm eine Uransmelzanlage der Firma Degussa in die Hände fiel.

D. h., Uranverbindungen waren vorhanden, sowie das Know-how zu Herstellung von metallischem Uran und das Umschmelzen von Uran. Gehen wir also einmal davon aus, dass unter Gossel mit dem Wissen der dortigen Firmen eine Aufarbeitungsanlage von Uranoxid in metallisches Uran betrieben wurde.

Die weiteren Schritte 3 bis 5 sollen jetzt nicht Gegenstand dieses Artikels sein. Lassen wir sie also zunächst aus. Es soll hier nur um die Fabrik unter Gossel gehen.

Betrachten wir also eine mögliche Fertigungsanlage unter Gossel:

Gossel liegt auf einem Hochplateau aus geschichtetem Kalkstein. Das Material ist nicht sehr hart. Tunnel und Hohlräume lassen sich relativ einfach herstellen. Das Plateau ist rundum von den Hauptverkehrsstraßen schwer einzusehen und leicht abzusperren. Dampfende Abluftschächte waren gut zu tarnen und kaum von unten zu sehen. Einfahrten und Eingänge sind über das Tieftal von Dösdorf aus möglich und nicht einsehbar. Material und Maschinen konnten leicht mit LKWs über den gut befestigten Weg über das Tieftal herangebracht werden. LKW-Umkehrplätze sind heute noch vorhanden. Auch eine Schmalspurbahn hätte Platz gehabt. Das Tal ist breit genug.

Ein Problem hätte der Abraum sein können, der bei der Schaffung der unterirdischen Stollen und Hallen anfiel. Dafür fand man eine gute Lösung. Im Anschluss an das Tieftal verläuft das Praustal nach Westen.



Bild 5: Kalksteinabraum.



Bild 6: Abraum im Praustal.



Bild 7: Ortung Gossel 1.

Am Ende des Praustales befindet sich ein alter Steinbruch. Sehen Sie sich eine Karte von 1937 an (Bild 1). Hier sieht man den Steinbruch als Loch im Gelände dargestellt. Wenn Sie heute in das Gelände gehen, finden Sie alles mit Kalkstein und Gesteinsschutt aufgefüllt, und auch in der Umgebung des Steinbruchs ist alles sorgsam aufgefüllt (Bild 2 bis Bild 5). Auch das Praustal wurde zum Teil mit Abraum zugeschüttet (siehe Bild 6). Die Halden waren 1945 bestimmt gut aus der Luft zu erkennen. Aber welcher Luftaufklärer wird stutzig, wenn er Steine im Steinbruch findet, der auf offiziellen Karten verzeichnet ist. Interessant ist die Menge des Abraumes. Daran kann man ermessen, dass die unterirdischen Hallen und Gänge recht groß sein müssen.

Soweit die Überlegungen zur Infrastruktur und der Sinnhaftigkeit des Ortes. Was uns fehlte, war eine Bestätigung in irgendeiner Form. Da kam uns der Zufall zu Hilfe. Wir stolpten über die Informationen eines Thüringer Bürgers, *Ralf Ehmann*, der uns schier Unglaubliches mitteilte. Danach hat die Sowjetunion in der Kalten Kriegszeit ein System aufgebaut, nach dem die Lagen geheimer Militäranlagen auf eine einfache Weise verschlüsselt wurden. Das gilt für die damalige DDR, aber auch für andere Länder des Warschauer Paktes. Dazu wurde das Gelände mit zusätzlichen TP-Punkten überzogen, die überhaupt nichts mit der Vermessung des Geländes zu tun haben, sondern ausschließlich mit der Ortung von militärisch wichtigen Punkten. Diese TP-Punkte sind noch heute in topografischen Karten verzeichnet, sodass jeder Zivilist (oder Terrorist!) - wenn er weiß, wie es geht - die sensiblen Punkte noch finden kann. Diese Punkte bezeichnen folgende militärstrategischen Ziele:

- Untertageanlagen und geheime Rüstungsprojekte des Deutschen Reiches, soweit sie den Russen bekannt waren.
- Untertageanlagen, die die Russen selbst installiert haben.
- Bei anderen Armeen ausspionierte Objekte (NVA, heute Bundeswehr).
- Infrastrukturziele in den besetzten Gebieten.
- Ziele für Angriffe auf die Bevölkerung (Massenvernichtung).

Wenn also deutsche Atomanlagen

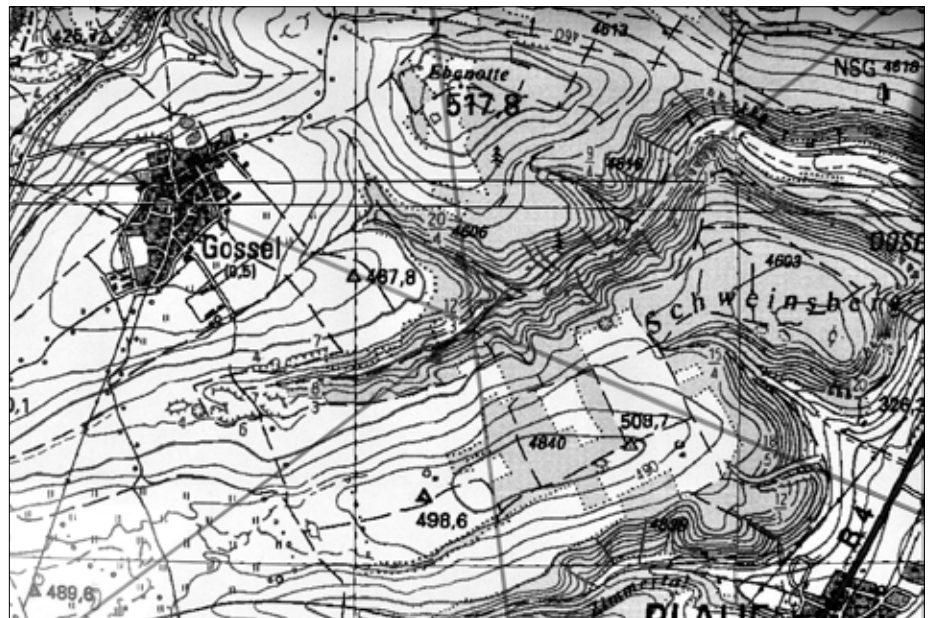


Bild 8: Ortung Gossel 2.

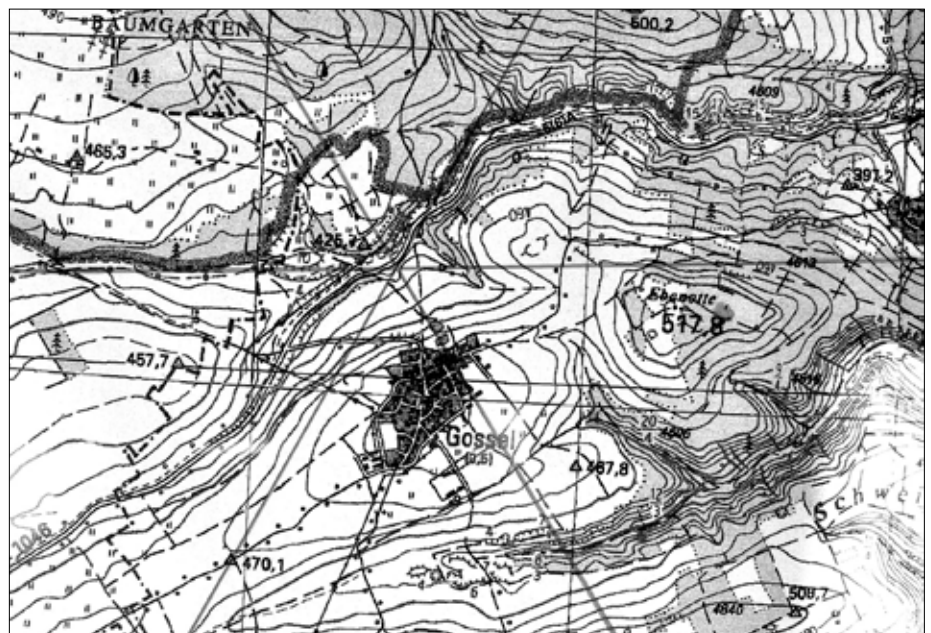


Bild 9: Ortung Gossel 3.

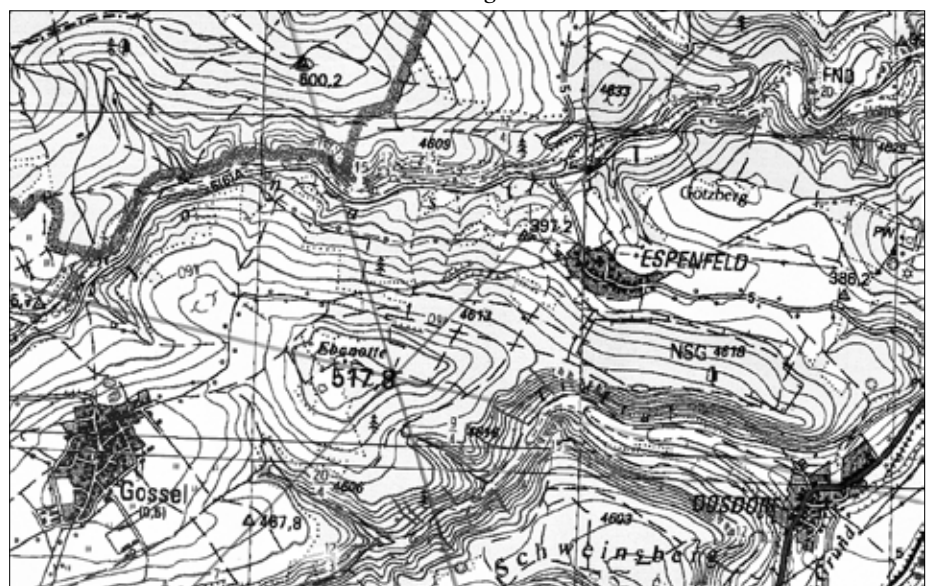


Bild 10: Ortung Ebanotte.

bestanden, die den Russen bekannt waren, oder die nach dem Kriege für die Russen weiterarbeiteten, dann müssten die nach dem System mit den TP-Punkten zu orten sein, das Ralf Ehmann aufgedeckt hat.

Unabhängig davon, dass frühere, den Russen bekannte reichsdeutsche Anlagen zu orten sind, hat das System eine außerordentliche Brisanz.

1. Politisch: Im Falle eines Rückzuges der sowjetischen Truppen wäre es zur Massenvernichtung der Zivilbevölkerung durch die Russen gekommen. Man sollte das im Hinterkopf behalten!
2. Durch die öffentliche Zugänglichkeit der Daten kann sich jede terroristische Gruppe sensible Angriffspunkte über das Internet aussuchen.
3. Laut Ralf Ehmann nehmen Behörden, Dienste und Bundeswehr die Sache überhaupt nicht ernst. Es seien keinerlei Vorkehrungen getroffen worden.

Die Erkenntnisse von Ralf Ehmann hat er in einem Patent angemeldet, das gegen seinen Willen und gegen jede militärische Vernunft veröffentlicht wurde.



Bild 11: Ortung und Lagebesprechung.

Patentoffenlegungsschrift

Bibliographische Daten

Patentanspruch:

An der Stelle, an der sich auf dem Messtischblatt drei oder mehr Verbin-

dungslinien zwischen je zwei topografischen Punkten, die üblicherweise nicht weiter als 40 cm voneinander entfernt sein dürfen, im Winkel von ca. 120 Grad treffen, befindet sich in fast jedem Fall der Zugang/die Einfahrt zu einem

INID	Kriterium	Feld	Inhalt
(10)	Dokumentenidentifikation	PN	
(54)	Titel	TI	Verfahren zur Auffindung von unterirdischen Militärbauwerken und strategisch wichtiger Punkte der Armeen und Geheimdienste des ehemaligen Warschauer Paktes durch Decodierung
(71)	Anmelder	PA	Ehmann, Ralf, Dipl.-Ing. (FH), 99097 Erfurt, DE; Kielkowski, Jutta, 99097 Erfurt, DE
(22)	DE-Anmeldedatum	AD	19.07.2005
(21)	DE-Aktenzeichen	DAKZ	102005034780
(43)	Offenlegungstag	OD	01.03.2007
(97)	Veröffentlichungstag im Patentblatt	VDP	01.03.2007
(51)	IPC-Hauptklasse	ICM	G01V 9/00 (2006.01) A, F, I, 20050719, B, H, DE
(57)	Zusammenfassung	AB	Ziel der Erfindung ist es, militärisch oder geheimdienstlich genutzte, unbekannt oder geheim gehaltene Bauwerke* mindestens im gesamten Warschauer Pakt durch Fernaufklärung mit mathematischen Mitteln zu orten und die dazu gehörigen Koordinaten bekannt zu machen, was unter anderem der Dekonspiration oder Vernichtung bzw. der rechtzeitigen Entsorgung von Altlasten dienen kann.
	Verfahrensstand	VST	8191 - Offenlegungen

wichtigen militärstrategischen Bauwerk einer militärischen, geheimdienstlichen oder anderen kriegswichtigen Einrichtung, welche selbst geschaffen oder übernommen worden sein kann.

Nach diesem Verfahren haben wir um Gossel herum geortet und vier Punkte gefunden, die für Stolleneingänge oder Lüftungen infrage kommen könnten. Sehen Sie die Ortungen in den Bildern 7, 8, 9 und 10. Diese Punkte haben wir im Gelände besucht und beurteilt.

Wir haben mit einer Gruppe von EFODON-Mitgliedern von Gossel aus die georteten Punkte im Gelände aufgesucht, wobei wir zur Ortung die Vergrößerung einer topografischen Karte verwendeten, sowie eine selbst gefertigte Glasplatte mit den patentgemäßen 120° Winkeln (siehe Bild 11). Die georteten Punkte haben wir im Gelände mit GPS ermittelt (Bild 12).

Zur Messung der Radioaktivität hatten wir Geigerzähler dabei. Allerdings haben wir an keiner Stelle eine erhöhte Radioaktivität feststellen können.

Zum Auffinden von Stolleneingängen und unterirdischen Hohlräumen hat *Alfred Steidle* mit seiner Rute radiästhetische Mutungen durchgeführt.

Wir kamen zu folgenden Ergebnissen:

Zu Gossel 1 (siehe Bild 7)

Die Ortung liegt am Anfang eines Tales, das nach Süden zum Tieftal hin verläuft. Ein befestigter, für LKW befahrbarer Weg verläuft von Gossel bis zum Tieftal und weiter nach Dossdorf. Zufahrt für Menschen und Material war hier leicht gegeben. An der georteten Stelle befindet sich eine freie Fläche, die als LKW-Umkehrpunkt oder Umschlagpunkt für Materialien geeignet gewesen wäre. Dahinter am Hang könnte durchaus ein Tunnelleingang gewesen sein (siehe Bild 13). Das Gelände spricht dafür, jedoch 67 Jahre nach dem Krieg und mit sehr starkem, z. T. undurchdringlichem Bewuchs fällt eine Beurteilung schwer. Von Nahem betrachtet kann man auch so etwas wie einen Hangabriss ausmachen (siehe Bild 14). Ist das ein natürlich gesackter Hang oder zusammengesackter Stollenverschluss? Mutungen (Bild 15) oberhalb der Stollenzone ergaben einen Hohlraum mit Verlauf nach Nordwest in Richtung Gossel.

Ein interessantes Indiz für einen Eingang in eine Anlage war, dass man deutlich eine aufgeschüttete ebene Trasse erkennen konnte von der Stelle mit



Bild 12: Erkundung im Gelände.



Bild 13: Gossel 1, Hang.



Bild 14: Gossel 1, Abrisskante.



Bild 15: Mutung und Messung. Bild 16: Bahntrasse.



Bild 17: Gossel 2, Hang. Bild 18: Gesprengt oder natürlich?



Bild 18a: Betonteil. Bild 19: Gossel 3 mit Tambuch.

dem vermuteten Stollen bis ins Tieftal (siehe Bild 16). Die Trasse sehen Sie links erhöht von dem Fahrweg, breit genug für eine Lorenbahn. Möglicherweise wurde damit der Gesteinsbruch aus der Anlage zur entfernten Ablagerungsstelle verbracht.

Zu Gossel 2 (siehe Bild 8):

Die Ortung Gossel 2 war eine Hanglage im Praustal, die frei von hohem

Baumbestand ist, im Gegensatz zu den benachbarten Flächen (siehe Bild 17). Es war nichts Konkretes zu entdecken, was auf einen Eingang hindeutete. Allerdings waren Stellen zu finden, die man als verschlossene oder gesprengte Öffnungen deuten könnte (siehe Bild 18). Die Stellen waren nicht eindeutig. Es könnten auch natürliche Abbrüche gewesen sein. Entweder die Öffnungen waren zu gut geschlossen oder getarnt,

oder wir waren an der falschen Stelle. Mutungen oberhalb der Hangkante ergaben allerdings einen Doppelgang von etwa sechs Metern Breite, der sich weit in Richtung Gossel hinzog.

Interessant war auch, dass wir an der Stelle ein Stück Beton fanden. Das Teil (Bild 18a) ist hoch gefüllt mit Schlacke in Kugelform. Das ist sicher nicht natürlich, sowas hat man für den Stollenbau verwendet. Es könnte aber selbstver-

ständig auch später dort abgelagert worden sein.

Zu Gossel 3 (siehe Bild 9)

Die Ortung Gossel 3 liegt direkt an der Jonastalstraße von Crawinkel nach Arnstadt. Man erkennt einen kleinen Taleinschnitt und im Hintergrund den Truppenübungsplatz, wo weitere Untertageanlagen vermutet werden (siehe Bild 19). Der kleine Taleinschnitt könnte daher durchaus ein verschlossener getarnter Eingang sein. Die Lage und die Ortung sprechen dafür. Eine weitere Begutachtung ist jedoch völlig unmöglich, ohne das Gelände zu roden. Der Bewuchs aus Dornen und Unterholz ist so stark, dass es unmöglich ist, dort einzudringen (siehe Bild 20). Auch eine gute Tarnung!

Zu Ortung Ebanotte (siehe Bild 10)

Die Ortung war eindeutig. Mit GPS haben wir überprüft. Wir fanden jedoch nur eine ebene Waldfläche in einer Schonung (siehe Bild 21). Mutungen ergaben jedoch einen Hohlraum tief unter der Oberfläche (120 m).

Komischerweise befanden sich an der Stelle Peilstäbe. Zufall?

Ergebnis:

Wie schon oben gesagt, wir fanden keinen harten Beweis für eine Untertageanlage unter Gossel. Wir fanden jedoch die oben beschriebenen Indizien. Es deutet also zusammen mit den Zeitzeugenaussagen viel darauf hin, dass hier eine Untertagefertigung bestand. Da die Zeitzeugen angaben, die Russen hätten die Anlage weiterbetrieben, müssen die Eingänge dazu auch codiert worden sein. Daher ist das sicherste Indiz, dass wir nach dem russischen System Ortungen gemacht und um Gossel exakte Punkte gefunden haben. Wir waren erstaunt darüber, dass am Schreibtisch ohne Ortskenntnis gefundene Ortungen im Gelände so sinnvoll für Eingänge sprachen.

Wir hoffen, dass angeregt durch unseren Bericht, andere Leser mit Informationen uns bestätigen oder ablehnen. Auf jeden Fall würden wir uns auf Kritik oder Anregungen freuen.

Quellen

- 1) Urangeheimnisse, Rainer Karlsch und Zbynek Zemann
- 2) German Scientists in the Soviet Atomic Projekt, Pavel V. Oleynikov



Bild 20 (oben): Einschnitt Richtung Gossel. Bild 21 (unten): Ebanotte, Mutung.



Zeitzeugen gesucht

Liebe Leser,

mehr als sechzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wissen wir eigentlich noch immer nicht genau, was wirklich geschah. Geschichte ist immer die Darstellung der Sieger. So gesehen müssen wir die Geschichte anzweifeln. Der Artikel von Peter Brüchmann über eine deutsche Atombombe regt dazu an, weiter nachzuforschen. Es geht dabei nicht um eine Glorifizierung deutscher Vergangenheit, sondern um Darstellung der tatsächlichen Ereignisse, nüchtern, ohne politische Absichten. Wir sind es den Beteiligten der deutschen Atomforschung schuldig, ihr Wirken richtig darzustellen. Das gilt für die Wissenschaftler und Techniker in ihrer Leistung, aber auch in ihrem Fehlverhalten. Das gilt vor allem auch für die vielen Opfer, wie Häftlinge, Kriegsgefangene, KZ-Insassen, Zivilpersonen und Soldaten.

Solange die Archive der Alliierten geschlossen sind und bleiben, wird eine objektive Geschichtsforschung nicht möglich sein. Uns bleibt nur die Mitarbeit von Zeitzeugen. Die wiederum werden im Laufe der Zeit immer weniger – wenn es überhaupt noch welche gibt. Wir bitten Sie daher, liebe Leser, in ihrem Umkreis oder im Verwandtenkreis einmal Ausschau zu halten nach

- noch lebenden Personen, die etwas mit der Atomgeschichte zu tun hatten,
- Zeugen, die vielleicht nicht selbst mitgearbeitet, aber etwas gesehen haben,
- Geschichten, die von schon Verstorbenen erzählt wurden,
- Bilder aus der Kriegszeit, die das Atom-Thema betreffen.

Bitte schreiben oder mailen Sie uns, oder rufen Sie an.

SYNESIS-Redaktion, Glückaufstraße 31, D-82383 Hohenpeißenberg, redaktion@efodon.de

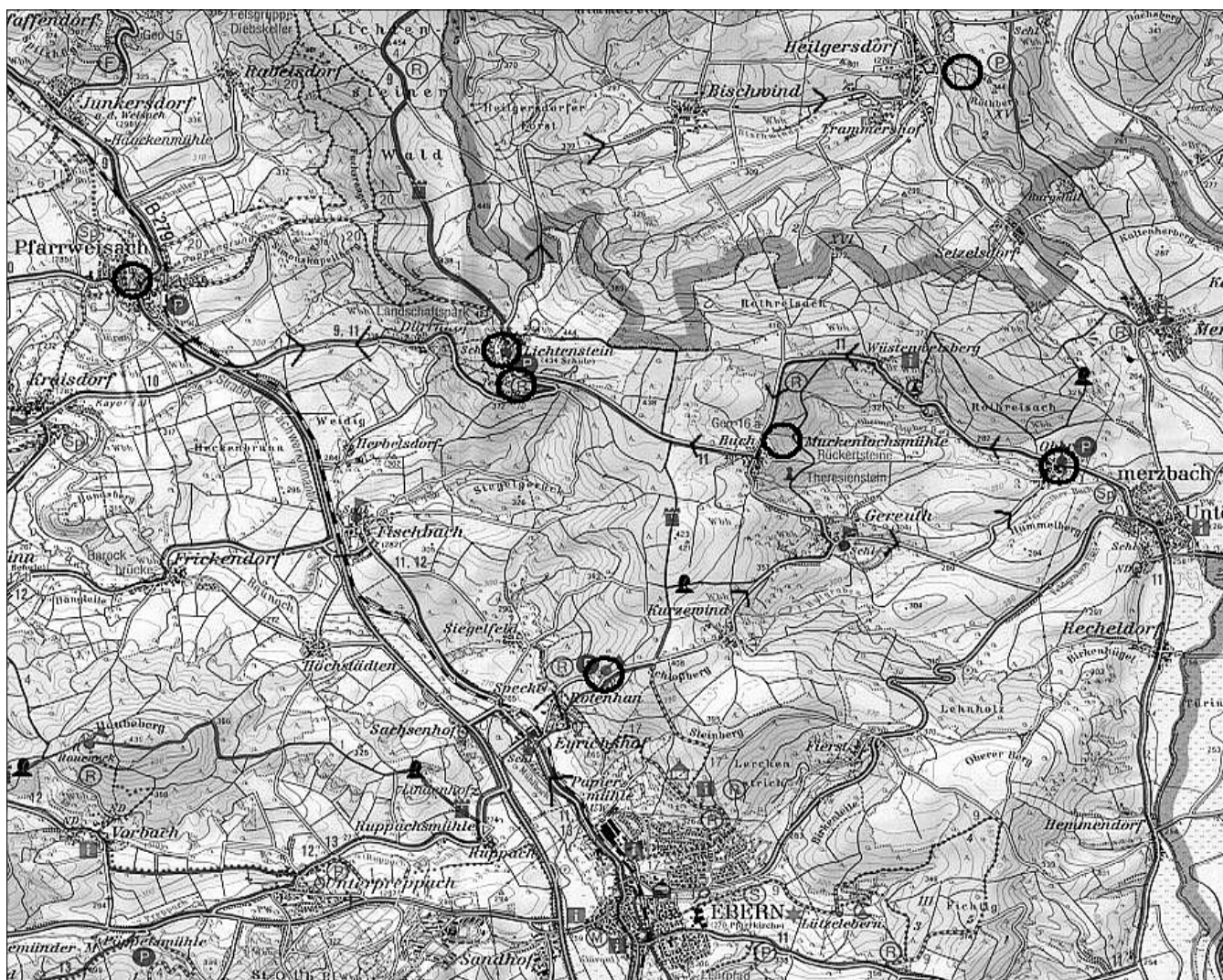
Wenn Sie telefonieren möchten:

Gernot L. Geise: 08805-1485 - Wilfried Augustin: 08104-61300

Die EFODON-Exkursion in die Region Hassberge (Unterfranken)

(7. - 8. Juli 2012)

Gernot L. Geise und Ferdinand W. O. Koch



Die Orts- und Reisebeschreibungen stammen von Gernot L. Geise (GLG). Die radiästhetischen Gegebenheiten schildert Ferdinand W. O. Koch (FK).

Organisiert wurde die Exkursion von Ferdinand W. O. Koch. Sinn der Exkursion war es, verschiedene Örtlichkeiten und Objekte radiästhetisch zu untersuchen. Es war eigentlich als Seminar gedacht, um den Teilnehmern zu zeigen, wie man Kraftplätze und Heilfelsen entdeckt und deren Kraft

und Fähigkeiten ermittelt (leider klappete das nicht ganz). Dazu trafen wir uns auf dem Marktplatz in Ebern, um von dort aus unsere Fahrt zu beginnen.

Die Ruine Rotenhan bei Eyrichshof

Von Ebern aus fuhren wir zunächst zur Ruine Rotenhan bei Eyrichshof. Diese Ruine kann man wirklich als solche ansprechen, denn sie ist kaum mehr als ehemalige Burganlage zu erkennen. Sie liegt in einem Waldgelän-

de und ist ziemlich zugewachsen. Die ehemaligen Baumeister hatten ganze Felsformationen bearbeitet und in die Burganlage integriert.

Löcher, Simse und (angedeutete) Treppenstufen sind in die Felsen eingearbeitet. Obwohl die ganze Gegend nur so von mutmaßlichen Heilfelsen wimmelt, ist der Rotenhan doch einzigartig in seiner Vielfalt. Dort gibt es Plätze zum Hinlegen, Hinsetzen oder Hinstellen. Es gibt Höhlungen, in die man seine Hand oder sein Ge-

sicht hineinsteckt usw. Hier von einem Sanatorium zu sprechen ist wohl kaum übertrieben (FK).

Ein Gang unter der Anlage ist leider nicht zugänglich, da es der Freiherr von Rotenhan nicht erlaubt. Die Anlage lässt er verwildern, da ihm der Rummel nicht gefällt. Doch besser so, als eine Würstchenbude dorthin zu stellen. Allein diese Felsen sind eine Reise wert. Selbst die Externsteine können da kaum mithalten.

Leider machte uns das Wetter nach etwa einer halben Stunde einen Strich durch die Rechnung. Kaum saßen wir im Auto, als auch schon die ersten dicken Tropfen und kurz danach starke Hagelkörner fielen.

Die Kirche St. Michael in Obermerzbach

Auf der Weiterfahrt kamen wir durch die kleine Ortschaft Obermerzbach, in der sich die älteste Kirche Frankens befindet, die evangelische Kirche St. Michael. Der älteste Teil der Kirche soll im 12. oder 13. Jahrhundert errichtet worden sein.

Bemerkenswert sind

- das Taufbecken mit eigenartigen Ornamenten,
- eine uralte Figur links vor dem Altar, die so abgewetzt ist, dass man annehmen kann, dass das Pulver für heilkräftig gehalten wurde,
- und dass die Kirche heute noch an der Empore mit Kerzen beleuchtet wird.

Das Langhaus wurde erst später angefügt. Möglicherweise wurde diese Kirche auf einem Punkt des ehemaligen keltischen Nachrichtensystems errichtet. Dafür spricht neben dem Alter, dass zunächst nur der Turm errichtet wurde, der möglicherweise bereits Jahrhunderte länger dort stand und im 12. Jahrhundert bei der christlichen Übernahme nur restauriert oder neu errichtet wurde. Dass das an den Turm anschließende Langhaus erst später angebaut wurde, schließt nicht aus, dass nicht vorher ein solches in Holzkonstruktion vorhanden war, was heute nicht mehr nachweisbar ist. Im keltischen Nachrichtensystem war der Turm das wichtigste Objekt, weil von dort aus die Sicht- und Signalverbindung zu weiteren Türmen hergestellt wurde. Der - nicht zwangsläufig - mit



Die Ruine Rotenhan bei Eyrichshof.



dem Turm verbundene - meist hölzerne - Anbau diente der Brennstofflagerung für das Signalfeuer und wurde nach der christlichen Übernahme zum Versammlungsraum umfunktioniert.

Die heutige Ausstattung der Kirche entstand überwiegend im 17. Jahrhundert, in den Achtzigerjahren des letzten Jahrhunderts fand die letzte große Sanierung (Verunechtung?) statt.

Der Zugang erfolgt durch ein rund-

bogiges Portal, über dem sich ein „romanischer“ Fries befindet, der zwei sich ringelnde Schlangen zeigt, also noch aus vorchristlicher Zeit stammt. Beidseitig neben dem Zugang sind sogenannte Wetzrillen vorhanden, die so erklärt werden, dass

- sie angeblich durch das Abschaben von „heilkräftigem“ Steinpulver entstanden seien. Dies ist nicht ganz abwegig, denn im Mittelalter



Die Kirche St. Michael in Obermerzbach. Mitte: Der torbogenähnliche Eingang mit dem Schlangenfries darüber. Rechts: Eine uralte Figur links vor dem Altar.

verkaufte man in den Apotheken u. a. Edelsteine gemahlen als Medizin. Könnten nicht die beiden Wetzsteine links und rechts des Einganges und die Figur an der Apsis Heilfelsen sein?

- Zum Vergleich dazu gibt es in Ägypten mehrere Tempelanlagen, die dieselben Wetzrillen zeigen. Dort weiß man, dass während der römischen Besatzungszeit die Legionäre dort ihre Waffen geschärft hätten. Hier muss man allerdings sagen, dass es kaum sinnvoll ist, ein Messer steil an der Wand zu schärfen, da es dabei stumpf werden kann.
- Genau dies beschreibt eine alte Überlieferung, dass Täter einer

bösen Tat ihre Messer an der Kirche unter Zeugen stumpf machen mussten.

Der Merzbacher Point bei Buch

In der Nähe der Ortschaft Buch befindet sich in einem nahe gelegenen Waldgebiet eine höchst interessante Anlage. Hier finden sich über ein relativ großes Waldgelände verstreut jede Menge teilweise haushohe Steinwände, die offensichtlich bearbeitet worden sind. Dabei hat man ganze Felsflächen geglättet oder rechtwinklig bearbeitet.

Die Anlage zeigt eine große Übereinstimmung zu einer ähnlichen Anlage auf Mallorca bei El Arenal, die allerdings in den letzten Jahrzehnten vernichtet wurde und Hotelanlagen



Wetzrillen neben dem Kirchengang.



Der Merzbacher Point bei Buch. Links eine der Höhlen. Mitte: Blick in die unter Wasser stehende Höhle. Rechts: Rechtwinklig bearbeitete Felswände.



Merzbacher Point: Eine weitere Höhle. Links: Blick zurück zum Zugang. Mitte: Seltsam aus dem Fels herausgearbeitete Sitzbänke. Rechts: Ein Schlupfstein, genannt „Torstein“.

weichen musste. Auch dort waren die riesigen Felsblöcke rechtwinklig bearbeitet und in ähnlicher Weise verschachtelt (GLG).

Oben befindet sich ein Felsplateau, in das viele flache Vertiefungen eingearbeitet sind, die mutmaßlich unterschiedlichen Heilungen dienen. Allein diese Fläche könnte fast ein Sanatorium sein. So gibt es noch viele Heilpositionen in der etwa 80 x 10 Meter großen Anlage.

In diesem Geländebereich sind auch einige sauber bearbeitete Schamanen- bzw. Heilhöhlen vorhanden. Sie sind wunderschön mit senkrechten Wänden und Flachbögen in die Felsblöcke hineingemeißelt. An den Seiten sind Bänke aus dem Felsen herausgearbeitet, die wohl der Heilung dienen. Je nachdem, wo man sich hinsetzte, war eine andere Heilung möglich. In der großen Höhle, die leider teilweise unter Wasser stand, befinden sich die Bänke nur im hinteren Teil. Die kleine Höhle wies noch eine Besonderheit auf, weil sich im abgewinkelten Teil ein flaches Heilbecken befand, das durch aus der Felswand rinnendem Wasser gespeist wurde. Zu meinem Entsetzen fand bei meinem vorletzten Besuch in der kleinen Heilhöhle eine Freß- und Saufparty statt (FK).

Wir konnten noch eine weitere - allerdings verschüttete - Höhle ausfindig machen, deren Länge wohl mehr

als zehn Meter betragen hat. Würde man die meterdicken Laub- und Erdschichten beseitigen, käme sicher eine sensationelle Anlage zutage. Leider wird sie schon als Müllkippe missbraucht.

Weiterhin befindet sich auf dem Gelände auch ein separat stehender Schlupfstein, genannt „Torstein“.

An dem entlang führenden „Rü-

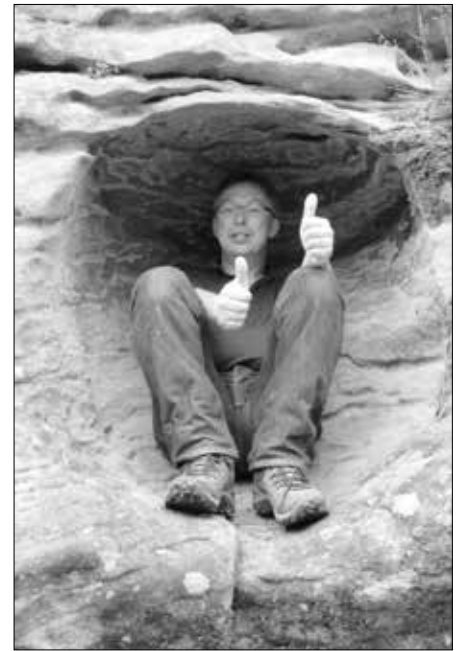
ckert-Weg“ gibt es noch viele wertvolle Heilfelsen und -steine. Die Gesamtanlage radiästhetisch zu erfassen würde wohl Monate dauern, doch sie wäre es wert. Leider ist alles stark verschmutzt (FK).

Die Burg Lichtenstein

Am Ortsrand der Ortschaft Lichten-



Merzbacher Point: Felsplateau mit unterschiedlichen Vertiefungen.



Die Burg Lichtenstein. Links: Der von Weitem sichtbare Bergfried. Mitte: Der fälschlich so genannte „Pfeilschartenturm“. Rechts: Stark strahlende Höhlung in Form eines halben Eies.

stein liegt die gleichnamige Burgruine, die man inzwischen liebevoll restauriert und mit informativen Erklärungstafeln versehen hat. Der auf einem Felsklotz errichtete Bergfried und der fälschlich sogenannte „Pfeilschartenturm“ sind schon von Weitem erkennbar. Die Burg wurde ab etwa 1200 erbaut und 1232 erstmalig urkundlich erwähnt. Bis zum 19. Jahrhundert wurde sie mehrfach umgebaut.

Am Fuße der Burgruine befinden sich zwei in den Felsen gearbeitete Heilhöhlen. In einer prangt ein in eine Wand geritztes Handsymbol. Dies ist

das international bekannte Zeichen für eine Heilhöhle.

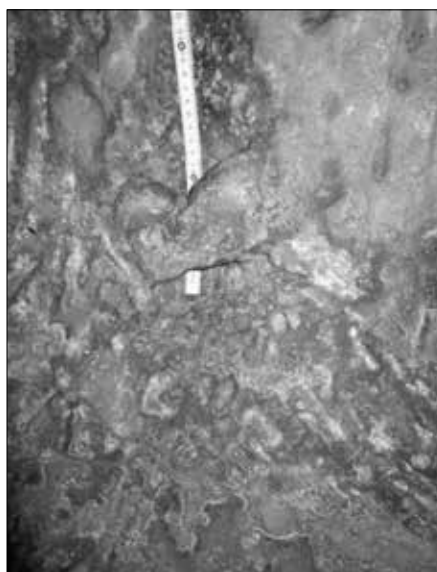
Eine der Höhlen wird als „Schneidersloch“ bezeichnet. Hier soll der Sage nach einst ein Schneider gehaust haben, der vorüberziehende Reisende sowie Burgbewohner überfallen, ausgeraubt und ermordet haben soll. Nach seiner Gefangennahme soll er mit glühenden Nadeln und Scheren zu Tode gefoltert worden sein (GLG).

Die größere der beiden Höhlen erreicht man heute nur, indem man durch ein Geländer kriecht und Treppen hinunter geht. Am Ende der Treppe befin-

det sich der sogenannte Wächterkopf. Er ist aus radiästhetischer Sicht höchstkarätig und stammt angeblich aus dem späten Mittelalter. Die Höhle ist etwa acht Meter lang und weist rechts und links aus dem Felsen gearbeitete Heilbänke auf.

In der Steilwand nahe dem Eingang zur Burganlage wurde eine Höhlung in Form eines halben Eies eingearbeitet. Sie strahlt mit sage und schreibe drei Millionen Bovis-Einheiten! In der seitlichen Felswand links sind noch drei Heilnischen ausgehauen (FK).

Eine höher gelegte Ebene befin-



Burg Lichtenstein: Die Höhle „Schneidersloch“. Links: Der Zugang. Mitte: Eine aus dem Felsen gearbeitete Öse. Rechts: Im hinteren Bereich eine aus dem Felsen gearbeitete hufeisenförmige Bank.



Burg Lichtenstein. In genauer Sichtverlängerung der Höhlung (Pfeil) hat man einen Totenschädel mit gekreuzten Knochen eingemeißelt. Das Bildnis ist allerdings stark verwittert.

det sich in der Burgmitte. Sie ist mit Heilflächen, aber auch mit Flächen zur Materialbearbeitung übersät. Unter ihr verläuft eine Höhle in Richtung Burgmauer und darüber hinaus, deren Eingang aber verschüttet ist. Je nachdem, wo man sich hinstellt, bauen sich enorme Kraftlinien auf. Die Anlage war, bevor sie überbaut wurde, mit Sicherheit ein uralter wertvoller Kultplatz.

Eine Besonderheit ist ein großer Felsen, der paranormal dort platziert wurde. Noch sieht man die Treppen, die auf die flache Felskuppe führten, bevor der Brocken darauf gesetzt wurde. Letzterer besteht aus einem völlig anderen Gestein. In dieser Anlage ist schier jeder Quadratzentimeter von Bedeutung. Für Radiästheten ein El Dorado! (FK)

Der „Sagenpfad“ bei der Burg Lichtenstein

Unmittelbar neben der Burgruine beginnt der sogenannte Sagenpfad. Er führt unterhalb der Burg in ein Felsenlabyrinth mit einigen Höhlen und Grotten. Das Gelände wurde schon im 19. Jahrhundert zu einem Landschaftspark umgestaltet.

Die dortigen Felsblöcke bestehen aus Rhätsandstein. Unter anderem liegt hier auch ein großer Steinblock, in den eine sitzähnliche Vertiefung eingear-



Burg Lichtenstein. Der sogenannte „Wächterkopf“ vor der zweiten Höhle. Es stammt angeblich aus dem späten Mittelalter.



Burg Lichtenstein. In eine Wand geritztes Handsymbol in einer der Höhlen. Dies ist das international verwendete Zeichen für eine Heilhöhle (Foto: Gretzinger).



Auf dem „Sagenpfad“ bei der Burg Lichtenstein. Links: Ferdinand W. O. Koch vor einer Höhle. Mitte: In der Höhle Blick zum Zugang. Rechts: Der sogenannte Magnetstein.

beitet wurde. Dieser Block wird auf der dortigen Schautafel als Gerichtsstein bezeichnet. Angeblich saß in dieser Vertiefung im Mittelalter der Richter. An einer Öse auf der anderen Steinseite sei der Verurteilte festgebunden worden.

Der „Magnetstein“ ist ein waagrecht liegender Felsblock mit einer Steinöse im vorderen Bereich. Hier wurden im Mittelalter angeblich werdende Knappen angebunden, die hier die ganze Nacht allein verbringen mussten. Dies galt als Mutprobe. Wenn sie die Nacht „ohne Angst und Geschrei“ überstanden, dann

wurden sie zum Knappen ernannt, heißt es auf der Erklärungstafel.

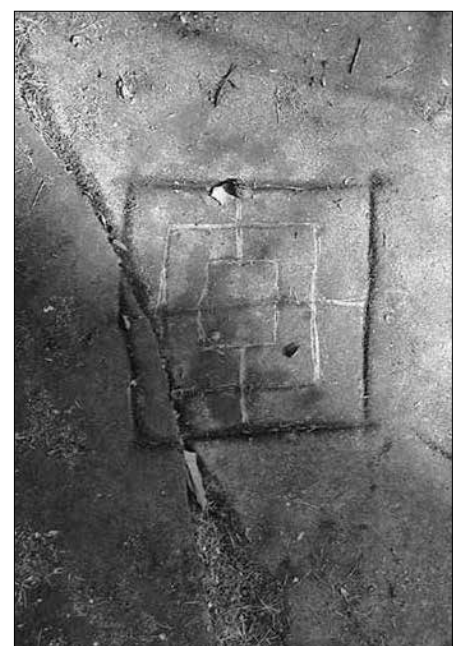
Was dieser Stein mit einem Magneten zu tun hat, weiß wohl keiner, denn magnetisch ist er nicht. Kompass-Überprüfungen zeigen jedenfalls keinerlei Abweichung (GLG).

Die Bedeutung der weit verbreiteten und unterschiedlich großen Steinösen ist noch nicht geklärt. So gibt es auch eine im Druidenhain auf der waagerechten Oberseite eines Felsens, in die nur je ein Finger hinein passte. Nichts zum Esel anbinden.

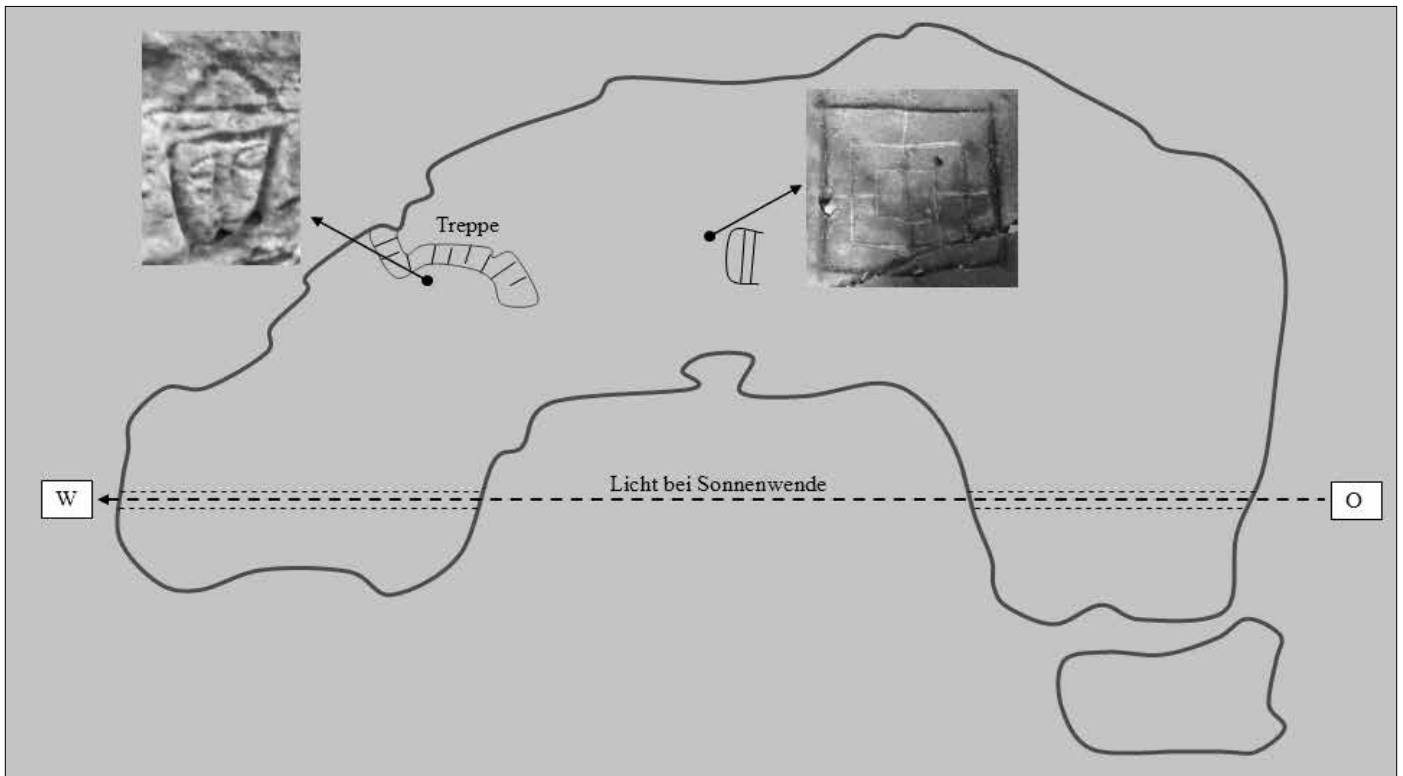
Entlang dieses Weges gibt es viel zu sehen und erforschen. Auch hier wieder mutmaßliche Heilsteine und welche zur Materialbeeinflussung. Ein diesbezüglicher Versuch klappte leider nicht, da wir das falsche Material dabei hatten. Weitere Versuche sind geplant (FK).

Der „Teufelstein“ bei Lichtenstein

Der Teufelstein liegt in einem Waldgebiet in der Nähe von Lichtenstein. Es handelt sich dabei um einen annähernd U-förmigen Steinblock (siehe Risszeich-



Der „Teufelstein“ bei Lichtenstein. Links: Der Aufstieg mit dem „Schreckgesicht“ (Pfeil) (Foto: Strehl). Mitte: Das angebliche „Schreckgesicht“ ähnelt eher einem stilisierten Marterl. Rechts: Das „Mühlespiel“ auf der Plattform.



Risszeichnung des „Teufelstein“ (Zeichnung: Koch)

nung). Angeblich war es früher einmal ein Felsburgstall, allerdings sind das alles unbewiesene Annahmen. Als befestigte Burganlage ergäbe der Steinblock keinen Sinn, weil auf ihm erstens viel zu wenig Platz für einen Aufbau vorhanden und zweitens die Lage zu einer Verteidigung viel zu ungünstig wäre.

Im oberen Bereich des Aufganges wurde auf der rechten Seite ein sogenanntes „Schreckgesicht“ eingemeißelt, das jedoch weniger wie ein Gesicht aussieht, sondern eher mit einem christlichen Marterl Ähnlichkeit hat.

Im Nordwesten führen Treppen nach oben, am Wächterkopf vorbei zu einer kleinen Plattform, in die irgend jemand ein „Mühlespiel“ in den Gesteinsboden geritzt hat. Offiziell wird es ins Mittelalter datiert (GLG).

Solche „Mühle“-Einritzungen sind in ganz Europa vorhanden und stammen wohl aus grauer Vorzeit. Da sie oftmals auch an senkrechten Wänden angebracht wurden, wo sie sich absolut nicht zum Spielen eignen, stellen sie möglicherweise die Darstellung eines Einweihungswegs dar.

Zur Sonnenwende fällt ein Lichtstrahl durch Bohrungen. Eine wahre Meisterleistung der damaligen Zeit (FK).

Man nimmt an, dass der Teufelstein einst von einem Burggraben umgeben war, der heute teils verschüttet ist.



Die kleine Plattform auf dem „Teufelstein“ mit der „Mühle“ (Pfeil).

Weiterhin deuten Balkenlöcher und Fundamentbänke darauf hin, dass es möglicherweise eine Holzüberbauung gab. Zu welchem Zweck, ist allerdings bis heute unklar.

Der Schleifberg bei Heilgersdorf

Dieser Berg bei Heilgersdorf hat mehrere Namen. Schleifberg, Chri-

stein und Christenmarter. Wer oder was wurde hier geschleift und/oder gemartert? Nun, die Christen. Oben gibt es eine kleine Hochebene – ein uralter heiliger Kultplatz.

Wie war ich entsetzt, als ich bei meinem vorletzten Besuch dort eine Partyzone mit Tischen und Bänken und dazwischen einen Christus für eine Kreuzwegstation vorfand. Es hätte nur

noch gefehlt, dass man in die beiden Felsplatten Löcher für Fundamente schlägt, um für Überdachungen zu sorgen (FK).

Die Felsen haben eine enorme Heilskraft. Am unteren Rand der senkrechten etwa 15-20 Meter hohen Wand befindet sich eine Höhle, die wir jedoch aus Zeitmangel nicht mehr besuchen konnten. In ihr wohnte einst ein Eremit. Das machte die Kirche an vielen heiligen Kult- und Heilplätzen: Sie setzte einen Aufpasser hin, der vom Dorf unterhalten werden musste und jeden meldete, der diesen „schlimmen“ Platz besuchte. So wurde alles Gute verteufelt, das nicht der Kirche gehörte. Den Teufelfelsen hatten wir schon, nun kommen wir zum Hexentanzplatz, der Gesamtanlage Christenmarter.

Etwas weiter unten befindet sich eine große Felsplatte mit vielen Heilpositionen. Um die einzelnen Bereiche voneinander zu trennen, hat man die Fläche entweder tiefer gelegt oder durch eine Rille klar abgegrenzt. Derartiges findet man auch an senkrechten Wänden anderswo. So entstanden Bereiche zum darauf Liegen oder -Sitzen und nicht nur zum Tanzen.

Nun ging es aus Zeitnot im Galopp durch den Wald hinab. Hier noch ein wichtiger mutmaßlicher Heilfelsen (Sanatorium), ein Foto, und weiter. Unten, nahe beim Parkplatz, liegt noch ein Stein mit eingehauener Heilbank im Wald. Ihn entdeckte ich vor Jahren. Er war so zugeschüttet und überwachsen, dass man ihn nicht sah. Da ich aber eindeutig einen Heilfelsen mutete, grub ich nach und war überrascht, diese Steinbank zu finden.

So gibt es in dieser Gegend eine Unmenge Heilfelsen. Vor Jahren ging ich mit einem erfahrenen Coburger Rutengänger eineinhalb Tage durch die Wälder und konnte so von 112 Heilfelsen Kopien machen. Da meinte er ganz trocken: Jetzt haben Sie etwa ein Drittel gesehen. So habe ich nun in einer kleinen Kachel von 5 x 5 cm dieselbe Energiemenge wie in dem Originalfelsen. Mittlerweile umfasst meine Sammlung über 400 Kopien aus dem In- und Ausland.

Die Worte Licht, Heil, Teufel, Hexen und Marter sagen viel aus, und man verbot den Leuten den Besuch



Schleifberg bei Heilgersdorf. Steinbank mitten im Wald.



Schleifberg bei Heilgersdorf (Foto: Strehl)

dieser guten, heiligen, heilenden Plätze. Heute verbietet man uns sogar das Wort „Heil“! ... (FK)

Das Wetter war uns noch einigermaßen gnädig gestimmt, denn der bewölkte Himmel vermied die gefürch-

teten Schlagschatten auf den Fotos. Die Teilnehmer dieser Exkursion werden sicher lange daran denken und diese Orte vielleicht noch einmal besuchen. ■

Nazca-Linien – das Rätsel jetzt gelöst?

Wilfried Augustin

Im September letzten Jahres hatten wir einen spannenden EFODON-Vortrag in München, den die bekannte Wissenschaftsjournalistin *Viola Zetzschke* hielt und dabei viele faszinierende Bilder aus Peru zeigte. Wir kündigten den Vortrag damals wie folgt an:

Der geheime Code der Bodenzeichnungen von Nazca (Peru) - Eine Reise zu mystischen Orten alter Kulturen

Die Nazca waren Kopfjäger. Ihre Besonderheiten waren sonderbar deformierte Köpfe und bis zu faustgroße Löcher im Schädel, sogenannte Trepanationen.

Ein Weiteres sind bis heute ihre Linien und Bodenzeichnungen in der Nazca-Wüste. Wozu haben Indios die größten Landschaftsbilder der Welt wie ein Puzzle in die trockenste Wüste der Erde gezeichnet? Und wie haben diese Jahrtausende überdauert? Lässt sich der geheime Code der Bodenzeichnungen von Nazca mit modernster Technik knacken? *Viola Zetzschke* gewährte Einsichten in alte Archive und aktuelle Forschung.

Die alten Indios haben schamanische Kraftorte in die trockenste Wüste der Erde gezeichnet. Über 50 Tierfiguren und 1.000 schnurgerade Linien hat die Avantgardistin der Wissenschaft, *Maria Reiche* aus Dresden, völlig auf sich allein gestellt, in Peru entdeckt. Indigenas haben sie in die Pampa gezeichnet. Wissenschaftler wissen inzwischen, wann und wie sie entstanden sind, doch ihr letztes Geheimnis ist noch immer nicht gelüftet. Noch heute geben die Linien und Bodenzeichnungen von Nazca Forschern und Fantasten immer neue Rätsel auf.

Die Autorin und Fachjournalistin *Viola Zetzschke* ist Bauingenieurin und Sachverständige für Schäden an historischen Bauwerken und begleitet Wissenschaftler an geheimnisvolle Orte in Peru und schreibt Reportagen für *National Geographic*, *Spektrum*



der Wissenschaft oder Abenteuer Archäologie. Seit sieben Jahren erkundet sie, welches Vermächtnis die frauenzentrierte Nazca-Kultur hinterlassen hat. Ihre Bilder zeigen die magische Schönheit einzigartiger Landschaften und Orte, die seit Jahrtausenden niemand mehr betreten hat.

Viola Zetzschke lässt sich auf schwierige Fragen ein und enthüllt, was Wissenschaftler herausgefunden haben, aber auch, was sie verschweigen. Ihre Fotos zeigen unbekannte Wüstenbilder, eröffnen unkonventionelle Ansichten und geben der Nazca-Forschung eine neue Perspektive.

Die Bilder waren in der Tat beeindruckend, auch der Bericht über eine interdisziplinäre Erforschung der Linien, an der bekannte Wissenschaftler und Institute teilnahmen. Eine Erklärung jedoch, zu welchem Zweck diese Geoglyphen von den Nazca auf den Erdboden gebracht wurden, konnte auch *Frau Zetzschke* nicht liefern. So

gesehen waren wir natürlich etwas enttäuscht.

Am 6. April 2012 fanden wir jedoch einen Artikel in der Zeitschrift „Junge Freiheit“ in Berlin von einem Autor *Wolfgang Kaufmann*. Der Titel lautete: „*Erich von Däniken* ist widerlegt“. Darin wird eine neue und unserer Meinung nach schlüssige Erklärung für die Nazca-Linien gebracht. Aber lesen Sie im Folgenden den Originalartikel.

„*Junge Freiheit*“ hat uns freundlicherweise erlaubt, den Artikel abzu drucken. Sie können sich den Artikel und auch die Zeitschrift im Internet ansehen unter:

JUNGE FREIHEIT Verlag GmbH
& Co.

Hohenzollerndamm 27 a
10713 Berlin

Tel: (030) 864953-28

Fax: (030) 864953-31

E-Post: renken@jungefreiheit.de
<http://www.jungefreiheit.de>

Erich von Däniken ist widerlegt

Geheimnisvolle Linien der Nazca-Kultur sind entschlüsselt: Grundwassermarkierungen statt UFO-Landezone

Wolfgang Kaufmann

Im Jahre 1901 stieß der deutsche Archäologe Max Uhle im peruanischen Teil der Atacama-Wüste auf Grabstätten einer bis dahin unbekannteren Kultur, welche bald darauf nach dem nahebei liegenden Ort Nazca benannt wurde. Später entdeckte man dann in Cahuachi auch noch eine beeindruckende Tempelanlage, offenkundig das Hauptheiligtum der Nazca-Leute. Ebenso wissen wir seit 1997 durch die akribische Sucharbeit des Bonner Archäologen Markus Reindel, wo sich die Siedlungszentren des Nazca-Reiches befunden hatten, nämlich in der vierzig Kilometer entfernten Palpa-Region, und zwar bei den heutigen Ortschaften Los Molinos und La Muña. Hier muss zwischen 100 und 400 n. Chr. eine hochentwickelte Gesellschaft existiert haben, wovon beispielsweise die imposanten Fürstengräber zeugen. Allerdings fanden die Ausgräber in den Ruinen der beiden reichen und elitären Städte keinerlei Kultbezirke oder Tempelanlagen, was extrem ungewöhnlich ist.

Etwas konsterniert durchsuchten Reindel und sein peruanischer Kollege Johnny Isla daraufhin etwa einhundert unscheinbare Steinhügel im Umfeld der einstigen Ortschaften – und wurden tatsächlich fündig: Die Häufchen, vermutlich Reste kleiner Altäre, enthielten zahlreiche Opfergaben, darunter Spondylusmuscheln, welche im gesamten Andenraum als Symbol für Fruchtbarkeit und Wasser galten. Noch interessanter allerdings ist, dass diese Kultplätze genau an den Endpunkten der markanten Bodenzeichnungen liegen, welche 500 Quadratkilometer der extrem trockenen Küstenwüste in der Nazca-Palpa-Region bedecken und als „Linien von Nazca“ mittlerweile weltweite Berühmtheit genießen.

Schließlich wurde seit ihrer Entdeckung im Jahre 1924 unablässig darüber spekuliert, welchem Zweck die rund 1.700 Geoglyphen, deren größte immerhin an die zwanzig Kilometer misst, gedient haben mögen. Dabei verstiegen sich einige „Experten“ sogar dazu, von Sportarenen oder Startplätzen für Heißluftballons zu fantasieren; nicht zu vergessen natürlich auch Erich von Dänikens „Landeplätze für Außerirdische“. Deutlich realistischer wirkt da die Annahme der ehemaligen Dresdner Mathematiklehrerin Maria Reiche, deren unermüdlichen Anstrengungen es übrigens auch zu verdanken ist, dass



die Nazca-Zeichen 1994 zum Unesco-Weltkulturerbe erklärt wurden: Sie sah in den Scharrbildern Elemente eines gigantischen prähistorischen Kalenders.

Mittlerweile freilich ergab sich eine ganz andere Lösung des Rätsels. Wie Reindel, der bezeichnenderweise nicht von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, sondern von der Schweizerisch-Liechtensteinischen Stiftung für Archäologische Forschung im Ausland unterstützt wurde, im Laufe weiterer Grabungen herausfand, waren die Nazca-Leute ebenso wenig die ersten Bewohner der Region gewesen wie die Angehörigen der Paracas-Kultur, welche bereits um 800 v. Chr. hier siedelten. Vielmehr muss der Paracas-Epoche eine sogenannte „Initialzeit“ vorausgegangen sein, deren Beginn etwa tausend Jahre früher anzusetzen ist. Doch damit nicht genug: Bei Pernil Alto entdeckten die Archäologen schließlich sogar noch die Reste einer vollkommen archaischen Kultur, die schon seit mindestens 3800 v. Chr. existierte (JF 9/12). Und deren Vertreter hatten offensichtlich als Erste den Brauch entwickelt, sich in der Landschaft zu verewigen, indem sie mannshohe mythische Figuren wie das bizarre „Augenwesen“ in die Felswände ritzen. Dies geschah kurz vor Anbruch der „Initialzeit“, als die bis dahin grüne Pampa rund um Nazca infolge des immer öfter ausbleibenden Regens zu verdorren begann.

In der Paracas-Zeit wiederum, also um 700 v. Chr., gingen die Menschen dann dazu über, dem Ganzen einen deutlich monumentaleren Anstrich zu geben: Nun wurden zehn bis dreißig Meter hohe Bodenzeichnungen an den Hängen von Flusstälern angelegt. Zugleich stabilisierte sich die Umweltsituation offenbar wieder, bis 500 Jahre später der zweite Austrocknungsschub folgte. Daraufhin begannen nun auch die Priester der neuentstandenen Nazca-Kultur, Scharrbilder zu schaffen. Allerdings legten sie diese jetzt auf den ebenen Hochflächen an. Und die Nazca hinterließen vorrangig geometrische Formen – die immer wieder als typisch hingestellten Tierfiguren machen nur einen geringen Prozentsatz der Geoglyphen aus.

Sinn dieses Unterfangens war es zweifellos, die unterirdischen Wasserläufe zu markieren, welche in den geologischen Bruchzonen der zunehmend arider werdenden Landschaft zirkulierten und für das Überleben der Nazca-Gesellschaft unverzichtbar geworden waren. Die Bauern bezogen ihr Wasser damals nämlich schon kaum noch aus Flüssen, sondern aus den sogenannten „Puquios“, also Grundwasseranzapfungen, wie David Johnson, der sechs Jahre lang im Auftrag der National Geographic Society vor Ort forschte, eindeutig nachweisen konnte. Deshalb interpretierte er die mysteriösen Nazca-Linien als einen „Text, der in die Landschaft eingekerbt wurde“, um die Bewohner der Region zum Quell allen Lebens zu führen. Hieraus ergibt sich dann auch die Bedeutung der einzelnen Zeichenklassen: Die langgezogenen Trapeze markieren die Grundwasserströme und geben zugleich deren Breite und Fließrichtung an, die Spiralen kennzeichnen wichtige Veränderungen in den Strömungsverhältnissen und die Zickzacklinien symbolisieren die Außengrenzen der wasserführenden Gebiete.

Somit steht fest, dass die Bodenzeichnungen von Nazca und Palpa einerseits ganz konkrete praktische Funktionen erfüllten und andererseits Stätten waren, an denen ein Fruchtbarkeitsbeziehungsweise Wasserkult praktiziert wurde, dessen Bedeutung und Intensität sicherlich in dem Maße wuchs, wie die Pampa weiter austrocknete. ■

Nazca und kein Ende

Gernot L. Geise

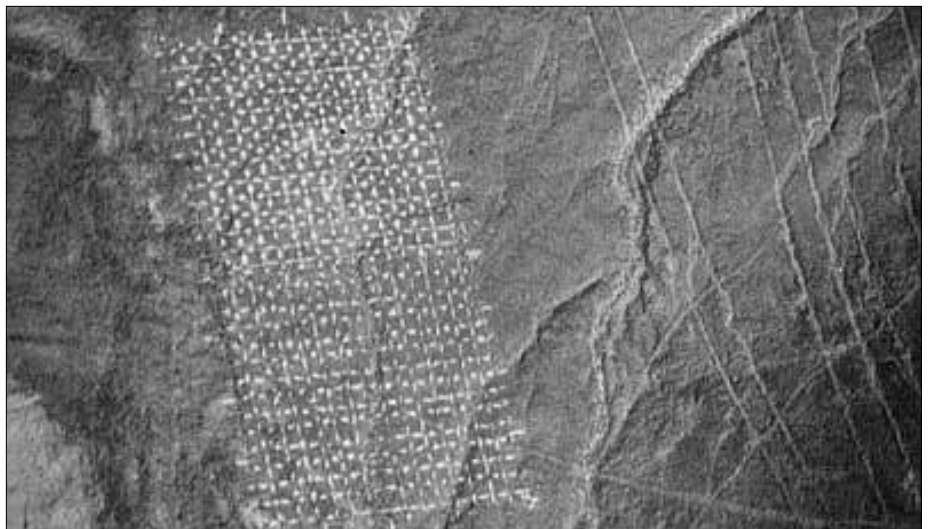
Normalerweise kommentieren wir veröffentlichte Beiträge nicht. In diesem Fall möchten wir jedoch eine Ausnahme machen.

„Erich von Däniken ist widerlegt“ - diese Überschrift ist definitiv falsch und irreführend. Es ist zwar sehr zu begrüßen, dass auch weiterhin Forschungen in der Nazca-Ebene betrieben werden. Und es ist gut, dass hierbei immer wieder neue Erkenntnisse gewonnen werden. Aber das Eine schließt das Andere nicht aus. Erich von Däniken hat weder in seinen Büchern noch in seinen Vorträgen jemals behauptet, dass die Nazca-Linien ehemalige UFO-Landepisten gewesen seien. Er stellte nur in einem seiner Bücher ein Bild von Nazca-Kreuzungslinien einem anderen Bild gegenüber, das kreuz und quer verlaufende Linien eines Space Shuttle-Landeplatzes in einer amerikanischen Salzwüste zeigt, und wies auf die unübersehbare verblüffende Ähnlichkeit beider Bodenzeichnungen hin. Dabei sagte er nicht, dass die Nazca-Linien Landepisten gewesen seien, sondern nur, dass die Ähnlichkeit zu unseren frappierend ist. Auch Däniken war sich dessen bewusst, dass die sich (teilweise) trapezförmig über Berg und Tal erstreckenden Linien keinesfalls dazu gedient haben könnten, als Landebahnen zu fungieren. Von Däniken ist nunmal kein Standard-Forscher, denn er betrachtet Objekte vorurteilsfrei und versucht eigene Deutungen zu finden, wo die Wissenschaft (bisher) keine Antworten geben kann. Dabei behauptet er niemals, dass es so und so war, sondern er bietet eigene Erklärungen an und fragt, ob es nicht so gewesen sein *könnte*. Mit dieser Methode hat er seit Ende der 60er Jahre zumindest die Wissenschaft reichlich in Unruhe versetzt und so manchen Denkanstoß gegeben. Ihn jetzt derart zu diffamieren („... widerlegt“) ist nicht gerade die feine englische Art. Demgemäß dürfte niemand mehr unbequeme Fragen zu ungelösten Rätseln stellen!

Bei Nazca geht es von Däniken ja auch weniger um die überdimensionalen Figuren, die dort in den Sand geritzt sind. Viel interessanter sind die kilometerlangen Pisten, die sich kerzengerade über Berg und Tal hinweg fortsetzen. Dabei finden sich in der näheren und weiteren Umgebung u. a. abgetragene Hügel, die aussehen, als ob ein Riese mit einem Messer die Spitze sauber abgetrennt habe (Nicht: dass ein Riese dies gemacht hat, sondern dass es aussieht, als ob!). Da finden sich teilweise kilometerlange Pisten, die straßenbreit aus



Geometrische Muster.



Lochstreifen (Fotos: Marco Alhelm)

sauber hintereinander liegenden Lochreihen bestehen. Die einzelnen Löcher mit einem Durchmesser von rund einem Meter haben jeweils eine Tiefe von rund einem Meter. Wer legt zu welchem Zweck Lochreihe hinter Lochreihe an, über Berg und Tal, kilometerweit?

Da finden sich exakt geometrische Figuren, die höchst kompliziert fast an Kornkreis-Motive erinnern. Das sind jedoch Objekte, die weder in die Nazca-These der kultischen Nutzung passen, und auch nicht in die These, dass hier ein Fruchtbarkeits- oder Wasserkult praktiziert wurde, und die deshalb von den dort forschenden Wissenschaftlern regelrecht ignoriert werden. Solche Bilder werden meist unterschlagen, weil man bisher nicht die entfernteste Ahnung hat, um was es sich hierbei handeln könnte, geschweige denn, wer sie angelegt hat.

Auch Erich von Däniken stellt hierzu

keine Behauptungen auf, sondern fragt nur, was es sein könnte. Und eine solche Fragestellung ist durchaus legitim!

Die Nazca-Wüste mit den umliegenden Gebieten enthält nach wie vor große Rätsel. Bedingt durch die dortigen trockenen Wetterverhältnisse haben sich alle dortigen Markierungen über Jahrtausende erhalten.

Jede Kultur, die sich hier (wenn auch nur vorübergehend) niedergelassen hatte, hat dort ihre Spuren hinterlassen, die zusammen mit älteren und jüngeren Spuren ein heilloses Durcheinander bilden. Um dieses zu entwirren, sind nach wie vor weitere Forschungen nötig. Allerdings sollten die jeweiligen Forscher nicht so überheblich sein und glauben, sie hätten den „Stein der Weisen“ gefunden, obwohl es sich bei ihren Erkenntnissen „nur“ um ein Puzzelstück des großen Ganzen handelt. ■

Thema Frühgeschichte

Mythos Keltenschanzen

Gernot L. Geise

Wir werden immer wieder auf unsere Keltenschanzen-Forschung angesprochen. Anscheinend kennt nicht jeder unser „Keltenschanzen“-Buch, in dem wir unsere Forschungsergebnisse dargelegt haben. Deshalb hier eine Zusammenfassung.

„Keltenschanzen“, das ist ein Mythos. Viele haben schon einmal in irgendeiner Weise davon gehört, können sich aber kein richtiges Bild von ihnen machen. „Das müssen wohl irgendwelche Verteidigungsanlagen der Kelten gewesen sein ...?“

Genauer ist unbekannt. Und da es so gut wie keine Möglichkeit gibt, diesbezügliche Informationen zu erhalten, gibt der am Thema Interessierte bald auf.

Hier und dort „stolpert“ man in der Landschaft über ein Gelände, das Reste ehemaliger Wälle enthält. Und wenn man viel Glück hat, steht in der dazugehörigen Landkarte dann „Keltenschanze“ (oder „Römerschanze“ o. ä.). „Aha, das ist also eine Keltenschanze“, denkt sich der Besucher dann und geht unverrichteter Dinge weiter, weil von einer Schanze bestenfalls einige Wall- oder Grabenreste sichtbar sind, sonst nichts.

Wenn man Glück hat, kann man irgendwann einmal einen Vortrag über Keltenschanzen hören, der meist im Rahmen von archäologischen Gesellschaften gehalten wird. Da erfährt man dann, dass Keltenschanzen „kultische Stätten“ oder Gehöfte zur Viehzucht gewesen seien. Solche Behauptungen werden von den Archäologen verbreitet, obwohl sie jedes Nachweises entbehren und - wenn man sich ein wenig mit der Schanzen-Thematik befasst - sich als völlig unsinnig erweisen.

Warum werden solche Fehlinformationen verbreitet? Es hängt einfach damit zusammen, dass die Wissenschaft im Dunkeln tappt und sich fantasievolle Deutungen ausdenkt, um



Schanze bei Wolfratshausen: Blick durch den Wall.

überhaupt eine Erklärung vorweisen zu können.

In der Wissenschaft haben wir das altbekannte Problem: Es wird nicht fachübergreifend (interdisziplinär) geforscht. Denn wenn das geschähe, dann könnte auch unsere Wissenschaft zu Ergebnissen gelangen, wie sie der EFODON e. V. erarbeitet hat. Das Vorhandensein der Keltenschanzen hat weder etwas mit Kult zu tun, noch mit kriegerischen Auseinandersetzungen oder Viehzucht.

Keltenschanzen sind für das Leben (zumindest auf unserem Kontinent) lebenswichtig, denn sie erfüllen eine technische Funktion: Sie wirken harmonisierend auf unsere Witterungsbedingungen. Diese Behauptung mag auf den ersten Blick fantastisch anmuten, sie ist jedoch das Ergebnis ausgiebiger Untersuchungen durch den EFODON e. V.

Es muss verhindert werden, dass die ungebremste Vernichtung der Schanzen - sei es aus Unwissenheit oder aus Zweckgebundenheit - weiter geht. Wir schaden uns damit nur selbst!

Ein lobenswertes Beispiel bot im

Jahre 1994 die Gemeinde Moosinning (Lkr. Erding/OB.), die den EFODON e. V. beauftragte, auf dem Gebiet der Gemeinde eventuell vorhandene Keltenschanzen ausfindig zu machen, um sie vor einer Zerstörung schützen und als Kulturerbe bewahren zu können. Hieraus resultierte ein kleines Buch, das u. a. an der Schule in Moosinning verteilt wurde.

Unsere Untersuchungen machten wir überwiegend radiästhetisch, d. h. mit Rute, Mute oder Pendel. Bevor jetzt der eine oder andere Leser abwinkt, lassen Sie mich ein paar Worte zur Radiästhesie sagen. Selbstverständlich ist hier ein gerütteltes Maß Skepsis angesagt, denn radiästhetische Mutungen sind nun einmal keine Messergebnisse, die mit technischem Gerät vorgenommen wurden. Sie sind immer subjektiv. Auch ich stand der Radiästhesie, bevor ich mich näher mit ihr befasste, sehr skeptisch gegenüber, denn wir alle sind geprägt von dem, was uns unter dem Mantel der Wissenschaft „verkauft“ wird. Und die Wissenschaft steht der Radiästhesie nicht gerade freundschaftlich gegenüber. Das erkennt jeder an den



Schanze bei Biesdorf: Wallanlage.

regelmäßigen Verunglimpfungen der Rutengänger. Besonders negativ meinungsbildend sind Fernsehsendungen, die sich „wissenschaftlich“ nennen und „Tests“ zeigen, in denen (natürlich nur drittklassige) Rutengänger vorgeführt werden, wie sie falsche Aussagen machen. Das wird dann verallgemeinernd als „die Radiästhesie = Scharlatanerie“ dargestellt.

Doch die Wirklichkeit sieht ganz anders aus. Ich hatte damals das Glück, den Rutengänger *Reinhold Lück* zu kennen, der einer der besten und genauesten mir bekannte Rutengänger ist. Das wusste ich zu Beginn jedoch noch nicht. Reinhold Lück hat jedoch mehrfach bewiesen, dass er *millimetergenau* ausmuten kann, was wir durch Grabungen (auf Privatgrundstücken) gegengeprüft haben. Jede Nachprüfung konnte seine Aussagen bisher bestätigen. Und diese seine Genauigkeit hatte mich letztendlich überzeugt.

Die radiästhetische Praxis hat uns gezeigt, dass an vielen Stellen gemutete Dinge auch auf andere Weise erkennbar sind, wenn man darauf achtet! Blind Springs, Wasserschlaufen, Korrektur-

schächte, Vierermanipulationen (radiästhetisch feststellbare Kennzeichen einer funktionierenden Schanze) usw. werden sehr häufig durch veränderten Pflanzenbewuchs bestätigt. Bei den Blind Springs (unterirdische senkrechte Wassersäulen) oder den Wasserschlaufen (unterirdisch kreisförmig angelegte Wasserführungen) tritt manchmal oberirdisch das Wasser aus. Korrekturschächte (in der Literatur als „Kult-“ oder „Sakralschächte“ bezeichnet) zeigen manchmal eine leichte Einsenkung im Boden. In der Gegend von Moosinning (Kr. Erding) fanden wir die beschriebenen Schanzen auf radiästhetischem Wege, ohne sie vorher zu kennen. Dass die dortigen Schanzen keine Illusionen waren, erkennt man an noch vorhandenen Wall- und Grabenresten.

Natürlich bleibt es jedem unbenommen, radiästhetische Untersuchungen auch weiterhin skeptisch zu betrachten. Auch wir sehen die so gewonnenen Ergebnisse mit einem gewissen Vorbehalt an, bis sie anderweitig sicher bestätigt werden können. Sie können jedoch sehr gut als Grundlage für weitere Nachforschungen dienen.

Der EFODON e. V. hatte sich im Jahre 1991 die Aufgabe gestellt, eventuell vorhandene Zusammenhänge um die sogenannten Keltenschanzen zu erforschen. Zu diesem Zweck mussten wir zunächst ein Konzept erarbeiten, nach dem vorgegangen werden konnte. Dies ergab sich als das sogenannte „Holz-Projekt“. Uns fiel nämlich auf, dass es ungewöhnlich viele Orte und Gemarkungsnamen gab, die in ihrer Bezeichnung oder in ihrem Namen den Wortzusatz „Holz“ enthielten. Dazu fiel uns auf, dass es zwischen einem „Holzort“ und einer Keltenschanze einen Zusammenhang zu geben scheint, denn nach dem ersten Augenschein fanden sich bei den untersuchten „Holzhausen“-Örtlichkeiten Keltenschanzen. Die Bekanntesten sind die beiden archäologisch untersuchten Keltenschanzen bei Holzhausen (bei München).

Eines der Ziele des EFODON-Projektes „Holzhausen“, das von *Thomas Riemer* und *Reinhold Lück* entworfen wurde, war die statistische Erfassung aller verfügbaren „Holzorte“, nicht nur in Deutschland, sondern auch im angrenzenden Ausland.

Bei ihren Vorarbeiten stellten Thomas Riemer und Reinhold Lück fest, dass sich im Raum Oberbayern bei fünf „Holzhausen“-Orten jeweils mindestens eine „Kelten-“ oder „Viereckschanze“ befindet. Bei weiteren Nachforschungen traf dies auch auf den Raum Ostwestfalen-Lippe zu, in dem drei „Holzhausen“ jeweils mit Keltenschanzen ausfindig gemacht wurden.

Eine Sondierung anhand von Landkarten ergab dann ähnliche Strukturen bei einer Vielzahl von weiteren „Holzhausen“. Es stellte sich die Frage: *Warum eigentlich „Holzhausen“?*

„Holzhausen“ scheint auf den ersten Blick ein natürlicher, logischer Name zu sein für „Häuser aus Holz“. Doch in der frühgeschichtlichen Zeit baute man in der Regel alle Häuser aus Holz (das ist ein archäologisch-historischer Befund!).

Nachforschungen im linguistischen Bereich ergaben verblüffende Ergebnisse: Die Herkunft des Wortes „Holzhausen“ ist anscheinend niederdeutsch und weiter mittelhochdeutsch und lautete ursprünglich „Holthusen“.

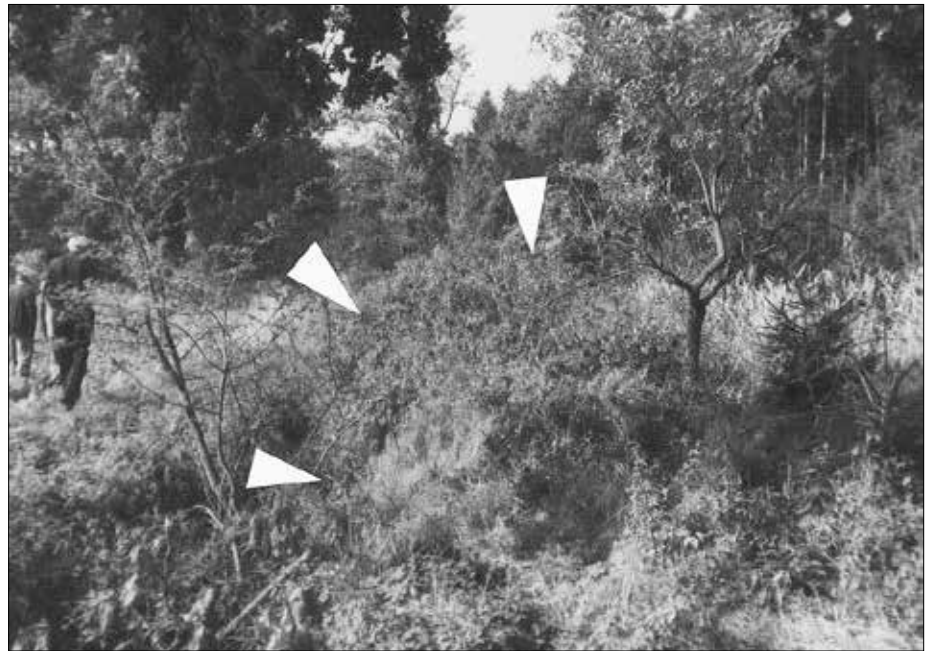
Die Erklärung zu „holt“ lautet „gewogen, günstig, freundlich, liebend, dienstbar, treu“, also keinesfalls „Holz“! Eine „Holdschaft“ war denn auch *Freundschaft*, „huldic“ zu hulden = *Treue geloben, Dienstbarkeit halten/pflegen*. Das Wort „hûsen“ bedeutet nicht nur „Haus, Rathaus“, sondern als Verb viel mehr: „haushalten, wirtschaften“, aber auch „bauen“. Daher ist nur sehr entfernt an ein reines Holzhaus zu denken.

Inzwischen haben wir im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von Schanzen untersucht, Luftbildaufnahmen wurden studiert und eine „Holz“-Datenbank angelegt, in der sich zuletzt rund 7500 „Holzorte“ befanden. Aufgrund dessen konnten wir - im Gegensatz zur offiziellen Archäologie, die nach wie vor nur Mutmaßungen verbreitet - recht gute, fundierte Aussagen zu den Keltenschanzen machen, was sie sind und was sie *nicht* sind.

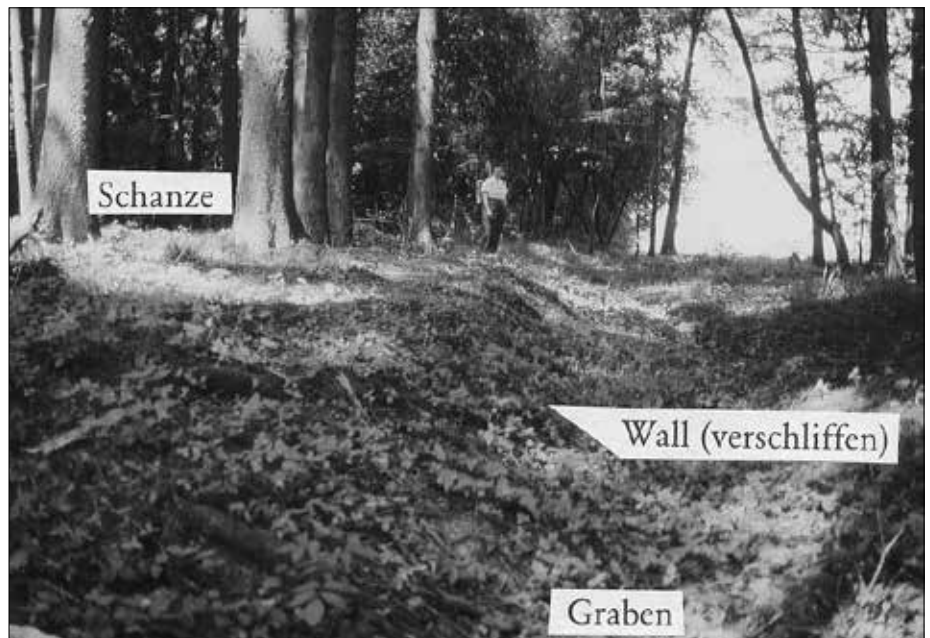
Was ist eine Keltenschanze?

Wenn man etwas über die sogenannten „Viereck-“ oder „Keltenschanzen“ wissen will, herrscht zunächst einmal große Unsicherheit, denn - es gibt kein „Wissen“ über sie.

Alles, was über sie bekannt ist, kann man heute zusammenfassen in dem Satz, dass es „einige“ gibt, und dass sie



Moosinning, Schanze 1: Wallanlage.



Moosinning, Schanze 3.

da sind. Dann hört das „Wissen“ auf und verliert sich in mehr oder weniger nebulösen Märchen und Annahmen. Viele Leute haben überhaupt noch niemals von diesen Anlagen gehört, obwohl es die mysteriösesten und häufigsten Bauwerke Europas sind, die zu unserem Lebensraum gehören. Dass sie überall vorhanden sind, ist trotzdem kaum jemandem bekannt. Wenn man sich für die Keltenschanzen-Thematik interessiert und versucht, aus Literatur weitere Informationen zu erhalten, wird man sehr schnell enttäuscht.

Der Wissenschaft ist so gut wie nichts über die Schanzen bekannt. Es

ist kaum eine gründlich untersucht worden, denn die Archäologen haben recht schnell festgestellt, dass hier keine „Schätze“ zu finden sind. Bis heute sind sich die Wissenschaftler nicht einig, wie diese Bauwerke einzuordnen sind. Nur - so heißt es - den Kelten müssen sie wohl zuzuordnen sein, denn zu deren Zeit waren sie wohl schon da, weil man vereinzelt Holzreste auf Keltenschanzen in die Keltenzeit datiert hat. Sie sollen anscheinend von den Kelten zu „Kultzwecken“ benutzt worden sein - und wer soll sie eigentlich sonst angelegt haben? Es gibt ja schließlich Beschreibungen (wenn es auch recht

fragwürdig ist, ob es sich hierbei nicht um mittelalterliche Fälschungen handelt), dass die Kelten auf solchen Geländen ihre (angeblich) blutrünstigen, kultischen Feste und Rituale gefeiert haben sollen. Das Prädikat „heidnisch“ reicht in der Regel schon aus, eine Thematik als „barbarisch“ und „überwunden“ abzutun.

Selbst wissenschaftliche Werke hüllen sich mehr oder weniger in Schweigen oder bringen nur schwammige Deutungen. Mit ein paar belanglosen Sätzen übergeht man die eigene Unwissenheit. Hier verhält es sich ähnlich wie mit der gesamten keltischen Kultur. Das Wissen um das ehemalige Vorhandensein eines ausgeklügelten Nachrichtennetzes ließ sich noch fast völlig tilgen, indem die Signalstellen vernichtet oder einfach übernommen und zweckentfremdet wurden. Doch Keltenschanzen gibt es zu viele, um sie alle vernichten zu können. Allerdings wurde das Wissen um ihre Funktion sehr erfolgreich ausgemerzt.

Um vom Nichtwissen abzulenken, streitet man sich vordergründig, ob man diese Anlagen nun Kelten-, Viereck-, Römer-, Teufel-, Schwedenschanzen oder sonst wie nennen soll, oder ob es etwa Kreisgraben- oder Ringwallanlagen sind.

Doch wie man sie auch nennen mag, alle diese Bezeichnungen sind reine Verlegenheitsbezeichnungen. In der Literatur heißen die Keltenschanzen „Drusnemeton“ (griech. Drus = Eiche; Nemeton = heiliger Hain). Ein *Nemeton* war anscheinend das typische keltische Heiligtum, eine „heilige“ Waldlichtung. Es war der Ort des heiligen Austauschs zwischen der Götter- und Menschenwelt. Der Begriff *Nemeton* hängt möglicherweise zusammen mit *Temenos* (= umwallter, heiliger Bezirk). Eine keltische Kultstätte war für das Volk tabu, denn sie war ausschließlich den Göttern vorbehalten. Das Wort „heilig“ darf man hier aber nicht im heutigen christlichen Sinne verstehen. Die keltischen heiligen Orte wurden später - wo sie sich nicht zerstören ließen - durch christliche Kirchen und Kapellen überbaut. Eine Keltenschanze und ein Nemeton bzw. Temenos haben gemeinsam, dass hier gewisse radiästhetische Phänomene zusammentreffen.

Dass so wenig über die Schanzen bekannt ist, liegt auch daran, dass zunächst einmal nur sehr wenige dieser



Bopfingen: Schnitt durch den ehemaligen Schanzen-Graben.



Bopfingen: Müll aus den letzten 500 Jahren.

Anlagen archäologisch einigermaßen untersucht worden sind, und dass man bei diesen Untersuchungen keinerlei Artefakte oder Sonstiges finden konnte, die über den Sinn und die Funktion einer Schanze Auskunft geben könnten, mit Ausnahme von Müll in den oberen Schichten. Wie intensiv und genau Keltenschanzen archäologisch untersucht werden, mag ein Beispiel zeigen:

Als wir im Sommer 1993 hörten, dass bei Bopfingen-Flochberg (bei Aalen/Westhausen) eine Keltenschanze archäologisch untersucht wird, weil an jener Stelle ein Einkaufszentrum

gebaut werden soll, fuhren Thomas Riemer und ich dorthin, um eventuelle Details zu erfahren. Wir besichtigten die Grabung gegen Ende der archäologischen Untersuchung. Die Ausgrabung hatte jede Menge Scherbenfunde zutage gebracht, „Müll aus den letzten fünfhundert Jahren“, wie uns der Grabungsleiter erläuterte. An verschiedenen Stellen war der Graben freigelegt worden. Auf unsere Frage, wie tief man denn gegraben hätte, erklärte uns der Grabungsleiter, flächendeckend seien zwanzig Zentimeter Boden abgetragen worden. Und dabei habe man Pfostenlöcher und Ähnliches festgestellt. Unsere Nachfra-

ge, ob denn noch tiefer gegraben würde, beantwortete man, die zwanzig Zentimeter würden für eine Aussage reichen, beim ehemaligen Wall und Graben seien ja Stichgrabungen vorgenommen worden.

Auf diese Art und Weise ist dem Problemkomplex „Keltenschanzen“ jedoch ganz sicher kaum näher zu kommen.

Das Vorkommen

Wir haben durch langwierige Recherchen herausgefunden, dass große Teile des europäischen Kontinents - wenn nicht sogar der gesamte - komplett und lückenlos mit „Keltenschanzen“ (bzw. Viereck-, Römer-, Schweden-, Teufelsschanzen usw.) überzogen sind. Es gibt sie nicht nur in Süddeutschland, wie es manchmal noch behauptet wird. Diese Aussage kann mit Sicherheit getroffen werden.

Auch in Norddeutschland, Frankreich und in anderen europäischen Staaten wurden Keltenschanzen gefunden. In Italien liegt beispielsweise der Petersplatz im Vatikan auf einer Keltenschanze. In Ägypten weisen die Pyramiden von Gizeh zumindest ähnliche Keltenschanzen-Phänomene auf. Keltenschanzen sind somit die mit Abstand meistgebauten Anlagen der Welt. Es gibt in Deutschland fast keinen Landstrich, auf dem keine Keltenschanze angelegt wurde, auch wenn sie offiziell oberhalb der Mainlinie angeblich nicht vorhanden sein sollen. Hierzu gibt es jedoch neben den Forschungen des EFODON e. V. auch Untersuchungen anderer Forscher - hier ist etwa *Joachim Jünemann* zu nennen - die im norddeutschen Raum reichlich Keltenschanzen gefunden und untersucht haben.

Für die europäischen Nachbarländer dürfte die Situation ähnlich aussehen. Diese haben wir zwar nicht minutiös untersucht, jedoch anhand von Land- und Flurkarten lassen sich beispielsweise auch in Frankreich, Luxemburg, Belgien, den Niederlanden, Dänemark, der Schweiz, Österreich, Italien usw. „Holz-Orte“ und Schanzen finden. Noch vor nicht allzu langer Zeit war man der Meinung, dass es sich hierbei nur um relativ wenige Stätten handele, die sakral genutzt worden seien, und die nur regional vorhanden seien.

Mindestens jedoch enthält jeder Landstrich - egal, ob in Deutschland oder einem anderen europäischen Land



Schanze bei Zell (Niederbayern): Der eingesunkene Korrekturschacht.

gelegenen -, dessen Orts- oder Flurname mit der Bezeichnung „Holz“ in Verbindung steht (beispielsweise Holzhausen; auch andere Schreibversionen: Holt, Bois; verschiedene Schreibweisen; auch zusammengesetzte Namensbezeichnungen wie Dornholzhausen) wenigstens eine Keltenschanze. Nicht selten werden solche Siedlungen oder Gemarkungen von einem ganzen Schanzenring mit neun Schanzen umgeben (wie etwa die Gemeinde Waldbüttelbrunn bei Würzburg).

Es ist weder überliefert noch bisher sonst wie nachgewiesen, wer die Keltenschanzen angelegt hat. Die Fachwissenschaftler tendieren dazu, sie den Kelten als „Kultplätze“ zuzuordnen, daher stammt die Bezeichnung „Keltenschanze“. Wahr ist, dass diese Annahme durch *absolut nichts* untermauert ist. Deshalb rücken auch die Archäologen inzwischen von der Kelten-Theorie ab, wobei die Kelten den Archäologen sowieso sehr suspekt sind. Sie reden hier lieber von La-Tène- oder Hallstattkultur und sind bei den Schanzen dazu übergegangen, sie als „Viereckschanzen“ zu bezeichnen. Auch bei einer sakralen Deutung der Schanzen machen sich inzwischen Zweifel breit, da bisher innerhalb der Anlagen keinerlei Funde mit Weihecharakter, d. h. von sakraler Bedeutung, gemacht werden konnten. Den Schanzen eine sakrale Funktion zu unterstellen, erscheint auch unsinnig

angesichts dessen, dass die bayerische Archäologie mithilfe der Luftbildarchäologie nachweisen konnte, dass bereits allein auf dem Gebiet von Bayern noch 40.000 (in Worten: Vierzigtausend!) dieser Anlagen existieren. Schanzen liegen nicht selten so dicht nebeneinander, dass sie denselben Wall benutzen. Wozu soll es gut gewesen sein, in solch dichtem Abstand großflächig sakrale Anlagen zu erbauen?

So steht man nun vor dem Rätsel: Wenn es keine Kultstätten waren, warum hat man diese enorme Menge an Keltenschanzen dann angelegt?

Ich nehme an, dass die Kelten einige dieser Anlagen zwar *benutzten*, dass sie diese jedoch schon fertig angelegt vorfanden, als sie das Land besiedelten. Dabei scheinen sie durchaus noch gewusst zu haben, wie eine solche Anlage im Detail angelegt werden muss, um die gewünschten Funktionen zu erfüllen, denn es scheint, dass in keltischen Zeiten zumindest die eine oder andere Schanze korrigiert oder neu angelegt wurde.

Welche Vorzivilisation die ersten Schanzen angelegt haben mag, darüber kann man nur spekulieren. Der erste Verdacht müsste sich auf die westeuropäische Megalithzivilisation richten, die durchaus zu dergleichen fähig gewesen sein könnte. Möglicherweise stammen diese Anlagen - wegen ihrer eindeutig technischen Funktion - jedoch von einer noch weiter zurückliegenden Hochkul-

tur. Das ist jedoch - wie gesagt - bisher eine reine Spekulation.

Allerdings weisen die Forschungsergebnisse des EFODON e. V. darauf hin. Denn erst *nach* der Installation der Schanzen konnte das vorher unwirtliche Land besiedelt werden, und nicht umgekehrt. Die Errichtung großer Mengen von Schanzen bewirkt eine weiträumige Wetterharmonisierung, wie dargelegt werden kann. Man vergleiche die Wetterbedingungen auf denselben Breitengraden in Amerika: Dort toben regelmäßig Wirbelstürme (Tornados, Hurrikans) und Blizzards über das Land - bei uns hier nicht! Kommt ein Wirbelsturm über den Ozean nach Europa, so löst er sich an der Küste auf. Hat sich schon jemand Gedanken darüber gemacht, warum das so ist? Die Wetterverschlechterungen der letzten Jahre kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf zurückführen, dass der Keltenschanzen-Bestand drastisch verringert wurde (Straßenbau, Hausbau u. a. m.) und dass viele noch vorhandenen Schanzen ihre Funktion ganz oder teilweise eingebüßt haben, weil die unterirdischen Wasserverhältnisse gestört wurden (auch hier: durch Straßen- und Hausbau, Grundwasser-Entnahme usw.). Man kann es so vergleichen: Schanzen funktionieren ähnlich wie Autobatterien: Ist keine Flüssigkeit mehr drin, funktionieren sie nicht mehr.

Die Funktion

Die Schanzen wurden keinesfalls „wahllos“ in die Landschaft gebaut, wo sich gerade ein Platz anbot. Die geologischen und die geomantischen Umstände sind ausgesprochen wichtig für ein einwandfreies Funktionieren der Schanzen. Wo die geomantischen Gegebenheiten nicht optimal stimmten, aber eine Harmonisierung der bestehenden Verhältnisse nötig war, dort hatten die Erbauer mit gewissen Manipulationen nachgeholfen und Korrekturen vorgenommen.

Bedingt durch ihre Konstruktion arbeitet eine funktionsfähige Keltenschanze technisch gesehen anscheinend ähnlich wie ein großer Kondensator. Über dem Schanzengelände bildet sich eine Art ionisiertes Feld, das unter anderem eine Wetterbeeinflussung zur Folge hat. So kann man beispielsweise über (heute noch) aktiven Keltenschanzen beobachten, dass bei bewölktem Himmel hier die Wolkendecke aufreißt.



Kreisförmiger Wolkenaufriss über einer Schanze.

Auch gegen stärkere Wetterfronten können Keltenschanzen - wie wir beobachtet haben - erfolgreich wirken. Ein weiteres Merkmal einer Schanze besteht darin, dass in ihr niemals ein Blitz einschlägt.

Weiterhin haben wir beispielsweise den in Überlieferungen geschilderten Effekt der „kultischen“ Energieaufladung - möglicherweise ein Nebeneffekt -, welche die Kelten auf den Schanzen vorgenommen haben sollen, bevor sie sich - nackt - in das Kampfgetümmel mit den „Römern“ stürzten. Dann rissen sie ihnen mit bloßen Händen und unbewaffnet die Köpfe ab, um sie danach - wie es heißt - als Trophäen an ihre Haustüren aufzuhängen. Wir fragten uns, was an diesen Schilderungen eigentlich wahr ist.

Eine Auffälligkeit der Schanzen bis zum heutigen Tag ist, dass sie - bis auf wenige Ausnahmen, bei denen möglicherweise die unterirdischen Manipulationen zerstört worden sind - unbebaut blieben, oftmals als ehemalige „Tabu-Zone“. Diese Plätze lassen sich bis heute auch an Ortsrändern und sogar in Städten finden (z. B. in Bad Pyrmont, Frankfurt am Main, Hamburg, Paderborn, um nur einige zu nennen). Obwohl sie sich oft in bester Lage befinden und teuren Baugrund darstellen, wurden sie brachliegen gelassen oder in Parkanlagen oder gepflasterte Plätze (wie in Paderborn) umgewandelt. Unse-

re Urahnen wussten noch, wie gesundheitsabträglich ein ständiger Aufenthalt auf dem Gelände einer Keltenschanze sein kann. Wegen des nicht bebauten Platzes, und weil ihre Funktionen und Wirkungsweisen vergessen wurden, hat man später vielerorts auf solchen nicht genutzten Geländen Sportplätze, hauptsächlich Fußballplätze, angelegt.

Keltenschanzen sind schichtweise aufgebaut. Das Erdreich auf der Fläche einer Schanze muss einige Meter tief komplett abgetragen und anschließend wieder aufgefüllt worden sein - nachdem die „technischen“ Voraussetzungen für ein Funktionieren der Schanze durch die Korrekturschächte, die Wasserschleife und die Vierermanipulationen geschaffen worden waren. Beim Wiederauffüllen des Erdreiches wurde das ehemals dort vorhanden gewesene Erdreich dazu benutzt, um die zusätzlich eingefüllten Erdschichten abzudecken.

Vorher brachte man in die ausgehobene Schanzengrube verschiedene Erdschichten ein, u. a. aus Ton (Lehm), d. i. $AlSiO_4$, Holzkohle (offiziell „Holzerde“ genannt), Glimmer u. a. m. Diese zusätzliche Einbringung ist auch heute noch oftmals optisch daran erkennbar, dass die Innenfläche einer Schanze im Regelfall etwa einen halben bis einen Meter höher liegt als das Außengelände. Bei Grabungen auf Schanzen kann man die Schichtungen heute noch sehen. Das Wissen um den Schichtaufbau

der Schanzen kann inzwischen als gesichert angesehen werden, weil wir ihn in verschiedenen von uns untersuchten Schanzen nachweisen konnten.

Wetterharmonisierung

Keltenschanzen erzeugen offensichtlich - nach den Erkenntnissen des EFODON e. V. -, aufgrund der schichtweisen Zusammensetzung ihres Untergrundes physikalische Effekte. Hier scheint eine Art Kondensator-Effekt zu entstehen. Dafür spricht auch der vereinzelt festgestellte (gemessene) Temperaturunterschied zwischen der Innenfläche einer (aktiven) Schanze und dem umgebenden Außengelände, sowie der (gemessene) Temperaturunterschied an einer Vierermanipulation.

Man könnte sich vorstellen, dass die Wasserfrequenz (des unterirdischen Wassers, in Verbindung mit der Wasserschleife) innerhalb der Schanze durch die vorhandenen, gezielt manipulierten und gelenkten Energiefelder abgenommen, gleichgerichtet und dann verstärkt nach oben hin abgestrahlt wird, um auf diese Weise auf die Wasserfrequenz heranziehender Wolken harmonisierend einzuwirken. Dies in der Art, dass die vorhandene „zwangsberuhigte“ Frequenz auf die heranziehende Wetterfront „aufgeprägt“ wird. Vielleicht funktioniert es ähnlich wie die erfolgreich funktionierenden „Grander-Wassergeräte“, in denen ja auch die Information von „gesundem“ Wasser auf hindurchfließendes „normales, krankes“ Wasser übertragen wird. Ein definitiver, wissenschaftlich geführter Nachweis, dass dies tatsächlich so ist, steht bisher noch aus. Bisher beruht diese durch den EFODON e. V. aufgestellte Theorie nur auf den festgestellten Indizien.

Die „Zwangsharmonisierung“ von Wetterfronten muss nicht zwingend in der oben geschilderten Art vor sich gehen. Der technische Ablauf kann auch anders sein, jedoch bleibt das Ergebnis gleich und ist nachvollziehbar.

Das über einer Schanze in der Luft erzeugte, anscheinend nach oben gerichtete, ionisierende Feld reicht offensichtlich hoch genug in die Atmosphäre hinein, um für eine Wetterbeeinflussung verantwortlich zu sein. Den hervorgegerufenen Effekt kann jeder beobachten. Es kann bei vielen (aktiven, nicht bei gestörten oder zerstörten) Keltenschanzen mit bloßem Auge beobachtet werden, dass bei leichter Bewölkung genau über der Schanze die Wolkendecke



Kompassvergleich: Links ein auf einer Schanze umgepolter Kompass im Vergleich zu einem nicht umgepolten (rechts).

aufreißt, meist recht scharf abgegrenzt. Oft wird hier dann von offizieller Seite von „Wetterscheiden“ geredet, wobei es wissenschaftlich nicht erklärbar ist, warum ausgerechnet an diesen Stellen eine Wetterbeeinflussung stattfinden soll.

Ich selbst nutze das Phänomen des Wolkenaufreißens gezielt, wenn ich im bayerischen Oberland irgendwo in der Gegend des Ammersees im Gelände unterwegs bin und mich orientieren will. Ich schaue nach oben und suche das Wolkenloch über dem „heiligen Berg“ Kloster Andechs. (Das funktioniert jedoch nur bei leichter Bewölkung, nicht bei wolkenlosem Himmel). Dazu muss man wissen, dass das Kloster Andechs auf einer sehr energiereichen Schanze steht.

Zeichen für magnetisches Kraftfeld?

Dass auf Keltenschanzen tatsächlich starke Kraftfelder wirken, konnten wir auch daran beobachten, dass durch einen Aufenthalt auf einer Keltenschanze ein Kompass dauerhaft umgepolzt werden kann (dass die Nadel anschließend anstatt nach Norden nach Süden zeigt). Da dieses Phänomen erst im Nachhinein festgestellt wurde, ist es bisher nicht sicher, wie lange man sich dazu auf einer Schanze aufhalten muss, oder ob dazu gewisse Kraftlinien oder Kraftfelder überschritten werden müssen.

Wie als bekannt vorausgesetzt werden darf, richtet sich ein Kompass nach den magnetischen Gitterlinien des irdischen Globalgitternetzes aus, und nicht etwa nach dem Nordpol (man stelle sich vor, welch ein großer Magnet am Nordpol positioniert sein müsste ...!).

Wenn durch den Besuch auf einer (oder mehreren) Keltenschanzen also eine Nadel-Umpolung stattfinden kann, so könnte es sich hierbei um ein Zeichen für ein relativ starkes magnetisches Kraftfeld handeln. Andererseits scheint die Kompassanzeige auf dem Gelände einer Keltenschanze „normal“ zu sein, d. h. ohne beobachtbare Fehlanzeigen oder ausgeprägte Schwankungen. Die als normal zu bezeichnenden Nadelschwankungen - ein Zeichen für das Durchschreiten des Globalgitternetzes - unterscheiden sich - nach unseren Beobachtungen - auf dem Gelände einer Schanze nicht von denen außerhalb.

Es ist uns bisher jedoch noch nicht gelungen, einen umgepolten Kompass auf einer Keltenschanze wieder zurückzupolen.

Literatur

Gernot L. Geise: „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“, EFODON e. V., Hohenpeißenberg, ISBN 978-3-932539-30-5

Die Entzifferung der Osterinselschrift

El Desciframiento de la Escritura de la Isla de Pascua.

Le Dechiffrement de l'Écriture de Ile de Paques.

The Decipherment of Easter Island Writing.

Erhard Landmann

„Gebt mir einen festen Punkt und ich hebe die Welt aus den Angeln“, soll ein Mann namens Archimedes gesagt haben. „Gebt mir eine sehr gute Vergrößerung einer sehr guten Fotografie einer ‚unentzifferten‘ alten Schrift und ich hebe die gesamte falsche Sprach- und Geisteswissenschaft samt ihrer Geschichtsfälschung aus den Angeln“ sage ich. Seit 1986 schreibe ich in meinem Buch und in vielen Artikeln und predige ich jedem, der es hören oder nicht hören will, dass zur Entzifferung einer Schrift, sowohl der angeblich schon entzifferten Schriften wie Mayaglyphen, ägyptische Hieroglyphen, Keilschriften usw., die alle falsch entziffert sind, oder der noch nicht entzifferten Schriften, wie der Osterinselschrift, nur zwei Dinge notwendig sind: eine sehr gute Vergrößerung einer sehr guten Fotografie eines Schrifttextes und die gute Kenntnis der theodischen Sprache. Diese wurde von den Menschheitsahnen aus dem Weltall mitgebracht und hat sich am besten im Altdeutschen und eben in den alten, „unentzifferten“ Texten, erhalten.

Eigentlich ist es mir fast schon peinlich, in der Überschrift zu diesem Artikel das Wort Entzifferung noch zu verwenden, denn für mich und die wenigen Leute, die mein Buch und meine Artikel kennen und intelligent genug sind, Buchstaben als Buchstaben zu erkennen und zu lesen, ist jede weitere Entzifferung jeder weiteren Schrift sowie der angeblich schon entzifferten Schriften nur das Vergrößern einer neuen, guten Fotografie und des ganz normalen Lesens in der altdeutschen Sprache. Was mit diesem Artikel hier wieder einmal zu beweisen ist.

Es ist für mich fast schon langweilig, weil immer die gleichen Wörter auftreten und der Inhalt der Texte aus den gleichen und ähnlichen Geschichten besteht: die Herkunft der Mensch-

heitsahnen aus dem All (und nicht als Affe vom afrikanischen Baum), die Reisen der Ahnmutter oder Anakena und des Gottes der Sachsen und Angeln, E Li (kein christlich-jüdischer Prophet Elias) von und zu den Sternensystemen Maya, Mayo oder Mai mit dem Planeten Min, zu den Galaxien Ot, Fische oder Haud, Haut, um nur die wichtigsten zu nennen. Ein Beispiel ist das Wort „Ahau“ (die „Wasseraue“), die den Namen eines Planeten darstellt und sowohl, wie wir hier noch sehen werden, bei den Osterinsulanern als auch bei den Maya und anderen alten Völkern in den alten Texten erscheint. Dieses Wort „Ahau“, das in Mayatexten auch als „cumhu Ahau“ – er „kommt zur Ahau“ vorkommt, haben ahnungslose Stümper, die sich Mayaexperten nennen, zum Anfangsdatum oder Beginn eines Kalenders gemacht, den es nie gab. Diese Geschichten sind allgegenwärtig.

Die Maya reden vom „ev bolonti ku(t)“, vom „ewig umwälzenden Gott“, vom ewig durch das Weltall reisenden Gott, und die Muslime sagen in ihrem Glaubensbekenntnis: „Allah il Allah we Mohammad rassul Allah“. Richtig zu schreiben: „Alla hil alla hwe Mohammad ras sul allah“ = „des (Welt-) Alls Heil, des Alls Weh (hängt davon ab, dass der) Allmächtige (der Mohammad) rasen soll durchs All.“ Die Muslime übersetzen es völlig falsch mit „Gott ist Gott und Mohammad sein Prophet“. Damit erheben sie das Weltall zum Gott und degradieren den Allmächtigen zu einem Propheten, zu einem kürbisförmigen Raumfahrzeug, wie es im Voynich-Manuskript abgebildet ist. Denn ein Prophet ist keiner, der etwas ankündigt (Siehe auch meine Artikel „Das sogenannte Voynich-Manuskript“ und „Der lahme Bote aus dem All“).

Eigentlich sollte dies ein Artikel

über die Entzifferung des Diskus von Pheistos werden. Ein Herr hatte mir ein Buch geschickt, in dem jemand sich an der Entzifferung dieses Diskus versuchte und den üblichen Unsinn über die Linear-A und Linear-B-Schrift schrieb. Wie man im Internetz sehen kann, verkauft sich der Quatsch scheinbar auch noch gut. Der Herr, der meine Forschungen kennt, bat mich, zu diesem Thema zu schreiben. Leider waren all die vielen Fotografien des Diskus im Internetz aber nicht brauchbar, und auch die Vergrößerungen, die mir ein anderer Herr, ein Spezialist für diese Dinge, freundlicherweise anfertigte, waren nicht zu gebrauchen.

Wenn das Originalfoto nichts taugt, nützen die besten Vergrößerungen nichts. Also suchte ich in meinen Unterlagen, die ich in den 1980er Jahren zur Vorbereitung des Manuskripts meines Buches „Weltbilderschütterung“ angesammelt hatte, und siehe da, es waren ein paar brauchbare Fotografien von Osterinselschrifttafeln vorhanden. Das Ergebnis beider Entzifferungen wäre ein ähnliches gewesen; deutsche Buchstaben in Glyphenform und altdeutsche oder theodische Sprache dahinter.

All die einfältigen „Entzifferer“ der Vergangenheit und Gegenwart glaubten und glauben, man könne eine Schrift entziffern, ohne eine ausführliche Kenntnis und Analyse der dahinter stehenden Sprache. Das führte dazu, dass man, wie bei den „sumerischen Keilschriften“, den „ägyptischen“ Hieroglyphen usw., die Sprache erst über Jahrzehnte nach der angeblichen Entzifferung unsinnigerweise erfunden und künstlich entwickelt hat, nach dem man geglaubt hatte, ein oder zwei Wörter richtig gelesen zu haben.

Oder man hat, wie bei den Maya, die moderne, korrumpierte Sprache,

basierend auf von der katholischen Kirche und den Jesuiten gefälschten Wörterbüchern, auf die alten Texte aufoktroiert, sodass z. B. aus dem altdeutschen Wort „bolon“ = „umwälzen, schleudern, werfen“ das Zahlwort „neun“ gemacht wurde und dann die Götter „bolon yokte“ usw. als „neunter Gott sowieso“ erfunden wurden.

Oder man hat, wie hier bei der Osterinselschrift die Herren Thomas Barthel und Co., gemeint, sich gar nicht erst groß um die Sprache kümmern zu müssen. Es genüge denen, wie bei Kindern, die noch nicht lesen können, die „Bildfiguren“ der angeblichen Schriftzeichen zu interpretieren. So wurde aus dem ersten Satz des Rongo-Gesanges: „Ho tu mat' uari ki (zi) Ra Pan ui“ = „Hoch tut der Mächtige fahren zum Strahl der heiligen (ui = weih) Bahn“ ein sagenhafter Urahn und Anführer Hotumatua“ erfunden, der das Volk der Osterinsulaner auf einer langen Seereise von Polynesien zur Osterinsel führte, und alle nachfolgenden Forscher und „Entzifferer“ gehen von dieser und vielen anderen falschen sprachlichen Erfindungen aus und können natürlich bei diesen falschen Voraussetzungen nichts Vernünftiges produzieren.

Was hat man nicht alles in die Schriften hinein interpretiert. Natürlich Mond-, Sonnen- und Siriuskalender, ohne die geht es sowieso nicht. Aber auch bei irrsinnigen Übersetzungen wie: „Die Vögel begatteten sich mit den Fischen. Da ward die Sonne gezeugt“ fragt man sich, wer hier eigentlich schizophoren ist, diese „Übersetzer“ oder die alten Osterinsulaner, denen man so einen Unsinn zutraut?

Schon die Namen der Osterinsel „Te Pito o te henua“ und „Rapa nui“ und die vielen geografischen Bezeichnungen auf der Osterinsel lassen überhaupt keinen Zweifel, dass es sich bei der Osterinselsprache um gutes Altdeutsch, um gute theodische Sprache handelt. Man muss allerdings wissen, dass die moderne Osterinselsprache nur noch 14 Buchstaben kennt (nicht die alte Sprache und Schrift, wie wir noch sehen werden, die hatte alle 26 Buchstaben). Die heute fehlenden Buchstaben mussten also durch andere ersetzt werden oder auch mal ganz weggelassen werden. So wurde der Buchstabe „L“, wie in vielen anderen Sprachen auch, durch den Buchstaben „R“ ersetzt. Die Buchstaben „C, S, Z“ wurden allesamt in der heutigen Sprache durch den Buchstaben „K“ ersetzt, der

Kua rongorongo ake ahau
E haere ana koe, e taku tau
Whakawhiti ana Te Moana nui a Kiwa e
Ka patupatu ake taku manawa
Ka whakarangirua i aku mahara
Aue tama, ko taku aroha
Kore rawa e mutu mai
Waiho ra ma te wa
Koutou, e tama ma
E whakahoki mai
Kia awhiawhi atu aku ringa nei
Ki to uma piri ai
Ka patupatu ake taku manawa
Ka whakarangirua i aku mahara
Aue tama, ko taku aroha
Kore rawa e mutu mai
(repeat)

Abb. 1

damit zum häufigsten Buchstaben der modernen Osterinselsprache wurde.

Wenn wir dies wissen und berücksichtigen, fällt es uns leicht, die Osterinselsprache als theodische Sprache zu erkennen. „Te Pito o te henua“ ist also nichts anderes als „Te Mito (f) o(n) te henua ua(k)“ - „die Mitte vom ausgedehnten Wak (Meer, Meerwasser)“, was genau der geografischen Lage der Insel entspricht, wenn wir sie auf der Landkarte oder vom Weltraum aus betrachten. „Ra pan ui“ - der „Strahl der heiligen Bahn“, wie ich schon weiter oben im Satz aus dem Rongo-Gesang zeigte.

Nehmen wir andere Ortsbezeichnungen auf der Insel. Es gibt die Buch „Anakena“ – altdeutsch „Ahnfrau“, alle grasbewachsenen Abhänge, Altdeutsch „angar“, modernes Deutsch „Anger“ heißen „Hangar“, und hohe Anger heißen dann „Hangar (h)oa“. Alle heiligen Plätze heißen „Vai, ui oder Vaei“ - im Deutschen „ Weih“. Es gibt in den Texten

und Gesängen der Osterinsel (genau wie im Voynich-Manuskript) scheinbar jede Menge Silbenverdoppelungen wie „kotia-kotia“, „Haraki-raki“, „roaroa“, „kapatu-patu“, die gar keine sind, sondern fortlaufend gelesen werden müssen. Hier ein paar Auflösungen:

kotia-kotia kot iako tia = „Gott jagen tat“

haraki-raki hara kirasi = „hergerast“

roaroa lo al hoa = „All hoch lohen“

kapatu-patu kapat upa tu = „auftauchen tun“ (baden, paten = tauchen)

tuki-tuki tuki tu zi = „tauchen tut zu“

hoko-hoko ho zoho so = „hoch zog (zoh) so“

kope-tungu-tunga so petun gutun ga = „so beten den Guten gehen“

kuki ke e susi ze E = „saust zum E“

Es gibt jede Menge reiner altdeutscher Wörter in den Texten, wie „garawa“ = „Zubereitung, Gewand“, „hero“ = der „Herr“ (gemeint ist der E Li als

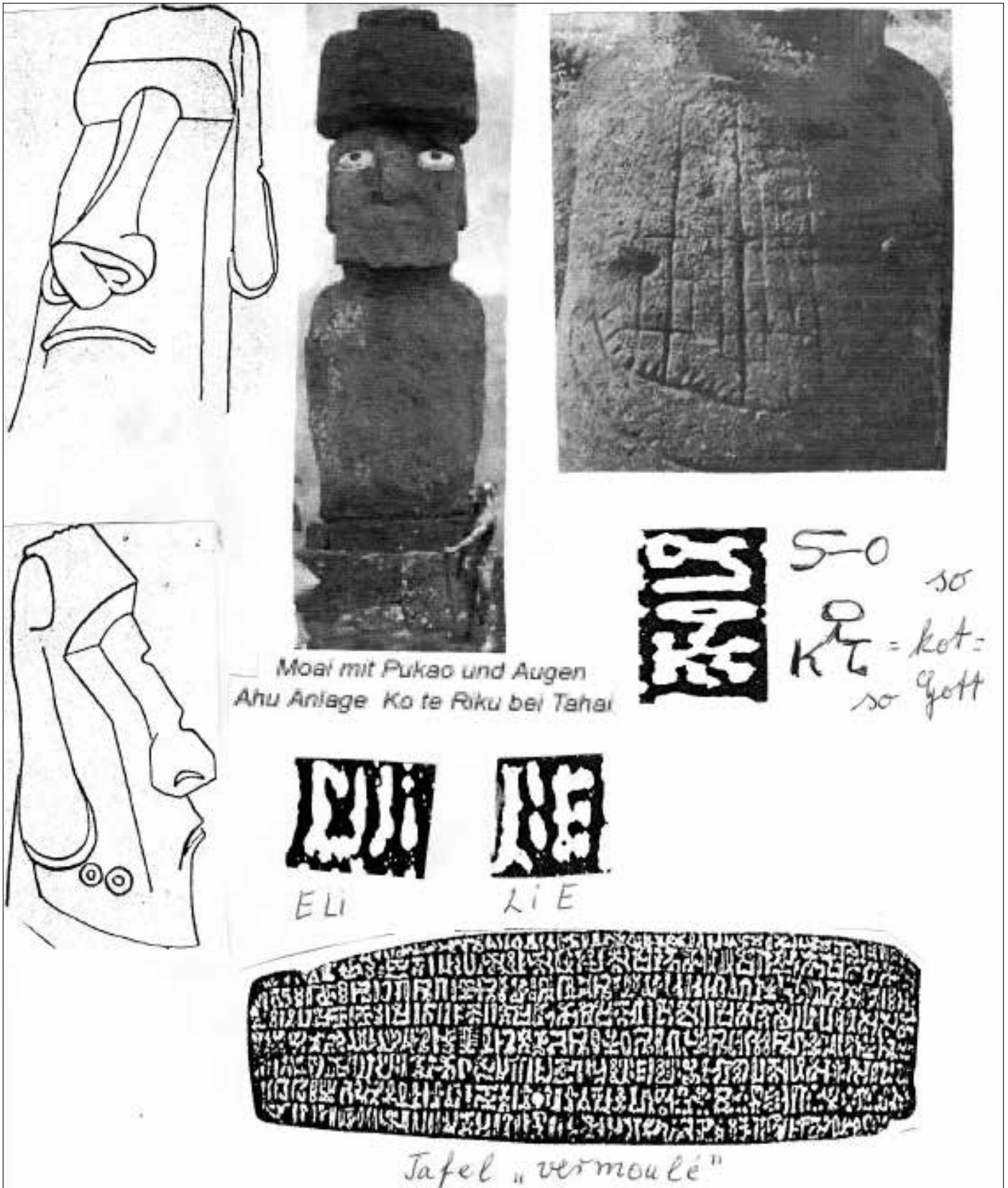


Abb. 2

Herrgott), „herunga, herirunga“ = die „Verheerung“, „hearo, here, heri“ = „hehr, herrlich, vornehm, hoch und hehr“, „poporo“ – „popolo“ = „Volk, Pöbel“, „irunga“ - „ilunga“ = die „Eile“.

Wenden wir uns also den Schrifttafeln und der Entzifferung zu. Die hölzernen Schrifttafeln werden Ron-

gorongo und Kohau Rongorongo genannt, was man wieder mal auf vielerlei Art falsch übersetzt hat. Am ehesten kommt die Übersetzung „sprechende Hölzer“ noch der Wahrheit nahe. Tatsächlich heißt „ron, rone, rono“ in der altdeutschen Sprache „Baumstamm, Holzklotz, Holzspan“.

Wer von Ihnen bisher aufmerksam mitgelesen hat und sich erinnert, dass jeder Buchstabe „R“ auch als „L“ gelesen werden kann, ahnt, das „rongoron(go)“ als „longo ron“, als „langer Baumstamm, langer Holzklotz“ gelesen werden muss. „Ron“, ich will es hier nach dem Lesen vieler Textstellen vorwegnehmen, be-

Tafel „vermoult“

SE = Wunde, verletzt
dAE = aus

Tafel Echanre

ina = im Reich der E

Tafel kleine Leningrad

E = ewiger Feind
d/b = Bote

Tafel Mamari

SUL = Säule

Tafel Abuq-mata

ZIU FISC
Ea = zur Gabe wie Fische

S B = SkriB = Schreib

Londontafel

dh/7 = dh75 = dies
gh = gh7

Abb. 3

zeichnet auch ein baumstammförmiges, sternförmiges (siehe meinen Artikel „Das Wort Ster“) oder obeliskförmiges Raumfahrzeug. Ein solches, wie es heute noch oft gesichtet wird. Gleich zwei zwischen den Nordseeinseln Guernsey und Aldernay zum Beispiel. Da ein

solches Raumfahrzeug fliegt, fährt oder geht, ist also die altdeutsche Form von „gehen“ = „go, goa, ga, gat“ in den Texten angehängt, also „longo ron go“ = der „lange Ron geht, fliegt“.

So gibt es einen wunderschönen Gesang der Osterinsulaner im Internetz

(siehe Abbildung 1), den Sie sich mal anhören sollten, und der heißt „Whakarona goa ke au“ („whaka“ = „bewegen, schwingen, wiegen, schütteln“ in der altdeutschen Sprache, „wackeln“ im modernen Deutsch), also „schwingend (oder wackelnd) bewegt sich der Ron zur

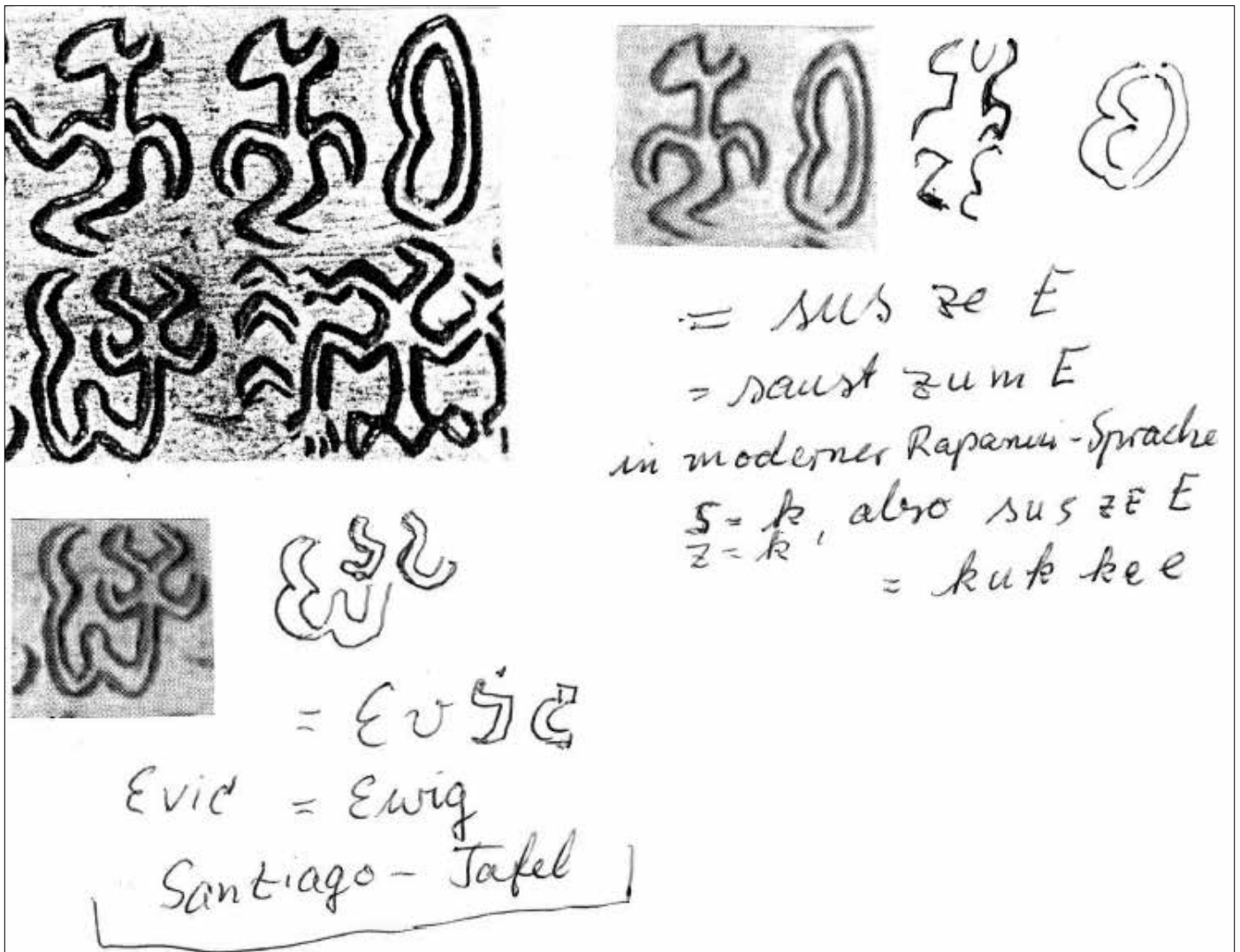


Abb. 4

Au.“ Und damit erklärt sich auch die Bezeichnung „Kohau Rongoron(go)“ = es „zoh (zog) zur Au der lange Ron“. Weitere Sätze wie „tan ga ta Rongoro go“ = „dann geht da der lange Ron, geht ...“ in den Texten unterstreichen dies.

Nehmen wir also den Text des Gesanges, wie er in Abbildung 1 und im Internetz steht.

Beachten Sie bitte, dass ich keinen Buchstaben weglasse und keinen hinzufüge, ich ändere lediglich die Wortgrenzen, ersetze einige „R“ durch „L“ sowie einige „K“ durch „S“ und „Z“ und erhalte einen altdeutschen Text, wie er schöner nicht sein kann.

Sua longo ron goa ze Ahau E haere ana zoe et ak ut au

Whaka whiti ana Te Moana nu iak iwa e kapat upa tua ke zu manawa

Kawhaka al angil uaia zu maka ra Au e ta mako ta zua loha

Korer awa e mutu mai Waiho ra mat ewa

So ut oue ta mama E whaka ho zi mai

Zia aw hia, whia tua kulingan ei Koutouma pi Li ai

Dann wiederholen sich vier Zeilen. Die Übersetzung lautet:

So geht der lange Ron zur Ahau, der hehre (herrliche) E zur Ahnin denn, doch aus der Au schwingt weit an den Mond, nun jagt der ewige E, auftauchen (aufsteigen) tut er zur Mondau, bewegen tut sich der heilige Allangel (Angel, Sachse aus dem All) zum mächtigen Strahl, zur Au loben macht (tut) der E, aufsteigen zur Au Mai (Maya, Plejaden) muss der E. Der heilige Strahl des mächtigen Ewigen, so aus der Au da Mama E schwingt hoch zu Mai(a), zieht zur Au hier, irgendwie tut sich vorwärts bewegen das Ei, dampft beim (zum) Ei des (E) Li.

Die seltenen altdeutschen Wörter „kulinga“ = „sich vorwärts bewegen, beeilen“ und „koutumen“ = „dampfen“ kannte ich bisher auch noch nicht, aber zum Glück gibt es ja Wörterbücher. Das Wort „Ei, Ai“ bezeichnet eiförmige Raumfahrzeuge.

Da Tausende von Schrifttafeln vernichtet wurden, gibt es heute nur noch 21 Tafeln Rongo-rongo, die zum Teil nach den Orten benannt sind, wo sie heute aufbewahrt werden, also Santiagotafel, Wientafel, Berlinterafel oder Londontafel. Die Tafel „vermoulé“ („wurmstichig“) verbrannte in Louvain in einer katholischen Einrichtung. Zum Glück blieben aber Fotografien der Tafel erhalten (siehe Abbildung 2).

Andere Tafeln wurden mit Namen und Sätzen aus der Osterinselsprache, also theodische Sprache, benannt. Die offiziellen Forscher behaupten, es seien die Namen der Artisten (Schnitzer der Tafeln). Es sind aber Textinhalte, wie wir gleich sehen werden. Eine Tafel heißt „Mamari“ („Mama Li“), die Mama des Gottes E Li, die Gottes- oder Ahnmutter (nicht zu verwechseln mit der erfundenen katholischen Maria), und im Text dieser Tafel (nach dem, was man von der angeblichen Lesung des Eingeborenen Metoro überliefert hat) kommt auch an vielen Stellen „ri mama“ = „Li Mama“ vor.

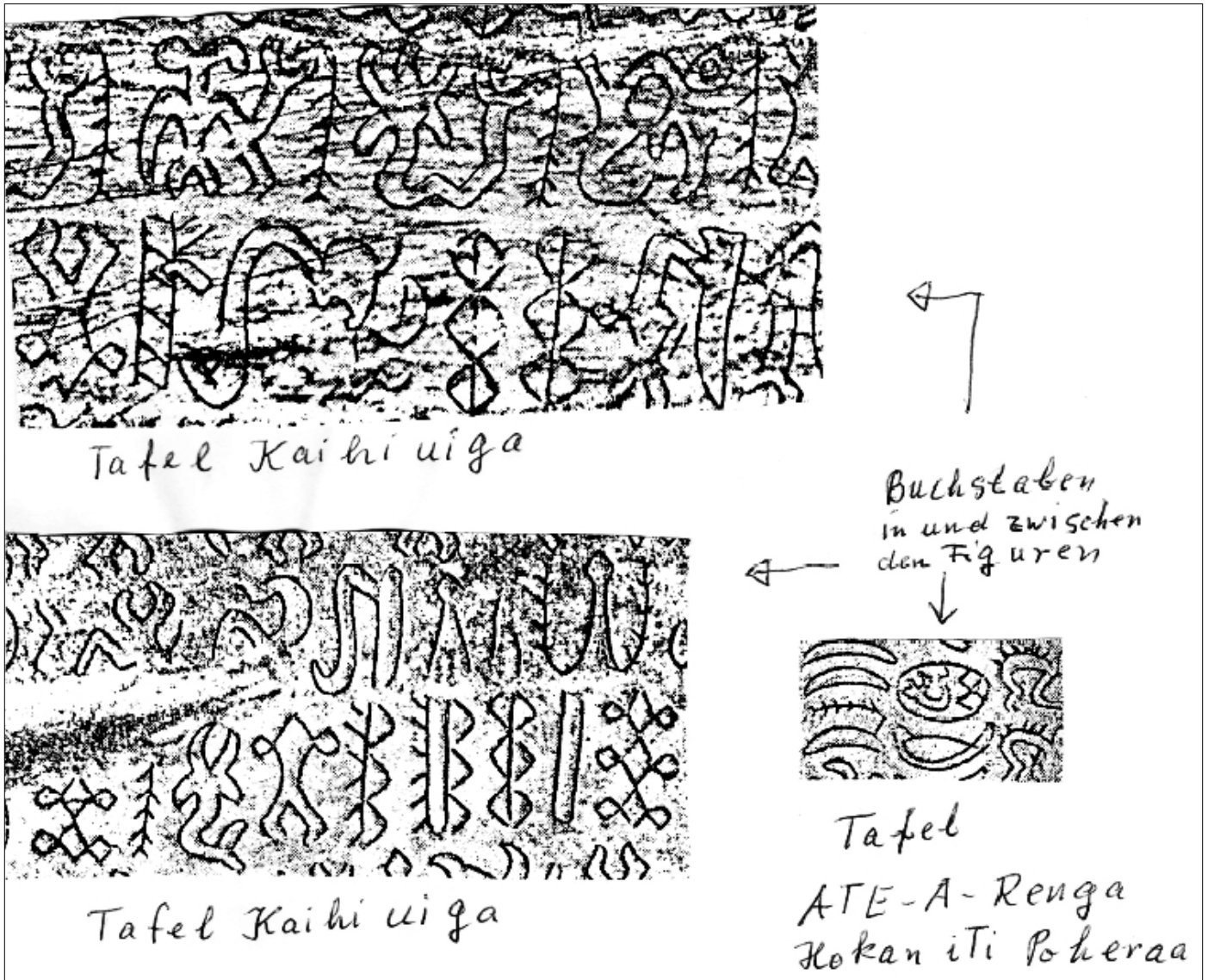


Abb. 5

Andere Tafeln heißen: „At Ea ren-ga ho kani tipo heraa“ = „Bei der Ea (Galaxie) lenkt der Kahn hoch vom Tiefen her“, „Kai hi ui ga“ = zum „heiligen Zeihin geht“. Die Sternbilder oder Sternzeichen heißen im Altdeutschen „zaihin, zeihin“, Atua mata riri“ = „tua mat Al ili“ = es „tut der Mächtige ins All eilen“, „Aruku kurenga“ = mit einem „Ruck wendete sich“.

Man hat versucht, die Tafeln durch verschiedene Eingeborene lesen und übersetzen zu lassen.

Der Bekannteste von ihnen war ein gewisser Metoro. Dieser hat beim Lesen die Tafeln ständig gedreht, da die Buchstaben der Worte durch die Anordnung zu bilderförmigen Glyphen tatsächlich wie Kraut und Rüben durcheinander liegen (siehe Abbildungen 3, 4, 5). Dies hat dazu geführt, dass die ahnungslosen Forscher den Unsinn vom Boustropheton angenommen haben, also den angeblichen „Ochsenpflug“. Das soll

heißen, man müsse eine Zeile von rechts nach links, die nächste von links nach rechts lesen.

Die vier Tafeln, von denen Thomas Barthel den angeblich gelesenen Text überliefert hat, sind die „Aruku Kurenga“, 22 Tafelzeilen, die „Tahua“ 16 Tafelzeilen, aber doppelt so breit wie die anderen Tafeln, die „Mamari“, 28 Zeilen und die „Keiti“ 17 Zeilen. Die als gelesener Text angegebenen Zeilen stehen in keinem Verhältnis zu den Holztafelzeilen. Die 22 Zeilen der „Aruku Kurenga“ ergeben bei Barthel 313 Zeilen, die 16 „Tahua“ 377 Zeilen, die 28 Zeilen „Mamari“ ergeben 178 Zeilen und die 17 der „Keiti“ ergeben 158 Zeilen. Kein Wunder, denn in den Texten wird jeder zweite oder dritte Satz mehrfach wiederholt, sodass man den Eindruck gewinnt, der „Leser“ wollte wohl erklären, was er jeweils gerade gelesen hat, wie es einfache, sprachlich nicht gewandte Leute tun, die die Sätze

dann ständig wiederholen. So nach dem Muster: „Da stieg er auf zur Haut Ea (Galaxie Haut, auch im Voynich-Manuskript ständig erwähnt), zur Haut Ea stieg er da auf, auf stieg er da zur Haut Ea, er stieg also auf zur Haut Ea“.

Abbildung 2 zeigt uns die berühmten sogenannten Moai-Figuren sowie eine Seite der Tafel „vermoulé“ und einige Schriftvergrößerungen von dieser Tafel. Wenn Sie die Zeichnung der Moai-Figur oben links ansehen, erkennen Sie, dass es sich eigentlich nur um einen riesengroßen Buchstaben „T“ handelt. Die Fotografie der Moai-Figur daneben zeigt noch die Augen, die früher mal alle Figuren gehabt haben sollen. Diese Augen, dies ist hier auf der kleinen Fotografie nicht zu erkennen, bestehen eigentlich aus den Buchstaben „c“, „o“ und einem in merkwürdiger Form stilisierten „T“, bilden also das Wort „cot“ = „Gott“. Die Zeichnung links unten, das Seitenprofil einer Moai-Figur, lässt den

Buchstaben „E“ erkennen, zumindest bei einigen Moai-Figuren. Der Text der Tafel „vermoulé“ und anderer Tafeln zeigt Worte wie (rechte Seite der Abbildung 2) „so kot“ = „so Gott“ und in der Mitte „E Li“ und „Li E“.

Damit Sie nicht glauben, dass ich Ihnen etwa Buchstaben von irgendwoher anbiete, habe ich eine Abbildung der Tafel „vermoulé“ beigelegt, aus der die Worte stammen. „Li E“ finden Sie in der dritten Zeile von unten, etwa die Mitte der Zeile, wenn Sie die Abbildung waagrecht lassen, „so kot“ finden Sie, wenn Sie die Abbildung drehen, rechte Seite noch oben, dann dritte Zeile von rechts. „E Li“ befindet sich auf der Rückseite der Tafel, die ich hier nicht mit abgebildet habe. Die Moai-Figur mit den Augen steht auf der Osterinsel in der Ahu-Anlage, die „Kote Riku“ heißt. In guter altdeutscher Sprache „Gott E der Herr“ oder der „Herrgott E“. Damit wissen wir endlich, wen die Moai-Figuren darstellen sollen: den „Herrgott E Li“ oder „Gott E Li, der Herr“.

Es ist nicht zu glauben, es ist wirklich unglaublich, dass eine so klare und offensichtliche Tatsache, dass die Osterinselnbewohner ihre heiligen Plätze mit dem deutschen Wort „vai“ = „weih, heilig“ bezeichnen und die Moai ganz klar als „Kot E Riku“ = „Gott E der Herr“, in über 200 Jahren Forschung noch niemand aufgefallen ist und dies angesichts der Tatsache, dass eine Menge deutscher Forscher, wie zum Beispiel Thomas Barthel, sich jahrelang ausgiebig damit beschäftigt haben.

Wie Sie in Abbildung 2 oben rechts bei der Moai-Figur erkennen können, sind die ganzen Körper der Moai-Figuren mit Buchstaben bedeckt. Dies haben die Forscher bis heute noch nicht bemerkt. Man muss nur einmal richtig hinsehen. Auf der Fotografie einer in London aufgestellten Moai-Figur sieht man dies noch viel deutlicher.

In Abbildung 3 werden nun jede Menge Worte von den verschiedensten Rongorongo-Schrifttafeln gezeigt. Ich habe jeweils die Namen der Tafeln darüber geschrieben, aus denen die Textstellen in Glyphenform stammen, dann die altdeutschen Worte in Nicht-glyphenform zusammengesetzt und die moderne deutsche Bedeutung dazu geschrieben. Abbildung 4 zeigt einen Ausschnitt aus einer der beiden Santiagotafeln, wo ich zeige, wie die handschriftlichen Buchstaben teils in sehr verschnörkelter oder stilisierter Form zu erkennen sind. In Abbildung 3, auf der Londontafel und der Mamaritafel ist

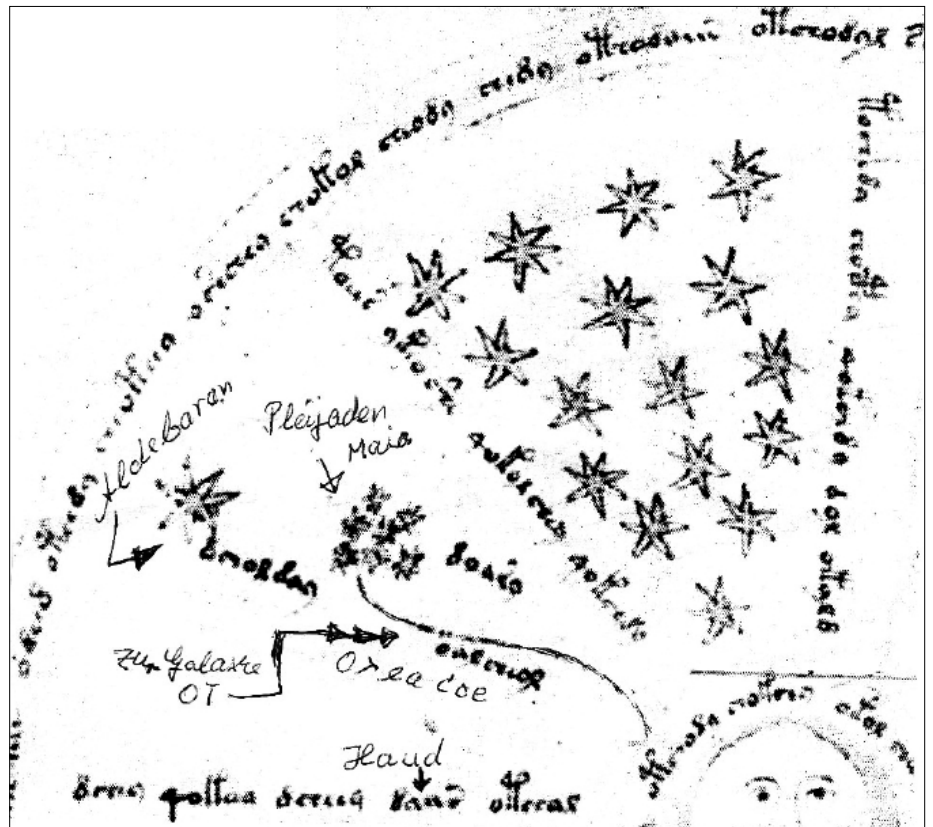


Abb. 6

sogar echte altdeutsche Schreibform der Buchstaben (z. B. „dh“) zu sehen.

Es gibt, wenn man alle erhaltenen Schrifttafeln genauer betrachtet, eigentlich vier verschiedene Schreibweisen auf den unterschiedlichen Tafeln:

1. Künstlerisch verschnörkelte oder stilisierte Buchstaben in Handschrift, die zu „Glyphenfiguren“ zusammengesetzt sind.
2. Wie die Santiagotafel in Abbildung 4 zeigt, massive Buchstaben mit doppelten Linien pro Buchstabe (siehe das Wort „Evic“).
3. Druckschriftartige Buchstaben, die keine oder kaum Glyphenformen ergeben und schließlich
4. wie Abbildung 5 zeigt, Buchstaben in den Figuren und zwischen Figuren. So zeigt die Tafel Ate-A-Renga-hokan iti Poheraa“ in Abbildung 5 so etwas, was die Ägyptologen eine Kartusche nennen würden (Auch bei denen sind es Buchstaben). Beachten Sie, dass überall, wo ein grätenförmiges Muster auftritt, dies dadurch entsteht, dass seitlich Buchstaben zu finden sind, meistens „E“, „C“ oder auf der Seite liegende „N“ und „M“.

Abbildung 6 (aus dem Voynich-Manuskript) zeigt uns die Bahn zu den Plejaden, zu Maia, Mai, von unserem Sonnensystem aus, wie sie von den Osterinsulaner vielfach besungen wird

und in den Texten erwähnt wird. „ot ea coe“ steht dort, „zur Galaxie Ot“ und auch die Galaxie Haud, in den Osterinseltexten „haut ea“ geschrieben und in den Gesängen des Metoro oft erwähnt, in „lateinischen“ Texten sowohl „haut“ als auch „haut“ geschrieben und mit „nicht“ übersetzt, ist dort aufgeführt. Und auch die Maya schreiben in den Chilam-Balam-Büchern klar und unmissverständlich, was diese Abbildung zeigt: „mayapan“ – die „Bahn zu Maya“. Weltweite Übereinstimmung also.

Wieder einmal müssen wir erkennen, dass unsere ganze Sprach- und Geisteswissenschaft versagt und enorme Geschichtsfälschung betreibt und bewirkt, und wieder einmal werden wir erleben, dass die entsprechenden Versager unter den Wissenschaftlern und ihre Hofschreiber in den Medien die Wahrheit nicht zur Kenntnis nehmen werden und wollen. Wenn Sie heute irgendein Stichwort aus dem Bereich der Sprach- und Geisteswissenschaft oder zur alten Geschichte ins Internet eingeben, erhalten Sie jede Menge Seiten von Wikipedia, in allen Sprachen. Sie haben allesamt nur einen Fehler: Sie alle enthalten total falsche Tatsachen, und unsere Kinder oder bildungssuchende Erwachsene lernen und glauben diesen Unsinn. ■

Thema Frühgeschichte

Spuren der Machalettischen EC-Linie zwischen Externsteinen und Cheopspyramide

Dipl. oec. Elke Moll

1. „The old straight tracks“ von Alfred Watkins

Im Jahre 1925 machte ein Buch des Engländers *Alfred Watkins* Furore. „The old straight track“ (Das alte gerade „Gleis“), lautete der Titel. Watkins hatte in der Landschaft Englands gerade „Linien“ entdeckt, die prähistorische Orte miteinander verbanden und verbinden. Den Namen „ley-line“ leitete er von der Aufreihung englischer Ortschaften mit der Endung „-leigh“, „-ley“ (altenglisch für Lichtung, Rodung) ab. Watkins stellte ihre Existenz dem staunenden Publikum zum ersten Mal im Jahre 1921 vor.

Für die Ley-Lines gibt es einen geodätischen und einen geomantischen Erklärungsversuch:

- Es handele sich um ein prähistorisches System der Landesvermessung, das auf astronomischen und religiösen Grundlagen beruhe.
- Es handele sich um geomantische Linien, die auf angebliche Kraftfelder der Erde oder Erdstrahlungen reagieren.

Gert Meier hat in dieser Zeitschrift (1) auf die wissenschaftliche Unart aufmerksam gemacht, ohne nähere Präzisierung von „vorgeschichtlichen Linien“ zu sprechen. Ich entschließe mich dazu, die *old straight tracks* von Alfred Watkins als geodätische Linien, als Strecken frühgeschichtlicher Landschaftsplanung aufzufassen; jedoch, ohne gleichzeitige geomantische Qualitäten dieser Linien in Abrede zu stellen. Das Beispiel, an dem ich mich orientiere, ist die sogenannte EC-Linie von Walther Machalett (2).

2. Deutsche Forscher auf der Suche nach frühgeschichtlichen Linien der Landschaftsplanung

Die Entdeckungen von Watkins

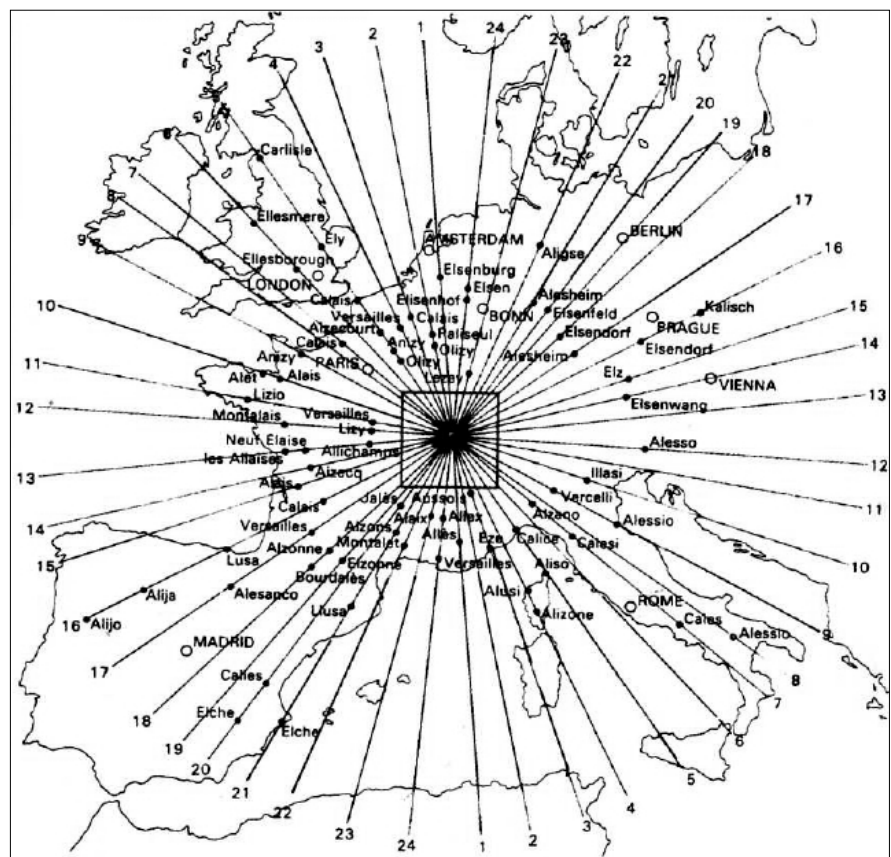


Abbildung 1: Die Windrose der Leute von Alesia auf dem Mont Poupet.

blieben nicht lange britisches Staatsgeheimnis. In den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts machten die nicht beamtete Heimatforscher auch in Deutschland wichtige Entdeckungen auf dem Gebiet der Landschaftsplanung: Als verdienstvolle Forscher der ersten Stunde sind vor allem *Fr. Fricke* (Mühlhausen) (3), *Gustav Friedrich* (Osnabrück) (4), *Dr. Josef Heinsch* (Wesel) (5) und *Wilhelm Teudt* (Detmold) (6) zu nennen. Der Franzose *Xavier Guichard* deckte in seinem 1936 erschienenen Grundsatzwerk (7) die Kultur der Leute von Alesia in Frankreich in der Freigrafenschaft Burgund auf. Das Kulturschaffen der Leute

von Alesia bestand unter anderem in der Landvermessung Europas und Weißafrikas und in der Planung von Wegesystemen, die eine systematische Wiederbesiedlung des nacheiszeitlichen Europas ermöglichen sollte.

Nach dem 2. Weltkrieg wurde das Thema „frühgeschichtliche Landschaftsplanung“ gemieden und die geomantische Sicht gewann Oberhand. *Jens Möller* (8) hat sich mit geomantischen Linien in Mitteleuropa beschäftigt, wobei mich der Verdacht beschleicht, dass es sich bei den von ihm gefundenen in Wirklichkeit auch und vor allem um geodätische Linien der Landschafts-

planung handelt. *Gert Meier* (9) hat uns das frühgeschichtliche System der Oesterholzkreise vorgestellt, mit der die Leute der Externsteine-Kultur in der Zeit seit -3200 große Teile jedenfalls Zentraleuropas (neu) kulturiert haben. Spuren alteuropäischer Landvermessung in geometrischen Linien fanden schließlich *Karl Bedal* (10), *Hermann Zschweigert* (11) und *Oswald Tränkenschuh* (12). Gedanken über die frühgeschichtlichen Vermessungslinien in Alteuropa und Weißafrika hat sich auch *Walther Machalett* gemacht.

3. Die EC-Linie des Walther Machalett

In dem Namen „EC-Linie“ steckt der Buchstabe **E** für die Externsteine und der Buchstabe **C** für die Cheopspyramide. Die EC-Linie ist die Strecke, die „die Externsteine“ mit der Cheopspyramide in Ägypten verbindet. Wenn das auch niemand unter den Ägyptologen, weder den beamteten noch den im Freien Forschenden hören will: Diese Linie gibt es tatsächlich. Und es ist Walther Machalett, Volksschullehrer aus Maschen bei Hamburg, der diese Linie gefunden hat. Machalett fiel dreierlei auf:

- Die Spitze eines riesigen Vermessungsdreiecks in der Landschaft liegt südlich der Externsteine auf $51^{\circ} 51' 14,3''$ n. Br.
- Die Hypotenuse dieses Dreiecks – die EC-Linie – endet an der Cheopspyramide.
- Der Neigungswinkel der Cheopspyramide beträgt $51^{\circ} 51' 14,3''$ (13).

Im Laufe seiner Forschungen stellte Machalett fest: Der Bauplan der Pyramide ist uns in dem Grundriss des heutigen Sternhofs in Oesterholz südwestlich der Externsteine erhalten.

Machalett sollte recht behalten: Die Cheopspyramide wurde tatsächlich an den Externsteinen geplant. Sie ist der Südostpunkt (**C**) eines riesigen rechtwinkligen Vermessungsdreiecks. Dessen Lotlinie verbindet den Vermessungspunkt **E** südwestlich der Externsteine mit dem Vermessungspunkt **G** westlich von Ghadames in Libyen (Nordafrika).

Ich möchte in diesem Beitrag nicht die Geschichte der „Externsteinpyramide“ des Walther Machalett (14) erzählen und deren Richtigkeit überprüfen. Das hat im Laufe der letzten fünf Jahre Oswald Tränkenschuh (15) gründlichst besorgt. Mir geht es hier um die EC-Linie im Gelände als ein allgemeines

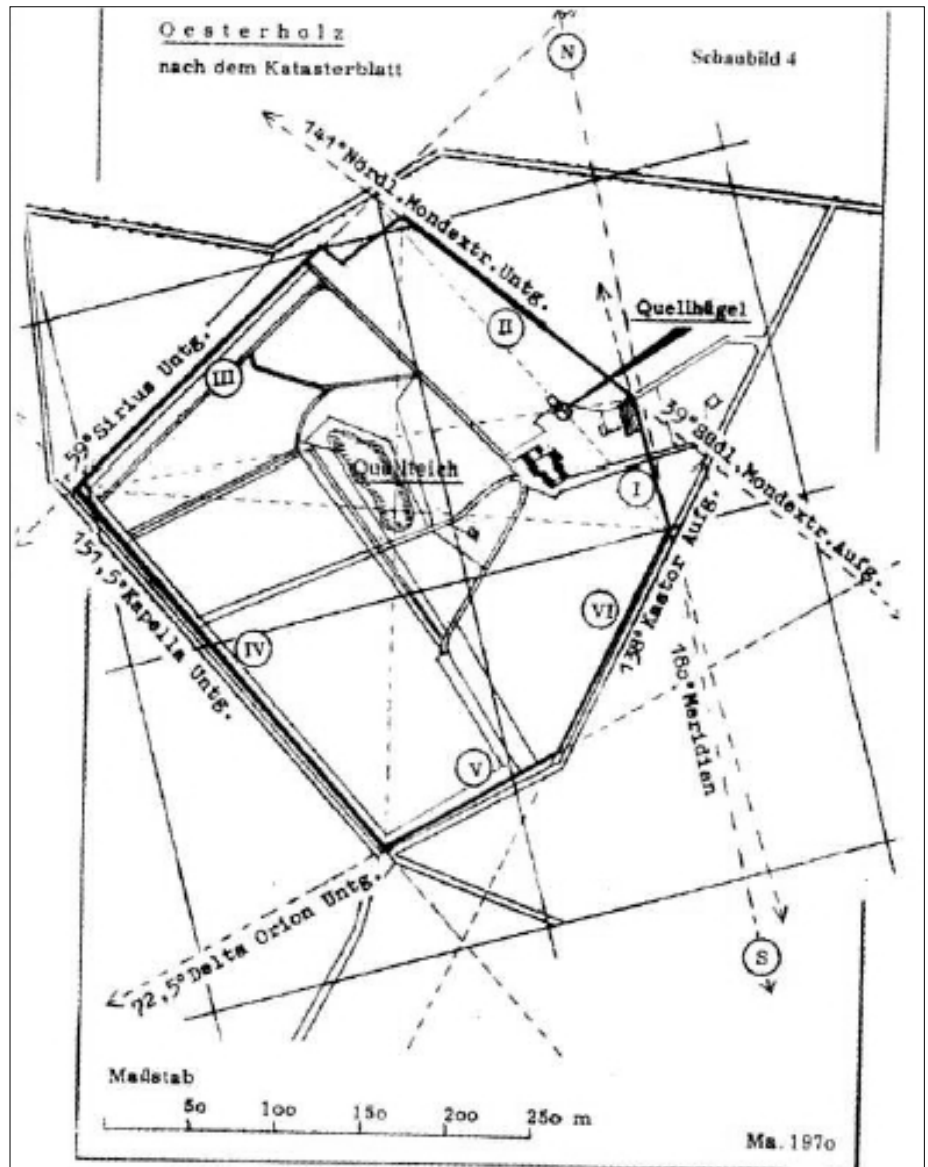


Abbildung 2a: Der Aufriss der Cheopspyramide im Grundriss des Sternhofs.

strukturelles Problem. Die EC-Linie ist nicht nur eine geometrische Vermessungslinie auf der Landkarte. Sie hat auch heute noch sichtbare Spuren in der Landschaft hinterlassen.

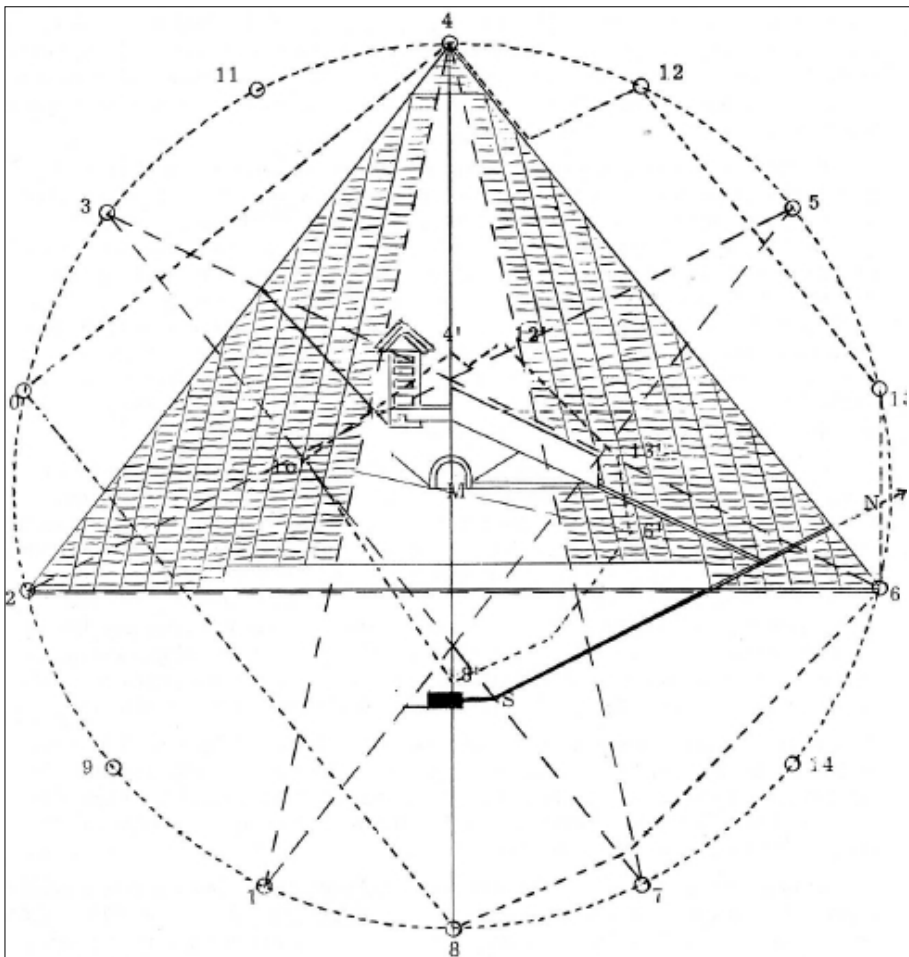
Bis Oswald Tränkenschuh im September 2009 (16) feststellen konnte, dass das ebene Machalett-Dreieck EGC eine echte Projektion des sphärischen (geoiden) Dreiecks EGC der Erdkugelwölbung ist – welche glänzende Bestätigung der Beobachtung eines Feldforschers! –, sind seit der Veröffentlichung der Thesen von Machalett vierzig Jahre vergangen. Viele Probleme waren von der Laienforschung zu lösen, insbesondere das der konkreten Lage des Vermessungspunktes **E**: Denn es gab Hinweise auf die Breitenlage ($51^{\circ} 51' 14,3''$) – hinsichtlich des Meridians gab es nur teilweise wilde Spekulationen. Komplizierte Rückrechnungen von O. Tränkenschuh (17) ergaben: Der Punkt **E** liegt in der Gudensberger Lau in den Oesterholzer Marken. Von

diesem Punkte aus war die EC-Linie nach Südosten bis zur Cheopspyramide – diese (unter anderem auch) ein Vermessungsmodell der Erde (18) – in der Landschaft zu verfolgen.

4. Spuren der Machalettischen EC-Linie in der Landschaft

Die Spuren, die die EC-Linie in der Landschaft hinterlassen haben, sind dreifach: Es sind

- die Namen, die die EC-Linie in der Topografie hinterlassen hat,
- die Kennzeichnung der Linienführung durch Steine, später auch durch Bäume, vor allem durch Linden oder Eichen; hieraus haben sich
- zahlreiche teilweise bedeutenden frühgeschichtlichen Anlagen entwickelt, die die EC-Linie zwischen den Externsteinen und der Cheopspyramide hinterlassen haben,
- schließlich die geomantischen Spu-



Die Externsteinpyramide alias Cheopspyramide

Ma. 1966

in ihrem 1. (unteren) und 2. (oberen) Bauabschnitt (2-4-6) in den sie umgebenden Kreis, dessen Siebenteilung durch ihre drei Eckpunkte ermöglicht wird, einkonstruiert, mit dem Siebenstern (Orion), der von Oesterholz geortet wird (1-2-3-4-5-6-7). Weiter einkonstruiert der Grundriß Oesterholz (10-4-12-13-6-8) und im Innern zur Kontrolle das maßstabsgerech aus Teudt / Germanische Heiligtümer abgestochene Kataster-Grundriß-Bild (10'-4'-12'-13'-6'-8'), dessen Schnittpunkte 8'-4' und 10'-6' genau bei M in Innern der Pyramide liegen. Schacht S-N mit Blick nach N zum Nordstern Alpha draconis (-3 380) und Alcyone (-2 160) in unterer Kulmination.

Abbildung 2b: Der Aufriss der Cheopspyramide im Grundriss des Sternhofs.

ren, die Gertraud Engelsing im Jahre 2007 entdeckte (19).

Machalett selbst fand auf der EC-Linie immer wieder Orte der Gestirnsbeobachtung, zum Beispiel den Neunzehn-Berg bei Bebra (20).

a. Die EC-Linie – eine Schlüssellinie

Machalett stellte fest (21), dass im Zuge seiner EC-Linie immer wieder Geländebezeichnungen auftraten, die mit dem Schlüssel zusammenhingen. Unmittelbar auf oder in der Nähe der EC-Linie saßen Geschlechter, deren Wappen oder sogar Familiennamen Beziehungen zum Schlüssel aufwiesen, ebenso Burgen, von denen eine sogar Schlüsselstein heißt. Eine Reihe von Städten wie etwa Regensburg und selbst kleiner Orte führen in ihrem Wappen

den oder die Schlüssel. In der Gegend „wimmelt“ es von Schlüssel-Sagen.

Die Beobachtungen Machaletts stimmen mit den Feststellungen von Xavier Guichard überein (22). Die Leute von Alesia kennzeichneten – vermutlich schon in der Altsteinzeit – Referenzpunkte ihrer Orientierungslinien mit Namen. Es tauchen immer wieder dieselben Namen auf: außer Alesia die Namen Calais, Versailles und Mille. Andere frühzeitliche Namens-Systeme hat Hermann Zschweigert im Elsass – selbst ein Alesia-Name – und in Franken gefunden (23). W. Machaletts EC-Linie bildet da keine Ausnahme. Übrigens: Die zweite der von den Externsteinen ausgehenden Linien des ECG-Dreiecks, die EG-Linie Externsteine-Ghadames, ist eine Sternenlinie.

b. Die Kennzeichnung der Linienführung durch Markierungspunkte

Es gehörte zur Übung schon der frühgeschichtlichen Landvermesser, die vermessenen Linien im Gelände zu markieren, um sich späteres erneutes Vermessen zu ersparen. Die Beispiele solcher Markierungen sind zahllos. Ich wähle willkürlich den Ort Horsdorf in der Nähe von Bad Staffelstein, der von der EC-Linie geschnitten wird. Ein sehr alter, von Machalett vermessener, von Menschenhand geglätteter Stein markierte die Gemeindegrenze zwischen Bad Staffelstein und Horsdorf dort, wo ein uralter Pfad zum Neuen Staffelberg ansteigt – nach Machalett ein Relikt alter Linienmarkierungen. In der Nähe von Horsdorf schneidet die EC-Linie den 11. Meridian – auf dem Gipfel des Ansberges. Dieser wird markiert durch die Veits-Kapelle, die durch einen Kranz Linden umgeben und teilweise verdeckt wird. Viktor von Scheffel hat diesen Ort durch sein Frankenlied unsterblich gemacht.

Südlich von Horsdorf, in der Nähe von Scheßlitz bei Windisch-Letten, schneidet der 11. Meridian den 50. Breitenkreis. Geografisch und schon archäogeodätisch ist dieser Schnittpunkt von herausragender Bedeutung gewesen. Dass die frühgeschichtlichen Vermesser diesen Ort gekennzeichnet haben, erscheint mir selbstverständlich. Keineswegs selbstverständlich ist, dass sich diese Markierung im Gelände erhalten hat.

Hermann Zschweigert hat sie gefunden und fotografiert und Oswald Tränckenschuh (24) hat sie entschlüsselt.

c. Vom Felsstein zu Anlage

Altenbeken, Kassel, der Neunzehnberg bei Bebra, Bad Staffelstein, Regenstauf (Walhalla), Stranice, Zagreb, Durmitor, Bitola, der Olymp, die Inseln Delos und Naxos sind die (unter Fachleuten) prominentesten Stationen zwischen dem Vermessungspunkt E im Gudenslauer in den Oesterholzer Marken und der Cheopspyramide in Ägypten. Sie sind der Beweis dafür, dass Markierungssteine nicht nur in der Landschaft liegen blieben. Sie entwickelten sich zu Orten menschlicher Zusammenkünfte und entwickelten sich – wie die griechische Insel Delos – zu eigenen Regionalzentren, schon in frühgeschichtlichen Zeiten (25).

d. Die radiästhetische Auffindung der Machalettschen EC-Linie

Die Erforschung der IC-Linie könnte es ans Licht bringen: Linien der Land-

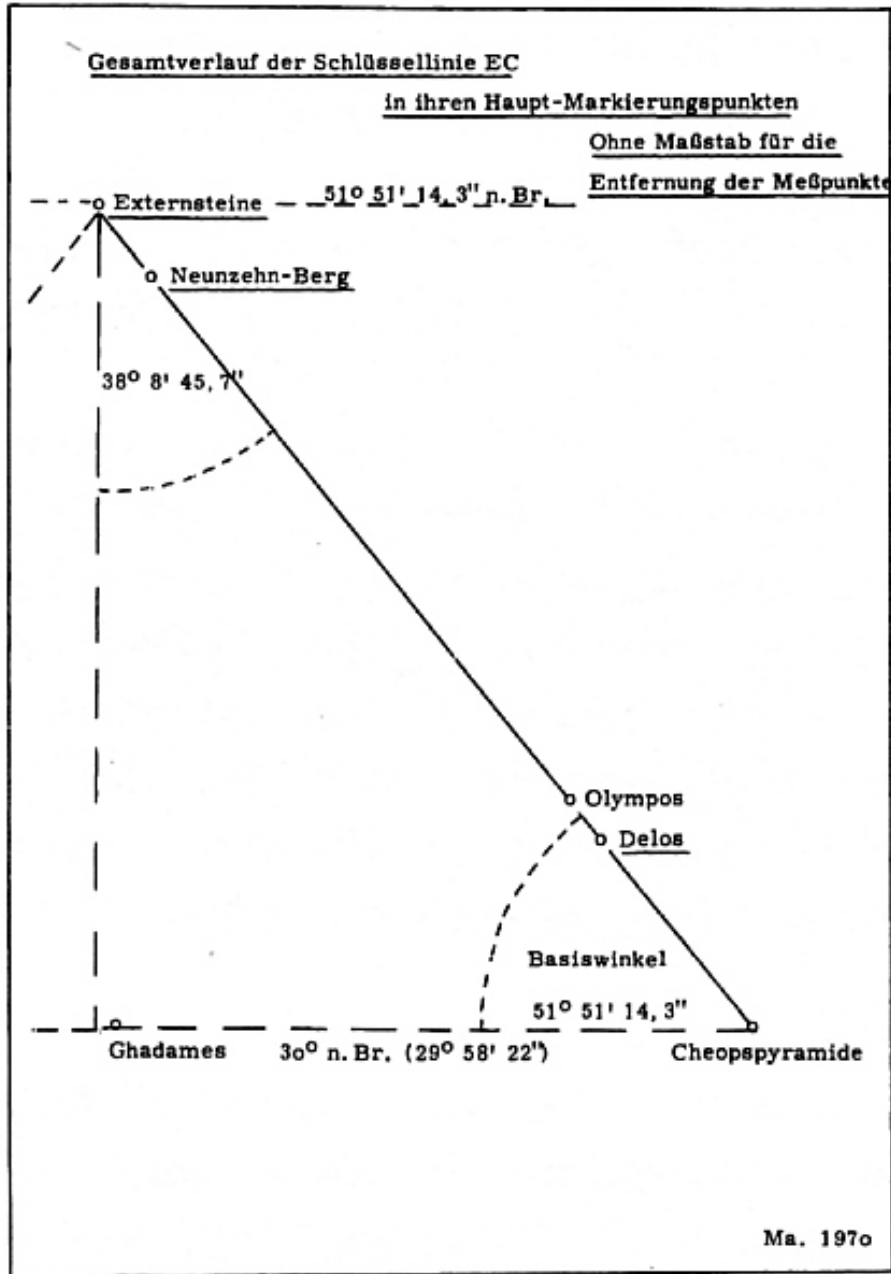


Abbildung 3: Das Machalett-Dreieck ECG.



Abbildung 4: Das Stadtwappen von Regensburg.



Abbildung 5: Das Stadtwappen von Sternenfels.

schaftsplanung können auch geomantische Aspekte haben. Vielleicht besitzen sie diese Aspekte immer und Jens Möller wäre posthum rehabilitiert. Gertraud Engelsing fand eine mehr als zwei Meter breite Linie. Diese Linie war könne geomantische Leylinie. Sie besaß vielmehr eine für Frau Engelsing bisher unerkannte Linie mit fünf kräftigen Reaktionszonen dar. Im nahen Regenstauf war die Linie sogar mit einem Mosaik markiert.

Die fünf Reaktionszonen sind nach Frau Engelsing in einem 16-fachen Gitterstreifen eines globalen Gitters aufgeprägt, das dem Mond zugeordnet ist. Auch Machalett sprach – wenn auch aus ganz anderen Gründen – von der EC-Mondlinie. Das „Mondgitter“ war schon da, bevor die EC-Linie als Wanderweg (Rennweg) benutzt wurde. „Informierte Steine“ wurden auf jede fünfte Reaktionszone des Gitters über das Gitter gelegt. Rechnerisch konnte Frau Engelsing die Kollinearität dreier Orte auf der EC-Linie nachweisen: der Spitze (Punkt E), dem Stein von Horsdorf und der Cheopspyramide selbst. Die von Walther Machalett angegebenen Stationen auf der EC-Linie waren für Frau Engelsing in dem von ihr untersuchten Bereich absolut nachvollziehbar.

Walther Machalett hat Neuland betreten und Neues entdeckt. Er war als Feldforscher auf sich selbst gestellt und auf die technischen Mittel seiner Zeit beschränkt. Wer wollte ihm da seine nicht nur gelegentlichen Fehleinschätzungen verdenken? Walther Machalett war ein Pionier der Erforschung der Frühgeschichte Alteuropas im Allgemeinen und der Externstein im Besonderen.

Ohne ihn wäre die EC-Linie vermutlich unentdeckt geblieben.

5. Schlussfolgerungen

Seit unserer Kenntnisse der Hochkultur der Leute von Alesia hängen wir mit unseren Vermutungen über die frühgeschichtliche Landschaftsplanung nicht mehr völlig in der Luft. Was die Leute von Alesia wussten und konnten, konnten und wussten die Eliten anderer Hochkulturen im Zweifel auch. Wir sind als Forschungsgruppe Externsteinkultur dabei, das herauszufinden. Dabei muß der Leser sich allerdings von dem verbreiteten Ammenmärchen lösen, wir betrieben alternative Archäologie. Die Tränkenschuhsche Zahlenwert-Methode hat nichts, aber auch gar nichts mit Archäologie zu tun, Landschaftsvermessung beruht auf Kenntnissen der Astronomie und Geometrie, die Spracharchäologie ist seit Gert Meier (26) eine neue Disziplin

der Geisteswissenschaften und das letzte Wort gebührt ohnehin den Historikern.

Anmerkungen

1. Gert Meier, Das Gerede von den vorgeschichtlichen „Linien“ bringt uns nicht weiter, SYNESIS Heft 1 S. 40.
2. Walther Machalett, Die Externsteine. Das Zentrum des Abendlandes. Externsteine Hallonen Maschen 1970 S. 203 ff.
3. Fr. Fricke, Altgermanische Orientation, Selbstverlag Mühlhausen 1930. Fricke entdeckte das Werra-System; dazu Gert Meier, Zu den frühgeschichtlichen Vernetzungen und Befunden zwischen Externsteinen und Weser, Bd. 6 der Studien zur Vor- und Frühgeschichte Alteuropas (Weiße Reihe) S. 52.
4. Gustav Friedrich, Germanische Astronomie und Astrologie während der Stein- und Bronzezeit, Hellerau bei Dresden 1929. Das Werk ist abgedruckt in Gustav Friedrich-Andis Kaulins-Gert Meier, Osnabrück und die Externsteine, Bd. 1 der Studien zur Vor- und Frühgeschichte Alteuropas (Weiße Reihe) S. 5 ff.
5. Heinsch beschäftigte sich vor allem mit seiner niederrheinischen Heimat. Nach einer Information von Jürgen Mische, Detmold, befindet sich der wissenschaftliche Nachlass von Josef Heinsch im Archiv des Kreises Wesel.
6. Wilhelm Teudt, Germanische Heiligtümer, 4. Aufl. Diederichs Jena 1936, S. 262 ff. 46 *old staigth tracks* im und um den Teutoburger Wald warten auf ihre Wiederentdeckung.
7. Xavier Guichard, Eleusis Alesia. Enquête sur les Origines de la Civilisation Européene, Abbeville 1936.
8. Jens M. Möller, Geomantie in Mitteleuropa. A. Edition 2000 im Aurum Verlag Freiburg 1988.
9. Gert Meier, das erste Mal im Forschungsbericht Osnabrück (Fn. 4) S. 74.
10. Karl Bedal, Rätselhafte Verbindungen zwischen vorgeschichtlichen Fundstätten, Bodendenkmälern, Burgen und Kirchen, Archiv für die Geschichte von Oberfranken Bd. 73, Bayreuth 1993; ders., Rätselhaftes aus Stein in Nordbayern, Internationale Steinkreuzforschung, Regensburg, Monographiereihe Steinkreuzforschung Bd. 9, 1995 S. 8 f.
11. Hermann Zschweigert in: Gert Meier, Die deutsche Frühzeit war ganz anders, Tübingen 1999, S. 179 ff. und S. 341 ff.; Gert Meier, Uwe Topper, Hermann Zschweigert, Das Geheimnis des Elsaß – Was geschah damals am Odilienberg? Grabert Tübingen 2003, 156 ff.
12. Zu den frühgeschichtlichen Kolonisations- und Kulturationslinien Alteuropas Oswald Tränkenschuh erstmals, Die Scheibe von Nebra, Mandragora Königsberg/Franken 2006 S. 100 ff.
13. Machalett (Fn. 2) z. B. Zeichnung S. 243.
14. Gert Meier, Die Externsteinpyramide, DGG 2004 Heft 2 S. 38.



Abbildung 6: Die Veitskapelle auf dem Ansberg bei Ebensfelde.



Abbildung 7: Die Markierungssteine von Windischletten.

15. Insbesondere in Ergänzungsheft II „Die Scheibe von Nebra“ Mandragora Königsberg/Franken 2006.
16. Oswald Tränkenschuh, Geometrie der Altsteinzeit. Eiszeitliche Vermessungsmodelle, Mandragora Königsberg/Franken 2009 S. 30.
17. Ergänzung II zu „Scheibe von Nebra“, Mandragora Königsberg/Franken 2006 S. 27.
18. Tränkenschuh (Fn. 16) S. 29.
19. Die radiästhetische Auffindung der Machalettischen EC-Linie, Rückschau des Forschungskreises Externsteine e. V. 2007 S. 38.
20. Machalett (Fn. 2) S. 211.
21. Machalett (Fn. 2) S. 205.
22. Guichard (Fn. 7).
23. Zschweigert (Fn. 10).
24. Tränkenschuh (Fn. 16) S. 33.
25. Meier (Odilienberg Fn. 11) S. 146.
26. Gert Meier, Im Anfang war das Wort, Haupt Bern 1988.



Abbildung 8: Die Markierung der EC-Linie in Regenstein (Walhalla).

Was ist der Wert der geheimnisvollen Kornkreise?

Katharina Laura Bräuer



Der Anfang August in der Nähe von Andechs erschienene Kornkreis.

Mit großem publizistischen Aufwand erschien Anfang August die Nachricht, dass in der Umgebung bei Andechs, dem legendären Heiligen Berg und der Geburtsstätte der Heiligen Hedwig, Herzogin von Schlesien, ein wunderschön gestalteter Kornkreis entstanden sei. Nun kennen wir Kornkreise aus England und auch aus vielen anderen Gegenden und die Faszination, die von ihnen ausgeht, doch besonders die Frage nach ihrem Sinn ist noch immer in Dunkel gehüllt.

Selbst wenn sensible Menschenkinder in sich Stimmen vernehmen, welche von freundschaftlichen und weit entfernten Wesen Beteuerungen ihrer Hilfestellung in kommenden schweren Tagen hören, so können wir nicht mit Bestimmtheit deren Wahrheitsgehalt wissen. Die Botschaft diesmal soll sein, dass wir hier in Deutschland und im deutschsprachigen Raum aufge-

fordert werden, uns zusammen zu tun und Widerstand zu leisten gegenüber willkürlichen Drangsalierungen in allen Lebensbereichen. Wir sollen Mut haben und die Energie der menschlichen Denkkraft in uns aktivieren. Denn das ist uns ja seit langer Zeit abhanden gekommen. Eine Botschaft dieser Art ist durchaus wichtig und ernst zu nehmen, denn alles, was dem Menschen innewohnt und was durch sehr viele „Experimente“ überdeckt wurde, muss nun endlich wieder aufleben.

Ist es nun wirklich wichtig, dass solche Mutmach-Botschaften von weither kommen müssen? Natürlich ist der Gedanke wunderschön, dass wir Freunde haben, die sich uns zuwenden. Das Vertrauen zu unseren Mitmenschen, die ja gleich uns in geschwächtem Zustand leben, ist nicht allzu groß. Da ist der Gedanke

an nichtirdische Wesen eher verlockend. Besonders, wenn wir sie uns als technisch versiert, charaktersvoll und liebevoll ausmalen.

Wir kennen die Kraft des Glaubens. Viele Beispiele beweisen diese Kraft, besonders wenn sie gebündelt, von vielen Menschen gleichzeitig, als Energie auftritt. Warum also nicht auch hier? Jeder Gedanke, jedes Lied, jeder Spruch, der im Rahmen eines Kornkreises geäußert wird, ist Energie. Und diese Energie kann „Berge versetzen“. Wir haben diese Begabung, aber wir haben sie vergessen. Und wenn sie jetzt wieder auflebt, dann kann das nur gut sein.

Die Frage, ob ein Kornkreis „echt“ oder „unecht“ ist, ist direkt unwichtig. Was wir daraus machen, wie wir ihn nutzen, wird uns als Menschheits-Gesamtheit vorwärts bringen. ■



Hans-Peter Thietz meint:

Der Euro und die Krise

Fortwährend versucht man uns einzureden, der EURO sei an sich eine gute Sache, nur hätten wir und insbesondere die südlichen Nationen ständig über unsere Verhältnisse gelebt und uns dadurch mehr und mehr verschuldet. Also sei die jetzige Krise gar keine Krise des EURO, sondern eine Verschuldungskrise.

Deshalb müssten die Staaten nur sparen, also ihre Ausgaben zurückfahren, verbunden mit einer per Verfassung verbindlichen Verschuldungsbremse, notwendige strukturelle Veränderungen vornehmen und alles würde wieder bestens. Deshalb wären die diversen Rettungsschirme auch kein rausgeworfenes Geld, sondern nur eine Art Überbrückungskredite, mit denen diese Staaten wieder auf die Beine kommen und somit in die Lage versetzt werden, die gewährten Kredite wieder zurückzuzahlen. Im Gegenteil, das wäre für uns sogar ein gutes Geschäft, da diese Staaten ja das Geld mit Zinsen zurückzahlen würden. Und so wäre es voll gerechtfertigt, auf diese Weise den EURO zu retten, „koste es, was es wolle.“

Da jedoch Griechenland trotz der Kredite kurz vor der Staatspleite steht, und auch Spanien und Italien in eine Abwärtsspirale geraten sind, selbst Frankreich ist wohl betroffen, scheint diese Argumentation wohl an den eigentlichen Ursachen vorbei zu gehen. Und tatsächlich - die wahren Gründe des sich abspielenden Desasters sind völlig andere.

Wir haben es im Wesentlichen mit zwei Hauptfaktoren zu tun, die - an sich unabhängig voneinander - sich zudem überlagern und so zu der derzeitigen Brisanz führen:

- das bestehende Zins- und Zinsezinsssystem
- und zum anderen die Vergewaltigung der sehr unterschiedlichen europäischen Volkswirtschaften durch die aufoktroierte EURO-Gemeinschaftswährung.

Es ist eine an sich bekannte Tatsache, dass Bäume nicht in den Himmel wachsen können, was in gleicher Weise für jedes Geldsystem zutreffend sein muss, das auf dem Zinssystem beruht.

Durch den Zins- und besonders Zinsezinseffekt findet nach einem Neustart ein zuerst langsames, dann aber sich exponentiell beschleunigendes und so außer Kontrolle geratendes finanzielles Wachstum statt, dem eine ebenso ausufernde Verschuldung gegenübersteht. Es wird versucht, diese durch ein gefordertes stetiges Wirtschaftswachstum auszugleichen, denn irgendwo müssen ja die zu bedienenden Zinsen der Kredite herkommen. Man betrachte das nur einmal logisch - bei gleichbleibender Volksgröße und erreichter Marktsättigung ist jedes weitere Wirtschaftswachstum überflüssig, da hierfür gar kein Absatzmarkt vorhanden sein dürfte. Aber jede Volkswirtschaft ohne ein solches Wachstum sei krank - stattdessen wäre sie voll gesund, wenn sie sich auf gleicher Ebene weiterbewegen würde. So wird die Zinsbelastung der Staatshaushalte allein durch das Zinsezinsssystem immer höher, bis das Finanzsystem nach 50 bis 60 Jahren explodiert und ein Crash stattfinden muss. Und dieser Zeitpunkt ist eben jetzt in etwa erreicht, und wenn wir von der letzten Währungsreform um 1948 ausgehen, sogar bereits überschritten.

Wie eigentlich allgemein bekannt, muss jede Volkswirtschaft ihre Währung ihrer Wirtschaftsleistung gegenüber dem internationalen Umfeld anpassen und im Bedarfsfall abwerten können, wodurch sich die Exporte verbilligen und Importe verteuern und sich so für die betreffende nationale Wirtschaft wieder von allein ein wettbewerbsfähiges Gleichgewicht einstellen kann.

Und dieser Regelmechanismus ist den EU-Staaten durch den transnationalen EURO genommen, wodurch zwangsläufig sich mehr und mehr verschärfende Spannungen aufbauen, die ein gemeinsames Europa nicht fördern, sondern dieses stattdessen spalten. Ein deutlicher Beweis hierzu:

Bei dem Vorläufer des EURO, damals als ECU benannt, hatte man als ersten Schritt zur Währungsunion im „Europäischen Währungssystem“, dem EWS, bereits die Wechselkurse der nationalen Währungen zum ECU fixiert. Und - das zeigte sich als unhaltbar - zwischen 1979 und 1997 mussten 22-mal die Kurse neu angepasst werden! Das zeigt deutlich, dass die nationalen Volkswirtschaften ständige nationale Währungsanpassungen benötigten und ein transnationaler EURO auf Dauer keinesfalls funktionieren konnte, ohne

wirtschaftliche Schädigungen in den einzelnen Ländern. Und obwohl dieser Beweis vorlag, hat man dennoch aus politischen Illusionen heraus den EURO durchgesetzt.

Dies alles zeigt, dass die immer gigantischer werdenden Rettungsschirme völlig verfehlt sind und es aus dem Zinsezinsdesaster kein Entkommen gibt! Wir müssen diesem bevorstehenden Crash ins Auge sehen, der systembedingt in zyklischer Folge stattfindet. Eine künftige Abhilfe kann nur durch ein zinsloses Geldsystem erfolgen - die islamische Welt mit ihrem Zinsverbot zeigt, dass das durchaus realisierbar ist - aber hierzu gibt es keinerlei Anzeichen. Im Gegenteil - die Hochfinanz dürfte einen solchen Ansatz scheuen, wie der Teufel das Weihwasser, und so wird es wohl vorerst mit dem Start in einen neuen Crashzyklus so weitergehen.

Zum anderen ist es zwingend notwendig, zu den nationalen Währungen zurückzukehren, also auch zu einer D-Mark 2, die nach vielen Hinweisen bereits sicherheitshalber gedruckt vorliegen soll, wobei der EURO als transnationale Verrechnungsbasis, gegen den die nationalen Währungen dann frei anpassbar sind, durchaus beibehalten werden könnte.

Das Argument, wir müssten den EURO unbedingt bereits aus nationalem Interesse am Leben erhalten, da dann Kredite von derzeit etwa 80 Milliarden verloren seien, hat keine Berechtigung, denn der Schaden wird größer und größer, je länger sich diese Agonie des Euro noch hinzieht. Und wenn man diese Rückkehr zu nationalen Währungen geordnet vollzieht, sind entsprechende Anpassungsregelungen durchaus denkbar, die diese Kreditverluste dann auf ein Minimum reduzieren könnten.

Bleibt die Frage, ob man sich nach dem zu erwartenden Crash dann zu einer goldgedeckten Währung entschließen sollte, wofür vieles zu sprechen scheint. Diese bei näherer Betrachtung recht diffizile Frage, wie auch das Problem der statt des ursprünglich unverrückbaren Grundsatzes der Subsidiarität* immer autokratischer ausufernden EU soll in einem nächsten Beitrag behandelt werden.

Ihr H.-P. Thietz

*Subsidiarität - vorrangig verbleiben alle Rechte national, sofern in Sonderfällen kein zwingender Grund einer zentralen Regelung für alle Staaten besteht.

Quantensprünge der Planeten

Kurt Schildmann †

Ein erster unumstößlicher Beweis für ein äußerst signifikantes kosmisches Einwirken auf die Stabilität der Bewegungen der Erde im Weltall um das Jahr 670: Der unregistrierte Präzessionsprung um vier Grad um etwa 670 übersprang $4 \times 72 = 288$ Phantomjahre.

Alle früheren Präzessionsprünge oder Polsprünge können andererseits bislang nicht astronomisch bewiesen werden. Heribert Illigs These von den fehlenden 297 Jahren empfängt hiermit einen vollgültigen astronomischen Beweis.

Werner Papke zeigte mit übertriebenem Eifer, dass die Präzession (nämlich das aus ihr resultierende „Platonische Jahr“ von etwa 26.000 Jahren) zu den geometrisch/numerologisch/harmonischen Bedingungen zur Ausprägung von Weltzeitaltern gehört. Auf seinen Spuren wandelt Hancock, der das Alter des Sphinx bei der Cheopspyramide durch die Einschaltung der Präzession auf etwa 15.000 Jahre berechnet, indem er annimmt, dass der Sphinx (eigentlich ein ruhender Löwe) bei seiner Ausmeißelung sein Antlitz dem Tierkreiszeichen des Löwen zuwendete, also die Zeitdistanz von Fische, Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe = $6 \times 2160 = 12.960$ Jahre. Die meisten Leser wissen, dass das Zeitalter der Fische zu Ende gegangen ist. Der Punkt des Sonnenaufgangs zur Zeit der Frühlings-Tag-und-Nachtgleiche wandert also gegenwärtig in das Tierkreiszeichen Wassermann. Natürlich wussten die Astronomen von Babel sehr wohl, in welchem Tierkreiszeichen zu ihrer Zeit dieser Sonnenaufgangspunkt lag.

Heribert Illig hat, u. a. in seinem Bestseller „Das erfundene Mittelalter“, (1996 Düsseldorf), die These aufgestellt, dass 297 Jahre, von etwa 610 bis 910, in der Geschichte des Abendlandes gar nicht absolviert worden seien. Sein Bulletin ZEITENSPRÜN-

GE hieß um 1995 noch VORZEIT-FRÜHZEIT-GEGENWART (VFG). Ich schrieb in VFG Nr. 1/95 einen Kommentar dazu unter der Überschrift „Relativierte Chiliastik“. Ich fragte einige Jahre später Herrn Illig, wie es um unseren Eintritt ins Wassermann-Zeitalter stünde. Müssten wir nicht noch dreihundert Jahre warten? Keine Antwort.

Nun hat der Polyhistor Uwe Topper, Verfasser des epochalen Buchs „Die Große Aktion“ (1998), in SYNESIS Nr. 1/1999 Illigs Phantomjahre in seiner Studie zur Geschichte des Schweißstuchs Jesu, zurzeit in Turin, verwertet: „Wie alt ist das Schweißstuch Jesu wirklich? Neue Schlussfolgerungen aus den jüngsten Forschungsergebnissen!“. Er kommt zu dem Schluss, dass das Schweißstuch frühestens im 6. Jahrhundert bekannt wird. Etwa hundertfünfzig Jahre plus die Illigschen 297 Phantomjahre genüßten, laut Topper, um das Christentum in Europa in Erscheinung treten zu lassen. Vom Präzessionsproblem spricht Topper nicht.

Immerhin: Von Illigs und Toppers Chronologie-Arbeit beeindruckt, schlage ich nun vor, einen Präzessionssprung von etwa vier Grad (= 288 Jahre, neun Jahre weniger als Illigs 297 Phantomjahre) in die globale Weltgeschichte einzubauen. Wie astronomisch gesichert, findet der Eintritt ins Wassermann-Zeitalter gegenwärtig statt. Es gab tatsächlich eine kosmische Einwirkung auf die bekannte platonisch/pythagoräisch/babylonische Taumelbewegung der Erde, nur ein ganz leichter Stoß reichte, um ein Vorrücken von vier Grad des Frühlingspunkts zu bewirken. Wäre der Stoß stärker gewesen, dann hätte der Globus selbstverständlich kippen können, was, den Überlieferungen zufolge, sich innerhalb von zwölf bis vierundzwanzig Stunden abspielt, also langsam genug, um schrecklichste Auswirkungen zu be-

grenzen (schlimmer wären Asteroideinschläge). Ein Vorgang, der die Erdrotationsgeschwindigkeit oder die Umlaufgeschwindigkeit der Erde um die Sonne nicht beeinträchtigt.

Wahrscheinlich hätten Kopernikus und Newton, gottgläubig, wie sie waren, keine Schwierigkeiten gehabt, eine Präzessionsstörung anzuerkennen. Ein römischer Kardinal, gefragt, warum er kein Flugzeug besteige, soll geantwortet haben: „Dann bin ich doch zu sehr in Gottes Händen“. Die moderne, selbstherrliche Menschheit käme sich, bei der Anerkennung von Gott oder Göttern, abhängig, kontrolliert oder gar gefährdet vor. Folglich gibt es keine Präzessionsprünge, keinen kippenden Globus, keine Quantensprünge im Planetensystem, gemäß majoritätsgesicherter, propagierter Meinung. Sind Wahrheitssucher wie Illig und Topper etwa Unruhestifter?

Glücklicherweise steht die Wahrheit heute höher im Kurs als zu Zeiten der Entstehung neuer, missionierender Religionen. Die Chiliastik, der Glaube, dass mit Ablauf von tausend Jahren eine neue Weltordnung kommen muss, hätte zu Vernichtungsorgien führen können. Offenbar war das byzantinische Christentum bzw. deren Kaiser im 5. und 6. Jahrhundert so chiliastisch begeistert, dass man versehentlich oder irrtümlich das Ende von tausend Jahren, die Wiederkehr von Christus, nahe herbeigekommen sah. Mit falschen oder gefälschten Jahresberechnungen wurde ein angebliches Datum 1000 erreicht (obwohl eigentlich 297 Jahre fehlen).

Es passierte kaum etwas, Christus kam nicht. Er kam auch dreihundert Jahre später nicht, als tausend Jahre (unerkannt) tatsächlich abgelaufen waren. Das war ein harter Schlag für die römische Kirche, uneingestanden, aber agitatorisch überspielt. Trotzdem katastrophal, denn die Intelligenz wandte sich der Renaissance zu. Dar-

aus erwachsen Wissenschaften, Entdeckungsreisen, Reformation. Zuletzt laizistische Staaten mit Privilegien für alle Bürger. Für viele westliche Menschen ist die Erde geradezu himmlisch, und alles das gewissermaßen, weil Christus bereits zweimal seine Rückkehr versäumt hat. Die modernen Kirchenoberen gehen so weit, uns zu empfehlen, nicht an Apokalypse oder Weltuntergang angesichts der nächsten, ziemlich brüchigen Jahrtausendwende (es fehlen doch Illigs 297 Jahre) zu denken.

Wahrscheinlich war das mit den tausend Jahren in der Heiligen Schrift auch gar nicht so wörtlich gemeint, denn die Wahrsager operierten vorzugsweise mit babylonischen 360 und Vielfachen davon, wie auch die Maya in Amerika. Das laufende Maya-Weltzeitalter soll 2012 zu Ende gehen. Doch wenn überhaupt, dann erst 297 Jahre später. Also Zeit genug, um gegenzusteuern, klug, wie wir sind ... Für Wahrheitssucher vom Schlage Illig ist die Majoritätsphilosophie maßgeblich, die besagt, dass die Weltgeschichte eine Abfolge von Zufällen ist. Die für manche allgegenwärtigen, aber dennoch umstrittenen UFOs bleiben bei ihm außerhalb ernster Berücksichtigung. Dazu kommt: Mit seiner Entdeckung der fehlenden 297 Jahre hat er sich Ärger und Arbeit eingehandelt, in einem Umfang, die einen Menschen zermürben können. Ich fühle mit.

In der UFO-Literatur ist immer mehr von Ablehnung der Aliens und ihres Treibens auf der Erde die Rede. Eigentlich Ratlosigkeit, denn weder freudige Begrüßung noch demütige Unterwerfung zeigen Ergebnisse. Die Anonymität in Menschenmassen lässt vergessen, macht sich sicher fühlen. Angebliche Entführungen, das Verschwinden von Menschen, können hingenommen werden wie Verkehrsunfälle auf Straßen, im Flug, auf See. Verglichen mit Genozidkämpfen auf dem Balkan oder in Tibet kaum der Rede wert. Für die brodelnden Menschenmassen in den Hochkulturstaaten unwichtig wie der Urknall oder die Erschöpfung der Sonnenenergie in Jahrmilliarden.

Auf die „Welt der Priester“ im Mittelalter folgte eine neue Welt, die der „Gelehrten aus zahlreichen Wissenschaftszweigen“. Besonders handfest treten heute die Spezialisten der Chemie, der Technik und der Genetik in Erscheinung. Die Vertreter der Geisteswissenschaften werden abgedrängt.

Desto fester schließen sie sich zusammen, allerdings mit unterschiedlichen Ambitionen: konservativ die meisten, modernistisch wenige. Selbst ernannte Aufpasser sorgen dafür, dass die Modernistischen nicht ausbrechen, überragen, und dass sie in den Fachzeitschriften kein Gehör finden. Konsequent baut sich ein Gegenlager auf, weniger gut alimentiert, in welchem zahlreiche Grüppchen um ihr jeweils eigenes Lagerfeuer sitzen und ihr eigenes, von den „Offiziellen“ verachtetes Süppchen kochen. Und trotzdem sind für Insider die Natur- und Geisteswissenschaften heute weithin verschmolzen, angesichts der Entschlüsselung des Aufbaus der Materie und der menschlichen Fähigkeit zum Nachbau anorganischer und organischer Verbindungen und Strukturen. Der Schöpfer ist quasi unter uns, bzw. seine Genies, seine Söhne.

Unter den zurückgebliebenen Geisteswissenschaftlern, den Würdenträgern mit hohen Ämtern, glaubt man, mit Bannsprüchen und Dogmen Positionen halten zu können. Die großartigsten, unkonventionellsten Ideen mögen hier und da auf Erden gedacht werden. Sie werden aber nicht publiziert, werden nicht zur Diskussion gestellt. Unter den Bedingungen der Kontrolle der hehren Geisteswissenschaften, der geistigen Kosmologie, durch die skurrilen Aufpasser und Wächter ist also gegenwärtig nirgendwo etwas Herausragendes zu sehen. Sheldrakes „Gedächtnis der Natur“ markiert mittelalterlich-mystisch, ebenso wie im Post-Indus-Indien, den direkten Weg zur Selbsterlösung, zum Urschöpfer.

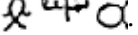
Im Jahresheft 1971 der SDL (Studiengemeinschaft Deutscher Linguisten *1956 Bonn), genannt AES (ACTA ET STUDIA), Monatsbeitrag 6/71, findet sich mein Beitrag „Quantensprünge der Planeten“. Mit dem Beitrag erklärte ich die rhythmischen Übergänge und Perioden kalt/dunkel, warm/hell, und eventuell heiß/grell-hell in der Geschichte der Erde, Eiszeiten einbezogen.

Besonders eindrucksvoll ist, was das Popol Vuh der Maya zum Thema bringt. Diese meine hohe Einschätzung stützt sich vor allem auf meine Entzifferungen seit 1994 (Indusschrift, Cuenca/Peru, Burrows-Cave-Texte, Illinois/USA, Glozel-Texte in Frankreich). Die Popol Vuh-Mitteilungen sind großartig: Die Ersatzsonne der fortgeschleuderten Erde heißt 7-Ara-ara im Popol Vuh. Heute, in Ergänzung meines Modells von 1971 (ich dachte damals an einen

gleichzeitigen ruckartigen Sprung im ganzen Planetensystem), kann ich präzisieren: Die abstoßende Kraft geht vom Zentrum, von der Sonne aus (gleichermaßen folglich beim Atom: Der Kern spielt mit seinen um ihn kreisenden Elektronen). Der Stoß wirft den Merkur zur Venusbahn, Venus wird dann mit Merkur zur Erdbahn geschleudert, alle drei erreichen, mit Mars, den Jupiter, dort werden sie in Jupiters Trabantsystem eingebaut. Dieses vergrößerte Jupitersystem wandert weiter und nimmt wohl alle äußeren Planeten auf: Die Sonne ist nur noch ein kleiner gelber Punkt. In der Jupiterwärme, in seinem matten Eigenlicht, überwintern die Menschen in unterirdischen Städten, leben von Pilzkulturen wie Termiten und Ameisen, arktische Flora und Fauna überlebt auf der Außenhaut der Erde, möglicherweise auch tropische Flora und Fauna in künstlichen Gärten, sicherlich unter Oberaufsicht der Weltraumhabitate (Lutz Gentes), die auch gegenwärtig die Erde kontrollieren.

Hans Andersen lässt durchblicken, dass Jupiter diese Ersatzsonne war. Dafür, dass 7-Ara-ara „Jupiter“ bedeutet, gibt es in alten Texten hundertfache Bestätigungen, insbesondere für die 7. Jupiter und seine Zahl 7 ist global dominant. Bei den Maya hat Mars die Grundzahl 9, Venus die 8, und Jupiter die 7. Dass Merkur die Grundzahl 4,5 (4 Finger und einen halben) hat, hatten sie offenbar vergessen. Jedenfalls ist in allen vier Fällen die Summe der 1., 2. und 3. Potenz der Grundzahl die Anzahl der Tage ihres synodischen Umlaufs, wie bereits einmal oben erwähnt, enthalten. Ich weiß, wie es auch Dr. Werner Papke weiß, dass der von sogenannten Geisteswissenschaftlern ausgebildete moderne Mensch über alle Zahlenharmonien im Planetensystem und im Mikrokosmos nur müde lächelt. Höchstens unverdorben vierzehnjährige Kinder könnten nachrechnen und staunen.

Im Falle Jupiters ist es 7 plus 49 plus 343 = 399. Im Mayaland und in der Induskultur hat man 399 aufgerundet zu 400 und wählte ein Quadrat als Symbol für 400, für Jupiter. Das ist in den alten Texten hundertfach anzutreffen, mit den klaren Epitheta -pa („Beschützer“), pi-ta („Vater“), tata („Vater“), ka-ra („Schöpfer“), ya-tri („Rächer“), usw. Jupiter ist der Stern der 7, auch deswegen, weil, wenn man die Masse aller Planeten als 10 bezeichnet, 7 davon allein auf Jupiter fallen. Schützend, wie ein Staubsauger, zieht er vagabundierende

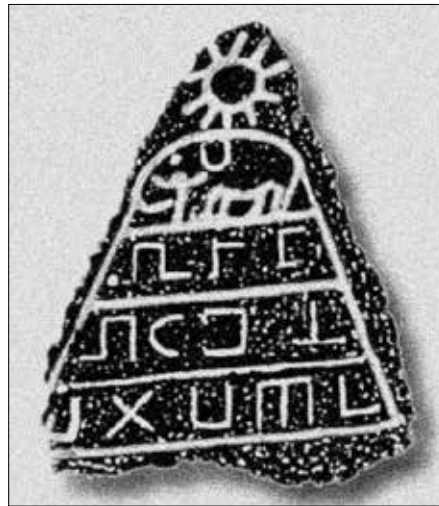
Himmelskörper oder Meteore etc. an sich. In der Induskultur instituierte man ihm zu Ehren die 7-Tage-Woche mit der Regel: 6 Tage arbeiten, der 7. Tag wurde genutzt für das „Ausruhen der 5 Glieder“ (eine Sanskrit-Floskel) = panca-anga = .

Nach dem „Quantensprung“ Richtung Jupiter lebte die dezimierte Menschheit weitgehend unterirdisch. Der die Erde begleitende Mond hatte vielleicht minimales Licht, Reflexlicht vom schwach schimmernden Jupiter. Pit Schellenberg bringt ergänzende Betrachtungen zu den unterirdischen Städten (SYNESIS Nr. 1/1999).

In zweifellos gesetzlich-pünktlicher Impulsabfolge sprangen die Planeten zur richtigen Zeit zurück in die vorher innegehabten Bahnen, wie sie uns heute so gut, auch als harmonisch angelegt, bekannt sind. Dieses kurze, nur anscheinend „wilde“ Ereignis wurde in Griechenland tradiert als „Trojanischer Krieg im Himmel“. Dabei mochte der Planet Mars durch das Riesenraumschiff ATHENA in seiner Umlaufbahn lädiert worden sein (Homer, Ilias: Athene lädiert ihren Bruder Mars). Dies ist nachprüfbar, weil seine synodische Umlaufbahn, ideal = 819 Tage, auf 780 reduziert wurde (von $9 + 81 + 729 = 819$). Das könnte in künftigen „Quantensprüngen“ repariert werden.

Das Ara-ara im Popol Vuh heißt nur im Rebus „Papagei“. Gemeint ist Jupiter. Mit seinen vielen Trabanten gilt er als überaus „prächtiger Vogel“. So auch in Industexten (Abbild des Industextes M-274). Jupiter, der Vogel der Schönheit, ein globales Epithet aus den Zeiten, als von „Göttern“ geförderte Hochkultur auf Erden herrschte.

Geheimniskrämerei ist fehl am Platz. Unter potenziell zahlreichen Lesern könnten einige wünschen, die Beweiskraft des hier gebrachten Indus-Kulturtextes nachzuprüfen. Es ist das Abbild eines Siegels, somit spiegelverkehrt. Der Abdruck, das Aufdrücken des Siegels, bringt das korrekte Bild zum Vorschein: Wie in allen Industexten muss auch hier von links nach rechts gelesen werden, in der Richtung, in der abgebildete Tiere marschieren oder schauen. Hier ist das Tier ein „Einhorn“, zumeist dann erscheinend, wenn der Text kultisch ist. Weil die zumeist syllabar-phonetische Indusschrift so unglaublich einfach konstruiert ist, konnte sie seit fast hundert Jahren nicht entziffert werden, obwohl es hundert „pictorial bilinguals“ gab, etwa nach dem Modell des geradezu panamerikanischen „Elefanten in



Die „Elefantenpyramide“. Von dieser Darstellung gibt es in Mittel- und Nordamerika korrekte und weniger korrekte, uralte Kopien.

der Pyramide“ (s. Abb.). Und natürlich dachten und schrieben so hochintelligente Schreiber nicht in einem obskuren exotischen Dialekt, sondern in einer Weltsprache, Sanskrit.

Was denken sogenannte Meister, die ihren Schülern den Kopf verdrehen, über eine Weltsprache in vormaliger Zeit? Abwinkend, denn ihr persönlicher Vortrag, das ist Weltsprache. In der Indusschrift verwendet man sauber gezeichnete, transparente Piktogramme als „Einführungshilfe“. Zeichen Nr. 3 ist ein Vogel. Zeichen Nr. 4 gehört zur Serie der Silben mit anlautendem Y-. Hier ist das Wort Yri („Schönheit“) gemeint, ein Sonderfall, denn mehrfach heißt es in anderen Texten, dass Schönheit der Zweck der Schöpfung sei. Der Respekt vor diesem Sonderzeichen ist so erhaben, dass das Zeichen, wie sich aus zweitausend von mir übersetzten Texten herauslesen lässt, niemals sinn- oder zweckentfremdet als phonetisches Zeichen, über Rebusverwendung, genutzt wurde. Es stand also unter Tabu. Der „Vogel der Schönheit“ ist also sowohl ein bunter Papagei und gleichzeitig ein Ehrentitel für das großartige Jupitersystem, wie es von den wahren Meistern und Lehrern der Menschen der Urkultur, den Herren der planetarischen Schiffe, beschrieben wurde. Die Zeichen Nr. 5, 6 und 7 gehören zum hundertfach bestätigten phonetischen Grundbestand der Indusschrift.

Diese „Herren der Weltraumhabitate“ (Lutz Gentes), genannt Hiranyapura (= „Goldstadt“), oder Indrapura („Indras Stadt“), waren, wie ich denke, ohnmächtig gegenüber „Quantensprüngen“ der Planeten. Ihre Habitate

„flogen mit“, unbeschädigt, wie im Wesentlichen auch die Erde, Venus usw. Allerdings setzten sie sich für Rettung und Konservierung dessen ein, was durch geringe Sonnenlichteinstrahlung absterben würde, denn vieles davon war ja ihr Werk, war auch Produkt ihrer genetischen Manipulationen und Züchtungen. Sie sind, mit all den lebendigen Werken der Schöpfung, uns einbezogen, Teil des Lebens im Weltall, das es immer wieder zu retten und mit Experimenten höher hinaufzuzüchten gilt, sowohl mit dem „Hirtenstab“ als auch mit der Geißel. Das Kippen des Globus oder Präzessionssprünge können die Herren mit ihren Geißelschlägen, im Sinne ihrer Pläne, bewirken. Natürlich auch das Ablenken oder ins Ziel leiten vagabundierender Asteroiden: geplante Geißelschläge, Umpflügen der Erdoberfläche, neue Pflanzungen anlegen, alles mit Maß und Verstand, Absicherung der Schönheit und Langlebigkeit, bei Teilhabe auch von Erdlingen.

Hans-Joachim Zillmers Dokumentation in seinem Werk „Darwins Irrtum“ ist unumstößlich. Seit undenklicher Zeit funktionieren die oben aufgezählten Schemata, einmal die des Urschöpfers, zum andern die der sogenannten Götter in den Habitaten, wo immer sie beliebten sich aufzuhalten: hinter dem Mond, tief im Ozean, vielleicht gar im Innern der Gebirge. Überall können sie uns erreichen, können sie intervenieren. Bewährte Flugzeugpiloten sind machtlos gegenüber dem „Blackout“, auch wenn sie in „Air Force No. 1“ Präsidenten befördern. Es gibt keine Sicherheit, es sei denn, wie ich meine, sich der Sprache dieser Herren im Planetensystem anzunähern. ■

Anm. d. Red.:

Kurt Schildmann war der Präsident der Studiengemeinschaft Deutscher Linguisten (SDL) in Bonn. Er hatte in mühevoller Kleinarbeit die Indusschrift übersetzt, an der Generationen von Sprachforschern scheiterten.

Seine Übersetzungsarbeit war im EFO-DON e. V. als EFODON-DOKUMENTATION DO-26 »Die Entzifferung der Indusschrift. Chronologischer Bericht der Entzifferungsarbeit« erschienen (inzwischen jedoch vergriffen).

Dieser Beitrag wurde erstmals in EFO-DON-SYNESIS Nr. 32/1999 veröffentlicht.

Thema Radiästhesie

Cuzco Stadt

Ferdinand W. O. Koch

Cuzco in Peru ist die spätere Inkahauptstadt, nach Caral. Heute ist sie eine Provinzhauptstadt. Jetzt ist sie mittlerweile der Ausgangspunkt für touristische Ausflüge nach Písaq, Ollantaytambo, Machu Picchu usw., und natürlich nicht zu vergessen zur oberhalb der Stadt gelegenen Festung Sacsayhuaman. Berühmt durch die Zyklopenmauern und die verschachtelte Bauweise ihrer Mauern sowie das daneben liegende „Sonnenheiligtum“.

Überraschend sind die alten Inka-mauern in der Stadt. Staunend gehen die Touristen vorbei und denken: „Wie verrückt müssen doch diese Leute gewesen sein, sich eine solche Arbeit bei der Steinverlegung zu machen“. Nicht ahnend, welches hohe Wissen in diesen Mauern steckt.

Eine gewisse zeitlang verwendete man diese Technik auch bei anderen Bauten, wie Palästen usw. Interessant sind Mauern in den Straßen der Stadt, die Heilzwecken dienten. Dies ist so eine Mauer in Cuzco (Abb. 1). Die beiden dickeren Pfeile zeigen auf die beiden Schlangensteine. Sie sind eine Erinnerung an Außerirdische, die hier waren. Die anderen Pfeile verweisen auf Heilwarzen an den Steinen.

Die Schlange symbolisiert Außerirdische von einem Planeten außerhalb unseres Sonnensystems, die unsere Erde besuchten. Die beiden Löcher stehen für die beiden Astronauten. Das Oval stellt unsere Galaxis dar, von der sie aber nicht kamen (Abb. 2). Sie landeten 1504 etwa zwanzig Kilometer südöstlich von Cuzco und blieben zwölf Jahre, um Bodenschätze abbauen zu lassen.

Auf dem zweiten Stein haben



Abb. 1: Die beiden dickeren Pfeile zeigen auf die beiden Schlangensteine.

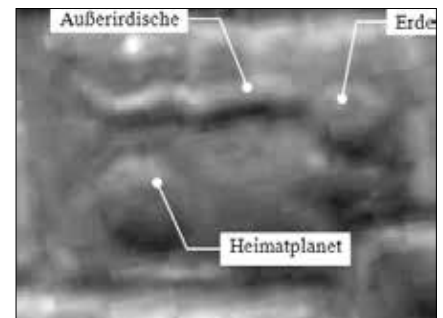
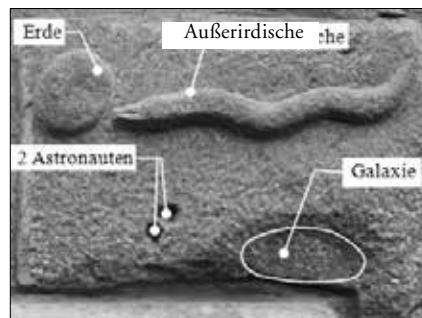


Abb. 2 und 3: Ausschnitte aus Abb. 1.

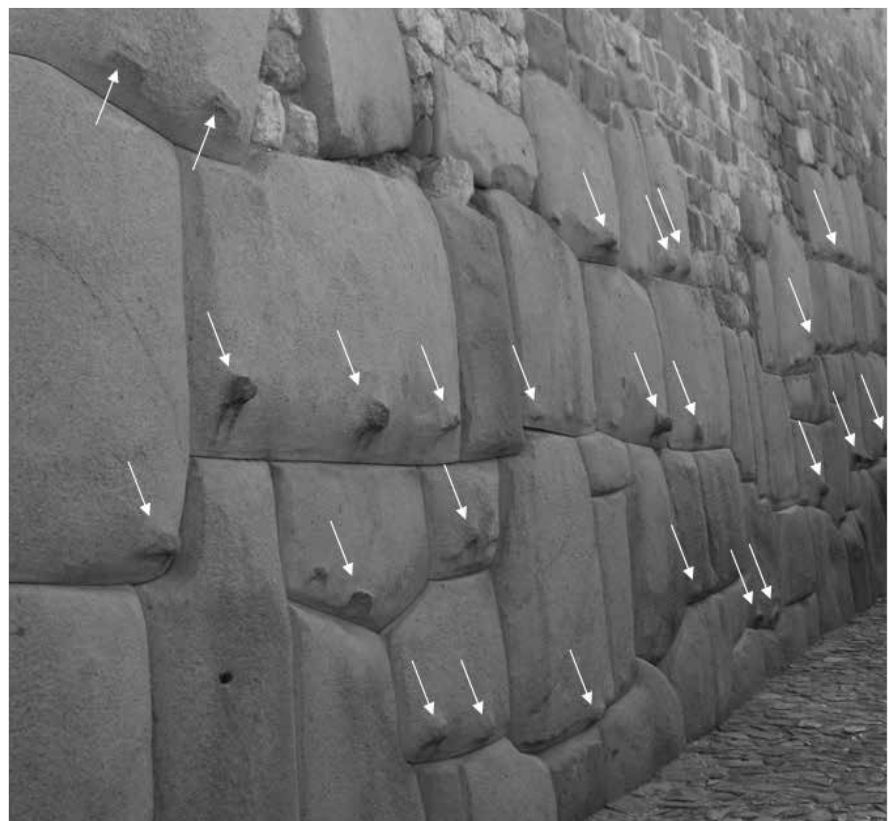


Abb. 4

wir eine Schlange und zwei Planeten. Der eine ist unsere Erde, die besucht wurde, und der andere ist der Heimatplanet der Außerirdischen aus dem Sternbild Sirius. Er ist bedeutend größer dargestellt als unsere Erde (Abb. 3). Somit dürften die Astronauten einige Schwierigkeit mit unserer Erdanziehung gehabt haben. Sie landeten 1522 etwa 650 Kilometer südöstlich von Cuzco. Sie waren den Menschen freundlich gesinnt und lehrten sie viel Wissenswertes. Auch sie ließen Bodenschätze abbauen und blieben acht Jahre.

Als feststand, dass Sacsayhuaman vorerst nicht fertiggestellt wird, befahl der Baumeister, dass die Mauern eines angefangenen Heilgebäudes vom Festungshügel abgebaut und in der Stadt für ein anderes, dringend notwendiges Gebäude verwendet werden sollten. So brauchte man keine neuen Steine zu erstellen. Da anscheinend Eile geboten war, nahm er keine Rücksicht darauf, in welcher Höhe die Heilsteine verbaut wurden. Doch auch dieses Gebäude konnte nicht fertiggestellt werden, so haben spätere Generationen die Mauern für andere Zwecke benutzt. Die Heilwarzen der Steine sind so natürlich ohne Leiter für die Menschen nicht mehr zu erreichen. Hätte ich alle Heilwarzen markiert, würde man den Wald vor Bäumen nicht mehr sehen (Abb. 4). Doch was soll's, heute weiß sowieso keiner mehr Bescheid.

Die berühmten typischen trapezförmigen „Fenster­nischen“ waren übrigens keine zugemauerten Fenster, sondern dienten der Stabilität der Mauer bei den immer wieder auftretenden Erdbeben. Ferner wurden sie als Ablageplätze für die Gebrauchsgegenstände im Haus, quasi als Schrankersatz, genutzt. In Stütz- und Außenmauern dienten sie in erster Linie der Stabilität. Selten stellte man Figuren hinein.

Wie kam es nun zu diesen ungewöhnlichen Fenstern und Türen? Die Lösung war äußerst überraschend. Ein „Hofbeamter“ des Inka hatte von Kindheit an die Gabe, Naturgeister zu sehen. Eines Tages sagten ihm die Bergschatzen, man solle



Abb. 5 und 6: Die berühmten typischen trapezförmigen „Fenster­nischen“.



in dieser Weise bauen, dann wären die Gebäude sicherer. Also machte man Versuche im Kleinen, und da sie positiv ausfielen, befahl der Inka vor 1137 Jahren, ab sofort alle Häuser so zu bauen.

Fenster- und Türnischen wurden nur bei besonderen Räumen angewendet. So etwa in einem Haus ohne Dach, in dem sich die Bürger (Männer) einmal pro Jahr versammeln mussten, um die Gesetze zu hören und zu lernen. Ohne Dach, damit der Segen von oben gewährleistet ist. Ansonsten benutzte man diese Technik bei Mauern, die nicht von hinten

beispielsweise durch Erde gestützt sind, zur Stabilität. Übrigens hat man bei uns alle Bergwerkstollen ebenfalls trapezförmig angelegt. Waren auch hier die Bergschatzen die Ratgeber? → Schratzelgänge.

In Erdbebenzonen wäre man gut beraten, dieses alte Wissen zu verwirklichen.

Ferdinand W. O. Koch,
Siegdsdorfer Str. 1, D-81825 München

Wo findet man das morphogenetische Feld?

Katharine Laura Bräuer

Eines Morgens klingelte das Telefon, eine höfliche Männerstimme fragte, man habe ihm gesagt, Sie wüssten, wo ich das morphogenetische Feld finden kann. Ich zögerte etwas und antwortete dann, ich würde empfehlen, doch einen Physiker danach zu fragen. „Das habe ich doch bereits getan, aber da habe ich so viele unterschiedliche Meinungen gehört, dass ich erst recht unsicher bin. Dürfte ich sie einmal aufsuchen, und wir sprechen dann darüber?“ Es ist mir recht, war meine Antwort und wir machten einen Termin aus.

Am besagten Tag rollten mehrere große Wagen in den Hof und ich staunte nicht schlecht – sieben würdige Herren standen vor mir, und der eifrige junge Mann entschuldigte sich – die Herren wären allesamt interessiert an diesem Thema. Nun ja, ich bat sie herein und wir setzten uns um den runden Tisch. Da war der Professor aus Tiflis und die Doktoren aus Schweden und Finnland, aus England und Frankreich, den USA und sogar aus Indien. Je nach Temperament schauten sie sich um und ich sah, wie es hinter ihren Stirnen brodelte. Es war deutlich, dass jeder mit einer runden, ihm schlüssigen Antwort aufwarten konnte.

Mit vorsichtigen Worten begann jetzt einer und meinte, das morphogenetische Feld sei ganz eindeutig eine Substanz, aus welcher sich ab und an Dinge herauskristallisierten, die ungeplant und überraschend auf der Erde auftauchten. Sofort erwiderte aber nun der Herr neben ihm, das könne es doch nicht sein, seiner Meinung nach sei es eine Energie, die von Menschen gesteuert Phä-

nomene hervorbrächte. Der Dritte sagte daraufhin, diese Möglichkeit habe aber nicht jeder Mensch, nur ganz besonders Begabte seien dazu imstande. Und der Herr aus Indien bekannte, nicht der Mensch, sondern eine Gottheit würde sich dieser Sache annehmen und sie nach seinem Dafürhalten handhaben. Die geistige Welt beobachte uns Menschen, und wenn die Menschen sich würdig verhalten hätten, bekämen sie ein Geschenk als Belohnung. Das ist aber ungerecht, denn viele Menschen bemühen sich und solche wunderbaren Belohnungen kommen doch viel zu selten. Und dann weiß man ja noch immer nicht, wo sich dieses „Feld“ befindet und ob es willkürlich oder gar ziellos „handelt“. Der kritische Herr lehnte sich zurück und seine skeptischen Blicke wanderten von einem zum anderen. Es war ganz klar, jeder Einzelne hatte sich ein fest umrissenes Bild von diesem Feld gemacht und war nicht bereit, eine andere Vorstellung gelten zu lassen.

Da einen Augenblick niemand etwas äußerte, meinte ich, was würden Sie davon halten, wenn dieses geheimnisvolle Feld vielleicht so groß wäre, dass jede Ihrer Ansichten einen Aspekt darstellte, und dass die Summe aller Aspekte erst zeigen würde, um was es sich handelte. Erstaunen und auch leichte Empörung spiegelte sich in den Gesichtern. Jeder sollte in gewisser Weise recht haben?

Unruhe breitete sich aus. Ich weiß, ich weiß, setzte ich daher schnell hinzu, jeder von Ihnen hat nun sein ganzes Leben darum gekämpft, eine schlüssige Antwort zu finden, und es stimmt ja tatsächlich, dass Ihr Fleiß

sich gelohnt hat. Aber wäre es nicht möglich, Sie hätten sich um Ihre Erkenntnisse eine kleine Mauer gebaut und hätten sich damit selbst von einer Gesamtsicht ausgeschlossen? Wenn diese Eingrenzungen nun aber durchsichtig wären, wie eine Glaswand? Und diese Durchsichtigkeit entstünde durch Akzeptanz aller formulierten Vorstellungen? Würde nicht dadurch eine wunderbare Horizonterweiterung, eine ganz große Sicht möglich?

Der Gedanke, dass das morphogenetische Feld gar nicht so weit entfernt ist und es befände sich gewissermaßen eingelagert im Äther über und um uns und wäre für jeden Menschen zugänglich? Und was wäre in dieser Energie enthalten? Von was wird sie „gefüttert“? Sind es die Energiewellen, die jeder Mensch mit seinen Gedanken aussendet – gute und ungute? Ballen sich nicht dann gleichwellige Gedanken zusammen und kommen wieder zurück zu uns? Sind die Phänomene nicht dann Reaktionen auf unsere eigenen „Aussendungen“?

Wir sehen sie zwar nicht mit unseren äußeren Augen, aber wir bekommen sie zu fühlen und dadurch werden sie zu Wirkungen. Und was das allerwichtigste dabei sein kann – unsere Mitverantwortung. Denn wenn selbst unsere geheimsten Gedanken sich dort sammelten und zur Auswirkung kommen, dann hätten wir eine große Macht in Händen, die uns Würde gibt - jedem Einzelnen!

Sie sind hier bei mir zusammengekommen – allein schon das ist ein großer Schritt zu etwas Neuem. Ich bin sehr dankbar dafür. ■

Synesis

MAGAZIN

• Organspende -
Das doppelte Drama

• Unbequeme Fragen
zu den „Römern“

• Falschübersetzung
Enthüllungen zum
Stein von Rosette

• Bronzezeitliche
Ehrensteine
in Norditalien

• Tora Bora - Ein Zugang
zur inneren Erde?

• Der Mutterkessel
in Felsen 1
der Externsteine

• So flogen schon
die Pharaonen

• Hintergründe und
Beschaffenheit
der Induskultur

Thüringen 1945:

**Atombomben
„made in Germany“**

Hier wurden sie umgeladen!

(S. 52)



Organspende: Das doppelte Drama

Ute Fleischmann

Sind wir Egoisten?

Natürlich nicht! Wir spenden gerne, für alle möglichen guten Zwecke, nachdem wir die dafür zuständigen Organisationen auf Herz und Nieren geprüft haben, versteht sich. Unsere ehrbar und mühsam erworbenen Euros sollen ja nicht sinnlos verplempert werden oder nur bürokratische Gebilde füttern, sondern möglichst höheren Zwecken dienen.

Seit geraumer Zeit wird zunehmend und auch recht laut für eine ganz spezielle Variante dieser großzügigen Haltung getrommelt: Die Organspende.

Damit sind nicht nur die allgemein bekannten „Organe“ gemeint, also Herz, Lunge, Leber, Milz, Niere, Bauchspeicheldrüse etc., sondern praktisch *alles*, was von einem menschlichen Korpus verwendet werden kann. (Augenlider, -Linsen, Knorpel, Knöchelchen, Sehnen, Gefäße, Haut, usw.) Das ganze Buffet. Warum denn auch nicht?

„*Da geht sie hin, die Niere!*“ seufzte Prof. Brinkmann so betrübt in einer Folge der Serie „Die Schwarzwaldklinik“, als eine Mutter sich geweigert hatte, seiner Bitte um die Niere ihres verunglückten Sohnes nachzugeben. Der gute Doktor hätte dieses Organ, welches also im Körper des Verunfallten verblieb und wohl bald mit diesem beerdigt werden würde, so gern diesem ex- und einem anderen armen Patienten implantiert, dessen eigene Nieren längst den Dienst versagt hatten und der der Qual der Dialyse überdrüssig geworden war.

Seit Walter Steinmeiers Liebesakt der „Lebendspende“ einer seiner Nieren für seine Ehefrau hat das Thema auch in der Politik deutlich an Fahrt gewonnen und wird vielerorts diskutiert. Die Abendzeitung berichtete kürzlich in der Rubrik „Politik kompakt“: „*Organspende: Jeder wird gefragt... In einer ungewöhnlich emotionalen Debatte hat der Bundestag gestern die Reform der Organspende auf den Weg gebracht. Künftig sollen die Deutschen ab Sommer regelmäßig gefragt werden, ob sie Organe spenden wollen.*“

Die Krankenkassen sollen mit

Organspendeausweis
nach § 2 des Transplantationsgesetzes

Name, Vorname: _____ Geburtsdatum: _____

Straße: _____ PLZ, Wohnort: _____

BZgA Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung

Organspende
schenkt Leben.

Antwort auf Ihre persönlichen Fragen erhalten Sie beim Infotelefon Organspende unter der gebührenfreien Rufnummer **0800 / 90 40 400**.

dieser Aufgabe betraut werden und gleichzeitig als Aufklärer fungieren. Aber: Sind denn die Krankenkassen auch selbst aufgeklärt? Haben sie sich mit allen Aspekten dieses in der Tat diffizilen Themas befasst? Und: Sind sie dazu überhaupt in der Lage? Oder sich gar darüber klar, welche enormen finanziellen Konsequenzen von ihnen zu tragen sein würden, sollten die Werbekampagnen tatsächlich Erfolg nach sich ziehen? Im allgemeinen Sprachgebrauch wird automatisch davon ausgegangen, dass die Anschaffung eines Organspendeausweises, die vielerorts möglich, unkompliziert und auch kostenlos ist, gleichbedeutend ist mit der Bereitschaft, seine Organe zu spenden, oder zumindest ein bestimmtes. Bei theoretischen Umfragen stimmen die meisten Bürger dafür, aber die Diskrepanz zur Praxis ist dann doch erheblich und wird verwundert zur Kenntnis genommen. Oder ist es vielleicht gar nicht so verwunderlich, und der Mensch verspürt unterschwellig ein gewisses Unbehagen, welches ganz subtil - und berechtigt ist?

Dazu befragt wird häufig geantwortet, man möchte sich nicht gern der Gefahr aussetzen, zu früh als Patient aufgegeben und zu schnell als potenzieller Organlieferant behandelt zu werden. Der Gedanke an Dr. Frankenstein sitzt also doch irgendwo im Hinterstübchen!

1979 erlangte der Regisseur *Rainer Erler* (mit dem neuen Filmgenre „Science Thriller“) einen beachtlichen Erfolg mit seinem unglaublich atmosphärisch dichten, ja, geradezu beklemmenden Film „Fleisch“. Diese deutsche Produktion einer in Amerika spielenden Geschichte mit Jutta Speidel, Herbert Herrmann und Wolf Roth in den Hauptrollen thematisierte erstmals - damals absolut avantgardistisch - den Organraub und Organhandel, mit bedrückend realistischer Darstellung von „Fleisch für Dr. Jackson“. Bis heute hat dieser Film, der 2007 neu verfilmt wurde, nichts von seiner Spannung und Dramatik und auch seiner Entsetzlichkeit verloren; er könnte sehr wohl als Mahnmal dafür dienen, welche Auswirkungen eine rein materialistische Denkweise in stringenter Folge nach sich ziehen kann. In den USA hatte *Michael Crichton* 1978 den Roman „Coma“ mit diesem Themeninhalt verfilmt. Die mangelnde Verfügbarkeit von Spenderorganen einerseits und die zeitliche Dringlichkeit andererseits dienen für Leute mit Geld kurzerhand und skrupellos als Gründe für das Ausschlichten „passender“ Personen, nein, Körper, oft nicht freiwillig. So ist inzwischen bekannt geworden, dass in armen Ländern wie Indien, den Philippinen und anderswo, dieser Armut entsprechend viele Menschen eine ihrer Nieren verkaufen und hoffen, von

diesem niedrigen - für sie relativ hohen - Erlös zumindest für eine gewisse Zeit ein besseres Leben führen zu können. Von sorgfältigem Umgang bei der Operation oder einer Nachsorge natürlich ganz zu schweigen!

In Brasilien und anderen Regionen mit vielen auf sich allein gestellten Straßenkindern, die jeglicher Fürsorge und jegliches Schutzes entbehren, kommt es vor, dass sie von Banden geraubt werden, die sie an die sogenannte Organmafia zum „Ausschlachten“ verkaufen. Wer ein neues Organ braucht, interessiert sich meist nicht dafür, woher es stammt. Der riesige „Markt“, der hier entstanden ist, wird ungerne thematisiert und selten publiziert.

In diesem Zusammenhang bekommt die im Marketing so gern verwendete Bezeichnung des „Verbrauchers“ ihre präzise Bedeutung: Nichts ist der Mensch als eine verdinglichte Ware, gesichtslos, austauschbar und unbedeutend, simples „Humankapital“, als sklavisches ausgebeutete Arbeitskraft in einer entwürdigenden Dumpinglohnwirtschaft bis zu seiner finalen Resteverwertung korporaler Art.

Wo, um Gottes Willen, sind wir gelandet?

Kann es allen Ernstes einen ANSPRUCH auf mehrere Organe pro Person geben, eine Konsumierung je nach Bedarf? Man stelle sich Folgendes vor: Kaum stehen Sie bei Rot an der Ampel, reißt ein Wildfremder Ihre Autotüre auf, zerrt Sie heraus, wirft Sie auf die Straße, usurpiert Ihren Wagen, und während Sie noch perplex und sprachlos sind, murmelt der Dieb lapidar, sein Auto sei defekt und irreparabel, also her mit dem Ihren, und das auch noch selbstverständlich. Und wehe, Sie wollen nicht! Dann nämlich sind Sie der Egoist und der ist ein ganz und gar unsoziales Element, welches nur die Verachtung der Gesellschaft verdient.

Ist der Mensch nur Materie? Verstand dasselbe wie Geist? Intellekt identisch mit Weisheit? Ist das Gehirn Sitz der Persönlichkeit? Funktioniert es gar ohne Körper? Oder aber funktioniert Körper doch auch ohne intaktes Gehirn? Was ist Leben? Und was ist Tod? Ohne diese Fragen zu stellen, genau und tief zu beleuchten und sehr präzise zu differenzieren, werden wir wohl nicht auskommen.

Liegt es vielleicht daran, dass wir es gar nicht wissen wollen, weil es unbequem werden könnte? Zeit erfordert? Und Verantwortung? Dass wir das Thema „Tod“ so gut wie möglich verdrängen wollen und deshalb alle Register ziehen, es Johannes Heesters nachzumachen, der es immerhin auf 108 Jahre gebracht hat und noch immer nicht von der Bühne

abtreten wollte. Leben um jeden Preis?

Ärzte empfinden es zuweilen als persönliches Versagen, wenn gestorben wird. Selbst alte Menschen, oder solche, die gehen möchten, weil ihre Existenz schon zu mühsam und vor allem zu schmerzvoll geworden ist, dürfen das nicht, sondern haben oft bis zur Unerträglichkeit und zum Verlust jeglicher Würde an Geräten und Schläuchen zu hängen, um dem Gevatter noch eine letzte Frist abzurufen, die sich die Medizin als zu verbuchenden Erfolg nicht nehmen lassen will. Der selige „Brandner Kaspar“ hat selbiges wenigstens mithilfe von Kirschegeist versucht, aber es ist ihm letztlich dann doch nicht gut bekommen. Wie ist das also mit Sterben und Tod?

Wirft man einen Blick in die Literatur, kann man über die reichlich vorhandenen Schriften zur Thanatologie staunen. R. Moody hat sich ausführlich damit befasst, auch T. Dethlefsen. Ganz wunderbare Bücher dazu hat uns die bekannte Schweizerin Elisabeth Kübler-Ross hinterlassen. Lotte Ingrisch hat mit ihrem sehr brauchbaren „Reiseführer ins Jenseits“ ein großartiges Praxisbuch für Sterbebegleitung verfasst.

Es ist ausgeschlossen, über Organe zu verhandeln und sie verteilen zu wollen, ohne sich mit dem Tod und mit dem Sterben - das sind eben zweierlei - explizit zu befassen.

Um just dieses zu versuchen, hat man sich 1967 auf den Hilfsbegriff „Hirntod“ geeinigt. Dieses Konstrukt - etwas anderes ist es nämlich nicht (!) - wurde notwendig, nachdem Dr. Christian Bernard die erste Herztransplantation in Kapstadt vorgenommen hatte. Die Ärzteschaft musste quasi dieses Etikett einführen, um sich gegen den Vorwurf eines Tötungsdeliktes und die entsprechende Strafverfolgung zur Wehr setzen zu können. An diesem Dreh- und Angelpunkt des sogenannten „Hirntodes“ entlarvt sich das erste Drama.

Den Spendenwollen-Sollenden wird immer erzählt, dass sie ihre Organe ja erst „nach ihrem Tod“ zur Verfügung stellen. **DAS IST DIE LÜGE!** Und das Drama des „Spenders“.

In dem Moment, in welchem der Tod wahrhaftig eingetreten ist, sind die Organe nicht mehr verwendbar! Was also verwertet werden soll, muss definitiv einem noch Lebenden entnommen werden! Ergo ist jede Organspende eine Lebendspende, die allerdings zum Tod des Spenders führt. Dieses dadurch erzeugte, bestenfalls „vorgezogene Sterben“ erfüllt juristisch gesehen im Prinzip den Tatbestand der Tötung, man könnte auch sagen: **Mord!**

Es ist erstaunlich und geradezu erschreckend, wie vehement diese Tatsache

ignoriert, verschleiert, verdrängt wird, wo doch in anderen Lebensbereichen schon bei geringeren Verstößen die Empörung groß und laut wird. Wirkt hier das Prinzip der Opportunität?

Definieren wir Naturgesetze um, sofern jemand einen Nutzen daraus zu ziehen vermeint? Heiligt also der Zweck die Mittel? Wird jedes Mittel „Recht“? Genau so scheint es, folgt man der Propaganda, die sich nicht scheut, hier die „Nächstenliebe“ gern und oft zu bemühen. Dennoch: „Gut gemeint“ ist das Gegenteil von „gut“.

Der sogenannte „hirtote“ Patient ist ein bewusstloser, tief komatöser Mensch, der beatmet werden muss, dessen Reflexe aber noch eindeutige Reaktionsweisen von Lebewesen sind.

Dazu zählen: Herztätigkeit, Stoffwechsel (inkl. der Möglichkeit zu Verstopfung wie Durchfall), Hormonausschüttung, Hautrötung, erhöhter Blutdruck (z. B. bei Besuch von Verwandten oder beim Ansetzen des ärztlichen Messers zur Ausschlachtung), Schwitzen, Blutbildung, Blutgerinnung, sogar Wundheilung und Erektion, unkoordinierte Bewegungen, Schmerz- und Angstreaktionen wie Gesichtsverzerrung usw. Um solch störende Körperaktivitäten wie Zuckungen beim Explanationsvorgang zu verhindern, werden die „Spender“ mit Gurten festgeschnallt und partiell betäubt; man erwägt inzwischen eine Komplettanästhesie.

Vor vielen Jahren ging der Fall des „Erlanger Babys“ durch die Schlagzeilen, bei dem eine als „hirtot“ bezeichnete Frau eine Schwangerschaft durchlebte und ein gesundes Kind gebar.

Tod und Hirntod sind zweierlei, wie auch schon der Philosoph und Nobelpreisträger Hans Jonas sagte: „Standesethik und Strafrecht verbieten Verstümmelung und Tötung. Aber eben der Zweifel, das letzte Nichtwissen der genauen Grenze zwischen Leben und Tod sollte der Lebensvermutung den Vorrang geben und der Versuchung der pragmatisch so empfohlenen Totsagung widerstehen lassen.“

Ein Zitat aus einer veröffentlichten Erklärung für ein verfassungsgemäßes Transplantationsgesetz sagt: „Die Annahme, dass nach dem Hirntod unmittelbar und notwendig der Herzstillstand und die körperliche Desintegration eintreten, ist durch etwa 175 dokumentierte Fälle (bis 1998) widerlegt worden, in denen zwischen Hirntod und Herzstillstand mindestens eine Woche und bis zu 14 Jahre lagen. Durch die Fälle ‚chronischen Hirntods‘ wird die Hypothese der engen kausalen und zeitlichen Relation von Hirntod und Tod des gesamten Organismus widerlegt.“

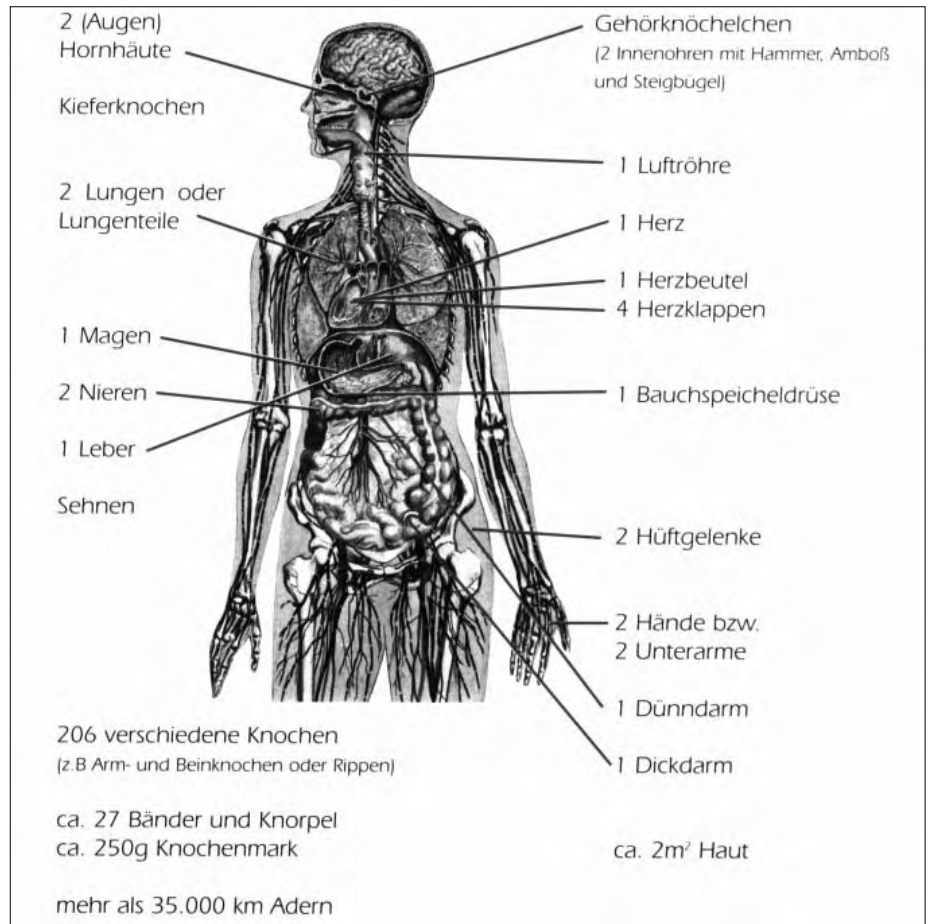
Abgesehen von den besagten Zweifeln ist die Diagnose selbst keineswegs

unfehlbar, zumal sie in verschiedenen Ländern unterschiedlich zustande kommt. Wie häufig Fehldiagnosen des Todes sind, ist unbekannt, sie werden selbstverständlich nicht in Fachzeitschriften publiziert.

Kritische Aufklärung über Organtransplantation betreibt die von Eltern gegründete Initiative, die ihre verunglückten Kinder zur Explantation freigegeben haben, ohne über die Auswirkungen informiert gewesen zu sein: KAO, Renate Focke, Bremen, Tel. 0421-6734305, renate.focke.kao@kabelmail.de

Der Verein möchte dazu beitragen, dass andere Eltern in ähnlichen Situationen nicht unvorbereitet dem Druck von Krankenhausmaschinerien ausgesetzt sind und ahnungslos Entscheidungen treffen, die sie später bitter bereuen. Eine Mutter, der solches widerfuhr, war verschiedentlich Gast in Talkshows und beschrieb anschaulich ihr Entsetzen, als sie die zerpfückten Überreste ihres kurz vorher noch rosigen, atmenden Kindes nach der Ausschächtung wieder sah, augenlos, komplett von oben bis unten zersägt, zerschnitten und nur partiell lieblos zusammengenäht, ausgenommen wie eine Weihnachtsgans. Diesen furchtbaren Anblick wird sie wohl nie mehr aus ihrem Kopf bekommen, geknüpft an den Selbstvorwurf, ihr Kind ungeschützt und allein gelassen, wenn auch unwissend, aber dennoch einem völlig unnatürlichen und gewaltsamen Sterbeprozess ausgesetzt zu haben.

Sterben ist wie Geborenwerden kein Punkt, sondern eben ein Vorgang. Wenn der Tod eingetreten ist, zeigen sich die sogenannten Todesflecken als sichtbares Zeichen auf der körperlichen Ebene. Der Mensch ist aber nicht nur Korpus, also Materie, sondern eine eigene „Dreifaltigkeit“, ein Konglomerat aus Körper plus Seele plus Geist, verbunden mit einer feinstofflichen „Nabelschnur“, der sogenannten Silberschnur. Solange diese besteht, können sich die drei Elemente voneinander lockern, z. B. im Schlaf, beim Traum, im Koma, in der Narkose, aber beim Erwachen wieder einrasten. Es ist in etwa vergleichbar mit einem Fernrohr, das ausziehbar ist und dann wieder zusammengeschoben wird, aber immer ein Ganzes bleibt. Erst im Tod wird diese Verbindung unwiederbringlich durchschnitten, getrennt, gelöst, und die Seele als feinstofflicher Part schwebt wie ein Luftballon langsam aus ihrer bisherigen Hülle, ihrer nächsten entsprechenden Frequenz und Dichte entgegen. Fast alle Religionen wissen das und beerdigen ihre Gestorbenen meist erst nach drei Tagen. Dies zum einen, um die Möglichkeit einer Wiederbele-



Alles das kann verwertet werden! (Wikipedia)

bung zu gewährleisten (der sogenannte „Romeoeffekt“, Wortschöpfung der Verfasserin) und andererseits, um der Seele die Zeit zu geben, sich langsam aus ihrer Empfindungs-Verbindung zum Körper zu lösen. Dies geschieht nämlich keineswegs ruck-zuck, sondern stufenweise, in Etappen, und dauert je nachdem, wie sehr der Mensch sich mit der Materie identifiziert. In Ausnahmefällen kann diese Trennung schnell erfolgen, z. B. bei Unfällen. Solange Körper ihre Funktionen beibehalten, „hirntot“ oder nicht, solange ist die Seele in ihrer Hülle noch anwesend, wahrnehmungsfähig, schmerzempfindsam, reaktionsfähig. Alle anders lautenden Behauptungen sind Makulatur.

Hervorragende Literatur hierzu findet sich im Verlag der Stiftung Gralsbotschaft, Stuttgart. Besonders hervorzuheben sind die Bücher „Das Blut-Geheimnis“ (Christopher Vasey), „Wieso wir nach dem Tode leben und welchen Sinn das Leben hat“ (Dr. Richard Steinpach), „Willst Du Dein Herz mir schenken?“ u. a. Auch „Das Geschäft mit dem Tod“ von Richard Fuchs oder „Herzloser Tod - das Dilemma der Organspende“ und auch „Wann ist der Mensch tot? - Organverpflanzung und ‚Hirntod‘ - Kriterium“ (von Johannes Hoff und Jürgen in der Schmitten) ergänzen das

Wissen um das tatsächliche Geschehen. Als ebenfalls erhellend dürfen die zahlreichen Schriften des Anthroposophen Rudolf Steiner nicht unerwähnt bleiben, die noch einige Schritte weiter in die Tiefe des Themas gehen.

Wen das alles nicht interessiert, weil er nur davon ausgeht, dass ein Organ nichts anderes sei als eine Autotür oder vielleicht ein Austausch-Motor im Falle eines Herzens, dem sind die anderen, medizinischen Fakten völlig entgangen oder schlicht verheimlicht worden!

Es klingt ja ganz einfach, wie allgemein behauptet: Eigenes Organ kaputt, also ein gebrauchtes, fremdes Modell her, eingebaut, funktioniert, alles gut und Thema erledigt. Ein paar Medikamente, ja, ansonsten repariert, „geheilt“, und es kann weitergelebt werden wie bisher.

Ich selbst war Zeuge eines Gesprächs in einer Fernsehsendung des Bayerischen Rundfunks Mitte der neunziger Jahre, als der Moderator Dietmar Gäiser einen Transplantierten befragte: „Herr X! Sie haben vor kurzem ein neues Herz und eine Lunge von dem hier anwesenden Dr. Bruno Reichart eingepflanzt bekommen, wie geht es Ihnen denn damit?“ Die Antwort: „Wunderbar! Jetzt kann ich wieder trinken!“ hat mich absolut sprachlos gemacht, - ein seltener Umstand, wer mich kennt. Welche Überlegungen

eines Weiterlebens haben hier stattgefunden, welche Fragen oder Pläne, oder gar Erkenntnisse? Hat irgendein Reifeprozess stattgefunden, eine geringste Veränderung?

Eine sehr wesentliche Fragestellung habe ich erstaunlicherweise bisher noch nirgends hören, sehen oder lesen können, nämlich:

Wieso sollte ein neues Organ in altem System, Schema, Muster, fehlerlos und reibungslos, noch dazu dauerhaft, funktionieren? Hat sich irgendetwas an den Voraussetzungen geändert, die dazu geführt haben, dass das alte Organ defekt wurde? Wieso sollte sich dasselbe mit dem neuen Organ NICHT ereignen? Wenn ein missbräuchlicher Umgang (z. B. Alkoholismus) mit schädigenden Auswirkungen beibehalten wird, etwa? Oder ein dem Organ zugeordneter Konflikt ja weiter besteht? Wie wir aus der *Neuen Germanischen Heilkunde* (GNM) wissen, entstehen abgesehen von solchen Gründen oder extremem Nährstoffmangel, Unfällen, oder Vergiftungen aller Art „Krankheiten“ niemals zufällig, willkürlich, bösartig oder grundlos, sondern gesetzmäßig und immer themenbezogen (und wertfrei). Alle Symptome und Krankheitserscheinungen sind dementsprechend sinnvolle biologische Sonderprogramme zur eigentlichen Wiederherstellung der Gesundheit, und absolut im vernünftigen Kontext der Natur, auch wenn wir das oft noch nicht oder noch ungenügend verstehen.

Die Medikamente, die lebenslanglich (das kann mitunter eine recht kurze Spanne sein, was nicht laut gesagt wird) vom Transplantierten eingenommen werden müssen, sind keine Kleinigkeit, sondern Hämmer mit wörtlich „gewaltig“ zu nennenden Wirkungen. Es sind auch nicht die „Infekte“ (also „böse Stoffe von außen“), die als problematisch gelten, wovon nicht gerne gesprochen wird, um die positiv publizierten Auswirkungen nicht zu dezimieren, sondern es ist die Unterbrechung der natürlichen Zyklen. Die Zweipoligkeit jedes Krankheitsgeschehens ist so real wie der abwechselnde Lebensrhythmus von Wachsein und Schlaf. Regeneration und Reparatur im Körper funktionieren nur im Schlaf, also in der Phase der Vagotonie. Die Immunsuppressiva müssen konstant just diesen Wechsel der Phasen verhindern, da in der Sekunde der eintretenden Vagotonie (Entspannung) die Abstoßung des Fremdorgans geschieht. Die Medikamente stellen das Körpersystem auf „Dauerbetrieb“, also Sympathicotonie, vergleichbar einem Motor, der permanent laufen muss und niemals mehr eine Pause einlegen darf. Die Lebenskerze brennt hier ab sofort an beiden Enden.



... nachdem vorher ein anderes Leben sterben musste! Scheinheiligkeit kennt keine Grenzen!

Das hat einen hohen Energiebedarf mit erheblichem Verschleiß zur Folge, um mit den materiellen Begriffen zu sprechen. Jede Wunde, jede Verletzung, jeder Heilungsversuch wird künftig problematisch. Dementsprechend werden (obwohl allenfalls zur Linderung von Symptomen dienlich) in der Folge weitere Therapiemaßnahmen und zusätzliche Medikamente vonnöten sein. Auch über diesen Fakt werden Betroffene gewöhnlich leider nicht informiert. Dies ist das zweite Drama.

Abgesehen davon ist sowohl die Integration fremden Blutes als auch von Körperteilen immer auch eine Hinzufügung externer Energie. Jede unserer Zellen enthält die gesamten persönlichen Informationen, die Themen, Neigungen, Prämissen und Strahlung. *Rupert Sheldrake* hat sich ausführlich mit diesen morphogenetischen Feldern befasst. In der Praxis bedeutet dies, dass es eben NICHT unwesentlich ist, wen und was man ins eigene System integriert, -geistig wie körperlich. Mit einem fremden Organ übernimmt man unweigerlich auch Anteile darin enthaltener, sehr persönlicher Programme und bleibt auch mit Seelenanteilen des verstorbenen Spenders in Verbindung. Oft genug werden Wesensveränderungen bei den Organempfängern wahrgenommen, Vorlieben, Geschmäcker und auch Abneigungen können sich wandeln. Kein Wunder, wenn man um die Zusammenhänge weiß! Religionen, die Bluttransfusionen ablehnen, wissen auch, warum.

Die Reduzierung auf reine Materie ist eine Ignoranz der tatsächlichen Vorgänge, und Blut ist und bleibt ein „ganz besonderer Saft“.

Der Trend zur Verdinglichung und Verwertung ist in Betrachtung der gesamten Wechselwirkungen eine mehr als kurzsichtige und oberflächliche Haltung, der wirkliche „Nutzen“ mehr als zweifelhaft. Ist es zweckmäßig, das Leben mit

allen Mitteln auf maximale Quantität auszudehnen, auch unter Inkaufnahme von Entwürdigung, Leid und auch Mord? Organ-Ex- und -Implantation ist ein doppeltes Drama, bei dem sich wohl sämtliche Mitwirkenden nicht über die damit verbundene Verantwortung und die Konsequenzen bewusst sind.

Bleibt noch die Frage, weshalb dieses Thema zur Zeit so aktuell und „in Mode“ ist. Ist es eine Zeiterscheinung, soviel Leben wie nur möglich zu erzeugen, wegen „fun“? Oder ist es die gestiegene Angst in einer stets unsicherer werdenden Welt, die man glaubt, mit Machbarkeit zu beherrschen und zu kontrollieren? Oder ist es vielleicht viel banaler und hat lediglich monetäre Gründe?

Ein Blick auf die Seite einer Ausgabe des „Deutschen Ärzteblattes“ lässt solcherlei Vermutungen aufkommen.

Auf der Seite A2464, Jg. 99, Heft 38 vom 20. September 2002, zitiert die medizinische (medizinische) Fachzeitschrift unter Absatz 11:

„Der Wettbewerb zwingt zur Erschließung neuer Märkte. Das Ziel muss die Umwandlung aller Gesunden in Kranke sein, also Menschen, sie sich möglichst lebenslang sowohl chemisch-physikalisch als auch psychisch für von Experten therapeutisch, rehabilitativ und präventiv manipulationsbedürftig halten, um ‚gesund leben‘ zu können. Dies gelingt im Bereich der körperlichen Erkrankungen schon recht gut, im Bereich der psychischen Störungen aber noch besser, zumal es keinen Mangel an Theorien gibt, nach denen fast alle Menschen nicht gesund sind.“

Darauf sollten die Krankenkassen vielleicht ein Auge (oder zwei) werfen (und andere Institutionen ebenso), bevor wieder lauthals über die „Kostenexplosion im Gesundheitswesen“ gejammert wird. Das Geschäft mit der Organtransplantation könnte man dementsprechend treffend als „Innen-Industrie“, also „Industrie“ bezeichnen. ■

Falschübersetzung – Enthüllungen zum Stein von Rosette

Erhard Landmann

Die Glaubwürdigkeit der Ägyptologie steht und fällt mit der richtigen Übersetzung des Steins von Rosette.

An diesem Stein, so erzählt man uns, auf dem eine Inschrift in ägyptischen Hieroglyphen, in demotischer Schrift und in griechischer Schrift stehen soll, die eine Übersetzung der jeweils anderen Schriften sein soll, will man die ägyptischen Hieroglyphen entziffert haben. Was aber, wenn dies gar nicht stimmt, wenn die Übersetzungen völlig falsch sind? Dann erwiese sich die ganze Ägyptologie nicht als Wissenschaft, sondern als Firlefanz. Um es gleich vorwegzunehmen: Dies ist der Fall!

Ich könnte es mir einfach machen und argumentieren, dass alle alten Sprachen, soweit sie nicht Kunstsprachen sind, die von mehr oder weniger kranken, auf jeden Fall aber übermäßig fantasierenden Gehirnen erfunden wurden, wie Sumerisch, Akkadisch, Hethitisch, um nur einige zu nennen, sich als Theodischa Sprachha erweisen und alle Hieroglyphenschriften weltweit als Signets, als Sinnbilder aus Buchstaben erzeugt (wie es die modernen Graffiti-Sprüher heute noch vorführen), was ich seit 1986 in meinem Buch „Weltbilderschütterung“ und in vielen Artikeln bewiesen habe. Aber dies nützt nicht viel, wie folgendes Beispiel zeigt: Ein Deutscher, der durchaus von meinen Arbeiten gehört hat (oder zu mindest mit hoher Wahrscheinlichkeit darauf hingewiesen worden sein müsste), reist in der Welt umher, kommt nach Australien, findet die gleichen Hieroglyphen, weil und wie es sie weltweit gibt, also auch die gleichen Hieroglyphen wie in Ägypten und verbreitet dann in diversen Magazinen die „Sensation“, dass die alten Ägypter nach Australien gekommen sein müssen, möglicherweise auch noch auf so primitive Art wie Thor Heyerdahl zur Osterinsel, mit Balsafloßen. Das aber ist keine Sensation, dies schadet der Wahrheitsfindung und Wahrheitsverbreitung auf erbärmliche Weise. Ich möchte die wenigen Leute erreichen, die noch oder überhaupt zum logischen Denken fähig sind. Deshalb werde ich hier zunächst eine Reihe von Tatsachen, Fakten, Wahrheiten aufführen, die dem logisch Denkenden vor Augen führen, was Sache ist, damit er erkennt, was

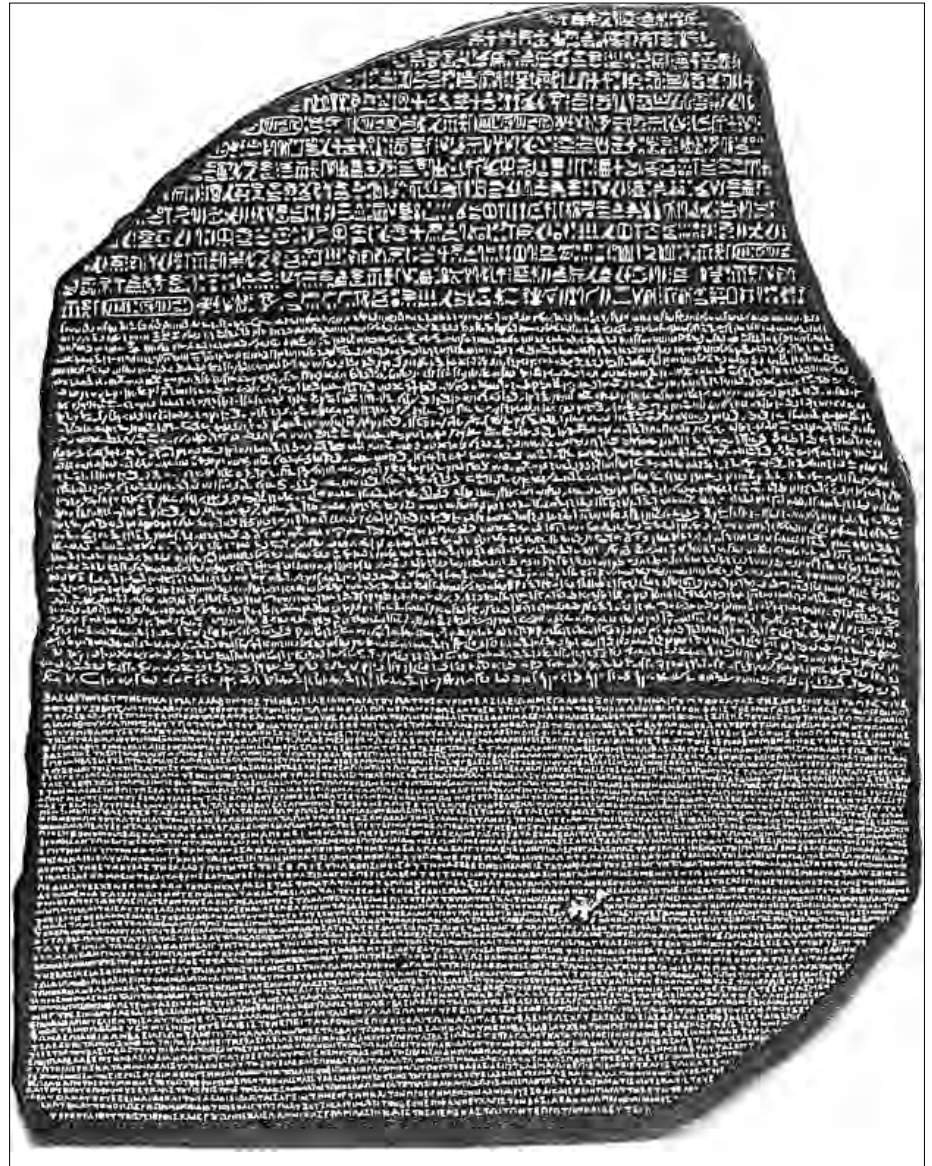


Abb. 1: Der Stein von Rosette.

zwangsläufig nach den Naturgesetzen und den Gesetzen der Logik nicht sein kann (obwohl es andere behaupten), und was zwangsläufig sein muss oder sein müsste (obwohl es Einfältige nicht glauben wollen).

Sehen wir uns zunächst einmal an, was Ägyptologen selbst über den Stein von Rosette und über die sprachliche Seite davon sagen. Die ägyptischen Hieroglyphen sollen aus 600 Zeichen bestehen (Derselbe Schwachsinn, wie bei den Mayahieroglyphen, wo man von über 800 Zeichen ausgeht). Das Zeichensystem wird in drei Kategorien aufgeteilt. Die erste Kategorie soll 24 Zeichen um-

fassen, die Grundkonsonanten und vier Halbvokale (?) (Wenn man statt der vier Halbvokale, was immer das sein soll, unsere fünf Vokale genommen hätte, hätte man unser weltweit bewährtes Alphabet gehabt, oder ein Alphabet wie das kyrillische und keinerlei Probleme, wie auch immer). Die zweite Kategorie enthält 90 Zweitkonsonanten (warum braucht man 90 Zweitkonsonanten extra, wenn man, wie bei unserem Alphabet die Konsonanten doch beliebig aneinander schreiben kann?), die zur Bezeichnung von einzelnen Silben oder einsilbigen Wörtern verwendet werden. Die dritte Kategorie umfasst 60 Dreikonsonantenzeichen. Dazu

gibt es dann noch Deutungszeichen, weil nur Konsonanten geschrieben werden und Vokale fehlen. So etwas übermäßig Kompliziertes gibt es nirgends auf der Welt und ist für Kommunikation und Verständnis geradezu schädlich. Der angebliche „Gott Thot“, der die ägyptische Hieroglyphenschrift erfunden haben soll, muss ein sehr dummer und für Schrifterfindung sehr unfähiger Mann gewesen sein. Statt 26 Buchstaben, einschließlich fünf Vokale erfindet er 600 Zeichen, 24 solche, 90 solche, 60 solche und noch jede Menge Deutungszeichen, und lässt nur Konsonanten schreiben. Aber der Unfähige war nicht „Thot“, die Unfähigen waren und sind die Ägyptologen. „Hunde bellen“ und „Hände ballen“ wird ganz und gar gleich geschrieben. „Mais, Meise, Maus, mas, mes, mis, mies, Moos, Mus, Muos, Muse, Musi, Amos, Emus, Imsu, Ameise“ und noch mehr werden alle nur „Ms“ geschrieben, wenn man dieses System mal in die deutsche oder eine andere europäische Sprache übertragen will.

Der angebliche Name „Imhotep“ kann auch „Umhautip, Umhautop, Umhautep (man muss schon sehr aufpassen, dass man nicht „Umhau-Depp“ schreibt), Amhotup usw. gelesen werden. Insgesamt, bei einem dreivokalischen Wort, bei fünf Vokalen und vier Diphthongen, die wir sprechen, gibt es also drei hoch neun Möglichkeiten, das Wort zu lesen (Eigentlich noch mehr, da ja vorn und hinten Vokale und Diphthonge angehängt werden können). Wer redet da noch von Lesen statt von Fantasieren?

„Tutanchamun“, ein viervokalisches Wort kann dann also in vier hoch neun und mehr Formen gelesen werden.

Es kann also auch „Tiut anchomen“ – das „angekommene Tiut, Volk“ heißen. Die Frage ist nur, ob dieses Wort tatsächlich und überhaupt irgendwo in einem „ägyptischen“ Text geschrieben ist, ob es überhaupt irgendwo in einem solchen Text auftaucht. Zitieren wir noch einen Ägyptologen aus dem Internet: „Zu den Regeln, die nie ganz eindeutig bestimmt werden können, gehören die Zeitformen. Unterscheidungen durch Verbformen können kaum gemacht werden, da vokalische Endungen „o, ä“ ja nicht geschrieben werden. Schon durch Betrachtung der Hieroglyphen fällt auf, dass das Schreiben - oder besser Malen – eine gewisse Schwierigkeit in sich birgt. Parallel existiert eine Art Schreibschrift, das „Hieratische“, die die Hieroglyphen wie eine Art Stenographie auf ihre charakteristische Form reduziert.“... „Im Prinzip kann man sagen, dass die Entschlüsse-

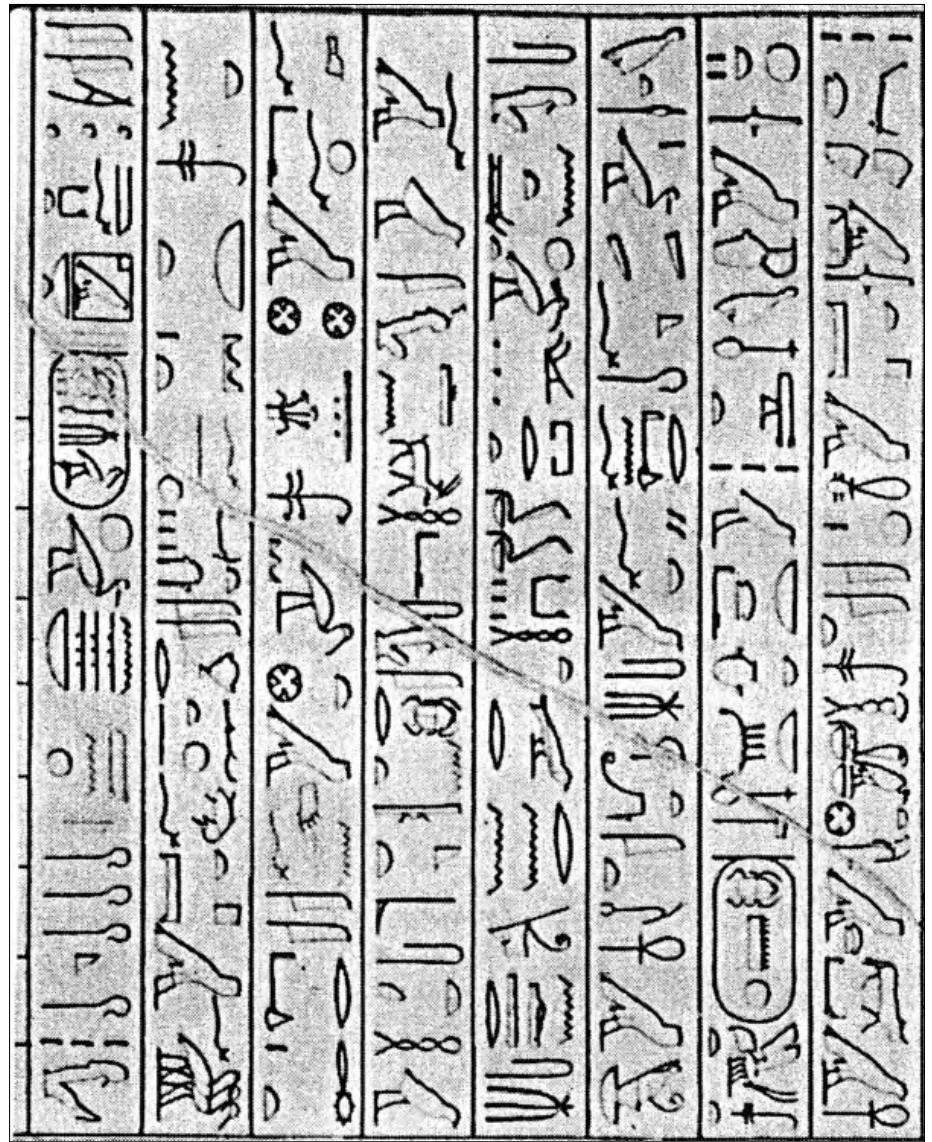


Abb. 2: 19-mal ein Vogel abgebildet und einmal ein unvollendeter Vogel ohne Beine.

lung der altägyptischen Schriftzeichen eine erfolgreiche, aber immer noch nicht komplette Kryptoanalyse ist.“

(Es gehört schon ziemlich viel Unverfrorenheit dazu, hier von erfolgreicher Kryptoanalyse zu sprechen). Man liest also nicht, man betreibt „Kryptanalyse“, das heißt, man spielt Geheimdienst und rätselt. Man spielt Blindkuh und rätselt unsinnig. Man kann also auch keine Zeitformen der Tätigkeitswörter (Verben) bilden: „Er geht, er ging, er ist gegangen, er wird gehen“ ist also alles das gleiche. Jeder, der sich ernsthaft mit Sprachwissenschaft, mit informationstheoretischen Fragen und Fragen der Kommunikation beschäftigt hat, muss hier sagen, dass so etwas kein Lesen, Übersetzen oder gar Verstehen von Texten ist, sondern Fantasterei. Aber Ägyptologen sind eben kein Sprachwissenschaftler, Informationstheoretiker oder Kommunikationsexperten, sie sind bestenfalls Archäologen mit übermäßiger Fantasie.

Der letzte Satz der angeblichen Übersetzung des Steins von Rosette soll der Befehl eines mächtigen Priesters sein, der so lauten soll: „Dieses Dekret, in eine Tafel aus hartem Stein in dreifacher hieroglyphischer, demotischer und griechischer Schrift gehauen, soll in allen wichtigen Tempeln Ägyptens nachgebildet werden.“ Es sind sehr viele altägyptische Tempel im Inneren erhalten geblieben, aber einen weiteren Stein von Rosette, oder wenigstens einen halben, hat man nirgends gefunden. Ein schönes Eigentor der Ägyptologen, würde man im Fußball sagen.

Der „griechische“ Text auf dem Stein von Rosette soll eine wörtliche Übersetzung des Hieroglyphentextes sein, „aber nur 468 Wörter im griechischen Text entsprechen den 1419 Hieroglyphen“, so schreiben die Ägyptologen selber. Das heißt, nur jedes dritte Wort. Wie soll da eine ordentliche Übersetzung möglich sein? Dazu kommt (siehe Abbildung 1 des Steins von Rosette), dass etwa ein

Drittel des Hieroglyphentextes ab- oder weggebrochen ist, man also nicht weiß, welche Hieroglyphen verloren gegangen sind. Schauen Sie sich also den Stein von Rosette an. Wir haben 14 Zeilen Hieroglyphenschrift (davon etwa ein Drittel weggebrochen, also bleibt der Inhalt von etwa zehn Zeilen), dann haben wir 32 Zeilen „demotische“ Schrift und 55 Zeilen „griechische“ Schrift. Da jedes Wort, jeder Begriff, bei Verben jede Tätigkeit, bei Adjektiven jede Eigenschaft in jeder Sprache einem Begriff, bei einer Übersetzung einem Wort entsprechen müssen, ist erst mal eine annähernd gleiche Wortmenge bei zu übersetzenden Texten gegeben. Da einige Wörter in anderen Sprachen umschrieben werden müssen (z. B. das deutsche Wort „werden“ im Spanischen mit „llegara a ser“) ergibt sich zwar bei Übersetzungen eine unterschiedliche Anzahl von Wörtern und ein leichter Unterschied in der Textlänge, die aber kaum fünf bis zehn Prozent ausmachen dürften. Niemals aber können 14 Zeilen „ägyptischer Glyphen“ 55 Zeilen „griechischem“ Text entsprechen, das Vierfache. Und die „demotische“ Schrift (siehe obiges Zitat eines Ägyptologen), die ja innerhalb der gleichen Sprache liegen soll, also haargenau die gleiche Anzahl von Wörtern haben muss, aber eine Art Stenographieschrift sein soll und damit kürzer als die normale Langschrift sein muss, ist mit 32 Zeilen fast zweieinhalb Mal so lang. 14 Zeilen Langschrift sollen 32 Zeilen Stenographieschrift oder Kurzschrift ergeben. Das kann man nicht mal als Witz des Jahres bezeichnen. Nein, wir werden es noch sehen, die sogenannte „demotische“ Schrift ist, nicht nur auf dem Stein von Rosette, sondern auf allen Papyri und überall, wo sie erscheint und geschrieben ist, stinknormale Handschrift in „lateinischen“ Buchstaben. Allerdings liegen die schon mal quer oder waagrecht geschrieben durcheinander, sodass man genau hinschauen muss.

Schauen Sie sich bitte Abbildung 2 an. Sie finden dort 19-mal einen Vogel abgebildet und einmal einen unvollendeten Vogel ohne Beine. Von diesen Vögeln gibt es die verschiedensten Arten, storchähnliche, entenähnliche usw. und sogar welche mit eckigem Kopf ohne Schnabel, die es in der Natur so nicht gibt.

Jeder Vogel mit anderen Beinformen, Kopfformen, Schnabelformen. Außerdem sehen Sie bei jedem Vogel (und auch bei den anderen Hieroglyphen) nur schwach angedeutete Linien, die nicht durch eine schlechte Kopie der Abbildung entstanden sind, sondern von den Autoren der Hieroglyphen gewollt sind. Warum? Diese nur schwach



Abb. 3: Am Kopf des abgebildeten Mannes (oberer Pfeil) das Wort „ATTO“, der restliche Buchstabe ist leider in dieser Kopie nicht zu erkennen.



Abb. 4: Im Kopf drei Reihen von Buchstaben, und auch in der Kopfbedeckung sind welche.

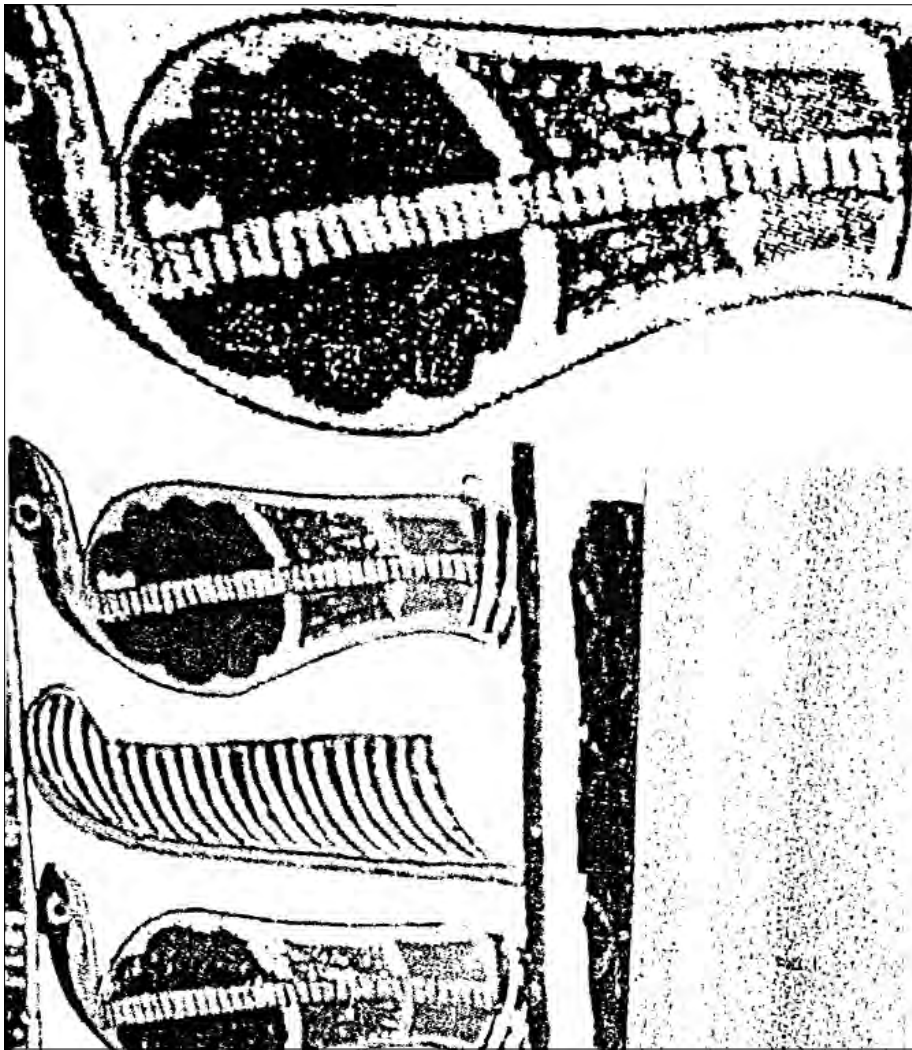


Abb. 5: Es lässt sich zwar nur das querliegende „E“ über der Buchstabenreihe erkennen, lesen ist leider nicht möglich, aber dass es sich um Buchstaben handelt, kann jeder Gutwillige erkennen.

angedeuteten Linien sind der hundertprozentige Beweis, dass es sich bei den Hieroglyphen um aus Buchstaben zusammengesetzten Bildern handelt. Bei jedem Vogel, der anders aussieht, sind auch andere Körperteile schwach angedeutet, das heißt, sie sollen als Buchstabe nicht mitgelesen werden. Großartig, was die Begründer der nordafrikanischen Hochkultur, die sich nicht Ägypter nannten (das Wort E gypt bezeichnet ein glockenförmiges Raumfahrzeug des Gottes E Li) da geschaffen haben. Jeder Vogel, der gleich aussieht bis in jedes Detail, bedeutet das gleiche Wort. Jeder Vogel, der verschieden aussieht, bedeutet ein anderes Wort mit anderen Buchstaben, anderen Stellen des Körpers weggelassen oder mit schwacher Linie angedeutet. Beim Lesen muss man manchmal auch um 90 Grad drehen, um dies genau zu sehen. Nehmen wir den Vogel in der dritten Reihe rechts unter dem unvollendeten Vogel ohne Beine. Hier sehen Sie ein „F“, ein „L“ ein „I“ als Schnabel, ein „O“ über dem „L“ und ein „C“, also das Wort „Flioc“

= „fliegen“. In der Zeile daneben, zweite Zeile von rechts, müssen Sie um 90 Grad nach rechts drehen, dann erkennen Sie, dass die Beine des Vogels hier kein „F“, sondern ein „Th“ ergeben, der Rest des Vogels sind ein „Y“ das unten in einem „S“ endet, also das Wort „Thys“, „This“ = „dieses“ ergibt. In Reihe drei von links finden Sie diesen Vogel nochmal in gleicher Form, oben und unten, während der Vogel in der Mitte der Reihe eine andere Form hat und andere Buchstaben darstellt. So können Sie jetzt jeden der 19 Vögel auf der Abbildung genau auf seine Buchstaben überprüfen, wobei Sie das Drehen in manchen Fällen nicht vergessen dürfen. Es handelt sich stets um Buchstaben.

Dass die sogenannten lateinischen Buchstaben bei den angeblichen Ägyptern allgegenwärtig waren, nicht nur in Hieroglyphenform, zeigen die Abbildungen 3, 4, 5 und 6. In Abbildung 3 sehen Sie im Kopf des abgebildeten Mannes (oberer Pfeil) das Wort „ATIO“, der restliche Buchstabe ist leider in dieser Kopie nicht zu erkennen. Das darunter

stehende Wort könnte „XOT“ („x“ = „ch“), also „Chot, Got“ heißen und auf der Seite liegend „E Li“. „E Li“ kann man auch beim zweiten Pfeil in der Mitte lesen, während von den Buchstaben in der Kette daneben nur „A“ und doppeltes „T“ erkennbar sind. Beim dritten unteren Pfeil kann man dagegen deutlich „hil li“, der heilige Li lesen, davor wahrscheinlich „ui“, das andere Wort für heilig, also „ui hil li“.

Abbildung 4 zeigt im Kopf drei Reihen von Buchstaben, und auch in der Kopfbedeckung sind welche. Leider haben die Verwitterung des Gesteins und wahrscheinlich auch absichtliche Herausmeißelung durch die späteren islamischen Eroberer vieles unlesbar gemacht. Trotzdem sind noch eine Reihe von Buchstaben gut zu erkennen. Von den sechs Pfeilen, die ich eingezeichnet habe, zeigen die unteren vier jeweils auf einen Buchstaben „E“ in verschiedenen Formen. Der fünfte Pfeil (zweiter von oben), zeigt auf ein „A“ und der oberste Pfeil auf ein „H“ in der dritten Reihe. Davor in der mittleren Reihe erkennt man noch ein doppeltes „HH“.

Abbildung 5 lässt zwar nur das querliegende „E“ über der Buchstabenreihe erkennen, lesen ist leider nicht möglich, aber dass es sich um Buchstaben handelt, kann jeder Gutwillige erkennen. Schließlich zeigt Abbildung 6 eine Zusammenstellung von Hieroglyphen von mir, aus einem Buch über „Hieroglyphen der 18. Dynastie“, wo jeder selbst lesen kann, Worte wie „Deut, sic, wic, OT, Buch, Ev“ usw. Ganz unten rechts ist „Di Au“ wunderbar zu erkennen, das „D“ allerdings seitenverkehrt und das „i“ seitlich darüber. Wir sehen also überall in der angeblich ägyptischen Kultur und dem Schriftsystem nur Buchstaben. Die Tatsache, dass kein Mensch das sieht oder sehen will, nicht nur die Ägyptologen, sondern auch die Millionen Besucher (und manch einer war schon, vier, fünf Mal in Ägypten, um die alten Bauten zu besichtigen) ist mir unerklärlich. Aber ein großer Prozentsatz dieser Menschheit läuft tatsächlich mit Scheuklappen durch die Welt.

Was steht nun auf dem Stein von Rosette? Natürlich kann und will ich im Rahmen dieses kurzen Artikels nicht den ganzen Inhalt übersetzen. Dazu sind auch die mir zur Verfügung stehenden Kopien nicht gut genug. Es bedarf besserer Originalfotos. Es geht hier darum, an kurzen Beispielen eindeutig und unmissverständlich zu zeigen, welche Schrift und Sprache sich hinter dem angeblich „demotische-ägyptischen“ Mittelteil des Steines von Rosette verbirgt: sogenannte

lateinische Handschrift in altdeutscher Form und Theodischa Sprache.

Das Problem bei der Erkennung als Handschrift in Buchstaben ist hier, dass die Buchstaben nicht nur aufrecht geschrieben sind, wie wir es heute tun, sondern auch waagrecht auf der Seite liegend, wie in der arabischen Schrift noch heute und auch schräg nach links und rechts geneigt und sogar geschnörkelte, ligaturenähnliche Gebilde wie „ng“ in Abbildung 7, Zeile 9 von oben. Allein die vielen Formen des Buchstabens „s“ als altdeutsches Langes „s“, als rundes „s“ und als dem Buchstaben „z“ ähnliches „s“, mit und ohne Schnörkel, sind für den in alten Handschriften Unkundigen verwirrend.

In Abbildung 7 und sehen Sie also einen vergrößerten Ausschnitt aus dem mittleren Teil des Steines von Rosette. Erzählen uns die Ägyptologen nicht, dass die alten Ägypter keine Vokale kannten und schrieben? Es wimmelt nur so von a, e, i, o, u im Text des Steines von Rosette. Ich habe mir erlaubt, die ausgewählten Wörter, Sätze und Satzteile noch mal in Abbildung 8 nachzuschreiben, damit es Ihnen leichter fällt, zu erkennen, wenn Sie mit altdeutscher Schreibweise und verschnörkelter Handschrift nicht so vertraut sind und weil viele Buchstaben auf der Seite liegen. Der Text beginnt in Zeile 1 links oben (Abbildung 7): „So uuidiri seli li iac Sy sid“ – „So wider (gegen) den seligen Li jagend sind sie.“ (Das Wort „sid“ hat im Altdeutschen zwei verschiedene Bedeutungen: erstens „sind“ und zweitens „seit, seither, nach, nachher, später, deshalb“. Ich übersetze hier mit „sind“, weil es mir besser zu passen scheint, die anderen Wörter würden aber auch guten Sinn ergeben). Zeile 7, links „Dio zi ur li“ – „tut zu Ur Li“. Zeile 9, weit rechts, ein Beispiel für ligaturenähnliches „ng“: „lingu risi“ oder „ling urisi“ (beides möglich). Zeile 10, links: „Us il ciki zjl“ – „Aus eilt quick (schnell) zum Ziel“. Zeile 15 rechts: „il usi so, cui Sul schießt“ – „eilt aus so, zur Säule (Raumfahrzeug in Säulenform) schießt“. (Das Komma stammt von mir, da im Altdeutschen kein Komma geschrieben wurde, also auch nicht auf dem Stein von Rosette). Abbildung 8a, 6. Zeile: „E sel ubi So zi“ – „der selige E auf (oder: „oben“) so zieht“. Abbildung 8b, Zeile 1: „tit siu susi cui iul“ – „taten sie sausen zum Jul“. (Das Jul ist eine Gegend im Weltraum, siehe den Begriff Julianischer Kalender, der Kalender der Ahnen aus dem Jul, und Julius Ca E sar ist keine römische Kaisergestalt, sondern bedeutete: „aus dem Jul zum E schnell“. Abbildung 8c, Zeile 1 „sint“, Zeile 3: vis

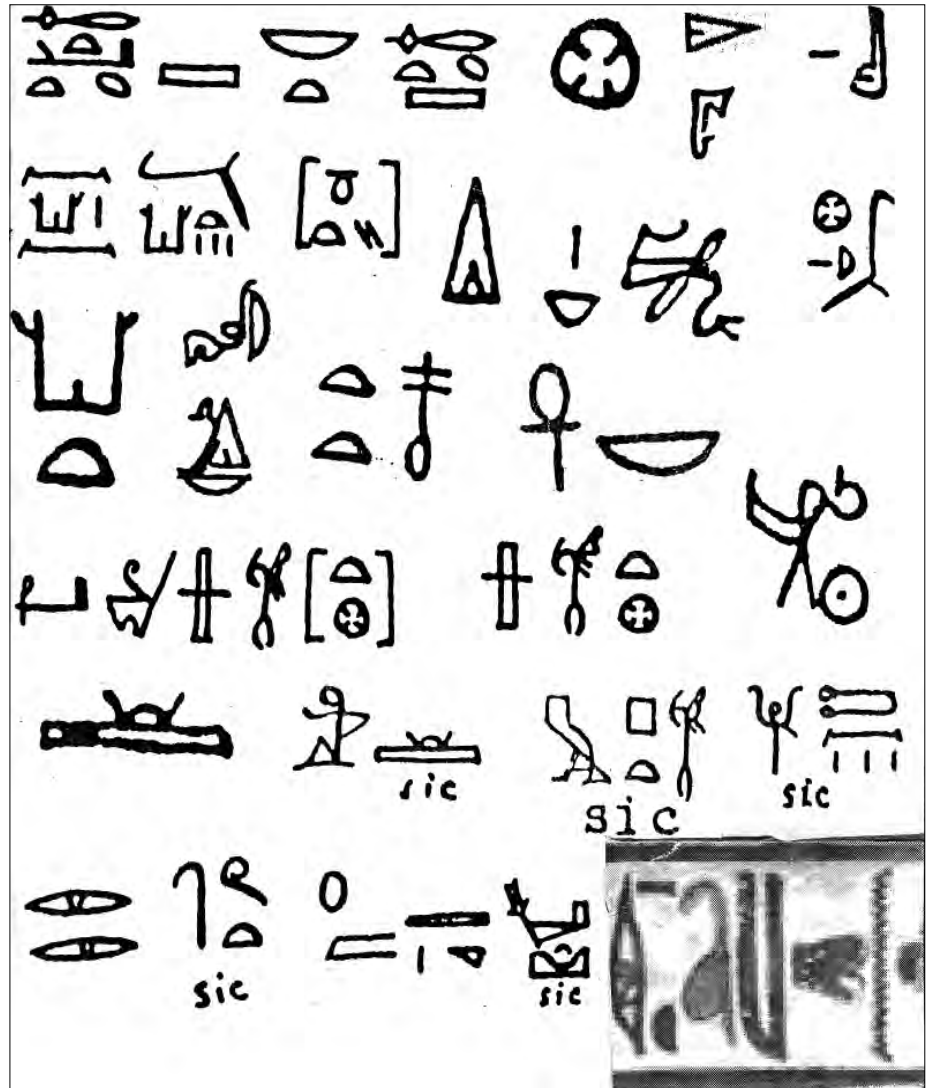


Abb. 6: Eine Zusammenstellung von Hieroglyphen von mir.

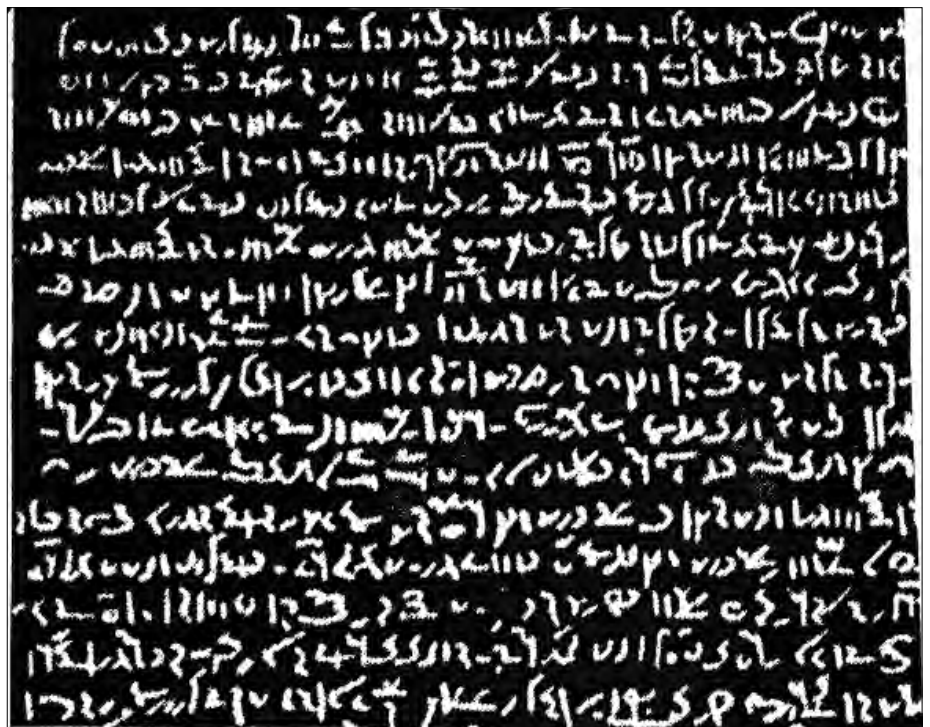


Abb. 7: Der Text beginnt in Zeile 1 links oben: „So uuidiri seli li iac Sy sid“ – „So wider (gegen) den seligen Li jagend sind sie.“

Zeile 1 : so uui Dir i Seli i^c Sy sid
 Zeile 7 : Dio zi ur Li
 Zeile 9 :
 Zeile 10 : U2 il ciki zj L
 Zeile 15 : id ugi si c su L 6k i z S
 zu Abbildung 7,

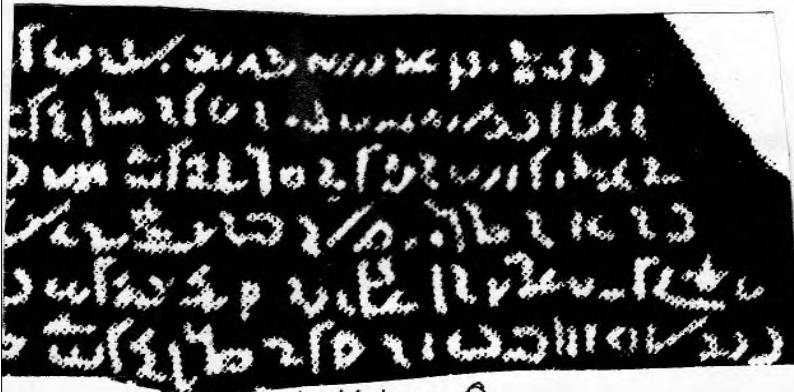


Abbildung 8a

w SEL 4 b z so zi

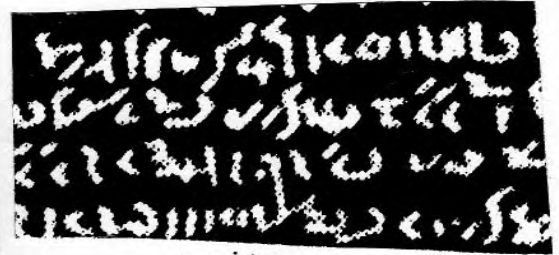


Abbildung 8b

→ A ru su si cui ul

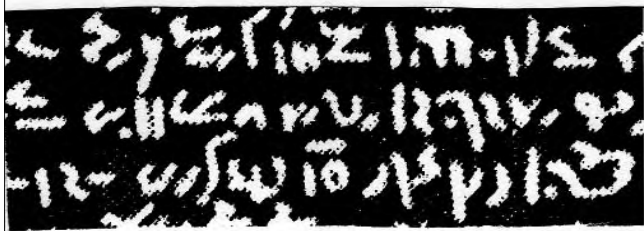


Abbildung 8c

vis w 10
 sint

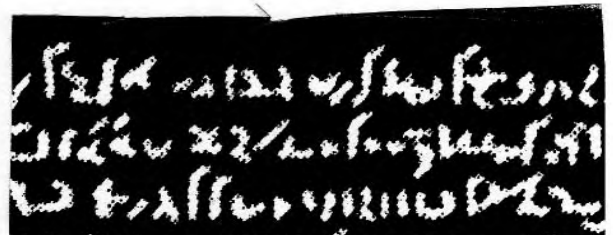


Abbildung 8d

seit vis E

Abb. 8

E io – „der weise E jetzt“ (oder „nun“).
 Abbildung 8d, Zeile 1: „seit“ („Seit“ ist ein Wollstoff im Altdeutschen, aber auch eine Form von „sagen, sagen“), dann ein auf der Kopie nicht lesbares Wort, dann wieder „vis E“ – „der weise E“. Sie dürfen gern weiterlesen oder Wörter suchen oder sich eine bessere Fotografie oder Kopie besorgen und den ganzen Teil selbst übersetzen. Eine lohnende Aufgabe für die Wissenschaft.

Soweit zu einige Stellen, die auf dem Stein von Rosette geschrieben stehen. Sollte Ihnen in der nächsten Zeit ein Ägyptologe oder jemand anderes etwas von Cheops, Chephren (oder Schizo-

phren), Tutanchamun, Isis, Ramses oder ähnlichen „altägyptischen“ Wörtern erzählen, fragen Sie ihn, woher er dies wissen will und empfehlen Sie ihm dann den Besuch der 1.Klasse einer Grundschule, damit er die Buchstaben in all ihren druckschriftlichen, handschriftlichen, kalligraphischen und verschönerelten Formen lernen kann, und empfehlen Sie ihm außerdem einen Kurs in theodischer Sprache, damit er beim Buchstabenhieroglyphenlesen erkennt, welche Sprache und welche Wörter sich dahinter verbergen. Dasselbe gilt übrigens auch für Maya-, Azteken-, Inka-

Sumer- und Keilschriftforscher und alle anderen Erforscher alter Kulturen. Auch die selbst ernannten Privatforscher ohne die leiseste Ahnung von der Materie gehören hierher. Wer Ihnen von „Anunnaki“ (soll wohl die „nackten Ahnen“ heißen?) oder von „Bolon yokte“ als kommenden Mayagott erzählt, dem dürfen Sie ruhig berechtigterweise an die Stirn tippen. Dass diese Leute sich dann auch noch mit Ufos und Außerirdischen beschäftigen sollten und mit neuen Namen für Sterne und Sternsysteme, wage ich ja kaum noch zu empfehlen. ■

Thema Frühgeschichte

Bronzezeitliche Ehrensteine in Norditalien

Liese Knorr

Die Herkunft der Etrusker ist immer noch geheimnisvoll. Von der antiken Vorstellung, sie seien über See aus Kleinasien gekommen, rückt man zwar immer mehr ab, hat aber dennoch keine passende Erklärung als Ersatz gefunden. Folgende Notiz gibt zu denken:

„Es bildeten sich in der Bronzezeit die Ras-Völker (Raetia, „Riesleute“), deren südliche Ausläufer vielleicht die Etrusker waren. Die Etrusker kamen allem Anschein nach nicht zur See nach Italien. Als Roms Frühgeschichte begann, war keine Seestadt Etruriens von irgendwelcher Bedeutung bekannt. Die etruskischen Mythen sprechen von einer nördlichen Herkunft des Stammes. Linguistische Zusammenhänge mit den Ras-Völkern sind greifbar.“ [Merkenschlager, Friedrich (1934): Zwischen Hünengrab und Pfahlbau (Berlin, S. 42)]

Wenn wir die antike Vorstellung von der kleinasiatischen Herkunft der Etrusker retten wollen, dann müsste dieses Volk durch den ganzen Balkan nach Norden gezogen und über Venetien in die Toskana gekommen sein. Für diesen ausgedehnten Wanderweg gibt es keine Zeugnisse oder Hinweise, er ist unwahrscheinlich. Blicke die Einwanderung aus dem direkten Norden, das heißt: über die Alpen, denkbar.

Hier setzte unsere Forschung während unserer Toskana-Fahrt an. Wir besuchten Pontremoli am Magra-Fluss, denn dort befindet sich in der Burg Castello del Piagnaro ein kleines Museum mit seltsamen Steinfiguren, Menhir-Stelen genannt, wie sie für die Bronzezeit recht häufig, aber dennoch kaum bekannt sind. Sie wurden im ganzen Bereich der Lunigiana (nördlichste Berge der Toskana) gefunden. Der Initiator des Museums, *Augusto Cesare Ambrosi*, hat hier seit 1975 diese seltsamen Steinmale zusammengetragen sowie einen Bericht darüber veröffentlicht (1988 in Genua).

Bei den Figuren handelt es sich um flache Stelen aus Sandstein mit menschlichen Zügen, stark abstrahiert



und betont männlich-kriegerisch mit Messern oder Dolchen, seltener weiblich mit Fruchtbarkeitsmerkmalen wie z. B. Brüsten und Schmuck.

Manchmal sieht man Augen oder eine Nase, fast nie einen Mund. Typisch ist das U als Kennzeichnung des Gesichts. Hände sind häufig zu sehen, aber der Unterleib oder die

Beine fast nie. Die Formen sind so zurückhaltend und sparsam hergestellt, dass man nicht immer sicher ist, was gemeint war. Und doch handelt es sich um Kunstwerke, die wahrscheinlich bestimmte Personen wiedergeben.

Bei den Stelen wurden keine Gräber gefunden, weshalb man einerseits den zeitlichen Zusammenhang schwer



feststellen kann, andererseits auch nicht mehr von Grabsteinen sprechen sollte. Ich möchte sie Ehrensteine nennen, aufgestellt zur Erinnerung an ein Verdienstfest oder eine Heldentat. Manche Männer halten einen Stab, was dann nicht auf einen Krieger, sondern wohl auf einen Priester hinweist, der Messungen vornahm.

Es gibt auch sehr primitive oder dekorative Figuren, denen man kaum ansieht, dass sie Menschen oder Köpfe darstellen. Manchmal sind nur die Köpfe erhalten, sie sehen aus wie breite Hüte.

Auf einem ist sogar in Höhe der Augen die Jahreszahl 1907 eingehämmert worden; dieser Stein wurde bis 1961 für einen Brunnen missbraucht. Vermutlich hat man ihn nicht als vorgeschichtliche Skulptur erkannt, so abstrakt ist diese Gestalt.

Bruchstücke von Stelen wurden auch in Hausmauern gefunden. Eine nicht geringe Zahl gut erhaltener Stelen dürfte sich in Privatsammlungen befinden, wie das in diesem an Altertümern so reichen Land häufig ist.

Die früheste Entdeckung einer Stele in der Toskana wird von 1827 berichtet, die nächsten dann von La Spezia 1886, und seit etwa vierzig Jahren geht man sorgfältig mit diesen steinernen Zeugen um. Wie alt sie sind, weiß man leider nicht. Man unterscheidet verschiedene Phasen je nach der Gestaltung und setzt die Mehrzahl der Steine in die jüngere Bronzezeit um -1200 an, was angesichts des völligen Fehlens weiterer Anhaltspunkte rein hypothetisch ist. Andere Datierungen schieben sie noch einmal weiter in die dunkle Vorgeschichte zurück, in die „Kupferzeit“ zwischen -3000 und -2500. Die jüngsten Figuren dürften aus etruskischer Zeit stammen oder noch jünger sein, sie tragen Namen in Runen-

schrift und gelten daher als eisenzeitlich. Sie sind nun nicht mehr so abstrakt, sondern gleichen einfachen Statuen.

Ein sehr weites Verbreitungsgebiet

Erstaunlich ist, dass diese Art von Bildsteinen mit praktisch identischen Formen der Abstraktion, der Waffentypen und der Bearbeitungsweise in einem sehr großen Bereich gefunden wurden, nämlich in der fernen Ukraine, im Kaukasus, in Saudi-Arabien, in Deutschland und Frankreich (dort über 150 Stück), sodann vor allem auf den Inseln Korsika und Sardinien, zahlreich auch in West- und Südspanien und in Portugal. Das italienische Gebiet von Lunigiana mit dem Museum in Pontremoli ist eines der reichsten an diesen Stelen, die sich nördlich bis in den Alpen, in der Schweiz z. B. in Aosta, und in Österreich finden. Die deutschen Figuren stammen aus zwei Orten bei Halle a. d. Saale und aus Dingelstedt.

Das überraschende Beispiel aus Arabien war monatelang als Plakat in Berlin zu sehen, als Werbung für eine Ausstellung im Pergamon-Museum, wo diese eindrucksvolle Figur zusammen mit zwei weiteren solchen Stelen, die weniger charakteristisch wirken, als Glanzstück den Besucher in einem geheimnisvoll abgedunkelten Raum empfing.

Dieser arabische Krieger trägt den Dolch am Gürtel, einen großen Reif um den Hals (den ‚keltischen‘ Torques) und als einzige menschliche Andeutung einen Kopf mit Augen und Nase, recht typisch für diese Gattung von Ehrensteinen.

Beispiele aus Extremadura in Spanien und aus Portugal gibt es genügend,



sie sind von erstaunlicher Gleichartigkeit. Auch in Aquitanien in Westfrankreich haben wir solche Figuren gesehen. Die genaue Wiederholung derselben Kunstformen macht nachdenklich: Hat sich hier eine religiöse Strömung über ganz Europa und Westasien verbreitet, oder sind hier Krieger mit Familien weit herumgezogen und haben mitten in andersartigen Bevölkerungen ihre Einzelzeugnisse hinterlassen?

Waren es diese Bronze-Krieger, die den Grundstein zu den darauffolgenden Schriftzivilisationen legten, wie zu Anfang am Beispiel der Etrusker nahegelegt?

In diesem Übergangsbereich zwischen Bronzezeit und entwickelter Schriftkultur liegen noch viele unbekannte Ereignisse, die zu erforschen eine schöne Aufgabe wäre. ■



Baktrien (2): Tora Bora – ein Zugang zur inneren Erde?

Luise und Leo von Leuchtenberg



Abb. 1: Die Lage von Tora Bora.

Im Baktrienbericht Teil 1 (SYNESIS-Magazin Nr. 2/2012) berichten wir über die Abenteuer des deutschen Hobby-Archäologen „Kurt“, der Live-Zeuge bei Ausgrabungen an den historischen Stätten im „Land der Götter“ wurde. Diesmal möchten wir seine ganz persönlichen Aufzeichnungen wiedergeben, die an der Grenze zum heutigen Pakistan entstanden, als es ihm als einem der wenigen Europäer gestattet wurde, live bei einer Begehung/Erforschung des Tora-Bora-Höhlen- und Tunnelsystems dabei zu sein. Tora Bora liegt am östlich-

afghanischen Grenzland zu Pakistan (Abb. 1).

Tora Bora (dtsch: „schwarze Höhle“) wurde durch den angeblichen Terroristen Osama bin Laden bekannt, der sich hier möglicherweise eine Zeit lang versteckt hielt, bis er nach wenigen Tagen Aufenthalt mit einer kleinen Gefolgschaft nach Pakistan floh, während andere Personen aus seiner Gemeinschaft zurückblieben. Diese Tatsache wurde durch persönliche Aussagen von „Überläufern“, die von Journalisten befragt wurden, untermauert. Wir wollen hier in diesem

Bericht nicht näher auf dieses heikle, politische Thema im Zusammenhang mit Osama bin Laden eingehen, nur soviel, dass vieles in der „gleichgeschalteten Mainstream-Presse“ in diesem Zusammenhang NICHT der Wahrheit entsprechen soll (das zumindest belegen Zeugenaussagen) – so dürfen die Presseberichte über seine Beteiligung an den Anschlägen 9/11., seinen angeblichen Tod und sein Seebegrabnis hinsichtlich Wahrheitsgehalt durchaus angezweifelt werden. Zurück zu Kurt, der uns erklärte, dass er selbst auf dem Luftwege in die Nähe von Tora

Bora gebracht wurde (Abb. 2), wobei es danach noch etliche Kilometer mit Maultieren bzw. zu Fuß bis zu den Eingängen weiterging (Abb. 3).

Aus der Höhe deutet nichts auf dieses ausgeklügelte Höhlensystem hin, das offiziell natürlichen Ursprungs sein soll. Kurt durfte zusammen mit ortskundigen Insidern das Tora-Bora-Höhlensystem ausgiebig erforschen. So stieg er nach Sichtung einiger Zugänge in das mindestens siebenstöckige Höhlensystem hinab, das anscheinend unzählige Verzweigungen aufweist. Nach mehrstündigen, strapaziösen Besichtigungstouren quer durch Tora Bora musste Kurt feststellen, weder ein ausgeklügeltes, angeblich von Taliban bzw. CIA gebautes Waffenlager, noch Bunkeranlagen, noch Generatoren für eine Stromversorgung, noch umfangreiche Schlaf- und Aufenthaltsräume gesichtet zu haben, die laut Mainstream-Presse dort existieren sollen.

Mag sein, dass verschiedene Stufen, die die Begehbarkeit zu den einzelnen Passagen erleichtern, erst in den letzten Jahren gezielt gebaut wurden, aber gesicherte Erkenntnisse gibt es selbst hierzu scheinbar nicht. Kurt wurden verschiedene Nischen des Höhlensystems gezeigt, wobei er dann doch noch auf Munitionskisten stieß, die dort kreuz und quer herumlagen. Er berichtete außerdem über deutlich sichtbare Aufenthaltsspuren von Menschen z. B. in Form von Fußspuren, leeren Dosen, Decken ... usw. Aber spätestens in den unteren beiden Stockwerken (ca. 100 m tief) beginnt nach seinen Aussagen eine völlig andere Welt, eine, wie er am eigenen Leib erfahren hat, „gespenstische Welt“. Ohne eine gute Survival- und Outdoor-Ausrüstung hätte sich Kurt mit seinen Begleitern spätestens jetzt nicht weiter in die unheimliche Tiefe vorgewagt. Er sagte, man spürt förmlich eine merkwürdige Schwingung, die einen gerne davon abhalten möchte, weiter in die Mysterien der Höhlenwelt vorzudringen. Aber Kurt ließ sich davon zunächst nicht einschüchtern und die Abenteuerlust und der Forscherdrang waren stärker als dieses permanente Angstgefühl, das sich durch das starke Halogenscheinwerferbeleuchten der unterirdischen Gänge etwas dämpfen ließ, obwohl eigenartige, nicht identifi-



Abb. 2: Das Tora-Bora-Bergmassiv vom Flugzeug aus gesehen.

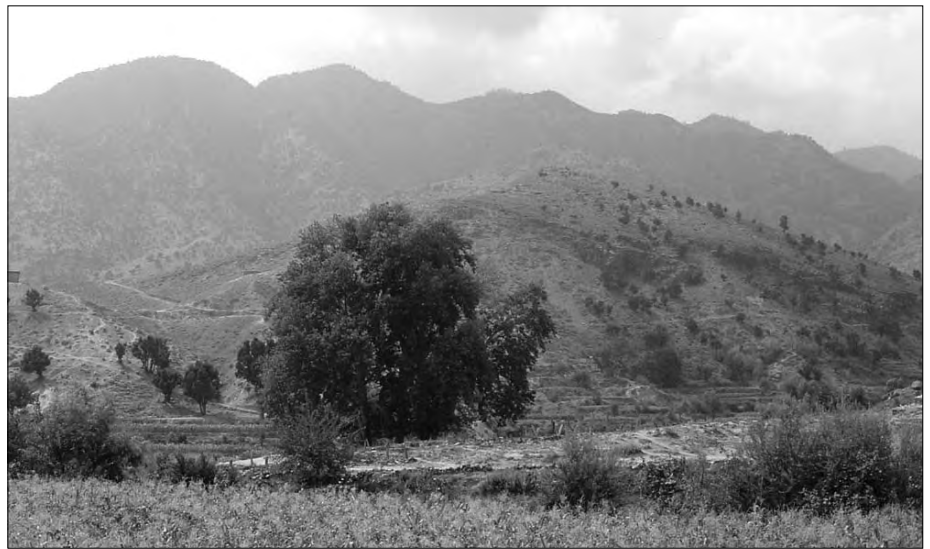


Abb. 3: Tora-Bora-Eingangskomplex vom Boden aus gesehen.



Abb. 4: Oberer Zugang (Spalte) zu Tora Bora.

zierbare Geräusche und Schreie aus dem Untergrund zunehmend wahrnehmbar wurden, für die keine einleuchtende natürliche Erklärung gefunden werden konnte.

So lief es nicht nur Kurt allein nach eigenen Angaben mehrmals eiskalt vor Schreck den Buckel hinunter, obwohl ab hundert Metern Tiefe durchaus Temperaturen herrschen, die man einerseits als warm (gut 30 Grad) andererseits aber auch, je nach betretenem Gangsystem als feucht bezeichnen kann! Die Kombination feucht-warm war laut Kurt, der körperlich sehr gut durchtrainiert ist und an Strapazen bzw. Belastungen einiges gewöhnt ist, beinahe unerträglich! Die gespenstische Welt in der Tiefe der Tora-Bora-Bergwelt verzweigt sich mit jeder Etage nach unten mehr und mehr. Manche Gänge werden Meter für Meter enger und schwerer begehbar, andererseits werden aber andere Gänge immer breiter, glatter, wirken betonähnlich ausgebaut und haben quadratische Formen, sodass sogar größere Fahrzeuge durchfahren könnten.

In Abb. 9 sehen wir das röhrenartige Tunnelsystem das in den unteren Stockwerken (ab 5. Stockwerk) beginnt und sich in Richtung Süden und immer tiefer nach unten „geschlängelt“, fortsetzt. Das Material an den Wänden könnte Granit sein, seiner Einschätzung nach. Die Führer hielten sich diesbezüglich bedeckt; es ist jedenfalls sehr hart und scharfkantig wie Rasierklingen; daher sind bei Berührungen Verletzungen möglich. Das röhrenartige Tunnelsystem verzweigt sich unzählige Male in verschiedene Richtungen und Tiefen. Es ist so breit, dass gut vier Personen bequem nebeneinander herlaufen können, ohne sich gegenseitig zu behindern. Auch ein Pkw hätte Platz und der Fahrer könnte hier beinahe wie ein Rallyefahrer Gas geben, trotz leicht unebenen, gewellten aber immerhin ziemlich glatt „gefrästen“ rundlichen Bodenstrukturen. Man gewinnt sogar den Eindruck, dass es für solche Zwecke auch gebaut wurde! Der Boden gibt auch guten Halt für die Schuhe und man kann hier sehr flott zu Fuß vorankommen. Gelegentlich finden sich Zivilisationsspuren z. B. leere Flaschen, Dosen, Kleidungsreste



Abb. 5: Seitlicher Eingang zu Tora Bora.



Abb. 6: Frontzugang zu Tora Bora.

am Boden. Man gewinnt den sicheren Eindruck, dass das ganze System keinesfalls natürlich entstanden sein kann. Es sieht so aus, als wäre eine mächtige Riesenraupe hier gefahren und hätte den Gang, der möglicherweise viele hundert Kilometer Länge hat, in den Felsen gefräst. Die Seiten des Systems funkeln manchmal wie Edelmetall, aber die Grundfarbe ist eigentlich schwarz. Die meisten Gänge scheinen an den Wänden schwarz – vielleicht daher der Name Tora Bora („schwarze Höhle“)?

Abb. 10 zeigt einen Gang, der sich in einem höheren Stockwerk befindet und in die andere Richtung (nach Norden) verzweigt. Er kann wohl kaum natürlichen Ursprungs sein, dafür sind die Wände einfach zu glatt und der Boden war es wohl auch, bevor sich eine mehrere Zentimeter dicke Schicht aus Gebrösel von allerlei Staub auf der Oberfläche wohl im Laufe vieler Jahre niedergeschlagen hat. In Abb. 11 sieht man ein kleines Plateau mit anschließendem Gangsystem, das sich dann noch in schlängelnder Form in die tieferen Bereiche fortsetzt. Links und rechts davon immer wieder kleine oder mittlere Nischen, die möglicherweise den Zweck als Aufenthalts- bzw. Schlafplätze für Personen erfüllen soll(t)en. In Abb. 13 erkennt man eine wunderschöne, riesige aber auch gespenstische, sehr flache Höhle, aus der mehrere Gangsysteme aus den Seitenläufen entspringen. Alles in allem ein schier nicht enden wollendes, kompliziertes und ausgeklügelt erscheinendes Gangsystem in der Tiefe. Ein Mix aus scheinbar natürlichen Höhlen- und Gangelementen und Gängen, bei denen es unwahrscheinlich erscheint, dass sie alle natürlich entstanden sind. So gibt es aber auch wieder Verbindungen zwischen den Bereichen und Höhlen in der Unterwelt, die auch natürlich hätten entstanden sein können. Eine genaue Klärung wäre eine ideale Aufgabe für ein wissenschaftlich arbeitendes Team, meinte Kurt! Obwohl er zunächst nichts über den Zweck und die Entstehungsgeschichte von Tora Bora von den einheimischen Führern in Erfahrung bringen konnte, redeten einige von ihnen dann nach mehreren Tagen kameradschaftlichen Umgangs



Abb. 7: Bewachter Eingang zu unteren Etagen von Tora Bora.

Skizze Tora Bora

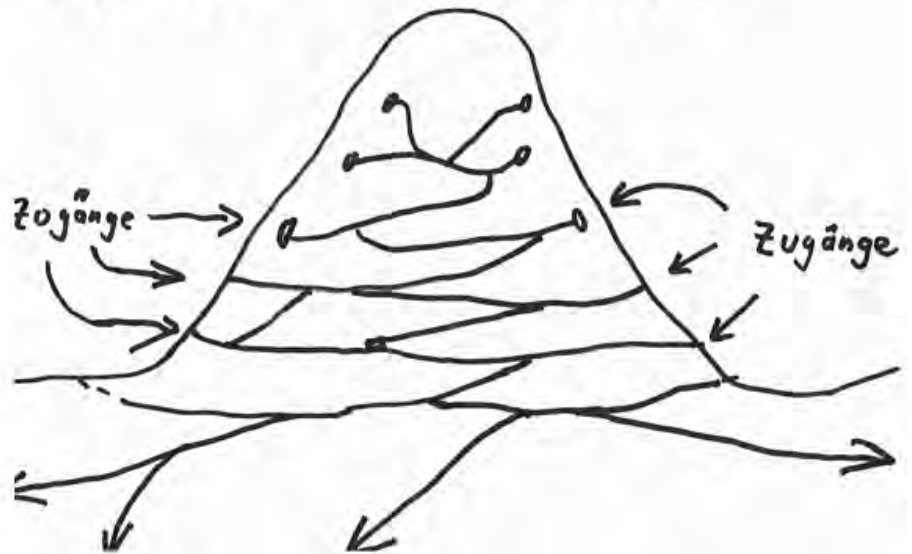


Abb. 8: Skizze zum Tora-Bora-System (Kurt)

doch, und so kamen Legenden ans Tageslicht, denen zufolge Außerirdische vor vielen Tausend Jahren dieses unterirdische Territorium geschaffen haben sollen, das Zugänge zur Inner- bzw. Hohlerde besitzen soll. Sogenannte Ur-Reptos sollen den Legenden nach in der Erdkruste ab einer Tiefe von etwa tausend Meter hausen, als Wächter zur inneren Welt. Nachts sollen sie gelegentlich an die Erdoberfläche zur Nahrungssuche hochkommen. Sie ernähren sich nicht nur von Tieren und Pflanzen. Den Legenden zufolge holen

sie gelegentlich auch Menschen, die auf immer Wiedersehen in der unterirdischen Welt verschwinden. Dies sei dadurch belegt, weil auch immer mehr Menschen aus der Umgebung um Tora Bora vermisst werden, vor allem junge Menschen.

Kurt wurde es nach dem Gehörten richtig schlecht, er musste sich schließlich übergeben. Aber zunächst ging der Abstieg noch weiter, bis dann noch ein solches schockierendes Erlebnis kam, das weitere Recherchen unmöglich machte - denn: So unglaublich es

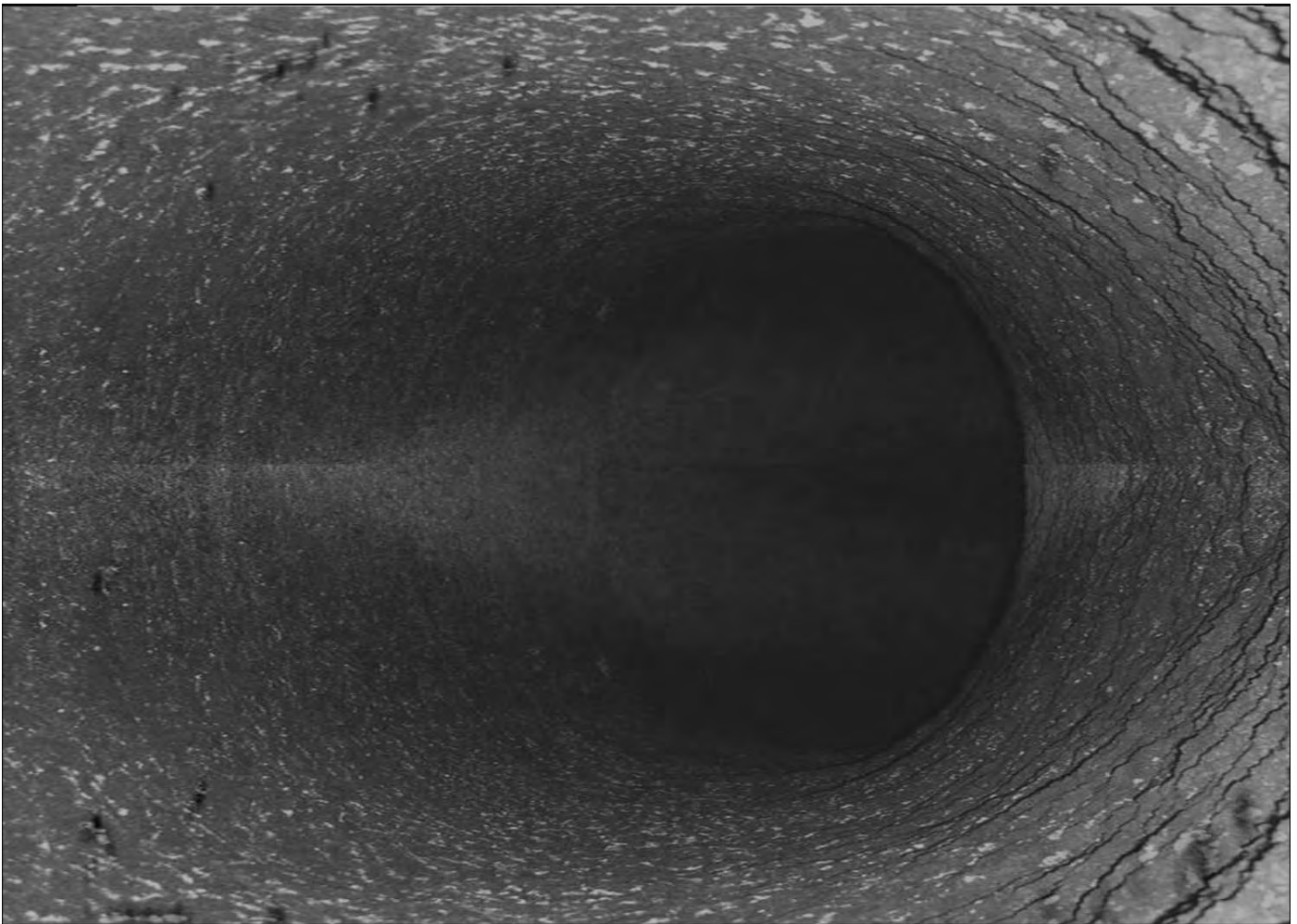


Abb. 9: Röhrenartiges Gangsystem in Tora Bora (Kurt)

klingen mag, Kurt und seine Helfer entdeckten plötzlich in einer Tiefe von etwa dreihundert Metern in einem Nebenschacht (den die Führer zum ersten Mal auf Anregung vom Kurt in Augenschein nahmen) die Überreste eines humanoiden Riesen in Form eines Skelettes mit einer von ihnen geschätzten Länge von acht Metern und einer länglichen, ziemlich großen Schädeldecke. Diese erinnerte Kurt an einige ägyptische Pharaonen. Die Augenhöhlen und die Mund- und Nasenausbuchtung des Wesens wirkten allerdings eher wie die eines Dinosauriers. Erstarrt vor Schreck kapitulierte schließlich auch der Anführer nach diesem bisher angeblich erstmaligen Fund eines solchen unheimlichen Wesens, als dann zufällig gerade im Augenblick dieser Sichtung auch noch die bereits bei dieser Tour schon mehrmals wahrgenommenen Geräusche und Schreie aus der Tiefe plötzlich immer lauter wurden. Die Schreie waren so unheimlich und wirkten auf das Bege-



Abb. 10: Ausgebauter Gang in Tora Bora (Kurt)



Abb. 11: Aufenthaltsbereich und Gang in Tora Bora.

hungsteam lebensbedrohlich, dass ad hoc der „Turbo-Rückwärtsgang“ vom Anführer angeordnet wurde. Bedingt durch den schnellen Aufbruch, war es Kurt leider nicht mehr vergönnt, das Riesenskelett noch zu fotografieren, obwohl er dies wollte. Der Anführer war aber strikt und so musste Kurt sofort zusammen mit den anderen Führern umkehren. Das ganze Team hetzte im Höchsttempo den letzten Gang zurück, und der Wiederaufstieg begann unverzüglich. Nach diesem beinahe unglaublichen Erlebnis braucht man sich auch nicht darüber

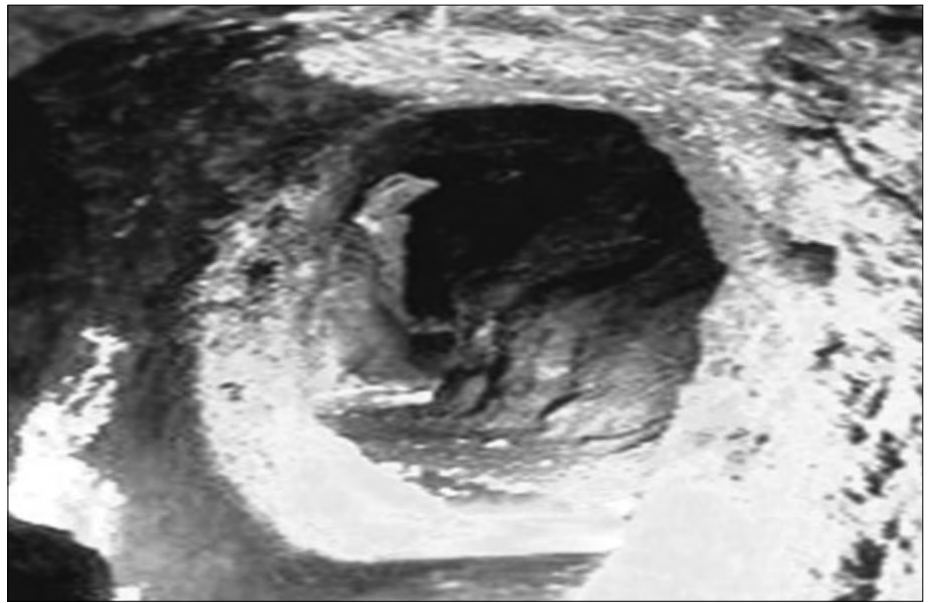


Abb. 12: Gangsystem im Höhlenkomplex Tora Bora.



Abb. 13: Riesige Flachhöhle in ca. 200 m Tiefe in Tora Bora.

wundern, dass laut Schilderungen der Führer die Einheimischen generell Tora Bora „meiden“, weil es angeblich öfter in den Höhlen „spukt“ und man Lichter in der Tiefe sehen kann. Nur sehr gut bezahlte Führer und Soldaten wagen sich gelegentlich noch in die unheimlichen Gänge von Tora Bora vor. Aber das alles war jetzt selbst für die ansonsten scheinbar hartgesottenen und erfahrenen Führer zu viel. So stiegen Kurt und seine Begleiter mit inzwischen durchgeladenen Pistolen so rasch es nur ging im Höchsttempo wieder an die Oberfläche zurück und entfernten sich auch ohne Verzögerung von dem Territorium Tora Bora. Obwohl eigentlich geplant war, bis zu einer Tiefe von mindestens fünfhundert Metern in die geheimnisvolle Unterwelt vorzudringen und auch den ausbetonierten Gang in Richtung Pakistan zu testen, flog man im völlig erschöpften Zustand und außer Atem, den Schreck noch in den Gliedern, sofort mit dem Hubschrauber wieder zum Ausgangslager zurück. Kurt erschauert noch heute gelegentlich im Schlaf, wenn er von dem Erlebnis in Tora Bora träumt, wie er uns erzählt hat.

Das Höhlensystem Tora Bora hat eine angebliche Ausdehnung von etwa zwanzig Kilometer im Durchmesser bei einer unbekanntenen Tiefe und nicht vermessbarem Netzwerk von Gängen, Schlupflöchern, Schächten, Bereichen und Höhlen.

Nach Aussage der einheimischen Führer seien einige unterirdische Quergänge viele hundert Kilometer lang. So existiere auch ein unterirdischer Gang, der in Pakistan einen Ausgang hat, sowie ein weit in den Süden von Afghanistan hinein reichendes mehrstufiges Gangsystem.

Frägt man Geschichtskundler, so will niemand etwas Genaues über die Entstehung, Erbauer und Zweck des Höhlen- und Gangsystems aussagen, und so müssen wir, die Autoren, spekulieren: Gehört das Höhlen- und Gangsystem zu dem weltweiten Netzwerk künstlich geschaffener unterirdischer Gänge der Frühgeschichte unserer Erde? Waren die „Götter“, die die Erde einst besuchten, die ursprünglichen Erbauer von Tora Bora und nutzen sie ihr geschaffenes System zum Schutz, als La-



Abb. 14: Einheimische Führer in Tora Bora.

gerstätte und Unterkunft? Leben heute noch die zurückgebliebenen „Götter“ in der Erdkruste des Höhlensystems von Tora Bora bzw. sind sie bis zur Hohlrede vorgedrungen? Gibt es bereits Artefakte, die bislang der Öffentlichkeit vorenthalten werden? Zu was für einer Spezies gehörte der entdeckte Riese mit einer Größe von acht Metern – war er vielleicht einer der „Götter“? Kurts persönliche Meinung/Einschätzung über Tora Bora:

„Tora Bora ist ein Mix aus natürlichen Erdlöchern, Gängen, Höhlen, aber auch aus unnatürlichen (künstlich geschaffenen) Höhlen-, Treppen-, Schacht-, Bereichs- und Gangsystemen, deren Dimensionen wir bis heute nicht kennen (selbst die Führer kennen nicht jeden Schlupfwinkel des Tora-Bora-Systems), die sich lediglich vielleicht erahnen lassen. Das „System“ Tora Bora ist so gigantisch und komplex in seinen Ausprägungen, dass es unmöglich von Menschenhand geschaffen werden konnte, genauso wenig wie die Pyramiden von Gizeh ... Tora Bora ist weitgehend noch unerforscht und birgt viele interessante Geheimnisse, die es zu lüften gilt ...“.

Wir danken Kurt ganz herzlich für seinen interessanten an uns gelieferten Abenteuerbericht und die zur Verfügung gestellten Fotos (die nicht

alle von ihm persönlich stammen) einschließlich seiner Skizze über Tora Bora!

Wir, die Autoren, möchten an dieser Stelle betonen, dass wir den Bericht von Kurt übernommen und uns bemüht haben, ihn 1 : 1 wiederzugeben. Wir waren selbst nicht vor Ort und können und möchten weder eine Wertung über den Inhalt des Berichtes, einschließlich der Fotos abgeben, noch können wir eine Verantwortung hierfür übernehmen, da für uns nicht nachprüfbar. Aufgrund der gesicherten Tatsache, dass Kurt zu den ganz wenigen Europäern zählt, dem es bis zum heutigen Tage aufgrund besonderer Umstände vergönnt war, Tora Bora von innen zu sehen, hielten wir es für gegeben, den kurzweiligen Bericht einschließlich der ganzen Fotos hier zu veröffentlichen. Wir danken auch der Redaktion für ihre Mithilfe und dem o. k. für die Veröffentlichung!

Bilder: Kurt

Weitere Auskünfte gerne über:

LuisvonLeuchtenberg@gmx.de oder
LeovonLeuchtenberg@gmx.de

Thema Externsteine

Der „Mutterkessel“ in Felsen 1 der Externsteine: ein geografisches Erinnerungszeichen?

Dipl. oec. Elke Moll

Seit der Erkenntnis, dass die Echse vom Isterberg gleichzeitig ein wichtiger Vermessungspunkt einer geometrischen Figur im Gelände - des Ister-Dreiecks (1) zwischen dem Isterberg bei Bad Bentheim, dem Heisterholz südlich von Petershagen und den Externsteinen - gewesen ist, reißt die Entdeckung weiterer geometrischer Landschaftsfiguren um die Externsteine nicht ab (2). Den letzten Fund machte *Oswald Tränkenschuh* (3). Er entdeckte das Wiebusch-Dreieck. Es handelt sich um ein alteuropäisches Vermessungsdreieck zwischen dem Wiebusch südöstlich von Lichtenau im Sorat-Gau, zwischen dem Domhof in Erwitte und den Externsteinen. So weit, so gut.

Während sich der Referenzpunkt (Vermessungspunkt) des Ister-Dreiecks und des gesamten Ister-Systems südlich von Felsen 5 der Externsteine befindet, ist der geografische Eckpunkt des Wiebusch-Dreiecks der „Kessel“ in der Grotte von Felsen 1. *Herman Wirth* (4) nennt diese Grotte die Große Mutterhöhle. Wirth beschäftigte sich auch mit dem „Kessel“ (5), und hier werden die terminologischen Weichen das erste Mal falsch gestellt. Wirth bringt den „Kessel“ in Zusammenhang mit dem sogenannten Mutterbrunnen, einem kosmischen Symbol aus urindogermanischen Vorzeiten. Die damaligen Kultstätten versinnbildlichten damals die Ordnung des Kosmos, Himmel und Erde, in Zeit und Raum. Unten im Berg sei der Schoß der Erdenmutter. Dort müsse der Urbrunnen, der Mutterbrunnen sein. - wie schon in den Kulthöhlen der Ahnen, der letzten Einzeit.



Abbildung 1: Die Echse vom Isterberg (Karl-Heinz Wend, Rheine)
Das „Wiebusch-Dreieck“

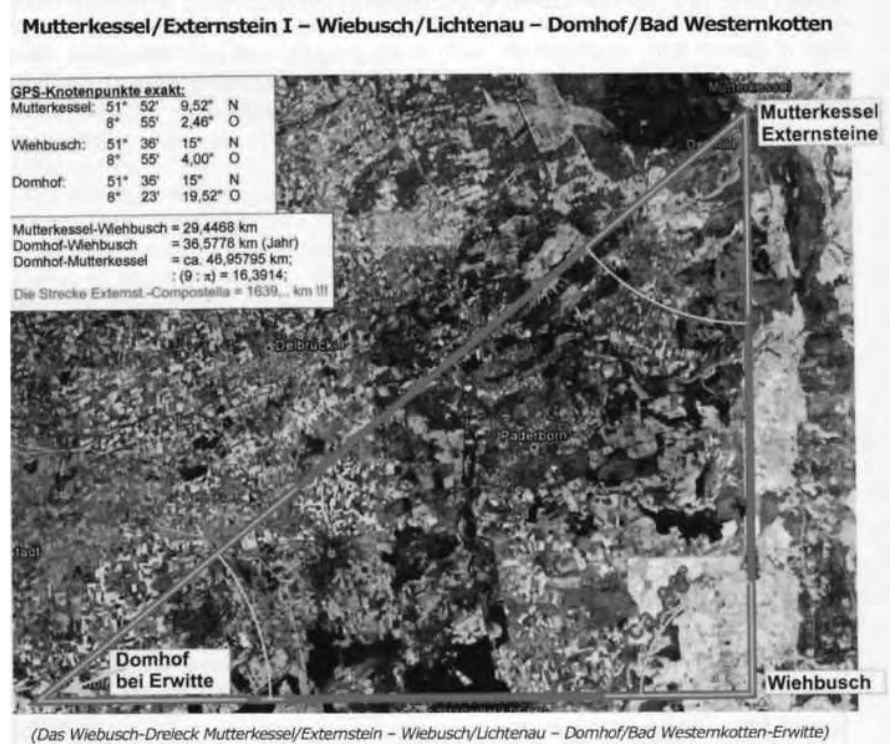


Abbildung 2: Das Wiebusch-Dreieck (O. Tränkenschuh)

Nun ist ein Kessel kein Brunnen - eher ist er das Gegenteil. Ein Brunnen ist eine Öffnung, die in die Tiefe führt. Er ist jedenfalls nach unten offen. Ein Kessel ist das Gegenteil: Er ist ein unten geschlossenes Behältnis. Er ist aus Metall, also frühestens aus Kupfer, und die Flüssigkeit wird innerhalb der Wände des Kessels bewahrt. Für Wirth war das „künstliche Kultbecken“, mit dem er den „Kessel“ umschrieb - das Wort Kessel gebrauchte er nicht - die Wechselform des Symbols „Urbrunnen“, wenn ein echter Brunnen nicht zu Verfügung stand. Sei kein natürliches Wasservorkommen da, so werde ein künstliches Kultbecken hergestellt, wie in der Großen Mutterhöhle des „Ecectans“.

Hier werden die Weichen ein zweites Mal falsch gestellt. Ein Mutterbrunnen ist der „Kessel“ nicht, und ein Kessel auch nicht!

In der Zeichnung des Wiebusch-Dreiecks (Abbildung 2) wird der Begriff des „Mutterbrunnens“ durch eine begriffliche Neuschöpfung, das Wort **Mutterkessel**, ersetzt - mit allen Kalamitäten, die mit dem Begriffsinhalt dieses neuen Wortes entstehen oder jedenfalls entstehen können. Mutterkessel, das begünstigt gedankliche Assoziationen, die von der tatsächlichen Aufgabe der Vertiefung in der Grotte von Felsen 1 noch weiter wegführen führen als Wirths „Mutterbrunnen“. So könnte man einen „Mutterkessel“ für einen frühgeschichtlichen Vorläufer der späteren Hexenkessel halten. Der Glaube an die „Mütter“ prägte über Tausende von Jahren den Glauben der Menschen (nicht nur) in unserer Heimat und auch an den Externsteinen (6). Diese Mütter waren aus der Sicht der christlichen Kirche Hexen, und als Hexen wurden sie gefoltert und verbrannt. Jedenfalls auch im nahen Paderborn.

Der Begriff „Hexenkessel“ weckt Erinnerungen. Sie sind mit dem alteuropäischen Fruchtbarkeitskult verbunden. Einer der frühesten Ausgestaltungen dieses Glaubens war der Krötenkult (Padden-Kult). Die Forschungsgruppe Externsteine-Kultur hat einen der Kultplätze in der Nähe der Externsteine, am sogenannten Opferplatz bei Kleinenberg in den

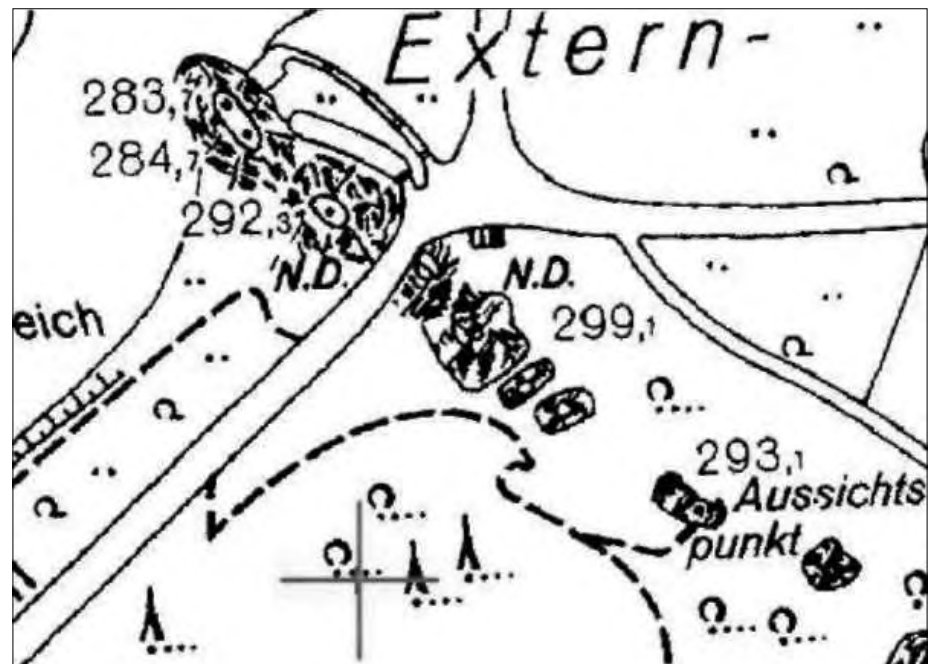


Abbildung 3: Der Referenzpunkt des Isterdreiecks am Felsen 5 der Externsteine.



Abbildung 4: Die Große Kröte von Kleinenberg (E. Moll)



Abbildung 5: Die kleine Kröte von den Externsteinen (E. Moll)

Hardehauser Klippen, nicht weit vom Wiebusch, gefunden (7).

Eine Beschreibung der Vorstellungen, welche die Menschen noch im endenden sechzehnten Jahrhundert von dem Zusammenhang zwischen Krötenkult, Hexen und dem Hexenkessel hatten, liefert uns *William Shakespeare*. Sein Drama *Macbeth* beginnt mit dem Ruf der Kröte:

*„Kröte ruft - geschwind
Schön ist hässlich, hässlich schön:
Schwebt durch Dunst und Nebelhöhn!“*
(*Macbeth* 1. Act 1 Scene)

Auch das Kesseltreiben der drei Hexen wird ausführlich beschrieben. Bei diesem spielt die Kröte die erste Geige:

*„Um den Kessel dreht euch rund,
werft das Gift in seinen Schlund;
Kröte die im kalten Stein
Tag und Nächte, dreimal neun,
Zähen Schleim im Schlaf gegoren,
sollst zuerst im Kessel schmoren!“*
(4. Act 1. Scene).

Nein, ein „Kessel“ ist die Vertiefung in der Großen Grotte von Felsen 1 der Externsteine nie gewesen. Schon *Walther Machalett* (8) hatte auf das entscheidende Manko der Vertiefung in der Grotte als echter Kessel in der Grotte hingewiesen: Die Bodenvertiefung in der Grotte besaß und besitzt keinen Abfluss. Er hätte, in den Stein des Felsens eingehauen, jeweils mühselig mit Gefäßen wie Schöpfkellen wieder ausgeschöpft werden müssen.

Er hätte sich auch nicht, wie es Shakespeare mit seinem Hexenkessel vorschwebte, erhitzen lassen.

Ein „Weiberbecken“ gibt es auf dem „Teufelsfelsen“ auf dem mit den Externsteinen durch Landschaftsplanung vernetzten Isterberg bei Bad Bentheim - mit Abfluss! Aber das ist eine andere Geschichte.

Machalett hat den Gedanken, bei dem „Kessel“ in der Grotte in Felsen 1 der Externsteine habe es sich um ein Kultgefäß gehandelt, als abwegig verworfen. Seiner Meinung nach habe es sich um eine teilweise in die Erde ausgemeißelte Vertiefung als Halte-



Abbildung 6: Der „Kessel“ in der Großen Grotte in Felsen 1 (E. Moll)



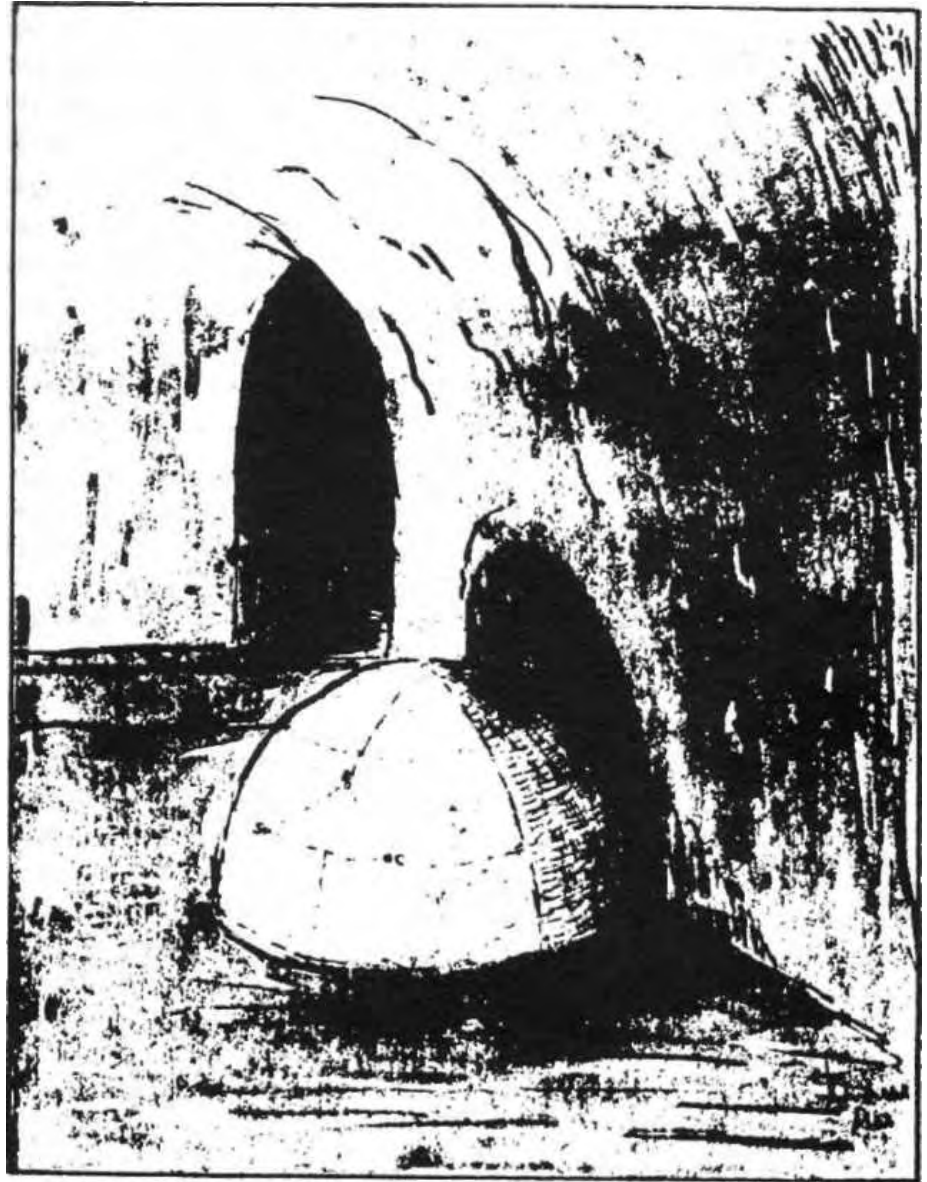
Abbildung 7: Das „Weiberbecken“ auf dem Teufelsfelsen vom Isterberg (Gert Meier)

rung für einen Globus gehandelt. Er bemerkt:

„Der ‚Kessel‘ ist nicht einfach in den Felsboden zu ebener Erde eingemeißelt, sondern auch noch tief in die seitliche Felsenwand hineingeschoben, sodass eine etwa viertel- bis halbkugelige Ausbuchtung an dieser Stelle entsteht. Das erweckt bereits Aufmerksamkeit und die Vorstellung, dass man durch eine solche Anordnung den Durchgang durch die untere Grotte habe freihalten wollen. In dem Kessel muss ein sperriger Gegenstand untergebracht gewesen sein. Der Kessel selbst und die Höhlung zusammen ergeben in der Rekonstruktion eine Kugel, eine gewaltige Hohlkugel, die wirklich den Durchgang behindert hätte, wäre sie nicht in die Wand hineingeschoben worden.“

Eine Hohlkugel in Form eines bronzenen Globus soll nach Machalett der „Kessel“ beherbergt haben. Seine Vorstellung, dass die Erde Kugelform besitze, sei ein in der Heimlichkeit der Grotte zu bewahrendes Geheimwissen der Priester an den Externsteinen gewesen, dürfen wir getrost in das Reich der Fabeln verbannen. In der Sache dürfte Machalett allerdings das Richtige getroffen haben. Ein Globus ist ein geometrisches, ein erdkundliches Gerät. Installiert wurde der „Kessel“ an einem wichtigen Referenzpunkt (Vermessungspunkt): dem nördlichen Eckpunkt des Wiebusch-Dreiecks. Dabei handelt es sich nicht um irgendeinen Globus. Seine Maße sprechen Bände. Der Durchmesser des „Kessels“ beträgt 127 cm. Das ist ein Zehntausendstel des Durchmessers der Erde: 12.700 km. Der „Kessel“ besitzt geometrische Maße. Er ist eine maßstabgerechte Verkleinerung der Erd-„Kugel“.

Der „Kessel“ war also nicht nur geometrischer Referenzpunkt für das Wiebusch-Dreieck. Günter Heinecke (9) hat nachgewiesen, dass die geodätische Planungslinie zwischen dem Langenberg nordöstlich von Bad Meinberg und den Paderquellen (Dom von Paderborn) den „Kessel“ der Großen Grotte von Felsen 1 der Externsteine schneidet. Überhaupt scheint der „Kessel“ der Zentralpunkt des Heinecke-Systems (10) gewesen zu sein. Er diene anscheinend nicht nur als geometrisches Zeichen, sondern hatte auch als Vermessungspunkt



Rekonstruktion des früheren Zustandes in der unteren Grotte der Externsteine. Der doppelte Bronzekegel mit dem Durchmesser von 127 cm (Erddurchmesser = 12 700 km) stellt einen vor- und frühzeitlichen Globus dar. Nur so erklärt sich sinnvoll der in den Felsenfußboden gehauene Kessel und die dazu gehörende Einbuchtung in der daneben anstehenden Felsenwand. Dem Kessel gegenüber in der Gegenwand die (hier nicht sichtbare) Schädelhöhle, in der ein Schädel das Wissen der Priester um die Kugelgestalt der Erde und ihre Größe vor Unberufenen sicherte.

Abbildung 8: Der „Globus“ in der Grotte in Felsen 1 (Modell Walther Machalett)

Bedeutung. Auf die geomantische Bedeutung des Kessels haben andere hingewiesen (11).

Damit entpuppt sich der „Mutterkessel“ als geografisches Erinnerungszeichen, als eine Art „Denkmal“. In einem der zentralen alteuropäischen Vermessungspunkte hat man dieses „Denkmal“ aufgestellt. Die Gestalter der Großen Grotte in Felsen 1 haben diesen Vermessungspunkt auf der „Kugel“ Erde „geehrt“, indem sie einen

Globus deponierten. Statt vor einem „Mutterkessel“ stehen wir vor einem heute leeren frühgeschichtlichen Vermessungsmodell.

Die Wiebusch-Entdeckung von Oswald Tränkenschuh hat die Diskussion um den „Mutterkessel“ in Grotte 1 der Externsteine ausgelöst. Diese Diskussion sollte nicht den Blick dafür verstellen, dass der dortige „Kessel“ nicht etwa eine Singularität ist. Am fränkischen Lichtenstein, auf der EC-

Linie Externsteine-Cheopspyramide, hat Machalett in einer Felsgrotte der sogenannten „Christenmarter“ (12) eine weitere teilweise in die Erde eingehauene Halterung mit denselben Maßen gefunden. Die Markierung hervorgehobener Referenzpunkte durch Globus-Halterungen - für eine maßstabgerechte Erdkugel - könnte auf ein alteuropäisches System deuten.

Walther Machalett und seine Gefolgschaft wurden vom Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein der Stadt Detmold - Fackelträger des bürgerlichen Konservatismus, als Schwarmgeister an den Pranger gestellt. Ungeist ist der ehemalige Staatsarchivar *Dr. Erich Kittel* (13) gewesen. Der Volksschullehrer Walther Machalett hat - trotz vieler Irrtümer - für die Externsteine-Forschung Bedeutendes geleistet. Aber wer nimmt schon die Veröffentlichung eines Volksschullehrers ernst?

Anmerkungen

- (1) Gert Meier, Die Echse vom Isterberg bei Bentheim und die Externsteine, SYNESIS 2011 Heft 4 S. 36 ff.
- (2) Gert Meier, Die Xanten-Lucca-Linie - eine Linie frühgeschichtlicher Landschaftsplanung zwischen Niederrhein und Steinhuder Meer, demnächst als Bd. 12 der „Weißen Reihe“ der Forschungsgruppe Externsteinkultur www.forschungsgruppe-externsteinkultur.de
- (3) Oswald Tränkenschuh, Berechnungen und Auswertungen des Kultplatzes Wiebusch nach der „sphärischen Trigonometrie“, in: Heinrich K. Hillebrand, Der Marsertempel „Tanfana“ im Tal der Sauer, Media-Print Paderborn 2012 S. 20.
- (4) Herman Wirth, Der Neue Externsteine-Führer, Volkstum Wien 1969 S. 58.
- (5) a. a. O. S. 63.
- (6) Renate von Lamezan, Die Große Mutter als Schöpfungsoffenbarung und ihr Niederschlag an den Externsteinen, Ur-Europa-Jahrbuch 2010 S. 79; Gert Meier, Warmsberg - Felsen I - Bellenberg, Kultstätten der „drei Mütter“ an den Externsteinen? SYNESIS-Magazin Nr. 3/2009, S. 34 ff.
- (7) Das Kleinenberg-System. Frühgeschichtliche Funde im Stammesgebiet der alten Marsen. Bd. 5 der

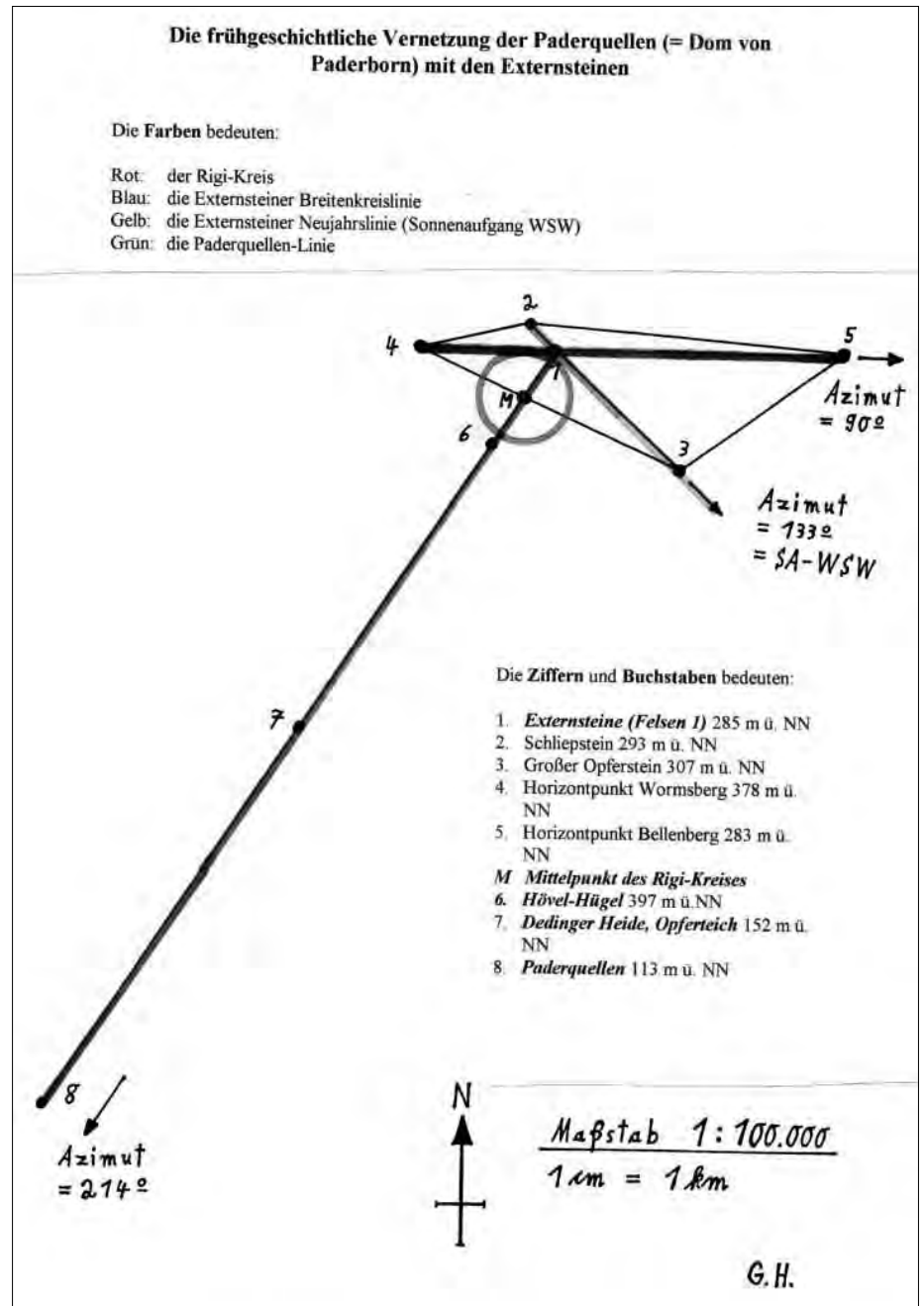


Abbildung 9: Die frühgeschichtliche Vernetzung der Paderquellen (= Dom von Paderborn) mit den Externsteinen (Günter Heinecke)

- Studien zur Vor- und Frühgeschichte Alteuropas (Weiße Reihe) des Forschungskreises Externsteine e. V. 32805 Horn-Bad Meinberg Postfach 1155.
- (8) Walther Machalett, Die Externsteine. Das Zentrum des Abendlandes. 2. Externsteine. Hallonen Maschen 1970 S.119 ff.
- (9) Siehe Gert Meier, Die frühgeschichtliche Vernetzung der Paderquellen mit den Externsteinen, SYNESIS Nr. 5/2006, S. 15 ff.
- (10) Gert Meier, Das Heinecke-System: Frühgeschichtliche Visurlinien auf Sonne und Mond, SYNESIS Nr.

- 2/2006, S. 27 ff. und Nr. 4/2006, S. 28 ff.
- (11) Ingeborg Lüdeling, Zeitnischen - Das verborgene Wissen der Externsteine, Hensch Nienburg/Weser 1998
- (12) Walther Machalett, Die Externsteine. Das Zentrum des Abendlandes. 5. Lichtenstein. Hallonen Maschen 1970 S. 149 ff.
- (13) Freerk Haye Hamkens (Hrsg. Burkhardt Weecke), Der Externstein. Wege und Irrwege der Forschung S. 702 ff.



So flogen schon die Pharaonen

Hans J. Werding

Im SYNESIS-Magazin Nr. 5/2010 staunt Herr H. Wrosch über die alt-ägyptische Bilderschrift. Dazu möchte ich mit einigen Beispielen erklären:

Ham-ur-ap-is (ca. -1792) finden wir mit einem Ring als Symbol seiner göttlichen Macht. Genau diese Insignien halten aber alle alten Herrscher rund um den Erdball vor sich oder auf ihren Köpfen, zum Zeichen dafür, dass sie ein Gott sind.



Das ist verständlich, wenn wir die Funktion der Ringe verstehen. Betrachten wir diese Ringe nämlich von der Seite und von oben, dann werden sie zu Schlangen.

Diese Schlangen erkannte ich als Turbinen, die ich aus Blech schmiedete

und schon seit 1985 vorführe. Das funktionierte zwar nicht sofort auf Anhieb, erst nach langjährigem Studium der ägyptischen Hieroglyphen erkannte ich viele Geheimnisse einer Technik, die in den Ringen steckt.



Es sind jedoch nicht nur die Ringe. Alle sakralen Symbole, die sie vor sich und auf den Köpfen zum Zeichen ihrer Göttlichkeit trugen, funktionieren nach einer Technologie, die der unseren heutigen noch um hundert Jahre voraus ist. Einige tragen diese Symbole heute noch, aber zum Zeichen dafür, dass sie die Falschen sind.

Das war dann auch der Grund für



die unermessliche Macht der Pharaonen. Für den Machterhalt sorgten sie, indem sie ihre Technik versteckten, ihr Wissen verheimlichten und das Volk in Dummheit hielten, bis auf den heutigen Tag. Wer dahinter kam, wurde zum Teufel oder Hexer gemacht.

Unsere heutige Bildung ab Vorschulalter, möglichst ein Leben lang, ist dann auch nur ein Ablenkungsprogramm, sodass unsere Wissenschaftler zwar die Sterne zählen können, jedoch wie Blind-



Ab-Ra-Ham (um -1700) bringt den Heiligen Gral nach Ägypten.

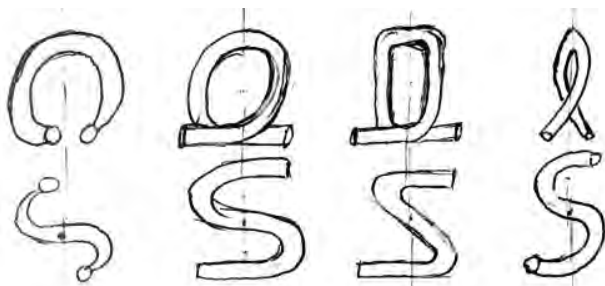


Wer etwas erkannte, wurde zum Teufel gemacht.

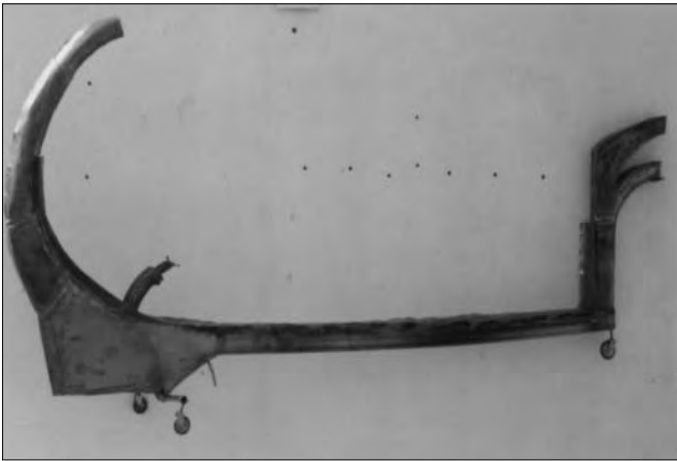
Engel = lat. anguis = Schlange



Wenn sie fliegen konnten, dann waren sie natürlich in allen Kulturen.



Nachbau

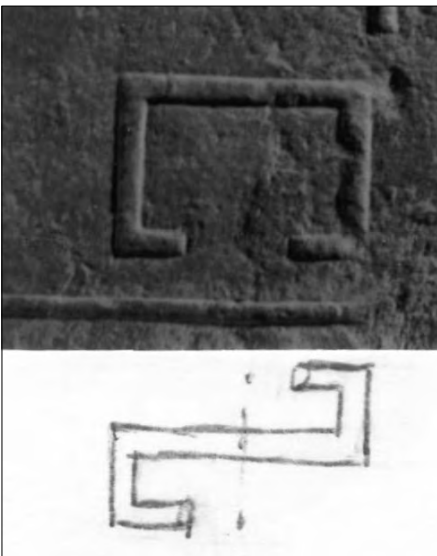
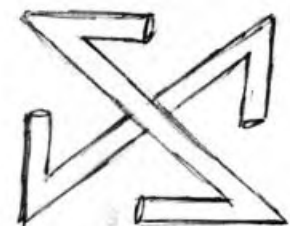
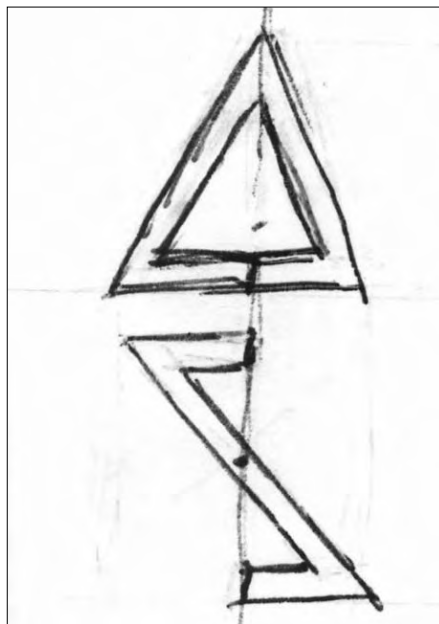


Nachbauten

de schauen, wenn ich ihnen den heiligen Gral vorführe.

Es gibt viele Theologen, die inzwischen erkannt haben. Mit ihnen habe ich ein tiefes Mitgefühl, sind sie doch, wie alle strenggläubigen Menschen, die Betrogensten. Trotzdem predigen sie weiter ihre alten Geschichten, obwohl diese neuen Erkenntnisse verbreitet Friede in die Welt bringen wird.

Mehr Beispiele auf: www.raketentechnik.de



Hans J. Werding

Näpfchen, „Warzensteine“ und Felsausschnitte

Ferdinand W. O. Koch

Warum fasse ich diese drei Begriffe in einer Gegenüberstellung zusammen? Weil sie Gemeinsamkeiten aufweisen, wie wir gleich sehen werden. Da taucht natürlich die Frage auf: „Wer machte was, wann, wo und wie?“

Irgendwann geht jeder einmal in den Wald, vielleicht auch in die Berge. Wer sich für die Natur interessiert, entdeckt da allerhand. Da gibt es z. T. kleine und große Felsen. Die meisten sind belanglos, doch es gibt auch welche, die negativ und andere, die positiv strahlen. Ein Rutengänger kann das feststellen. Zuweilen findet man Vertiefungen in den Felsen. Nun, das kann eine Verwitterung sein. Manche jedoch, haben eine exakt runde oder z. B. Herzform. Da wird man dann stutzig. Wer hat das gemacht und warum?

Also geht man dann vielleicht in eine Bibliothek und sucht. So steht dort, die Druiden hätten das gemacht. Das waren vielseitig gebildete Männer, deren Ausbildungszeit gut zwanzig Jahre dauerte.

Wie kommen nun die Näpfchen in den Stein?

Ein Druide untersuchte den Stein, z. B. mit der Wünschelrute, und wenn er eine Stelle fand, die anders reagierte und die für Heilzwecke zu gebrauchen wäre, zeichnete er sie an. Nun versuchte er durch Befragung herauszufinden, um was es sich handelt. Die andere Möglichkeit besteht darin, dass er sich ein Ziel vorstellt und z. B. nach einer Stelle sucht, die geeignet ist, etwa Knochen zu heilen.

Dann untersuchte er so lange Steine, bis er fand, was er suchte. Jetzt konnte der Steinmetz die angezeichnete Stelle in vorgegebener Tiefe ausmeißeln oder ausschaben, falls der Stein vorher weich gemacht wurde. Nun stand der Anwendung nichts mehr im Wege.

In diese Näpfchen füllten sie dann z. B. Wasser ein und ließen es meist drei Tage darin. Durch die Strahlung veränderte sich das Wasser und wurde z. B. zu Medizin. Da die Druiden nicht nur



Abb. 1: Näpfchenstein im Druidenbain (Fränk. Schweiz).



Abb. 2: Näpfchenstein im Druidenbain (Fränk. Schweiz).

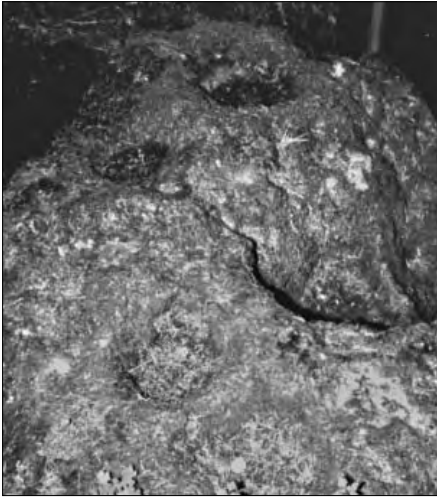


Abb. 3: Näpfchenstein im Druidenhain
(Fränk. Schweiz).

Rutengänger, sondern u. a. auch Ärzte (besser Heilkundige und Heiler) waren, konnten sie so der Bevölkerung helfen.

Untersuchen wir diese Näpfchen, so können wir heute noch genau sagen, für was sie gut sind und könnten sie nutzen. Oft muss man die Felsen putzen, um sie zu finden. Es gibt aber auch Felsen, die mehrere Heilstellen haben. In Oberfranken werden sie noch häufig mit Erfolg genutzt.

Näpfchensteine

Bleiben wir zunächst in unserer Heimat. Da gibt es den Druidenhain in der Fränkischen Schweiz. Dort finden wir haufenweise Felsen und Steine mit Näpfchen. Allgemein werden sie als Näpfchen- oder Schalensteine bezeichnet.

Näpfchen gibt es von drei Zentimetern bis zu einem Meter im Durchmesser. Auch sind nicht alle rund. Bei dem österreichischen Schalenstein (Abb. 4) ist z. B. unschwer zu erkennen, für was er gut ist, nämlich für Herzleiden. Natürlich gibt es die Näpfchensteine außer in Österreich auch in England sowie im übrigen Europa.

Nun machen wir einen Sprung nach Russland in den Kaukasus. Fast auf allen Dolmen, die ich dort untersuchte, waren Näpfchen eingearbeitet. (Siehe meinen diesbezüglichen Bericht im SYNESIS-Magazin Nr. 2/2011).

Auch im Kaukasus verwendete man die Technik der Näpfchenherstellung, die man von den Druiden im Druidenhain gelernt hatte. Nur fanden sie dort eine Möglichkeit, nicht mehr meißeln zu müssen, sondern sie machten die Felsen für ein paar Stunden weich und schabten sie aus.

Die Nutzung erfolgte wie bei uns, nur dass man, für bestimmte Zwecke,



Abb. 4: „Herzstein“ für Herzleiden (Österreich).



Abb. 5: Als Baumaterial missbraucht.

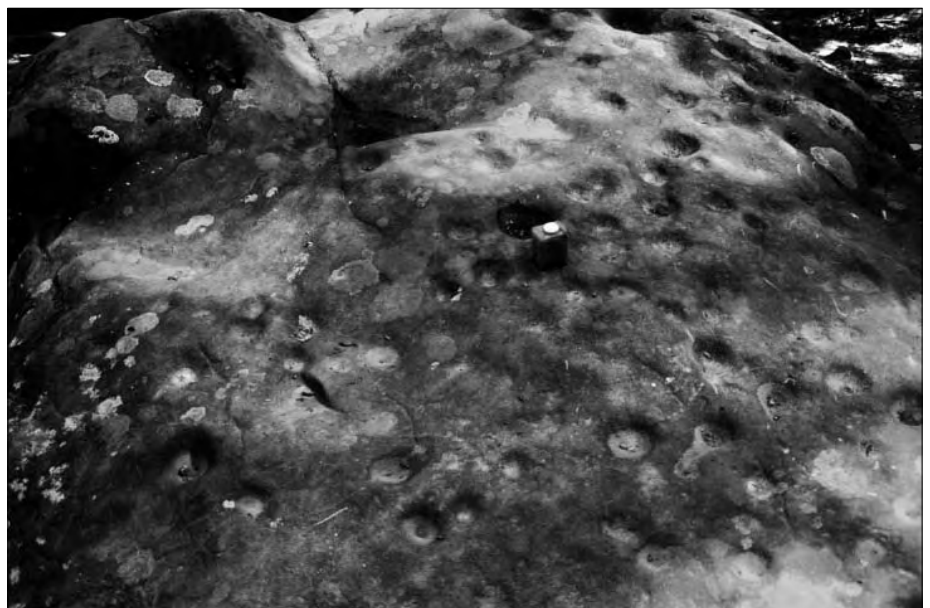


Abb. 6: Dolmen im Kaukasus.

außer Wasser auch Milch und Urin hineinfüllte. Allein auf Abb. 7 befinden sich, man glaubt es kaum, über hundert Näpfchen.

Unsere Altvordern hatten Möglichkeiten, von denen wir heute nur träumen können.

Warzensteine

Nach einem Zeitsprung von mehreren Jahrhunderten landen wir in Peru. Dort ging man einen anderen Weg. Arbeitete man in Europa in die Tiefe, so ging man hier nach oben. Die gefundene Stelle am Stein ließ man stehen und die restliche Fläche wurde tiefer gelegt. Der weich gemachte Stein (über diese Technik berichteten spanische Missionare genau) wurde weggeschabt. An die stehen gebliebene „Warze“ hielt man für fünf Minuten einen Keramikbecher mit Wasser. Somit wurde z. B. das Wasser durch die Strahlung der „Warze“ aufgeladen. Das nahm man dann mit nach Hause und nach einer Wartezeit von einer Woche konnte die Flüssigkeit verwendet werden.

Felsausschnitte

Alle guten Dinge sind drei. Außer den erwähnten Verfahren wendete man auch Felsausschnitte an. Wie auf Abb. 10 aus Oberfranken ersichtlich, meißelte man eine Sitzbank aus dem Felsen. Die Vorgehensweise des Druiden war dieselbe, wie bei den Näpfchen. Die Spuren sind deutlich zu sehen. Je nachdem, ob man sich links, in der Mitte oder rechts auf der abgebildeten Bank hinsetzte, bewirkte es eine andere Heilung. Das Weichmachen der Felsen konnte man in der Frühphase noch nicht, so wie man es später in Russland und Peru praktiziert, obwohl es mehrere Verfahren zum Weichmachen der Steine gibt.

Ähnlich arbeiteten die Leute in Peru. Dort wurden die Felsen allerdings weich gemacht und dann ausgeschnitten. So schuf man sich Plätze, auf die man sich setzte oder wassergefüllte Gefäße darauf stellte, um letztendlich eine Medizin zu bekommen. Äußerst umfangreiche diesbezügliche Felsbearbeitungen finden wir oberhalb von Cuzco und in Qenqo. Beide werden fälschlicherweise als „Sonnenheiligtum“ bezeichnet, nur weil Hohlräume darunter sind.

Fazit

Alle drei Methoden führen letztendlich zum Ziel, wenn auch auf unterschiedlichen Wegen. Es gab also zu allen Zeiten Menschen mit besonderer Begabung, die in der Lage waren, mit ihren Fähigkeiten anderen zu helfen. Ob wir sie nun Schamanen, Druiden

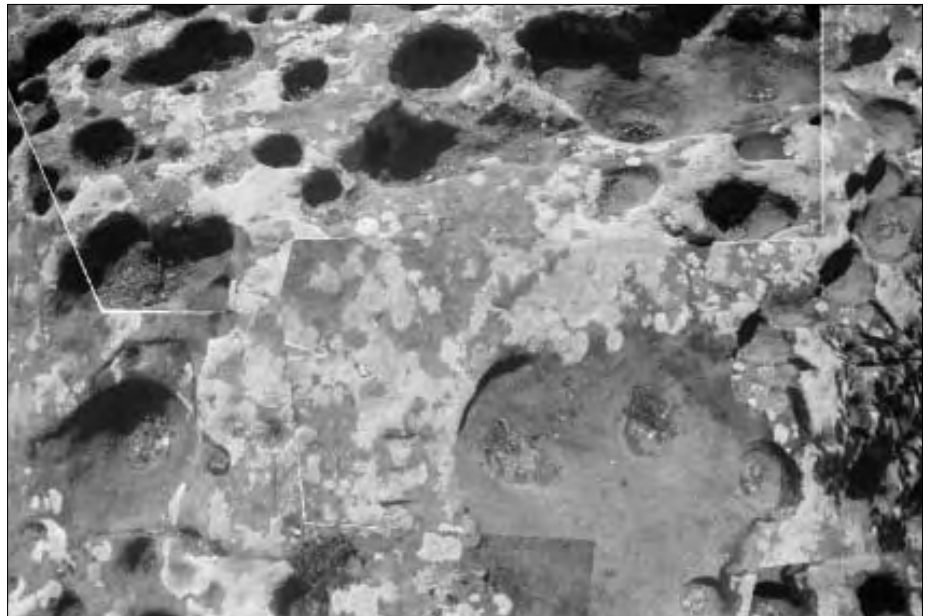


Abb. 7: Dolmen im Kaukasus.



Abb. 8: Dolmen im Kaukasus.

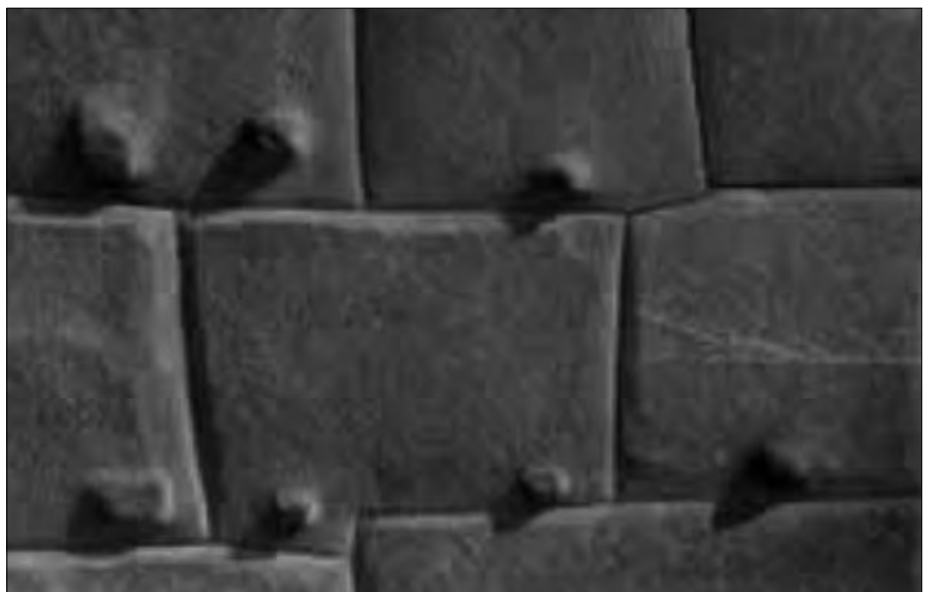


Abb. 9: Eine Mauer in Ollantaytambo (Peru).

oder Rutengänger nennen, ist vollkommen egal. Die Hauptsache ist doch, dass das Ziel erreicht wird!

Näpfchen

Der **Vorteil** beim Näpfchen ist:

- Es ist weniger wegzumeißeln bzw. wegzuschaben.
- Das verwandelte Wasser ist nach drei Tagen sofort anwendbar.

Der **Nachteil** beim Näpfchen ist:

- Das Wasser muss drei Tage im Näpfchen bleiben und ist so u. U. der Verschmutzung ausgesetzt.
- Es dauert lange, bis eine gewisse Menschenmenge versorgt werden kann.
- Es ist nur in der Waagrechten anwendbar.

„Warzen“

Der **Vorteil** des erhabenen Verfahrens:

- Viele Leute können sich binnen kurzer Zeit präpariertes Wasser besorgen.
- Es ist an der senkrechten Wand anwendbar.

Der **Nachteil** des erhabenen Verfahrens:

- Es muss viel weggemeißelt oder geschabt und eine glatte, ebene Fläche erzeugt werden.

Felsausschnitte

Der **Vorteil** des Verfahrens ist:

- Viele Leute können sich binnen kurzer Zeit behandeln.
- Man braucht kein Medium.
- Man kann, wie bei Heilfelsen, gemütlich darauf Platz nehmen.
- Es kann auch ein Medium darauf platziert werden.

Der **Nachteil** des Verfahrens ist:

- Es muss viel weggemeißelt oder geschabt und eine glatte, ebene Fläche erzeugt werden.

Meine Forschungsergebnisse kann natürlich jeder gute Radiästhet anhand der Fotos sofort nachprüfen. Wenn Sie nicht ins Detail gehen möchten, fragen Sie einfach: „Hat er richtig recherchiert, bzw. stimmt sein Ergebnis?“

Mehr zum Thema Näpfchen können Sie in meinen anderen Beiträgen, siehe „Heilfelsen“ im SYNESIS-Magazin Nr. 6/2010, oder meinem Beitrag über „Dolmen“ im SYNESIS-Magazin Nr. 2/2011 hierzu entnehmen.

Ist es nicht erstaunlich, was uns die Natur alles zu bieten hat?

Man muss es nur zu nutzen wissen!

Ferdinand W. O. Koch,
Siegsdorfer Str. 1, 81825 München



Abb. 10: Heilbank in Oberfranken.



Abb. 11: Sacsayhuaman (Peru)



Abb. 12: Sacsayhuaman (Peru)

Abydos: „Pinzette“ und „Hubschrauber“ im Sethos I.-Tempel

Gernot L. Geise

Die „Pinzette“

Im SYNESIS-Magazin Nr. 5/2011 brachten wir den hochinteressanten Beitrag von Lutz Schäfer „Gab es moderne automatische Pinzetten im alten Ägypten?“. In diesem Artikel beschrieb Herr Schäfer, dass ihm eine Darstellung aufgefallen ist, die ihn an moderne Pinzetten erinnerte. Dazu lieferte er die ägyptische Darstellung und stellte dieser ein Bild einer modernen automatischen Pinzette gegenüber.

Tatsächlich ist die Ähnlichkeit zwischen beiden Darstellungen verblüffend!

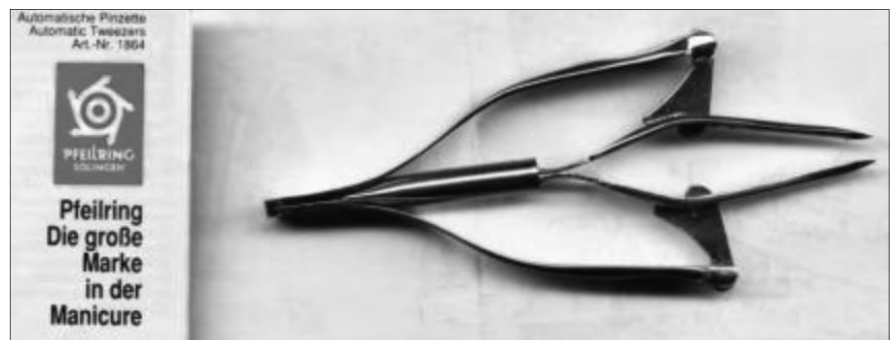
Nun fand ich dieses Jahr im Sethos-Tempel in Abydos zufällig eine andere Darstellung dieser „Pinzette“, die sie vielleicht etwas genauer zeigt. Aufgrund dieser Darstellung muss ich leider zu dem Ergebnis kommen, dass es sich hierbei wohl nicht um ein mechanisches Instrument handelt, auch wenn eine gewisse Ähnlichkeit besteht. Es handelt sich vielmehr tatsächlich um die Darstellung des Ankh-Kreuzes (Henkelkreuz) ♀, links und rechts flankiert mit den Hieroglyphen für das „Was-Zepter“ ♂, das häufig in Verbindung mit Pharaonendarstellungen gezeigt wird. Eine (mechanische) Verbindung zwischen diesen beiden Symbolen ist nicht zu erkennen.

Dass dieses „Pinzetten“-Symbol dem Pharao Sethos I. (bei der Darstellung im Sethos-Tempel in Abydos) vor die Nase gehalten wird, hat nichts damit zu tun, dass ihm eventuelle Nasenhaare gezogen werden sollen. Vielmehr soll es symbolisieren, dass das göttliche Ankh in ihn eingehen soll, was wiederum für Leben und Gesundheit steht. Solche Darstellungen (auch ohne das Was-Zepter) findet man auf Darstellungen in allen ägyptischen Tempeln.

Schade, es wäre so schön gewesen!



Lutz Schäfer schrieb hierzu: Handgerechte ungefähr 10 mal 4 cm große Konstruktion aus einer mechanisch logisch erscheinenden Kombination eines innenliegenden Ankhkreuzes (Henkelkreuz), das von zwei Wasstäben (Stabzepter) flankiert wird.



Zum Vergleich brachte er diese Pinzette: Automatische Pinzette „Automatic Tweezers“.



Darstellung der „Pinzette“ im Sethos I.-Tempel in Abydos.

Der „Hubschrauber“

Wenn wir schon in Abydos sind, möchte ich (wieder einmal) auf den sogenannten „Hubschrauber-Fries“ eingehen, der sich ebenfalls im Sethos I.-Tempel befindet. (Ja, dieser Fries heißt bei den einheimischen Führern inzwischen tatsächlich so! Sogar bei den Japanern ist er bekannt, denn einer der japanischen Touristen fragte mich im Tempel nach dem „Helikopter“!). Diese Hieroglyphendarstellung wird auch heute noch mit schöner Regelmäßigkeit hier und dort als angeblicher Beleg für eine altägyptische Hochtechnologie in Büchern, Zeitschriften und Videofilmen zitiert.

Der Fries ist einer von vielen Querblöcken, die an der Decke des Sethos-Tempels die Decke stützen. Er befindet sich in unmittelbarer Nähe des Tempelzuganges und ist, im Gegensatz zu den meisten anderen Deckentragbalken, gereinigt. Wie alles in diesem Tempel ist auch dieser Balken mit Hieroglyphen übersät. Man kann darin ohne viel Fantasie etwa einen Hubschrauber, ein U-Boot oder einen Panzer, einen Flugleiter oder moderne Waffen erkennen.

Bereits 1992 fuhren wir ins Münchener Ägyptologische Institut und legten dort kompetenten Fachleuten ein Foto dieses Frieses vor, wobei wir sie um eine Erklärung der Hieroglyphen baten. Dabei erfuhren wir, dass ein Teil der Inschriften auf diesem Block irgendwann einmal verunechtet wurde, das heißt, mit einer Stuckmasse überzogen und neu beschriftet wurde. Möglicherweise unterließ dem damaligen Steinmetz ein Fehler, den er auf diese Weise korrigieren wollte. Jedenfalls zieht sich der Rand der aufgetragenen Masse durch die obere Reihe der Hieroglyphen. Rechts neben den umstrittenen Hieroglyphen ist ein Teil dieses Verputzes abgebrochen, was man jedoch auf der immer wieder zitierten Ausschnittsvergrößerung des „Hubschraubers“ nicht sehen kann. Dieser obere Rand der aufgetragenen Verputzmasse bildet u. a. die „Rotorblätter“ des „Hubschraubers“. Licht und Schatten tun ihr Übriges hinzu. Wird man erst einmal darauf hingewiesen, so erkennt man jedoch recht deutlich die Farbunterschiede. Hinzu kommt, dass ursprünglich alle Inschriften prachtvoll und farbenfreudig ausgemalt waren. Dadurch konnte die Ausbesserung für die Augen der Besucher besser kaschiert werden. Heute sind hingegen nur noch spärliche Farbreste vorhanden.

Die vogelähnliche Figur rechts neben dem „Hubschrauber“ ist keine, sondern eine Beschädigung des Verputzes.





Der Deckenbalken im Sethos I.-Tempel mit dem berühmten Fries.



Bei näherem Hinschauen erkennt man, dass der eigentliche Steinblock mit einer Mörtelschicht versehen ist, die teilweise abgebrochen ist, worin die Hieroglyphen eingearbeitet wurden.








Die als „Panzer“ gedeutete Hieroglyphe ist die der ausgestreckten Hand , die Finger und der Daumen zeigen nach rechts (Die ägyptischen Hieroglyphen wurden immer in Lesrichtung dargestellt, von links nach rechts, von rechts nach links, von oben nach unten usw.).

Das „Kanonenrohr“ ist ein Riss in der Verputzmasse, ebenso wie die „Rotorblätter“ des „Hubschraubers“. Die umgedrehte „Maschinenpistole“ ist das Symbol des abgewinkelten Armes , wobei der „Abzugshahn“ wiederum eine Beschädigung des Verputzes ist.

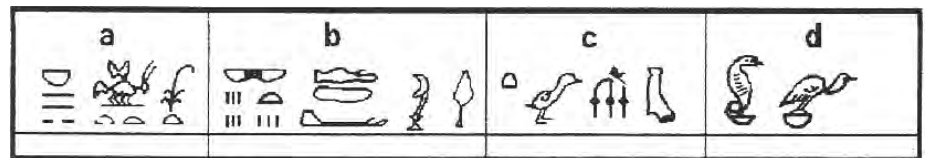
Und einen Sinn ergibt diese Hieroglyphen-Inschrift durchaus: Es handelt sich um den „Herrinnennamen“ (auch Nethername) des Sethos I., der sich in diesem Tempel (sowie im daran anschließenden Osireion) mehrfach finden lässt. Möglicherweise hat auch ein Nachfolger, eventuell Sethos' eigener Sohn Ramses II., versucht, diesen Namen zu überschreiben.

Im „Handbuch der ägyptischen Königsnamen“ von Jürgen von Beckerath (München 1984, S. 235) findet sich bei Sethos I. (ca. -1330 bis -1290) als Herrinnennamen dieser Teil wieder. Die Lesung bei Beckerath (S. 89) ist „*whm-mswt shm-hps dr-pdt*“, wobei der Sinn ungefähr lautet: „*Der von den beiden Herrinnen Gewünschte (und/oder) Geschützte*“.

Der Herrinnennamen gehörte zum Titel eines jeden Pharaos, der mit der Formel „*Herrscher über Ober- und Unterägypten*“ eingeleitet wird. Er wird durch die Hieroglyphen Biene  und Binse  über dem Zeichen für „ein Teil der Erde“  dargestellt. Die weitere Symbolik des Herrinnennamens resultiert in dem Gedanken, dass die Herrinnen Ägyptens Elkâb (Nechbet, geiergestaltig ) und Uto (kobragestaltig ) als Schutzgöttinnen angesehen wurden, deren Schutz sich



Die „Hubschrauber“-Darstellung



Die Hieroglyphen-Wiedergabe des gesamten Frieses. Die „Hubschrauber“-Darstellung entspricht (b).

ein Pharao unbedingt unterstellen musste. Dies wurde mit deren Einbeziehung in seinen Titel vollzogen.

Nichts gegen Fantasie beim Betrachten oder Deuten von Hieroglyphen. Nicht umsonst geben sogar die Ägyptologen zu, dass sie bisher noch nicht alle Hieroglyphen entschlüsseln können. Aber bevor man heutige Hitech-Geräte in Hieroglyphen hinein deutet, sollte man sich zunächst mit den altägyptischen Gegebenheiten vertraut machen. Um technische Geräte wie einen Hubschrauber herstellen zu können, benö-

tigt man eine gewisse Infrastruktur mit Fabriken, Strom, Zuliefererbetrieben und so weiter usw.

Es bleibt bei einer so angenommenen Technologie jedoch nicht bei der Herstellung von Hubschraubern, sondern es fallen quasi als Nebenprodukte alle möglichen Gerätschaften an. Nur leider hat man bisher noch nicht den Anschein eines nur halbwegs „modernen“ Gerätes gefunden (Was nicht heißen soll, dass so etwas vielleicht noch unter dem Wüstensand begraben liegt?).



Hintergründe und Beschaffenheit der Induskultur

Ansichten, entwickelt aus der Entzifferung der Indusschrift

Kurt Schildmann (†)

Vorweg sei bemerkt: Die Induskultur erscheint, was soziale und ethische Ausgewogenheit angeht, weit überlegen. Kein Herrschaftssymbol wie Peitsche (Ägypten), kein Nasen- und Ohrenabschneiden (Assyrien). Keine Protzerei mit Siegen, keine Vergöttlichung der Herrscher. Wir beziehen ja so etwas heutzutage vornehmlich auf „orientalische Despoten“. Auch die Geschichten aus der sumerischen Götterwelt sind eher chaotisch und absurd, verglichen mit dem, was uns die Induskultur von sich und ihrer Welt erzählt. Endlich einmal eine urtümliche Welt, in die es lohnend ist, sich hineinzuversetzen. Zunächst sollte man sich allerdings erst einmal klarmachen, was menschliche *Kultur* eigentlich ist:

- A) Zeitlos gültig: das Wissen vom Wirken unanfassbarer Kräfte (Geister, Götter, Seelen der Toten, Sterne, noch unentdeckte Lebewesen, die Pflege alter Überlieferungen).
- B) Die Entschlossenheit, sozialverträglich zusammenzuleben mit verschiedenen Generationen (Großeltern und Enkeln) und mit Gruppen mit anderen Sprachen.
- C) In Ratsversammlungen über Probleme zu entscheiden.
- D) Dann auch: mit anderen Regionen, vorzugsweise auf dem See- oder Wasserweg, Tauschhandel zu treiben;
- E) dann noch: sich militärisch nach innen und außen zu verteidigen (einbezogen die gefährlich werdende Tierwelt); militärische Fernexpeditionen zu unterlassen.

Diesen Themenbereichen entsprach die Induskultur weitestgehend. Ihre zwei Hinterlassenschaften, nämlich archäologische Spuren von vorzüglich gebauten Großstädten, sowie die etwa zweitausend beschrifteten Siegel, Kupfertafelchen oder Tontafeln (in letzterem Fall natürlich erst jetzt, nachdem sie entziffert sind) beweisen das.

Die bisherigen Altkulturforscher

kamen sich ja schon ganz groß vor, wenn sie sich mit drei bis vier Jahrtausend alten Kulturen befassten: Einander abschreibend stellten sie unabänderlich fest, dass es drei Stromtal-Kulturen als Wiege aller Kultur gegeben habe: Indus, Mesopotamien und Ägypten mit seinem Nil. Der „Sumerologe“ Kramer: »Geschichte begann in Sumer«. Das ist selbstredend Unsinn.

Vor fünf und mehr Jahrtausenden war die Sahara noch grün. Auch Arabien und wüste Gebiete Irans und Indiens waren grün und mit Tieren und Menschen bevölkert. Weiter zurück in der Zeit lag das nördliche Eurasien unter Eis. Insgesamt war das nördliche und südliche West-Eurasien (von Indien bis zum Atlantik) nur dünn bevölkert. Bezüglich Menschen so gesehen: sehr durchlässig, weswegen sich zahllose Stammeswanderungen ziemlich unproblematisch abspielen konnten. Ungrausam, denn die Räume waren ja grün und mit Jagdtieren bevölkert. Bereits Ansässige registrierten diese Stammeswanderungen kaum (1). Andererseits hielten diese Bewegungen die indoeuropäische Grundsprache in Form: Wenn man miteinander bei Stammesbegegnungen verhandelte, hatten es Dolmetscher leicht, sich in den kleinen Verschiedenheiten zurechtzufinden, verschobene Lautungen wieder zurechtzurücken. Das kann ein etymologisch Gebildeter heute noch wunderbar für fast alle IE-Sprachen (2) nachvollziehen. Früher ging es natürlich leichter. Die Affinität war damals, auf gehobener Gesprächsebene, frappant durchsichtig. Es war kein Problem für kluge Indusleute, und diese wirkten noch stark auf das alt- und vordynastische Ägyptisch ein. Auf der Arbeiterebene der Städtebau-Gesellschaften bzw. in Bereichen, die von Großgrundbesitzern verwaltet wurden, sprach man allerdings scheußlich abgeschliffene Dialekte. Heute, aber auch in den letzten tausend Jahren,

drängen sich solche Dialekte hinauf in Schriftsprachenbereiche ...

Ein großes Lob muss ich da dem Hethitologen *Friedrich Cornelius* (Greifenberg/Ammersee) zollen, Lob seinem ca. 400 Seiten starken Werk „Geschichte der Hethiter“ (3). Cornelius ist unverkrampft auf die Indoeuropäer eingegangen. Interessant sind seine Erläuterungen über das Verhältnis von Sprache zu Rechtsprechung/Wahrheitsfindung bei den IE-Völkern. Unser deutsches Wort „Leute“ heißt ja „die Freien“, vgl. griech. *eleutheros* „frei“. Man hatte vor Jahrtausenden weithin „unfreie Mitarbeiter“, um die anstehenden Arbeiten zu verrichten. Diese Arbeiter sprachen keinesfalls das juristisch bestens den höchsten Ansprüchen präziser Formulierung gerecht werdende Gemein-IE. Also mussten sie auch von hochkomplizierten Beratungen ausgeschlossen bleiben. Dabei gab es Abstufungen, vergleichbar damit, wie wir uns heute bei unseren ausländischen Mitbürgern über Stufen und Formen der Eingliederung Gedanken machen.

Die IE-Sprechenden als „Herrenmenschen“ zu verteufeln, ist unsachlich. Sie waren mindestens so kompromissbegabt, so vernünftig, wie wir uns heute einbilden, es zu sein. Dabei bestand zu jenen Zeiten weder ein Germanentum noch ein Keltentum. Das hat sich, sprachlich gesehen, erst später herausgebildet. Cornelius lässt die hethitischen IE-Menschen ab -1500 (4) in Anatolien aktiv werden. Wegen ihrer schlechten Aussprache von b/p, g/k, d/t bringt er sie sogar, humorvollerweise, in einen kleinen Zusammenhang mit den späteren Sachsen.

Wichtig ist der Punkt „Beratungen“ (vgl. Reichstag, Thing). Hier liefern die Indusleute ein weiteres Indiz für die urtümliche Supervernunft der Menschen/der Menschheit. Als Menschen noch in herrlichen Wäldern lebten, beschrieben sie Blätter. Bei Abstimmungen brauchten sie nur - jeder für

sich und anonym - ein Blatt in einen Korb zu legen. Dann erfand man im Indusbereich die Siegel mit Standardtexten. Bei Abstimmungen konnten die Stimmberechtigten den Abdruck eines von ihnen gewählten Spruches in die Kiste legen - anonym, versteht sich. Da gibt es Siegel mit bitteren Feststellungen: „*Verbrecher als Beschützer, oh weh, mein Heimatland!*“

In unserem derzeitigen Rechtsstaat werden solche Sprüche als Stimmabgabe nicht akzeptiert ... Heute protestieren die Menschen dadurch, dass sie einfach nicht zur Wahl gehen. Ich nehme an, dass zu IE- und Induszeiten Wahlpflicht bestand, für die Freien ...

Auch das Heldentum sah man in Indus-Zeiten realistisch an. Es gibt einige Siegelbilder, da steht der Held zwischen zwei aufgerichteten Tigern. Der dazugehörige Text lautet in einem Fall, auf Sanskrit: *vira anja at sardula = „der Held der Salbe und die Tiger“*.

Lieber Leser, was ist wohl damit gemeint? Ganz einfach: Der Held hat sich „gesalbt“, mit einem Zeug eingerieben, wodurch er für die Tiger unappetitlich wurde ... Diese simple Handlung kann sublimiert werden. Kompetente Exegeten werden tunlichst ausklammern: *Christos* (griech. = der Gesalbte), *Mesias* „idem“.

Um noch einen Punkt anzuführen: der nordländische Siegfried, geschmiert auf Unverwundbarkeit, gab Anlass zu einer bilderschriftlichen Aufzeichnung. Sie wurde nach dem Muster von *Asko Parpola* (Helsinki) und *Juri Knorozov* (Sankt Petersburg), in falscher Richtung - von rechts nach links - gelesen. Richtig war, dass Siegfried sich erst übelduftend einsalbt, und dann den entsetzt zurückweichenden Drachen erschlug ...

Die beiden oben genannten Herren sind seit Jahrzehnten bemüht, die Indusschrift mit ihren Piktogrammen in der falschen Richtung zu lesen ...

Es wäre nicht ganz abwegig, zu vermuten, dass die Menschheit etwas denkschwach wird, wenn man namentlich auf das europäische Mittelalter schaut. Doch begann ja mit Luther und Kopernikus die Rückbesinnung auf mehr Realismus.

Das Folgende kann der weniger interessierte Leser getrost überblättern. Die Sumerologenschaft (höchstens dreihundert Mann), vornehmlich ansässig in Philadelphia und Chicago, ist offenkundig der Interaktion mit anderen Disziplinen abhold, insbesondere mit der vergleichenden Sprachforschung (seit über dreißig Jahren habe ich sie mit der historischen Grammatik des Sumerischen bedrängt). Sie zieht es offenbar vor, dahinzuwelken in unberührter,

holdseliger, ja, hartnäckiger Unschuld, hinüber ins nächste Jahrhundert.

Zum großen Thema „Monat“ (vielfach = „Mond“) bietet das Sumerische die Varianten *iti*, älter *itu*, noch älter *itud* an (allerdings glyphisch lautend UD x Es = Tage dreißig, Hochland *adha a-ssi*; avest. **az(h)a *a-tri*. Sanskrit *aha *a-tri*; vgl. neupers. *si*, 30'), protoglyph.

Die Sumerologen setzen in ihrem Code-Konglomerat stets die verkommenste Form ein, *iti*, oder gar noch schlimmer: *idg*. Das älteste *itud* hat noch das auslautende -d, welches, wie durch Parallelfälle bewiesen, für noch älteres -s steht. Vgl. z. B. sumer. *gud* „Bulle“, normalisiert *gaus* = Indo-iranisch *gaus* „Bulle“, in der archaischen Indusschrift *gau-s(a)* bzw. *gau-s(a)*, Sanskrit *gauh*.

Für sumerisch *itud* „Monat“ gilt folglich normalisiert *i^hdu* „Monat, Mond“; Indo-iranisch *indus* „Tropfen, Mond“. Plural und oblique (5) *indava-*. Dass das Wort tatsächlich im Iranischen auch vorhanden war, wird dadurch bewiesen, dass es von dort, in seiner Bedeutung „Tropfen“, von der obliquen Form her, ins Semitische drang. Vgl. hebr. *natap* „Tropfen“, und dann weiter als „Träne“ im arab. **nadab-* „weinen, klagen“, vgl. das berühmte *Bab-el-ma-ndab* „Tor der Totenklage“ = „Ausgang des Roten Meeres zum Indischen Ozean“.

Mond und Fluss

Für die Indusschrift-Mondglyphe, die sich lautlich und grafisch mit dem Induswort *sindhu-* = „Fluss“, oblique *sindhava-*, reimt, gilt *INDU*.

Etwa fünfzig Indus-Siegeltexte enden mit dem *INDU*-Mondzeichen. In vielen Texten weist der Kontext dabei auf etwas Nachteiliges hin. Zunächst setzte ich (über „Tropfen“ und dem arab. „Klagen“) „Tränen“ an.

Doch tatsächlich mondbezogen ist „Nachzügler“, denn der Mond gilt als der Lahme bei Hethitern und bei einigen Völkern Schwarzafrikas. Er kommt ja jeden Tag fast eine Stunde später, ca. 13 Grad zurückgewandert auf seiner Bahn. Der Mond in besagten Texten als Symbol für Zurückbleiben etc. (6)

Das ist eine sehr nüchterne Mondeinschätzung. Anders in Sumer. Durch Nomadeneinfluss steht der Mond hier in hohen Ehren; wegen der Wüstenhitze ziehen die Nomaden des Nachts bei Mondenschein ihres Weges. Sie haben auch einen Mondjahrkalender, während Iraner und Indusleute das Sonnenjahr nutzten, das bei ihnen mit der Frühlings-Tag-und-Nacht-Gleiche mit viel Feierlichkeit beginnt.

Altsumer. *indu* „Mond“ brachte mit seiner Silbe -du, später -zu, mit Bedeutung „Wissen“ eine Volksetymologie in

Gang. Besagtes -du ist Tiefland *dun*, Hochland/SW-Iran. *dan*, NW-Iran./Avest. *zan* „wissen“ (7). Die Sumerer deuteten das anlautende *in-* in *en-* um und gelangten so zu *En-zu* „Herr des Wissens“. Das ist ja nun sehr euphorisch, verglichen mit dem Indus-Konzept „Mond als Nachzügler, Bummelant“.

Die Kosmologien von Ägypten und des Nahen Orients, die exaltierten Religionen dieser Landstriche, zeigen zuhauf viele derartige absurde Entwicklungen, zumeist ausgewuchert aus indo-arischer nüchtern-sachlicher Weltanschauung.

Obiges Sumerische *en* „Herr“ ist die Kurzform von Tiefland *umun*, emen, und Hochland *aman* „Herr“, wahrscheinlich von *atman* „Selbst, Seele“. Die Sumerologen benutzen bei ihrer Arbeit zunächst ein Code-Konglomerat, um Übersetzungen zu erarbeiten. Für die richtige Sprache interessieren sie sich nicht im geringsten.

Anmerkungen

- Anm. d. Red.:* Kurt Schildmann berücksichtigt hier allerdings nicht die von I. Velikovsky und anderen wahrscheinlich gemachten prä-/protohistorischen Völkerverschiebungen, die unter naturkatastrophischen Umständen mit psychotisch-kriegerischen Begleiterscheinungen auftraten.
- IE = indoeuropäisch
- mit besonderer Berücksichtigung der geografischen Verhältnisse und der Rechtsgeschichte; 1973, ISBN 3-534-06190-X, Wissenschaftl. Buchgesellschaft Darmstadt.
- Anm. d. Red.:* Nach konventioneller Chronologie. Es existieren aber auch abweichende Szenarien.
- oblique [oblik; lat.]: (veraltet) schräg, schief; -r Kasus = Casus obliquus. (Duden Fremdwörterlexikon, 1993)
- H-459, 18.01.95.
- Das indo-iranische *zan-*, *zna-* „kennen, wissen“ steht, über IE *gen-*, *gno-*, mit unserem Kulturkreis gut in Verbindung: z. B. griech. *gno-sis*, lat. *gno-sco* = engl. *know*. Andererseits von IE *gen-*, *gon-* unser deutsches *kenn-en*, *könn-en*, *Kun-st*, *Kun-de*, *kann-te* (der deutsche Ablaut ist schon IE).

Anm. d. Red.:

Kurt Schildmann war der Präsident der Studiengemeinschaft Deutscher Linguisten (SDL) in Bonn. Er hatte in mühevoller Kleinarbeit die Indusschrift übersetzt, an der Generationen von Sprachforschern scheiterten.

Seine Übersetzungsarbeit war im EFODON e. V. als EFODON-DOKUMENTATION DO-26 »Die Entzifferung der Indusschrift. Chronologischer Bericht der Entzifferungsarbeit« erschienen (inzwischen jedoch vergriffen).

Dieser Beitrag wurde erstmals in EFODON-SYNESIS Nr. 10/1995 veröffentlicht. ■

Zur Problematik einer Interpretation des Externstein-Reliefs

Volker Ritters

In der Tat gibt das Externstein-Relief (in Horn-Bad Meinberg) dem Interpreten reichlich Probleme auf. Von 1992 bis 2005 hatte ich dieses Relief aus dem Blickwinkel des auf templerischen Wurzeln aufbauenden Rituals des Freimaurer-Ordens, welches auf Elemente der „alten Mysterien mit Sonnenkult“, der „Gnosis“, der „Zahlenmystik“, der „Alchemie“ und der „christlichen Lehre“ zurück greift [s. Sommer, S. 98 und s. Ritters „Der Gral“ Bd. I, S. 28], und der aus dem genannten Ritual abgeleiteten „Verborgenen Geometrie“, die den Rahmen der Freimaurerei zur altägyptischen Urreligion weisend weit überschreitet, betrachtet [Anm. 1.], so dass dieser Interpretationsansatz mit seinem Element des Sonnenkultes auch den Mithraskult einschließt.

Frau Elke Moll referiert in Ihrem Artikel „300 Jahre Mithraskult, ein neues Kapitel in der Geschichte der Externsteine“ [in: SYNESIS-Magazin Nr. 2/2012], dass A. Schierenberg vor 140 Jahren vermutete, dass der römische Feldherr Varus, der vom Jahr 6 bis 9 n. Chr. Statthalter in Germanien war, dort den Mithraskult eingeführt habe (welche Annahme nach ihren Ausführungen zeitlich zu früh angenommen wurde), und dass G. Tiggekkamp in seinem Externsteinführer [in der 1./ in der 2. Auflage? Aus welchem Jahr?] dieses Thema aufgegriffen habe mit einem Beitrag von E. Horstmann (von 1988), der das oben genannte Thema des Mithraskultes ansprach und dabei auf A. Rolofs zurück griff, der 1954 bereits das Kreuzabnahmerelief für ein umgearbeitetes [in welcher Weise umgearbeitetes?] Mithrasbild hielt. Diese von E. Moll genannten knappen Thesen geben keine näheren Angaben, und so verwundert es, wenn die Autorin fortfährt „Die Diskussion [welche?] ruhte bis zum Jahre 2010.“ [Moll, S. 6] Der Anfangs-Zeitpunkt des Ruhens wird nicht genannt, auch nicht inhaltliche Verläufe der Diskussion. Es wird nur der vage Eindruck gegeben, dass in der



Abb. 1: Das Externstein-Relief, oberes Register mit dem Kreuzabnahme-Relief, Foto vom 2.4.1997 von Volker Ritters.

Zeit „vor 2010“ [wie lange?] inhaltlich zum Externsteinrelief unter dem Aspekt des Mithraskultes/Sonnenkultes nichts geäußert und nichts diskutiert worden sei.

[Abb. 1, 2] Gegen diese hier von E. Moll vorgetragene Ansicht muss ich einwenden, dass in den Jahren 1992, 1997, 1998, 1999, 2003, 2005 sehr wohl Veröffentlichungen von mir mit neuen Deutungen vorgelegt wurden [Anm. 1], in deren Entwicklung schließlich das Relief mit seiner „Verborgenen Geometrie“ im Sinne einer unreligiös-urchristlichen, altägyptischen, auf Sonnenkult bezogenen, bauhüttenmäßigen „Arbeitstafel für Einweihungs-Handlungen“ beschrieben wird. In den letzten Jahren (etwa seit 2005) wurde die Analyse der „Verborgenen Geometrie“ in Kunstbildwerken verfeinert und an sehr vielen Bildern durchgeführt, so dass diese mit der Methode der Induktion (mit den Elementen der Evidenz, Widerspruchsfreiheit und Wiederkehr) gewonnene Sicht auf ein unreligiös-altägyptisches Einweihungsgeschehen inzwischen erhärtet ist [Anm. 2].

Die noch heute im freimaurerischen

Ritual auffindbaren Symbole und symbolischen Handlungen beinhalten auch Mond und Sonne in der Arbeitstafel in den beiden oberen Ecken – und dazu noch viele weitere im Externstein-Reliefs auffindbare Symbole, z. B. das Vereinigungsband mit seinen Knoten, den Schurz mit seiner Dreizahl, die Säulen Jakin (weiblich, hier Maria) und Boas (männlich, hier Johannes der Täufer), die „Klatsche“ von der Meistereinweihung, sowie z. B. die geometrischen Symbole des aus drei Punkten bestehenden Tempels, die Handgriffe, das magische Dreieck, die Wege der zwölf Stufen der Wandlung (einschließlich der Figur von „Sturz und Aufrichtung“ und der „Sternenreise“) und den Zeitkreis mit seinem Ort/Transzendierungspunkt für die Erhebung in den Osten. Auch zeigt das Externstein-Relief die mittelalterliche Gewandfalten-Sprache (t-förmig und gespalten oder nicht gespalten, andererseits pfeilförmig), die Kreuzfahrerflagge und das Templerkreuz.

[Abb. 3] Der rituelle (geometrisch dargestellte) Weg der Einweihung mündet in die „solare Robe“, den Lichtkörper des Eingeweihten, der seine Wandlung

von seinem materiellen Körper (der ersten, natürlichen Geburt) in den Lichtleib (der zweiten, spirituellen Geburt) auf seiner Reise der zwölf Stufen der Wandlung errungen hat und so zu (urreligiös-altägyptisch gesehen) einem „Sohn Gottes und der Sonne“ geworden ist: von einem „Chrestus/Einzuweihenden“ zu einem „Christus/Volleingeweihten“ (als Titel). Der Volleingeweihte kann mit seinem Lichtleib/mit seiner solaren Robe in die spirituelle Sphäre aufsteigen (ins Nirvana) oder noch als Heiland/Helfer/Einweihender auf der Erde verbleiben.

Der in der einen hier gezeigten Zeichnung von seiner solaren Robe umgebene Christus (ein Christus/Volleingeweihter unter vielen) kann in den „Himmel“, in seine kosmische Heimat, aufsteigen und damit der aufwärts weisenden Hand des Johannes, bzw. der rechten Säule Boas, folgen. Die Handbewegung des Johannes sagt „steh auf“, löse dich von deiner Erdschwere und Erdverhaftung. Der Kopf des gen „Himmel“ Fahrenden liegt im Relief in der Mitte des lateinischen Kreuzes mit der Bedeutung dieses Mittelpunktes, eben eines fünften Punktes, der im Symbol der fünfblättrigen Rose die Überwindung des Weltlichen darstellt. In dem Sinne benötigt er keine Beine, die hier (abgesehen von ihrer materiellen Zerstörung im Relief) außerhalb des Umkreises der solaren Robe, also außerhalb seines Lichtleibes sind.

Der in diesem Bild eigentlich (nach der Bedeutung des Punktes „Stärke“ auf seiner Schulter) Einzuweihende ist jener Mann, der den vom Kreuz genommenen Jesus-Christus auf seiner Schulter trägt. Im Bild wird aber jener Mann, der auf der Irminsul steht, bzw. der von diesem Stand aufstehen soll, eingeweiht, denn er erhält seinen Lichtleib der solaren Robe. Das Bild zeigt also nicht durchgängig allein anhand geometrischer Spuren eine Einweihung eines einzigen Einzuweihenden, sondern es zeigt die verschiedenen Positionen des Einzuweihenden anhand verschiedener Personen nebeneinander gestellt: Der Volleingeweihte steht hier auf der Irminsul neben dem Einzuweihenden. Derart handelt es sich bei diesem Bild um eine exemplarische Tafel, die die verschiedenen Stationen des Handlungsablaufes nebeneinander zeigt: Der Einzuweihende trägt den vom Kreuz Genommenen als den Leidenden (der er auch ist), und ihm wird von oben, von der Kreuzmitte, auf seinem Weg vorgeleuchtet von einem anderen bereits gewandelten, vollingeweihten und derart erhobenen Christus (von dem Mann in der Robe), der er dann später auch sein wird. Dieses Bild als Phasenbild ist also eine Lehr-Tafel mit den Stationen des Weges: Einzuweihender



Abb. 2: Das Externstein-Relief, seitliche Gesamtansicht, Foto vom 2.4.1997 von Volker Ritters.

Leidender (a), anscheinend körperlich Toter in Trance (b), spirituell neu Geborener, der in seiner Robe vorleuchtet (c) und Volleingeweihter und als Vorbild vorausgegangener Erhobener (d).

Die Figur des auferstandenen Jesus Christus über dem Querbalken des (kirchenchristlichen) lateinischen Kreuzes zeigt, dass es sich hier (in diesen Teilen) um ein kirchenchristliches Einweihungskonzept handelt, nach welchem der Einzuweihende dem Jesus nachfolgt: Die Richtung des Aufstiegs der solaren Robe zielt in Richtung auf den Kopf des Jesus. – Im altägyptischen, urreligiös-urchristlichen Ritual wird der Einzuweihende an das Andreaskreuz angebunden (nicht angenagelt), insofern stellt die kirchenchristliche Sicht (eines am Kreuz Getöteten) bereits eine Umdeutung der urreligiös-urchristlichen, altägyptischen Sicht (eines sich selbst vom Kreuz des Weltlichen Abbindenden) dar. – Vorliegendes Konzept ist (soweit es hier angedeutet wird) eine Mischung aus altägyptischen Elementen (Chrestus/Christus, solare Robe, „Sohn Gottes und der Sonne“), aus Elementen der Zahlensymbolik (aus der Vierzahl wird die Fünfzahl jenes Einzuweihenden, der Überwunden hat), der Alchemie (hinsichtlich der Wandlung des Körpers in Licht) und des alten Bauhüttenwissens (der symbolischen Arbeit mit symbolischen Werkzeugen, z. B. mit dem rechten, stehenden Winkel des vom Kreuz Genommenen auf der Schulter des Einzuweihenden, ein Tor darstellend). Auch noch heute arbeitet ein christlicher Orden (der „Freimaurer-Orden“) und vereint in sich verschiedene Traditionen. Die Frage lautet angesichts dieser Gemengelage, welche Elemente sind bildgegenständlich einerseits und verborgen-geometrisch andererseits (und in wechselseitiger Beziehung) im Kunstbildwerk zu erkennen. Da

Ritual und Arbeitstafel ursprünglich nicht schriftlich fixiert und erklärt wurden, ist der heutige Betrachter bei seiner Interpretation auf die Anwendung einer angemessenen Methode (hier die der Induktion) und eines evidenten Rituals (hier jenes des Freimaurer-Ordens, das in heutiger Form schriftlich vorliegt) angewiesen.

Da die hier angewendete Art der Interpretation bei Werken der griechischen Antike (seit um -450) bis etwa 1810 (bei Ph. O. Runge) greift und zu evidenten Ergebnissen führt, ist bei der Frage nach einer Datierung nach zeitbedingten Umständen zu fragen (Stil der Darstellung, Erhaltungszustand, geographische Nähe eines Künstlers, vorherrschende Religion, Auftraggeber, Verwendungszweck, Offenheit, Geheimhaltung).

Und das Gute/Erkenntnisbringende an dieser hier nur kurz in Andeutungen skizzierten Interpretation ist die im Detail (von Methode und Ritual) exakte Argumentation. In einem mehrdimensionalen Geflecht von einander Überlagernden und prozesshaft sich entwickelnden Aussagen ist das Bestimmen und das Verwerfen von Bedeutungen leichter bestimmbar gemacht – als im globalen/vagen Dafürhalten (etwa das Relief gehörte allein dem Mithraskult an).

Eine deutende Ausarbeitung ohne stringente Angabe von Ziel, Methode, argumentierender Durchführung und exakter Angabe von evidenten Ergebnissen und weiteren Vermutungen ist mir suspekt. Eine Deutung eines Kunstwerkes vorrangig aus „im voraus als zeitgeschichtlich für passend gehaltenen“ literarischen Quellen und nicht vorrangig aus seinem Erscheinungsbild selbst (Dargestelltes, Stil, Verborgene Geometrie, sofern vorhanden) vergibt die Chance einer Annäherung an die Aussage des singulären Werkes.

Ein Sichberufen auf Meinungen anderer (etwa Goethe fühlte sich angesichts der Darstellung von Mond und Sonne an den Mithraskult erinnert) reicht nicht bei der Vergegenwärtigung eines „Einweihungsbildes“, einer „Arbeits-tafel“, einer „didaktischen Bildleseanleitung“. Es reicht nicht, zu meinen, dass die dargestellte Sonne auf Mithras verweise. Dem Sinn eines „Einweihungsbildes“ kommt man durch das Gehen des Einweihungsweges nahe, das hier darauf angelegt ist, am Ende des Weges „selbst Sonne zu sein“ (in der solaren Robe nach altägyptischem Ritual). Nicht das Lesen und Wiedergeben einer Literatur, sondern das Gehen ritueller Wege führt hier (beim Einweihungsbild) zum „Verständnis des Bildes im eigenen Sein des Interpreten“. Es geht hier (beim Gehen eines Weges) nicht um das Anbeten des Sohnes des Sonnengottes, sondern um das eigene „Sonne-Sein“.

Wo sind im Externstein-Relief die Hinweise auf die (von Moll angeführten) „sarmatischen Reiter“, auf deren „Anhängerschaft des Mithraskultes“ und auf ein Anbeten des „anderen“, des mir „Gegenüberstehenden“ zu sehen? Der Hinweis auf den Mithraskult mag sogar entfallen, da der Sonnenkult bereits in den altägyptischen Elementen enthalten ist und da im Relief die Sonne nicht alleine, sondern polar zum Mond dargestellt ist: Altägyptisch weicht die Sonne des Nachts (von der Himmelsgöttin Nut verschluckt) dem Sternenhimmel.

Ich möchte meine knappen Bemerkungen mit der Feststellung von Hartmut Böhme schließen (die er bezogen auf die Deutung von Dürers Stich „Melencolia I“ machte): „Nabezu alle Deutungen werden aus Schriftquellen erarbeitet. Dadurch entsteht tendenziell eine Überwucherung der Bildsprache durch Schriftsprache...“ [Böhme, S. 43]

Soweit einige Hinweise zur Problematik einer Interpretation des Externstein-Reliefs. Zusammenhängende, inhaltliche Aussagen zum Externstein-Relief können in hier angedeuteter Weise in den jüngeren Veröffentlichungen hierzu [s. Anm. 1, in „Der Gral I und II“, 2005] nachgesehen und nachgelesen werden.

Literaturhinweise

Sommer, Dieter: „Rituale – Ursprung und Geschichte.“ In: „Zirkelkorrespondenz vereinigt mit dem Niedersächsischen Logenblatt“ Nr.3/ 1988 (S. 96-98), Uetersen 1988.
 Moll, Elke: „300 Jahre Mithraskult, ein neues Kapitel in der Geschichte der Externsteine.“ In: SYNESIS-Magazin Nr. 2/2012 (S. 6-11).
 Böhme, Hartmut: „Albrecht Dürer, Melencolia I. Im Labyrinth der Deutung.“ In der Reihe „kunststück“, Frankfurt am Main 1989.

[Anm. 1] Veröffentlichungen von Volker Ritters zum Thema „Externstein-Relief“:
 „Templer und Freimaurer an den Externsteinen.“ In: EFODON-Dokumentation Nr. 5 (Text), Nr. 6 (Bild), Rüsselsheim 1992.



Abb. 3: Das Externstein-Relief mit der solaren Robe und dem Lichtschacht der drei Schwingungsfiguren. In: Ritters: „Der Gral“, Band II, S. 206, gezeichnet von Volker Ritters.

„Das Externstein-Relief ein templerisches Einweihungsbild?“ In: raum&zeit Nr. 88/1997, S. 106-114, Dietramszell 1997.
 „Sensationelle Entdeckung: Das Externstein-Relief stammt von Lucas Cranach.“ In: raum&zeit Nr. 89/1997, S. 104-115, (ISSN 0722-7949) Dietramszell 1997.
 „Das Relief an den Externsteinen. Ein templerisches Einweihungsbild als Freimaurer-Arbeits-tafel.“ (ISBN 3-932539-01-X) Hohenpeißenberg 1997.
 „Das Externstein-Relief ist ein templerisches Einweihungsbild.“ Teil I (S. 22-25) In: „Rückschau 1998 zur 32. Arbeitstagung.“ Arbeits- und Forschungskreis Walther Machalett. Lemgo (ca. 1998).
 „Das Externstein-Relief ist ein templerisches Einweihungsbild.“ Teil II (S. 42-46) In: „Rückschau 1999 zur 33. Arbeitstagung.“ Arbeits- und Forschungskreis Walther Machalett. Lemgo (ca. 1999).
 „Die Neuzuschreibung des „Externstein-Reliefs“. In: Volker Ritters: „Lucas Cranach d. Ä. - Einweihungsbilder.“ (S. 196-282) In der Reihe: Geometrische Strukturen der Kunst, Nr. 7 (ISBN3-8330-0081-3). Norderstedt 2003.

„Cranach d. Ä.: „Das Externsteinrelief“ um 1525-1530.“ In: Volker Ritters: „Der Gral.“ Teil I/Text (S.153-163), Teil II/ Bild (S. 194-207). In der Reihe: Geometrische Strukturen der Kunst, Nr. 8. und 9 (ISBN 3-8334-3966-1 und ISBN 3-8334-3967-X). Norderstedt 2005.

[Anm. 2] z. B.

Ritters, Volker: „Philipp Otto Runge. Bilder mit der verborgenen Geometrie und mit Symbolen des Freimaurer-Ordens.“ Norderstedt 2010 (ISBN 978-3-8391-5698-8).
 Ritters, Volker: „Holländische & flämische Meisterwerke mit der rituellen verborgenen Geometrie. – Eine Huldigung an das Haus von Oranien-Nassau durch Honthorst, Mieris, Mijntens, Rembrandt, Steen, Teniers.“ (Bd. 1) Norderstedt 2011 (ISBN 978-3-8423-1178-7).
 Ritters, Volker: „Holländische & flämische Meisterwerke mit der rituellen verborgenen Geometrie. – Das Fleisch ist wie Gras nach: Bosch, Luyken, Metsu, Netscher, Slingelandt, Steen, Wouwerman.“ (Bd. 2), Norderstedt 2011 (ISBN 978-3-8448-6170-9).
 Siehe die Homepage des Autors: www.volker-ritters-verborgene-geometrie.de

Kalte Fusion – Der helle Streifen am Energiehorizont

Wilfried Augustin

Die Technik funktioniert. Es ist eine der wichtigsten Erfindungen der letzten Jahrzehnte. Keiner redet darüber. Politik und Wirtschaft scheinen sie nicht zur Kenntnis zu nehmen.

Wir sind aus der Atomenergie angestiegen. Hoffen wir, dass niemand einen Salto rückwärts macht. Erdöl wird immer knapper. Vielleicht noch nicht einmal, weil die Quellen endgültig versiegt sind, sondern hauptsächlich, weil der Bedarf höher geworden ist, als die Ölförderer hervorbringen können. Was nun? Es muss eine alternative Energiequelle gefunden werden.

Bislang waren die Favoriten Solar- und Windenergie. Beides funktioniert gut. Solarenergie hat leider den Nachteil, dass die Sonne nur wenige Stunden scheint, insbesondere im Winter. Genau dann brauchen wir aber die meiste Energie. Solarenergie kann daher nicht der Hauptenergieträger werden. Windenergie ist schon besser. Wind kann Tag und Nacht, Winter wie Sommer blasen. Technisch gibt es auch keine unüberwindbaren Hindernisse, eingeschlossen die Energiespeicherung, die angedacht und in der Entwicklung ist. Das Problem ist jedoch der Mensch, der nicht möchte, dass gerade vor seiner Haustür ein Windrad steht, und über sein Haus eine Nord-Süd-Hochspannungsleitung verläuft. Das ist verständlich, denn die Lebensqualität leidet empfindlich.

Ich habe diverse Gespräche und Interviews zwischen Windkraftgegnern und Windkraftbefürwortern (Betreibern) gesehen, die unisono mit einer Suggestivfrage endeten: „Kernkraft wollt Ihr nicht. Windkraft vor Eurer Haustür wollt Ihr nicht. Ja was denn dann, bitteschön?“ Bislang standen die so Beschimpften etwas im Regen, denn sie hatten keine Antwort darauf. All die Bürgerinitiativen scheitern an

dem Argument: Irgendjemand muss ja die Windmühlen erdulden. Unter diesem moralischen Druck leiden die Windkraftgegner.

Jetzt gibt es jedoch gute Nachrichten. Es gibt eine Alternative, und die scheint zu funktionieren und realisierbar zu sein: die Kalte Fusion. Eine Technik, offenbar ohne Belastung von Mensch und Umwelt, ohne Lärm und Schadstoffe.

Ein Professor Rossi hat die Technik an der Universität Bologna entwickelt. Eine Anlage wurde Ende 2011 erfolgreich getestet. Eine 1-MW-Anlage wurde von einem Investor in den USA (angeblich Militär) gekauft und abgenommen. Weitere wurden bereits bestellt. Professor Rossi plant mit seiner Firma (in den USA) auch die Kleinserienfertigung von 10-KW-Anlagen für den privaten Hausgebrauch. Es klingt vielleicht zu optimistisch, aber in der Tat soll die Serienfertigung in 2012 beginnen.

Auch in Deutschland wird man aktiv. Nicht die Politik, die schläft tief und fest, sondern private Initiativen. Ich erhielt gerade eine Email von Inge und Adolf Schneider, Herausgeber des NET-Journals, einer Schweizer Zeitschrift für Alternative Energie. Darin wird gesagt, dass am 31.3. in Stuttgart ein Treffen abgehalten wird, bei dem es darum geht, die Umsetzung der Rossi-Technologie in Deutschland zu besprechen. Es geht auch darum, ob Interessierte an der Technologie in Deutschland eine Aktiengesellschaft gründen wollen. Es rührt sich also etwas.

Liebe Leser, vielleicht kämpfen Sie ja gerade gegen eine Windmühle oder Überlandleitung vor Ihrer Tür. Nehmen Sie die Kalte Fusion als Argument gegen die Windkraft auf. Jetzt haben wir eine Energiequelle, die billiger und weniger belastend ist. Warum Windräder und Hochvoltleitungen, wenn

mit der Kalten Fusion in der Region für die Region Energie erzeugt werden kann? Jetzt müssen wir umsteuern, nicht erst wenn die Windräder stehen und die Trassen gelegt sind. Sprechen Sie mit Ihren Abgeordneten oder den Betreibern und Investoren, die Ihnen die Teile vor die Nase setzen wollen.

Den meisten von Ihnen dürfte sicher die Technik der Kernfusion im Detail unbekannt sein. Nachfolgend möchte ich daher einiges darüber berichten.

1. Die klassische Kernfusion

Unsere Sonne und andere Sterne strahlen ununterbrochen Energie ab. Der Prozess, der dabei abläuft, ist die Kernfusion. Das ist die Reaktion, bei der zwei Atomkerne zu einem neuen Kern verschmelzen. Ist die Masse der neuen Atomkerne, die bei der Fusion entstehen, kleiner als die Summe der Ausgangsatomkerne, so liegt ein sogenannter Massendefekt vor. D. h., die Masse der Ausgangskerne ist größer als die Masse der neu entstandenen Atomkerne. Es fehlt Masse. Diese verschwundene Masse wird nach der einsteinschen Masse-Energie-Äquivalenzformel $E=mc^2$ als Energie freigesetzt. Bei der Verschmelzung von Atomkernen können so gewaltige Energiemengen frei werden. Das ist z. B. das Prinzip der Fusionsbombe, mit ihrem schrecklichen, unkontrollierbaren Zerstörungspotenzial.

Es war schon immer ein Forschungsziel, diese Fusion zu verlangen und zu beherrschen, sodass die Energie nicht in einer einzigen kurzen Explosion frei wird, sondern kontrolliert über einen beliebig langen Zeitraum. Dazu wurden bisher weltweit Milliardensummen in die Forschung gesteckt. Problem war bisher, dass die Fusion nur bei extrem hohen Temperaturen abläuft, wie in der Sonne. Dazu

muss man das Reaktionsgemisch, ein Plasma, mit gewaltigen Magnetfeldern von der umgebenden Materie fernhalten. Bisher sind alle Anlagen gescheitert. Es ist noch nicht einmal abzusehen, ob in den nächsten Jahrzehnten ein Durchbruch gelingt. D. h., für unseren augenblicklichen Energiehunger ist diese Technologie völlig unbedeutend und entzieht nur sinnvollerer Energietechnologien die Forschungsgelder.

2. Die Kalte Fusion

Hier bringen wir etwas ins Spiel, was die Alchemie des Mittelalters schon beschrieb, die sogenannte Transmutation. Damit war die Umwandlung eines Elementes in ein anderes gemeint. Es war der Traum der großen Alchemisten, die Transmutation zu beherrschen. Die Krönung dieser Tätigkeit war die Umwandlung unedler Elemente in Gold.

Natürlich hat die moderne Chemie die Möglichkeit der Elementumwandlung völlig ausgeschlossen. Kupfer blieb immer Kupfer und Eisen immer Eisen. Was man chemisch machen kann, ist eine Umwandlung in andere Wertigkeiten und Verbindungen eines Elementes. Dabei ändert man das Elektronengefüge, aber man kommt nie an den Kern des Elementes. Das ist jedoch nötig, um eine Elementumwandlung auszulösen. Die Transmutation benötigt eine Reaktion im Atomkern. Genau das passiert auch bei der Kernfusion. D. h.: Kernfusion = Transmutation. Waren also die Alchemisten Kernforscher? Im Prinzip ja. Aber niemals wurde von einer Kernexplosion berichtet. D. h., wenn die Alchemisten partiell erfolgreich gewesen sein sollten, muss es auch eine „kalte“, unspektakuläre Transmutation geben. Und in der Tat, die gibt es.

Im März 1989 wurde die Wissenschaftswelt in Aufregung versetzt, weil zwei amerikanische Chemiker behaupteten, sie hätten im Labor eine Kernfusion bei Raumtemperatur beobachtet. Sie nannten das „Kalte Fusion“. Die beiden Chemiker *Dr. Martin Fleischmann* und *Dr. Stanley Pons* sagten auf einer Pressekonferenz der Universität von Utah aus, sie hätten im Labor die Fusion von Deuterium (schwerer Wasserstoff) erreicht. Als Beweis diente ihnen der Nachweis von Reaktionsprodukten, die bei einer Fusion entstanden sein mussten, z. B. Neutronen, Tritium und Gammastrahlung. Außerdem, und das ist der entscheidende Punkt, war bei der Reaktion mehr Wärme entstanden als zugeführt

worden war. Die Kernfusion hat durch den Masedefekt (siehe oben) Energie erzeugt. Das Fantastische an dem Experiment war, dass diese Kernfusion nicht explosionsartig, unkontrollierbar stattfand, sondern auf dem Labortisch geregelt ablief. Die sich daraus entwickelnde Hoffnung war, eine saubere kontrollierbare Energiequelle gefunden zu haben. Entsprechend euphorisch waren auch die ersten Kommentare.

Die Ernüchterung folgte. Das US-Industrieministerium berichtete ein halbes Jahr später, dass die Versuche von anderen nicht reproduziert werden konnten. Offenbar konnten das nur Pons und Fleischmann. Weltweit versuchten Forscher, das Experiment nachzuvollziehen, auch in Deutschland am Max-Planck-Institut für Plasmaphysik. Leider wurde nur von Misserfolgen berichtet. Das führte dazu, dass die Arbeiten eingestellt wurden. Pons und Fleischmann wurden als unseriös dargestellt. Damit war die „Kalte Fusion“ tot. Die Erdölindustrie wird sich gefreut haben. Oder hat sie gar die Ergebnisse beeinflusst?

3. Kalte Fusion, Methode Rossi

Zum Glück haben nicht alle die Arbeiten eingestellt. Prof. Andrea Rossi an der Universität Bologna hat weiter gemacht. Mit Erfolg, denn am 14. Januar 2011 konnte er und sein Mitstreiter Sergio Focardi eine neue, funktionierende Technologie der Energiegewinnung vorstellen.

An diesem Tag wurde im Industriegebiet von Cerodolo nahe Bologna eine Versuchseinrichtung vorgeführt, bei der aus einer Eingangsleistung von 400 Watt elektrischer Energie 12.400 Watt Wärmeenergie erzeugt wurden. Die Anlage lieferte demnach 31-mal mehr Energie, als hineingesteckt wurde. Das wäre nach der klassischen physikalischen Wärmelehre ein Perpetuum mobile. Natürlich ist es das nicht, weil die Wärme aus einer Kernumwandlung stammt. Einer, die nicht explosionsartig verläuft, sondern geregelt.

In diesem öffentlichen Experiment wurde die Versuchsanlage in Betrieb einem Beobachterkreis von fünfzig ausgewählten Personen gezeigt. Prof. Rossi hat dabei nur die Anlage bedient. Gemessen und die Ausbeute berechnet wurde von unabhängigen Kollegen der Uni Bologna.

Ich bin sicher, dies ist ein Tag, der in die Geschichte eingehen wird.

Die Anlage ist im Kern eine „Black

Box“, ein kleines Reaktorgefäß, in dem wenige Gramm Nickelpulver und Wasserstoffgas zu Kupfer fusionieren. Das Nickel liegt als Nanopulver vor. Der Wasserstoff wird mit 20 bar eingespeist. Ein von Prof. Rossi streng gehütetes Geheimnis ist allerdings dabei: Der Prozess benötigt Katalysatoren. Die Zusammensetzung wurde bislang nicht genannt. Wenn Nickel, Katalysatoren und Wasserstoff im Reaktor zusammenkommen, muss der Reaktor zunächst aufgeheizt werden. Das ist die Energie, die hineingesteckt werden muss. Hat der Reaktor höhere Temperaturen erreicht (bis 500° C), zündet er und erzeugt selbst Wärme. Damit kann die Reaktionstemperatur aufrecht erhalten und überschüssige Wärme abgeleitet werden. Mit dieser Überschusswärme kann z. B. Dampf erzeugt werden, und damit Strom.

In dem Nickelpulver wurden bei Überprüfungen nach der Reaktion stabile Kupfer-Isotope gemessen. Das wäre der Beweis für eine tatsächlich stattgefundenen Transmutation von Nickel zu Kupfer unter Freiwerdung von Energie.

Bei dieser Kernreaktion hätte man Gammastrahlung messen müssen. Hat man aber nicht gefunden. Die Theorie zu Prof. Rossis Reaktor ist also keineswegs gesichert.

Wichtig jedoch ist, dass die Methode funktioniert.

Die im Experiment von Bologna vorgestellte Versuchseinrichtung ist natürlich noch keine Anlage zur professionellen Verwendung. Für eine Anlage mit 1 Megawatt Leistung werden 125 einzelne Reaktormodule in bestimmter Weise, parallel und in Reihe, zusammengeschaltet. Die ganze Anlage ist in einem Container untergebracht. Unter kontrollierten Betriebsbedingungen muss die Anlage zunächst aufgeheizt werden und läuft dann ohne weitere Energiezufuhr selbstständig weiter. Schätzungsweise könnte so eine Anlage für tausend Einfamilienhäuser Energie liefern. Die Kosten pro kWh werden auf 1 Cent geschätzt (ohne Kalkulation der Wartungsarbeiten). Welch rosige Voraussetzungen für unabhängige regionale Energiegewinnung. Ob die Erdöl- und Stromlobby das so einfach geschehen lässt?

4. Stand der Entwicklung Anfang 2012

Offensichtlich hat Prof. Rossi die Version einer größeren Anlage fertiggestellt.

In Spiegel-online vom 10.12.2011 war Folgendes zu lesen:

„Auch die Show, die Rossi Ende Oktober in einer Industriehalle in Bologna veranstaltete, brachte keine Klarheit. Er lud 15 Wissenschaftler, Journalisten und Blogger ein, dem Testlauf einer 500-Kilowatt-Anlage beizuwohnen. Anwesend war auch ein italienischer Ingenieur, der das Kraftwerk für einen Kunden abnehmen sollte. Die Anlage von der Größe eines 20-Fuß-Schiffscontainers lieferte zwar tatsächlich in fünfteinhalb Stunden rund 2250 Kilowattstunden Energie. Ob die aber durch eine Kalte Kernfusion erzeugt wurde, blieb offen, denn die Augenzeugen durften nur einen kurzen Blick auf das laufende Kraftwerk werfen. Eine Begutachtung der Anlagentechnik und der Messgeräte erlaubte ihnen Rossi nicht.“

Leider berichtet „Spiegel“ in dem Artikel kritisch über die „Kalte Fusion“. Vielleicht hätten sich die verantwortlichen Redakteure klar machen sollen, dass auch sie in dem Boot sitzen, bei dem irgendwann der Schiffsdiesel aussetzt, wenn wir keine neue Energiequelle finden. Eine etwas bessere Recherche und weniger negative Berichterstattung hätten dem Thema gut getan. Immerhin, und das war meine Absicht, bestätigt der „Spiegel“, dass die erste Großanlage erfolgreich getestet wurde. Den kompletten Artikel können Sie nachlesen unter: <http://www.spiegel.de/wissenschaft/technik/0,1518,801836,00.html>.

Leider geht auch die FAZ nicht besser mit dem Thema um. Lesen Sie auf der Internetseite den Artikel vom 23.3.2012 (<http://www.faz.net/aktuell/wissen/physik-chemie/kaltefusion-ein-italienisches-energiemaerchen-11107180.html>).

Ich zitiere aus diesem Artikel:

„Dubioser Brennstoffcontainer

Immerhin gab es Anfang des Jahres in der Universität Bologna eine Reihe öffentlicher Vorführungen des Reaktors, organisiert durch den Kernphysiker Giuseppe Levi, der zwar wie Focardi der Universität Bologna angehört, aber an der Entwicklung des Experiments selbst nicht beteiligt war. Innerhalb dieser Demonstrationen war es interessierten Kollegen der Universität Bologna möglich, den Aufbau mit Ausnahme der Reaktorkammer zu untersuchen. Vermittelt durch die schwedische Zeitschrift ‚Ny Teknik‘, wurden schließlich weitere Tests durch die beiden schwedischen Physiker Hanno Essen vom KTH Royal Institute of Technology in Stockholm und Sven Kullander, emeritierter Professor der Universität Uppsala,

vorgenommen. Gefunden wurden bisher weder Beweise für einen Betrug noch Hinweise auf eine überzeugende physikalische Erklärung. In ‚Ny Teknik‘ wird beschrieben, dass der Reaktor mit Nickelpulver, Wasserstoffgas und unbekanntem Katalysatoren gefüllt, zunächst anhand von Wärmezufuhr ‚gezündet‘ wird und daraufhin reproduzierbar zur Erhitzung von Wasser genutzt werden kann.“

Auch in diesem Artikel wird nicht neutral berichtet. In süffisant arroganter Weise wird über das so wichtige Thema berichtet. Immerhin wird bezeugt, dass von unabhängigen Wissenschaftlern bestätigt wurde, dass der Prozess Energie liefert, und dass es jedoch noch keine abgesicherte Erklärung der Wissenschaft zur Funktionsweise gibt. Aber mal ehrlich, liebe Leser, wen interessiert das in der Praxis, wenn im Winter unsere Heizung durch eine Rossi-Anlage warm wird?

Sehr positiv wird im Schweizer Net-Journal berichtet, einer Zeitschrift für Alternative Energie. In der Januar/Februar Ausgabe heißt es unter der Überschrift:

„Rossis 10-KW-E-Cats sind nicht mehr zu bremsen!“

Untertitel: „Wärmegewinnung über niedrigerenergetische Nuklearreaktionen“

„Nachdem Andrea Rossi im letzten Jahr zahlreiche Präsentationen der Nickel-Wasserstoffreaktion durchgeführt und Ende Oktober die erste Anlage einer Serie von 1-MW-Geräten vorgestellt und verkauft hat, wird in diesem Jahr die Produktion und Vermarktung von kleineren Heizanlagen im Leistungsbereich von 10 KW starten. Unbemerkt von der Öffentlichkeit und Wissenschaft hat der unermüdete Ingenieur entscheidende Vorarbeit geleistet, um eine erfolgreiche Einführung dieser umweltfreundlichen Technologie zunächst in den USA und nahezu parallel auch in Europa zu starten.“

Im NET-Journal werden auch Kosten genannt. So soll der aktuelle Endpreis einer 1-MW-Anlage bei 1,5 Mio. USD liegen. Bei größeren Stückzahlen will man den Verkaufspreis auf ca. 1000 EUR/KW senken können. Es werden auch Verbrauchszahlen genannt. Für 6 Monate Dauerbetrieb will man nur 10 kg Nickelpulver und 18 kg Wasserstoff verbrauchen. Das würde bedeuten, dass nur 300 EUR für Nickelpulver und 100 EUR für den Wasserstoff über diese Laufzeit als Kosten anfallen. Über Wartungskosten wird nichts gesagt.

Bei allen positiven Ansätzen muss

eines bedacht werden: Die Rossi-Anlage produziert Wärme, keinen Strom. Zur Umwandlung der Wärme in elektrische Energie bedarf es weiterer Elemente, wie z. B. Dampfturbinen. Da jedoch die Fusionsanlage bei Temperaturen unter 400° C arbeitet, können nur Spezialturbinen verwendet werden, die jedoch einen niedrigen Wirkungsgrad haben. Hier muss noch verbessert werden. Ich könnte mir vorstellen, dass auch Systeme mit Fluorkohlenwasserstoffen zum Einsatz kommen, wie bei den neuen Erdwärmeeinheiten. Sterlingmotoren wären auch eine Möglichkeit. Auf jeden Fall ist noch Entwicklungsarbeit nötig, allerdings im Bereich der konventionellen, beherrschten Technik.

Inzwischen ist ein Wettbewerber auf den Plan getreten, die griechische Firma Defkalion. Die hatten bereits August 2011 angekündigt, mit Kleinanlagen von 5-45 kW in den Markt zu gehen. Die genaue Bezeichnung der Firma ist Praxen-Defkalion Green Technologies Global. Die Geräte sollen unter dem Namen „Hyperion“ auf den Markt kommen. Defkalion hatte von Andrea Rossi eine Lizenz zur Weiterentwicklung und Vermarktung seiner Anlagen. Die Lizenzvereinbarung ist jedoch geplatzt. Defkalion baut nun angeblich nach eigener Technologie, jedoch auch auf Basis der Nickel/Wasserstoff-Fusion. Bisher wurde allerdings kein „Hyperion“-Gerät öffentlich vorgestellt. Sie können die Beschreibung der Geräte auf folgender Internetseite nachlesen:

<http://www.defkalion-energy.com/files/HyperionSpecsSheetNovember2011.pdf>.

Die Fertigung der Geräte soll in Xanthin, Nordgriechenland erfolgen und Mitte 2012 starten. Produktionskapazität soll 300.000 Stück Geräte von 5 kW bis 5 MW sein. Utopie oder Ente? Ich hoffe nicht.

Lassen Sie uns abschließend eines festhalten. Es gibt eine neue Technologie, die das Potenzial hat, unsere Energieprobleme zu lösen. Die Technik ist aus dem Laborstadium heraus. Prototypen sind getestet und verkauft. Wettbewerb ist aufgetaucht. Man streitet sich schon um Lizenzen. Das alles sieht nicht nach „Windei“ aus. Da gibt es wohl kein zurück mehr, auch wenn seitens der Erdölproduzenten und Profiteure sicher noch mit massivem Störfeuer zu rechnen ist. Ich bin optimistisch!

Hanna Reitsch Eine bemerkenswerte Persönlichkeit

Katharine Laura Bräuer



Hanna Reitsch, 5 Jahre alt.

Hanna Reitsch wäre jetzt 100 Jahre alt, da sie am 29. März 1912 geboren wurde. Diese alten Bilder wollen uns etwas davon verraten, welche Komponenten ein Menschenkind prägen können. Meine Mutter war oft im Hause Reitsch, um mit dem Vater, der sehr gut Cello spielte, zu musizieren. Der leitende Arzt der Augenklinik in Hirschberg im Riesengebirge war eine bestimmende Persönlichkeit, während die sanfte Mutter wohl eher für die familiäre Harmonie verantwortlich war. Hannas Traum vom Fliegen musste dem Vater suspekt erscheinen – bisher war noch nie eine Frau zu diesem



Hanna Reitsch, mit Vater und Bruder musizierend.

Beruf zugelassen worden -, und er bestimmte, dass Hanna Ärztin werden solle. Ihre heimlichen Ausflüge zum Segelflugplatz in Grunau wurden ihm tunlichst verheimlicht. Selbst als sie in Berlin Medizin studierte, war sie regelmäßig auf dem Flugplatz. Nur einmal, so erzählte sie es meiner Schwester, war sie gezwungenermaßen in einer Vorlesung. Und was sie da mitbekommen hatte, wurde ihr zur Rettung beim Examen: Genau nur diese Fragen wurden ihr gestellt und sie bekam ihr Diplom. So konnte sie ihrem Vater vor die Augen treten, der ihr ja diese Bedingung gestellt hatte. Danach war ihr Weg frei. Sie machte den Segel- und Motorflugschein in Berlin-Staaken, flog ihren ersten Rekord, dem noch viele folgten.

Aber was ist nun eigentlich das Wesentliche an einem Menschen, das ihn heraushebt? Sind es die Erfolge, die ein Durchschnittsmensch nie erreicht hätte? Ist es die Treue zur Berufung? Ist es das Glück, der Zufall, der es ermöglicht? Oder sind es die menschlichen Klippen, die es zu überwinden gibt? Gibt es ein Grundmuster? Ja, es gibt so ein Grundmuster. Aber diese Komposition eines besonderen Menschen spielt sich auf geistiger Ebene ab. Sie ist eingebettet in die Entwicklungsgeschichte der gesamten Menschheit. Und manchmal benötigen wir solche Persönlichkeiten, weil ein neuer Schritt gemacht werden soll. Ein Schritt – wohin? Wir wissen doch, dass nichts statisch ist, schon gar nicht in der Schöpfung Gottes. Und dass jeder Mensch einen Weg wandert, der ein Ziel hat. Selbst, wenn uns das Ziel manchmal aus den Augen verloren geht. Jeder Einzelne von uns Menschen hat seinen Weg zu gehen, ganz gleich, ob er gleichgesinnte Weggefährten hat oder nicht. Die Möglichkeiten sind geradezu unbegrenzt und nicht immer ungefährlich. Nicht für sich und nicht für andere. Und trotzdem halten wir an der Gabe der Freiheit fest, die uns keine Grenzen zu setzen scheint. Setzt sie wirklich keine Grenzen? Erkennen wir nicht gerade an den zerstörerischen

Auswirkungen Grenzen unserer postulierten Freiheit? Gehört es denn nicht gerade zu unserer Weiterentwicklung zu erkennen, wo sich Grenzen, freiwillige Grenzen zeigen? Ist nicht der Verzicht auf die totale Freiheit, die Beschränkung aus Vernunft, aus Einsicht, aus Liebe zum Ganzen ein ganz wesentlicher Aspekt?



Ist der Gedanke der Eroberung des Luftraumes, der von Hanna Reitsch in so jubelnder Freude und Hingabe geleistet wurde, gerade dadurch auch zum Verderben, zum 1000-fachen Leid geworden? Und zeigt uns dies nicht in so rascher Folge die Notwendigkeit des eigenen Nachdenkens? Dass die Menschen nachdenken, zeigt uns die Flut von Büchern, von Demonstrationen, von persönlichem Mut. Es ist wirklich eine grandiose Zeit, in welcher wir leben und zu Wirken aufgerufen sind. Jeder Einzelne hat jetzt die besondere Möglichkeit, sogar die Pflicht, sich zu besinnen und darf sich Ermutigung von Persönlichkeiten holen, die ihr Leben ihrer Berufung zur Verfügung gestellt hat. ■

Jesiden im Kaukasus – Kunstwerke einer vergessenen Kultur

Liese Knorr

Wer nicht weiß, wer die Jesiden (oder Yeziden) sind, schlägt im Lexikon nach. Da steht:

„Die Yeziden sind ein schöner, lang-gelockter stolzer Menschenschlag, mit dem Selbstgefühl des unabhängigen Bergbewohners, von meist gewaltigem Körperbau. Die unverschleierte Frauen sind von eigenartiger Regelmäßigkeit der Gesichtszüge. Früher waren die Yeziden gefürchtete Rebellen und Räuber, die sich gegen alle Übergriffe und Gewalttaten der anderen unerschrocken wehrten. Ihre Treue dem gegebenen Wort gegenüber und ihre Loyalität wurden auch von ihren Feinden anerkannt. Sie sind fleißige Land- und Gartenbebauer und Viehzüchter, die ihren Nachbarn an Tätigkeit und Geschicklichkeit überlegen sind. Besonders hervorzuheben ist die peinliche Sauberkeit ihrer Person und ihrer Häuser, die vorteilhaft von dem Schmutz der übrigen Kurden absticht. Allen Verleumdungen ihrer Nachbarn zuwider stehen sie in Wirklichkeit sittlich höher als die benachbarten Christen und Mohammedaner.“ (Enzyklopädie des Islam [Bd. 4], 1934 Leiden u. Leipzig. Stichwort: YAZIDI)

Man schreibt ihren Namen recht verschieden, meist erkennbar: Jesiden, Yazidi und ähnlich, nennt sie auch Teufelsanbeter oder Diener des Königs Pfau. Es sind ethnisch gesehen Kurden, doch von den meist sunnitischen Kurden sehr weit getrennt. Sprache und Religion, Kunst und Bräuche – alles ist ihnen ganz eigen, mit ihren Nachbarn unvergleichbar.

Und diese Nachbarn sind schon sehr eigenartig: Armenier und Perser, Türken und Georgier, Araber und Kurden, Aramäer und Tschetschenen. Der Kaukasus ist ein buntes Durcheinander an Völkern und Religionen, es gibt dort sogar Deutsche, Evangelische zumal, die als einfache Bauern ihre Eigenart treu erhielten.

Schon im 19. Jahrhundert wurden

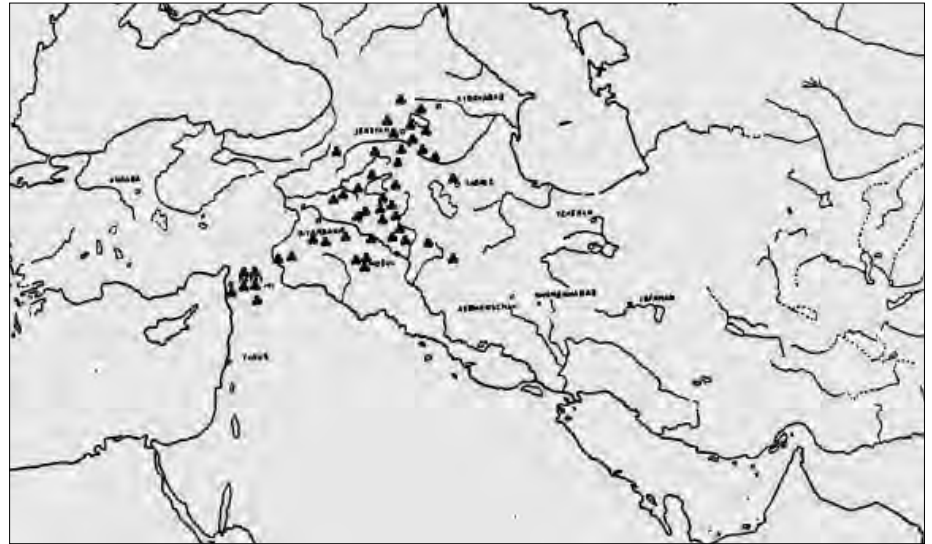


Abb. 1: Siedlungsgebiete der Jesiden im Nahen Osten.

die Jesiden von Europa aus erforscht und trotz aller Schwierigkeiten und Geheimnisse recht gut beschrieben. Hier zwei Zeichnungen solcher Forschungsberichte (Abb. 2 und 3).

Auf einer Reise im Jahr 2008 haben wir einige der alten jesidischen Siedlun-

gen in Armenien besucht und vor allem ihre Grabmäler aufgenommen. Die sind nämlich höchst bemerkenswert. Dabei soll hier nicht von der neuen politischen Offensive dieses unterdrückten Volkes die Rede sein, sondern nur von ihren Kunstwerken.

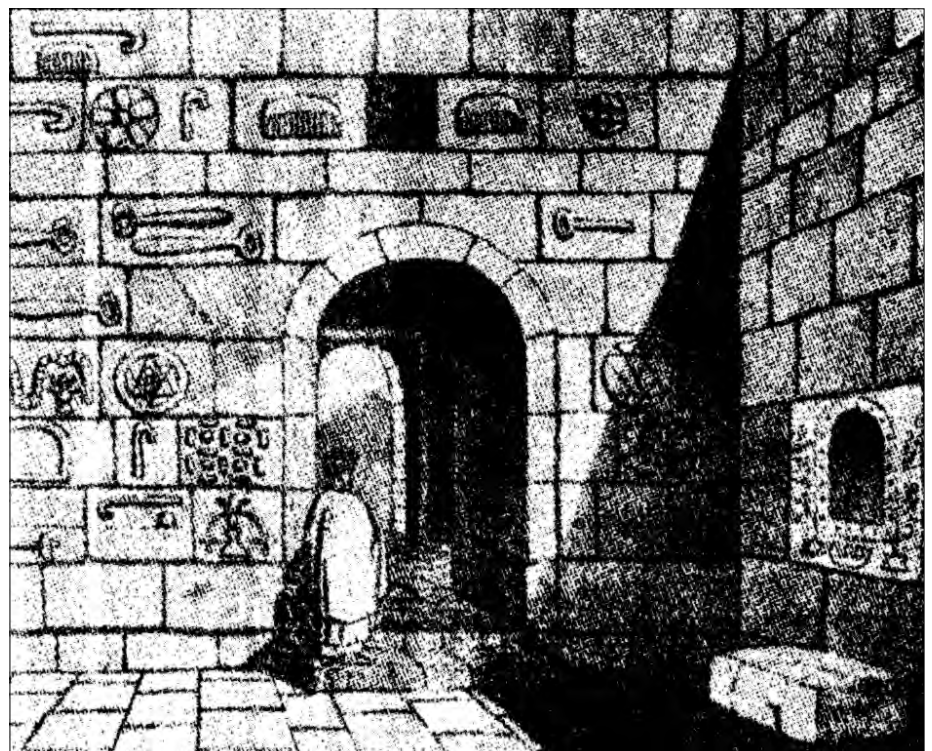


Abb. 2: Jesiden-Tempel (Zeichnung aus dem 19. Jahrhundert).

Unterdrückt? Gewiss, das ist der erste Eindruck, den man bekommt. Ein großes sowjetisches Denkmal zu ihren Ehren erhebt sich ganz unvermittelt in einem Dorf, am Sockel mit russischer Erklärung und einer Schrift, die wir nicht lesen können, die niemand hier lesen kann. Es war ein später Versuch, ihnen eine Identität zu geben, der missglückte.

Erinnert wird an die Vernichtungsfeldzüge der Osmanen, die bei ihrem Rückzug aus diesem Teil von Armenien im 1. Weltkrieg alles zerstörten, was wertvoll schien. Die Jungen zeigen uns Grabsteine in Tiergestalt, denen die Köpfe abgeschlagen sind. Diese Grabfiguren sind es, die uns angelockt hatten.

Wir unternahmen einige weite Abstecher, um diese Figuren zu finden. Die Leute kennen sie nicht, sie scheinen ihnen nicht wichtig zu sein.

In dem kleinen Ort Spitak auf der Hochebene sahen wir dann die seltsamen steingehauenen Pferde zum ersten

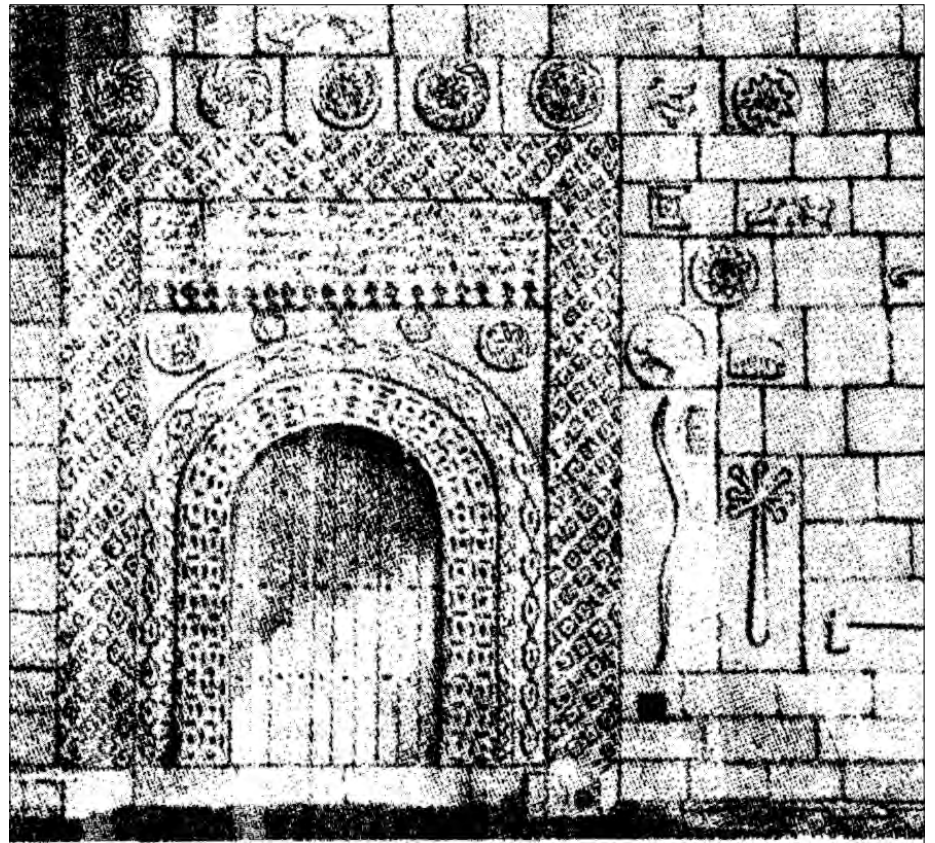


Abb. 3: Jesiden-Tempel (Zeichnung aus dem 19. Jahrhundert).



Abb. 4 und 5: Jesiden: Amri Taza - Figuren mit abgeschlagenen Köpfen.



Abb. 6 und 7: Jesiden: Spitak - Widderdarstellungen.



Abb 8 und 9: Jesiden: Sisian - Widderdarstellungen.



Abb 10 und 11: Jesiden: Sisian - Widderdarstellungen.



Abb 12 und 13: Jesiden: Sisian - Widderdarstellungen.



Abb 14 und 15: Jesiden: Spitak - Pferdendarstellungen.

Mal. Die ausgeprägte Stilisierung ist allen Figuren, die wir später sahen, unverkennbar eigen. Sie macht einen archaischen, unverkennbar monolithischen Eindruck.

In den Orten der Hochebene besuchten wir vor allem die Friedhöfe. Da stehen schöne Mausoleen locker verteilt im Gelände, zahlreiche Grabfiguren und lange schmale Tische, auf denen die Leichen gewaschen und aufgebahrt werden. An den jüngeren Gräbern sieht man Fotos der Verstorbenen und Inschriften in russischer Sprache. Sie leben hier also noch, halten ihre Bräuche und bewahren ihre Sprache (wie uns der Taxifahrer bestätigte, er verstand kein Wort). Aber diese schönen Figuren stellen sie schon lange nicht mehr her. Sie gehören der Vergangenheit an.

In Sisian im Vorhof des (ehemals von den Russen eingerichteten) Museums sahen wir eine große Zahl dieser Sandsteinfiguren, alle gut erhalten mit Köpfen und Schriftzeichen. Einige dieser Pferde und Widder tragen persische Schrift an den Flanken, meist Namen und Formeln.

Andere wieder haben an den Seiten Flachreliefs von Stieren und Fabeltieren.

Bei den Figuren sieht man u. a. Widder mit Löwe und Stier im Flachrelief.

Aufgefallen ist uns, dass gerade die Widder sehr urwüchsig dargestellt sind, mit großem Gehörn und dickem Kopf. Anders die Pferdedarstellungen, die stets elegant und meist gesattelt herstanden. Menschliche Figuren sahen wir nie.

Die Museumsleiterin sprach bestes Russisch, nur bei uns war es damit nicht gut bestellt. Eine junge Assistentin antwortete uns in Englisch, aber über die Figuren der Jesiden konnten wir nichts erfahren.

Später fanden wir immer mehr dieser seltsamen Grabsteine, sogar im „Vatikan“ der armenischen Kirche, in Edschmiadsin, wo der höchste Patriarch Armeniens residiert. Im Hof stehen einige Figuren, die ganz offensichtlich zum selben Stil gehören (Abb. 18). Der Priester, der uns freundlicherweise führte, sprach fließend Deutsch, konnte aber zu diesen



Abb. 16 und 17: Baku - Tiersteine.



Abb. 18: Edschmiadsin - Tierstein.

Figuren nichts sagen. Sie schienen ihm unwichtig.

Groß war unsere Überraschung, als wir in Baku, der Hauptstadt von Aserbaidschan, auf dem alten Markt diesen Figuren wieder begegneten. Hier standen sie als Ausstellungsstücke, zusammen mit älteren Stelen und jüngeren Inschriftsteinen.

Nun wüssten wir gerne, wie die Jesiden zu diesem ausgeprägten Stil ihrer Grabsteine gekommen sind. Und warum sie gerade Pferde und Widder bevorzugten. Da müsste man Einblick in ihre Religion bekommen. Doch soweit wir auch fragten und in Büchern forschten, die Antwort wurde uns nicht präsentiert. Die jesidische Religion ist zwar seit über hundert Jahren einigermaßen erforscht, aber da würden wir den Pfau zu allererst erwarten, denn Malik Taus, so heißt er auf Persisch, ist oberste Gottheit dieser Religion. Nirgendwo sahen wir einen Pfau in Stein gehauen.



Abb. 16: Malik Taus, die oberste Gottheit der Jesiden-Religion.

Die Untersuchungen der jesidischen Religion führen in ganz andere Bereiche, die Grabfiguren tauchen da nicht auf.

Geheimnisvoll ist ihre Schrift, und besonders die magischen Zettel, wie auf Abb. 17 und 18 zu sehen.

So blieb uns diese Kunst eines der vielen Geheimnisse unserer Kaukasus-Reise. ■

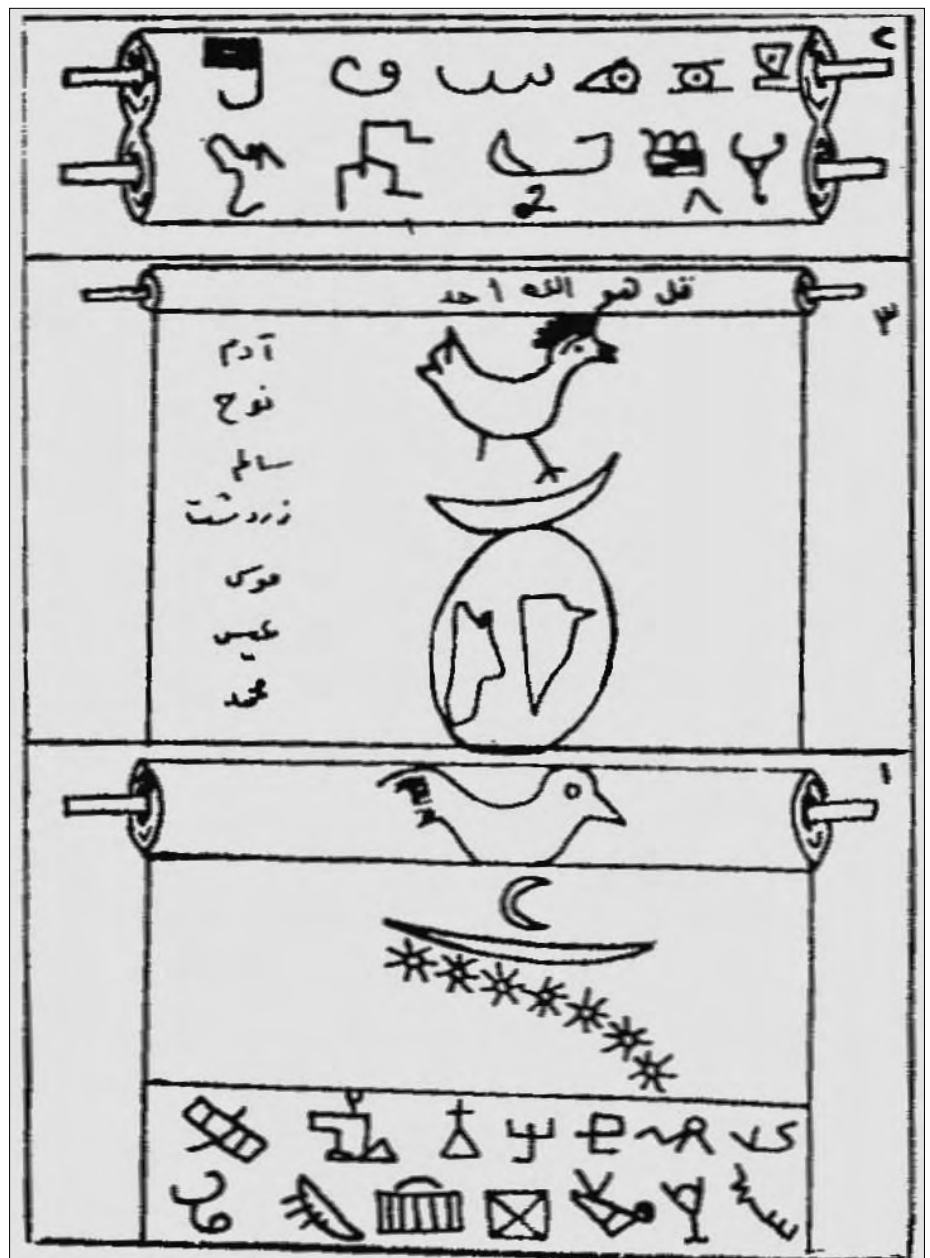
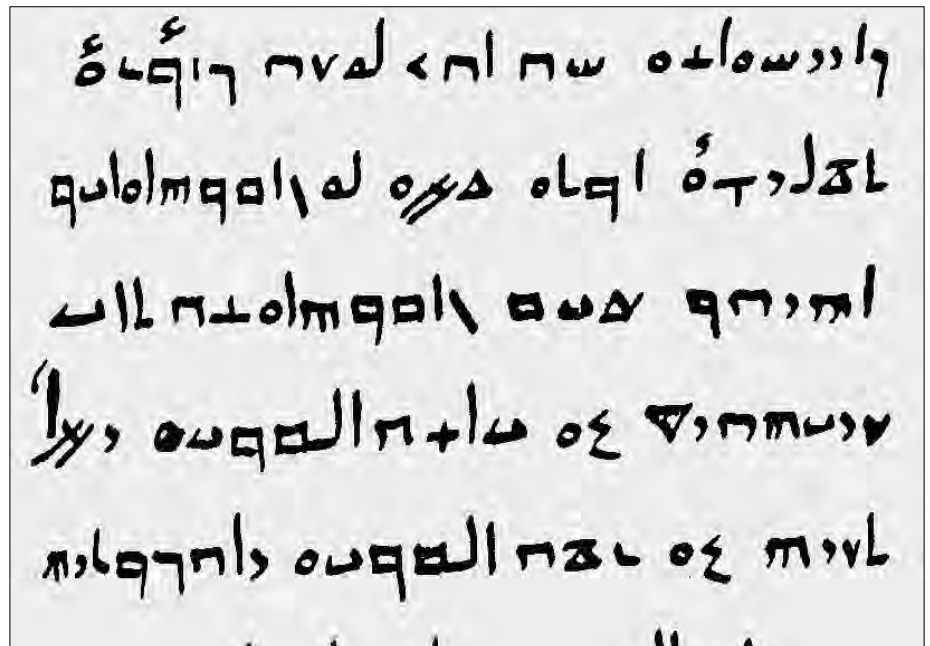


Abb. 17 und 18: Magische Zettel

Die Templer in Augsburg und der wahre Hintergrund des Wappens der Fugger und des Landkreises

Luise und Leo von Leuchtenberg

Blickt man auf das offizielle Wappen des Landkreises Augsburg (Abb. 1), fällt sofort das Kreuz auf, das dem Gründerkreuz der Templer (Abb. 6) sehr ähnelt. Auf der rechten Seite des Landkreiswappens erkennt man die fleur-de-lis, die französische Lilie, ein Kennzeichen der königlichen, adligen Blutlinie. Wir stellten uns die Frage, was ein Templerkreuz und die französische fleur-de-lis auf dem Wappen des Landkreises Augsburgs und dem Wappen der Fugger (Abb. 8, Abb. 9) zu suchen hat! Wer hat die Symbole entfremdet und was sollen sie auf dem Wappen aussagen? Symbole sind besonders auf Wappen „Erkennungs- bzw. Hinweiszeichen“. Von offizieller Seite bekamen wir zunächst keinerlei Auskunft, unsere Nachfragen der Wappen betreffend, sondern man verwies uns auf einen Wappenkundler, der im Rahmen einer persönlichen Anfrage leider außer der offiziellen Version nichts Neues, Wissenswertes preisgab. Er behauptete sogar, das „rote“ Kreuz des Landkreiswappens sei nichts anderes als das Ulrichskreuz und die fleur-de-lis das Zeichen der Fugger. So kam von uns der Einwand, dass das Kreuz de facto dem Templerkreuz (Abb.7) in Form und Farbe zumindest sehr ähnlich sieht. Zurechtweisend kam dann noch die Belehrung, dass es in Augsburg nie Templer gab. Das rote Kreuz im Wappen sei das Ulrichskreuz und die Art, wie es nun aussieht, sei aufgrund der Ausschmückung des Graphikers zustande gekommen – basta!

Unsere weitere Recherchen ergaben ein völlig anderes Bild über die Sachlage, als man uns von „offizieller Seite“ in abwimmelnder Art bezüglich unserer Fragen kundtat. Wir waren jetzt erst recht neugierig geworden, so recherchierten wir auf eigener Faust



Abb. 1: Medaille und Urkunde mit offiziellem Wappen des Landkreises.

auf breiter Front. Als Erstes fragten wir einen Graphiker, der mit Staatsaufträgen durchaus vertraut war. Er klärte uns auf, dass gerade die strengsten Richtlinien überhaupt, was die Gestaltungsmöglichkeiten betreffe, für Wappen gelte. So war also der Gestaltungsspielraum, den uns der Wappenkundler weismachen wollte, keinesfalls vorhanden. Warum also wurde uns „offiziell“ die Templergeschichte von Augsburg und die wahre Bedeutung der Symbolik im Wappen des Landkreises Augsburg verschwiegen? Hat man etwas vor der Öffentlichkeit zu verbergen und warum? Sollen nur „Insider“ durch die Symbolik auf bestimmte wahre historische Ereignisse in Augsburg hingewiesen werden? De

facto sieht das Ulrichskreuz in der Ulrichsbasilika in Augsburg völlig anders aus, als auf dem offiziellen Wappen erkennbar (Abb. 2).

Die sogenannte Ulrichs- und Benedictusmedaille (Abb. 3) gleicht der Form nach wiederum dem Templerkreuz. In der Vitrine der Benediktinerabtei in Kornelimünster wird dieses als Kirchenschatz präsentiert. Auf dem Fußende des Kreuzes steht: Crux S: Udalrici (= Ulrichskreuz). Es wird hier offenbar eine Schlacht mit Reitern und Gefallenen dargestellt. Gedeutet wird das Schlachtgetümmel offiziell als die Schlacht auf dem Lechfeld von 955, wobei der Bezug zu Bischof Ulrich von Augsburg hergestellt wird, der nach offiziellen Angaben zwischen



Abb. 2: Ulrichskreuz in der Vitrine der Ulrichsbasilika (Augsburg).

890 und 973 lebte. Aber diese Medaille ist nicht das eigentliche Ulrichskreuz!

Ulrich soll der Reiter in der Mitte mit der in Strahlenkranz gehüllten Mitra auf dem Kopf sein, dem von oben aus einer Wolke oder einem Fluggerät von einer geflügelten Person ein typisches Templerkreuz an einem Band hängend gereicht wird. Dies ist das eigentliche Ulrichskreuz, eines der Templerkreuze, nämlich das sog. Kruckenkreuz, das „Jerusalemkreuz“, eine Kreuzform, die auch der Großmeister der Prieure und der Templer, Graf von Blanchefort verwendete (siehe Abb. 4). Form (gleichschenkliges Kreuz mit Querbalkenende) und rote Farbe mit dem Freimaurerkreuz des 32. Grades: „Fürst des königlichen Geheimnisses“ identisch, aufbewahrt heute in St. Ulrich, Augsburg. Genau diese Tatsache ist die Sensation! So stellen wir uns die nächste Frage: Warum wurde Ulrich das Templerkreuz gereicht? Gehörte dieser Ulrich dem Vorläufer eines Ordens mit Templergesinnung an? War dies der Orden der Benediktiner?

Fakt ist, dass das obige Kreuz in Abb.3 gezeigt auch Benediktuskreuz genannt wird. Das Templerkreuz wurde von den Templern nicht neu erfunden, denn das Templerkreuz gab es bereits zur Zeit der Sumerer, ca. 4000 v. Chr. Man findet einen Anunnaki (sum.: vom Himmel herabgestiegene Person(en); Mensch-Reptil-Hybride; Alien(s) aus der galaktischen Gegend um Aldebaran, Sirius, den Plejaden usw.) auf einer steinernen Keilschrifttafel abgebildet mit einem umhängenden Templerkreuz vor (Abb. 5).

Zurück zu den Benediktinern: Aus den Benediktinern wurde im Rahmen einer Reformbewegung der Zisterzienserorden gegründet. Aus den Zisterzienser rekrutierten sich dann die Ritter des Templerordens in Jerusalem im Jahre 1118. Ihr offizielles Emblem mit dem Templerkreuz zeigt zwei Ritter auf einem Pferd. Jedoch existiert seit der Tatsache, dass die Nachkommenschaft von Jesu und Maria Magdalena in das königliche Merowingereschlecht einging, also seit ca. dem 5. Jahrhundert n. Chr., mit dem König Dagobert II.

bereits eine „Schutzorganisation“, die den Namen Prieure de Sion trägt und im Wappen ebenfalls die fleur-de-lis hat, spitz nach unten auslaufend (Abb. 6).

Als „Ablenkungsmanöver“ und zur Desinformation wurde in den 60er Jahren ein Verein mit gleichnamigen Namen gegründet, der für Verwirrung sorgen sollte. So wurde suggeriert, die Prieure gäbe es ja jetzt erst neu, mit einer nachträglich gefälschten Liste seiner Großmeister. Der militärische Arm der echten Prieure de Sion nannte sich später „Templer“. Das Erkennungszeichen der Templer ist bis heute das typische rote Templerkreuz, wobei es, wie bereits erwähnt, etliche Varianten davon gibt (Abb. 7). Die Templer hatten in Wahrheit nur eine primäre Aufgabe, nämlich die Mitglieder der heiligen Blutlinie (Merowinger-Nachkommenschaft) zu beschützen. Dazu kam die spezielle Aufgabe dann noch, die unter dem Tempelberg in Jerusalem vergrabene Bundeslade, bestehend aus einer Traglede, 19 Steinsarkophagen (Wissen/Artefakte aus Atlantis, zur wahren Menschheits- und Jesugeschichte, Mannamaschine

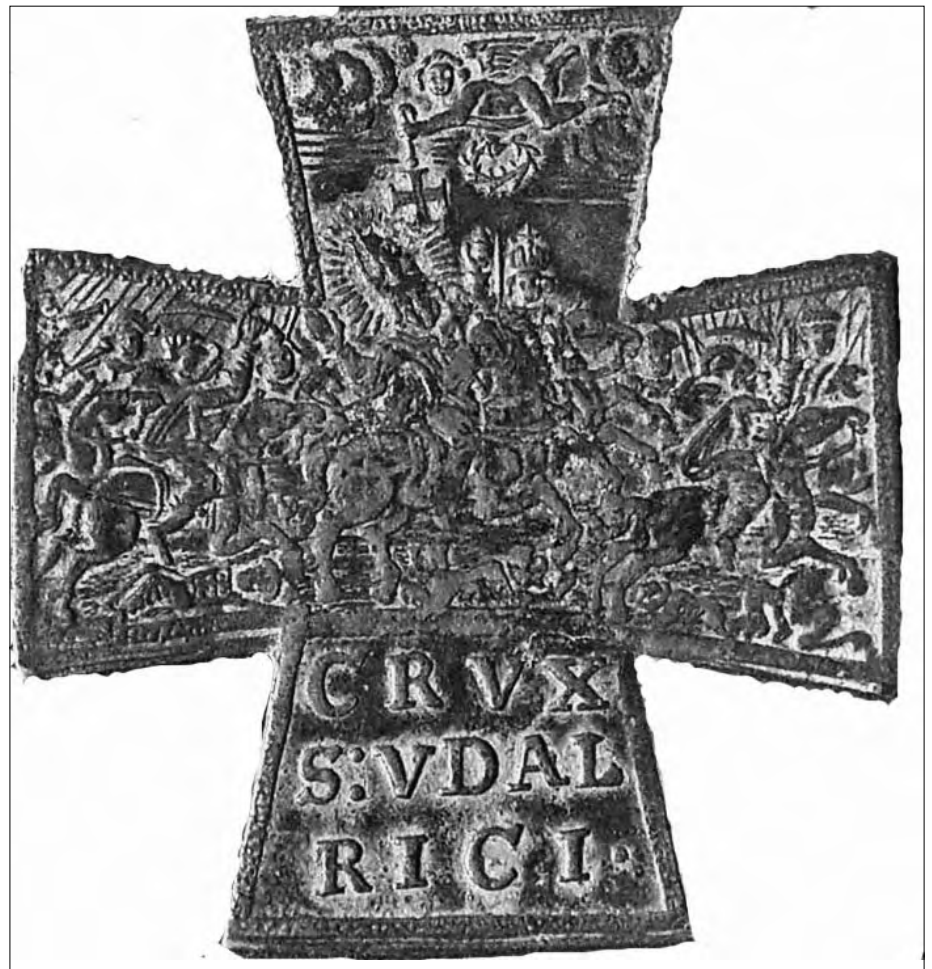


Abb. 3: Ulrichs- und Benediktusmedaille, ausgestellt in einer Vitrine der Benediktinerabtei in Kornelimünster.

...) und dreißig Kisten mit Schätzen aller Art aufzuspüren, zu bergen und das alles wohlbehalten nach Süd-Frankreich in die Nähe von Nizza zu bringen, was ihnen auch nach mehreren Jahren Grabungsarbeit gelang.

Das Wissen aus der Bundeslade wurde sofort danach und wird auch heute noch systematisch studiert und ausgewertet. In den Steinsarkophagen befand sich u. a. auch der Nachweis über die Stammlinie der Jesu-/Maria Magdalena-Nachkommenschaft. In der Amtskirche wird bis heute darüber geschwiegen und fälschlicherweise nach wie vor propagiert, dass Jesu am Kreuz starb, was nicht der Wahrheit entspricht. Jesu überlebte de facto die Kreuzigung und wurde zusammen mit den Helfern nach Südfrankreich gebracht. Die Templer haben bis heute Beweise für diese Tatsache in der Hand (leider auch der Vatikan in seinen Geheimarchiven, der dies aber stets abstreitet!). Jesu ging zunächst nach Tibet und Indien, kehrte aber zu seiner Frau und seinen drei Kindern (davon 2 Jungen) nach Rennes-le-Chateau zurück. Jesu und Maria Magdalena liegen am Berg Pech Cardou begraben. Die „wahren Templer“ treffen sich an den Gräbern heimlich jedes Jahr. Die dogmatische Lehre ist demnach die Unwahrheit – die Lehre der Urchristen die Wahrheit um Jesu, denn sie wussten u. a. auch von dem physischen Weiterleben Jesu, von der Wiedergeburt der Seele usw. Aber all dieses Wissen wurde tabuisiert und vor der Öffentlichkeit verborgen! Die „Wissenden“ (u. a. die Katharer) wurden im Mittelalter von der Amtskirche verfolgt, gefoltert und ermordet. Die Tatsache um die Nachkommenschaft Jesu (die bis heute besteht) wurde erst kürzlich wiederbelebt und populär durch die Dan Brown-Verfilmung des Romans Sakrileg – der Da-Vinci-Code, aber auch durch Bücher, wie z. B. „der Heilige Gral und seine Erben“. Die auch als „königliche Blutlinie“ benannte Nachkommenschaft Jesu wird durch die französische Lilie, die fleur-de-lis symbolisiert.

Das Kaufmannsgeschlecht der Fugger *nutzte* das Symbol der fleur-de-lis nach einer Verleihung durch den Kaiser Friedrich III. (ein Habsburger, das Geschlecht gehört zur königlichen Blutlinie) in den Jahren 1462 / 1473 (Wappen der Fugger siehe Abb. 8 + 9) Jakob Fugger wurde aus lehnsrechtlichen Gründen im Jahre 1511 in den Adelsstand



Abb. 4: Großmeister der Prieure de Sion und der Templer (Graf Blanchefort).

erhoben. Wir fragten uns, warum der Kaiser Friedrich III ausgerechnet das Zeichen der fleur-de-lis für die Fugger im Wappen zuließ und dies gleich mit Doppelbetonung! (Abb. 8). Die Fugger hatten nie ein eigenes Symbol, denn die von ihnen „benutzte“ fleur-de-lis, stellt seit vielen Jahrhunderten ein Symbol der königlichen Blutlinien bzw. des Hochadels dar. Jakob Fugger (1398 – 1469) wurde auch der Stammvater der Fugger „von der Lilie“ genannt, obwohl der „erste“ bekannte Fugger aus Graben südlich von Augsburg stammt, der dann 1307 nach Augsburg zog. Er hieß Hans Fugger und übernahm das bäuerliche Anwesen sowie eine Weberei vom gleichnamigen Vater. Sein Sohn Jakob Fugger („der Reiche“) brachte es durch Baumwollhandel mit dem italienischen Adelsgeschlecht der Medicis, Mitglied der königlichen Blutlinie, zu großem Reichtum, letztendlich auch, weil er Montanunternehmer und größter Bankier Europas wurde. Er unterstützte finanziell das Haus Habsburg

und beeinflusste die europäische Politik. Vom Fuggergeschlecht gibt es auch den Zweig „vom Reh“, ebenso die fleur-de-lis in ihrem Wappen (Abb. 9).

Den Templerorden betreffend: Der Name der Stadt Augsburg geht auf die römische Siedlung Augusta Vindelicorum zurück, gegründet, 15 v. Chr. unter dem römischen Kaiser Augustus. Damit gehört Augsburg mit zu den ältesten Städten Deutschlands. Der Templerorden (so liest man im Internet in einem Artikel von F. Senkstock) ließ sich wahrscheinlich zu Beginn des 13. Jahrhunderts in Augsburg nieder, wo sie bei der Hl.-Grab-Straße ein Kloster und eine Kirche errichteten. Das Ordenshaus war offenbar sehr vermögend und besaß eine eigene Bibliothek, von der jedoch heute jede Spur fehlt, denn im Stadtarchiv Augsburg konnten bisher keine Archivalien zur Komturei des Templerordens in Augsburg ermittelt werden. 1313 ging der Besitz der Augsburgur Templer



Abb. 5: Anunnaki mit umhängendem „Templerkreuz“.



Abb. 6 : Offizielles Emblem der Priore de Sion.

(Kirche und Kloster zwischen Vorderem Lech und Predigerberg gelegen) an die Dominikaner über. Die Dominikaner, der „Inquisitionsorden“, verantwortlich für die Folterungen und Verbrennungen vieler Menschen während des Mittelalters, besitzt höchstwahrscheinlich Dokumente über die frühere Augsburger Templerniederlassung. 1312 wurde auf dem Konzil von Vienne die Aufhebung des Templerordens weltweit beschlossen. Die Übernahme des Besitzes der Templer durch die Dominikaner ist eine Augsburger Besonderheit. Die letzte Erinnerung an die Zeit der Tempelherren hielt noch im Jahr 1759 ein unter der steinernen Treppe im Kreuzgang angebrachter Grabstein fest. Er trug die eingemeißelte Aufschrift „F. Fridericus Zipelins“ und zeigte einen mit Mantel und zwei Schwertern bekleideten Rittergestalt. Dies bestätigt den Vorbesitz des Templerordens und deren im Kreuzgang unter der steinernen Treppe gelegene Grabstätte.

Wir stellen uns nun nochmals Fragen:

- 1.) Warum wird die (einstige) Existenz der Templer in Augsburg von offizieller Seite geleugnet? (Wörtliche Aussage: In Augsburg gibt es keine Templer).
- 2.) Sind die einstigen Templer wirklich in Augsburg restlos von der Bildfläche verschwunden oder sind sie immer noch mit dem Dominikanerorden verwoben und operieren aus dem Untergrund?

Wir, die beiden Autoren, kennen die offizielle Geschichte der Auflösung des Templerordens. Wir wissen aber gleichzeitig, dass man damals nur einem geringen Templeranteil habhaft wurde. Ein Großteil der Templer (weltweit geschätzt etwa 40.000) konnte sogar

der Inhaftierung, Folterung und Auslöschung im Auftrag der Amtskirche bzw. Philipp dem Schönen, König von Frankreich entgehen. Nur etwa tausend Templer wurden gefasst, darunter auch merkwürdigerweise ihr Großmeister Jakob de Molay. Es gibt Spekulationen darüber, dass entweder die Templer ihren eigenen Anführer opferten und daher den bevorstehenden Inhaftierungen preisgaben, oder dass sich der Großmeister selbst opferte, indem er nach Kenntnis der bevorstehenden Inhaftierungen noch möglichst vielen seiner Brüder die Flucht ermöglichen wollte. Denn die meisten Templer wurden schon deutlich vor dem Termin der Inhaftierung (gut drei Wochen vorher) über das bevorstehende Ereignis heimlich informiert und sind rechtzeitig vor ihrer offiziellen Auslöschung zusammen mit ihren Schätzen entweder „untergetaucht“ oder haben sich mit neuen Identitäten anderen Gemeinschaften angeschlossen.

Eine der Nachfolgeorganisationen der Templer, nämlich die Freimaurer, gibt es in Augsburg und heißt „Loge Augusta e. V.“. Viele Templer sind rechtzeitig vor ihrer Inhaftierung ins Ausland geflohen. Wir wissen aus vielen anderen Quellen, dass die „wahren“ Templer bis zum heutigen Tage „existieren“. Sie waren nie fort, haben stets für zuverlässige Nachfolge gesorgt, die aus dem Untergrund operierten. Es gibt heute wieder viele „neue“ Templerorden: Die meisten sind wie Faschingsvereine organisiert und es gibt ein Verwirrspiel um die ganzen „Templer-Gemeinschaften“. Dabei ist es für Laien schwer herauszufinden, wer davon „echte“ Nachfolgetempler (wieder aus dem Untergrund aufgetaucht) sind und wer nicht.

Nochmals im Klartext: Tatsache ist u. a., dass es in Augsburg einen Templerorden gab, der offiziell mit all seinen Besitztümern in den Dominikanerorden verschmolz. Die Form und die rote Far-

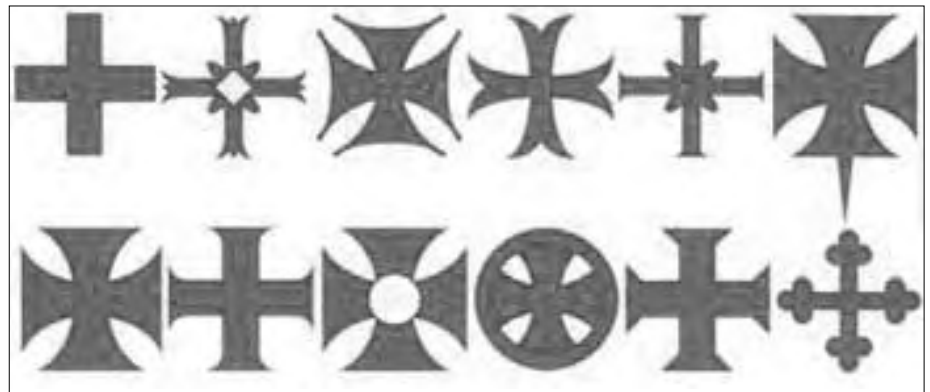


Abb. 7: Templerkreuze (Quelle <http://www.maisnie-champenoise.org/del/temple2.html>).



Abb. 8: Fuggerwappen „von der Lilie“.



Abb. 9: Fuggerwappen „vom Reh“.

be des besagten „Ulrichkreuzes“ identifizieren das Kreuz im Wappen ganz klar in Wirklichkeit als Templerkreuz. St. Ulrich bekam ein typisches Templerkreuz (Kreuz der Templergrößen, siehe auch Abb. 10) gereicht, (aufbewahrt in St. Ulrich, Augsburg) deutlich erkennbar auf der Ulrichsmedaille (aus dem Jahr 1494) der Benediktinerabtei in Kornelimumster.

Im Landkreiswappen haben wir die ungewöhnliche symbolische Doppelbetonung, die einerseits auf die Templer und andererseits auf das königliche Blut hinweisen: nämlich durch das Templerkreuz und die fleur-de-lis. Die Aufgabe der Templer war es also nicht nur, Leib und Leben der Nachfahren von Jesus und Maria Magdalena zu schützen, sondern auch deren Vermögen, Besitz, den sogenannten Templerschatz. Diesen holten sie unter dem Vorwand der Kreuzzüge aus Jerusalem. Er beinhaltet neben enormen materiellen Schätzen vor allem das Wissen der atlantischen Hochkultur. Aus diesem Wissensschatz schöpften in der Renaissance „Genies“ wie Leonardo da Vinci und die Rosenkreuzer ihr alchemistisches Wissen und Können.

Seit dem 18. Jahrhundert stammen die Freimaurer offiziell vom geistlichen Ritterstand der Templer ab und knüpfen an die Traditionen der Templer an. So ist der 30. Hochgrad der Freimaurer, der Ritter Kadosh, identisch mit dem Hochgrad der Templer. Er ist der Ritter vom weißen und schwarzen Adler und zugleich der 30. Grad des alten und angenommenen schottischen Ritus. Der offizielle Untergang des damaligen Templerordens (1312)

wird mit eben diesem Hochgrad symbolisiert. So erinnert dieser Grad an die Ermordung des letzten Templer-Großmeisters Jacques de Molay. Der Kandidat schwört bei der Aufnahme in diesen Grad, JdM zu rächen und die königliche Krone (Regierungsapparat) und die päpstliche Tiara (Religionsapparat) „in den Staub zu treten“. Zitat aus dem Aufnahmeeritus in den 30. Hochgrad. Bemerkenswert dabei sind die verwendeten Templerkreuze (Abb. 7) in den Wappen der Freimaurer-Hochgrade von 30-32 (Abb. 10).

Wir, die Autoren, Hobbyforscher und Freizeitjournalisten, halten kurz inne und versuchen weiterhin, Licht in das Dunkel der Geschichte und der Mysterien zu bringen. Unser primäres Forschungsgebiet sind die Symbole und Hinterlassenschaften der Templer, Rosenkreuzer, Illuminaten und anderer Geheimgesellschaften.

Anmerkungen, Anregungen und weitere Infos ergänzend zu diesem Bericht über:

LuisevonLeuchtenberg@gmx.de und/oder LeovonLeuchtenberg@gmx.de

Quellen- und Literaturnachweise (u. a.)

- www.templerlexikon.uni-hamburg.de
- www.ulrichsbasilika.de/Basilika/Rundgang/.../Ulrichskreuz.htm
- <http://www.abtei-kornelimumster.de/spirituelles/Benediktinisches/Ulrichs-%20Benediktuskreuz%20Propsteikirche.htm>
- http://www.heiligenlexikon.de/BiographienU/Ulrich_von_Augsburg.htm
- de.wikipedia.org/wiki/Schlacht_auf_dem_Lechfeld
- [de.wikipedia.org/wiki/Lilie_\(Heraldik\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Lilie_(Heraldik))
- de.wikipedia.org/wiki/Fugger
- http://www.fugger.de/de/1_geschichte.htm
- <http://www.raumbroeder.de/nibiru.htm>
- Der Templerschatz – eine Spurensuche -> Tobias Daniel Wappel, ISBN 978-3-579-06547-2
- Internationales Templerlexikon -> Dieter H. Wolf, ISBN 978-3-86820-078-2
- Die Entdeckung des Grals -> Johannes und Peter Fiebag, ISBN 3-442-11455-1
- Verschluss-Sache Jesus – die Qumranrollen und die Wahrheit über das frühe Christentum -> Michael Baigent, Richard Leigh, ISBN 3-426-26557-5
- Der Heilige Gral und seine Erben -> Lincoln, Baigent, Leigh, ISBN 978-3-404-77002-1
- Der Tempel und die Loge – das geheime



Abb. 10: Wappen der Hochgradfreimaurer ab 30. Grad.

- Erbe der Templer -> Baigent, Leigh, ISBN 3-404-64106-x
- Die Gottesmacher – Die Wahrheit über Jesus -> Michael Baigent, ISBN 978-3-7857-2252-7
- Sakrileg – Da Vinci Code -> Dan Brown, ISBN 978-3-404-15485-2
- Geheimakte Bundeslade – das größte Geheimnis der Menschheit -> Stefan Erdmann, ISBN 3-9807106-2-9
- Unter den Tempeln Jerusalems – Pharaonen, Freimaurer und die Entdeckung der geheimen Schriften Jesu -> Christopher Knight, Robert Lomas, ISBN 978-3-93851644-7
- Das größte Geheimnis -> David Icke, ISBN 978-3-92896317-6
- Geheimgesellschaften 3 – Krieg der Freimaurer -> Jan van Helsing, ISBN 978-3-938656-80-8
- Hände weg von diesem Buch -> Jan van Helsing, ISBN 3-9807106-8-8
- Der zwölfte Planet -> Zecharia Sitchin, ISBN 3-930219-58-1
- Lexikon der Symbole -> Bauer, Dümotz, Golowin, ISBN 978-3-937715-60-5
- Chiesa viva Heft Nr. 381, März 2006 (ein freimaurerischer Tempel?)

Der Marsberg bei Würzburg-Randersacker Die EFODON-Begehung vom 13.-15.04.2012

Gernot L. Geise



Das Marsberg-Gelände (Bild leicht gedreht, Norden befindet sich rechts oben. Foto: Google-Earth).

Vom 13. bis 15. April fuhren wir nach Würzburg-Randersacker, um den dortigen „Marsberg“ sowie den daran anschließenden „Sonnenstuhl“ wieder einmal zu begehen. Mit dabei waren neben dem Autor die EFODON-Mitglieder Wilfried Augustin, Liese Knorr, Alfred Steidle, Rainer Strehl, Stephan Baum sowie Irene Merz.

Das Marsberg-Gelände hatten wir bereits in den Jahren 2000 bis 2002 mehrfach besucht, wobei wir interessante Objekte fanden. Es ist nach wie vor als Naturschutzgelände ausgewiesen. Bis Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde es als Steinbruch benutzt. Noch heute liegen dort größere Mengen an überwiegend rechteckig bearbeiteten Steinblöcken sowie Reste und verrostete Geräte aus der Zeit des Steinabbaus herum. Die Steinblöcke haben meist eine Größe von rund zwei bis drei Metern Länge, bei einer Breite und Dicke von bis zu rund einem Meter. Ihre dunkle Beschaffenheit (Basalt? Dunkler Sandstein?)

unterscheidet sich deutlich vom hier vorherrschenden lehmfarbigen Sandstein. Ein Steinbruch, aus welchem die Steinblöcke stammen könnten, ist auf dem ganzen Gelände nicht vorhanden. Ebenso wenig findet man dort zu einem Steinbruch gehörende Abrauhalden. Deshalb mussten die Blöcke in vorgeschichtlicher Zeit von den Erbauern der Anlage herangeschafft worden sein. Die späteren Steinbrucharbeiten beschränkten sich dann wohl darauf, die bereits fertig be- und verarbeiteten Blöcke abzutransportieren, ganz ähnlich, wie es bei den mittelalterlichen Burgen gemacht wurde.

Das ganze Gebiet ist mit Hügeln unterschiedlichster Größe übersät, die stark an Grabhügel erinnern. Dazu passt, dass einige mittig eingesunken sind, was damit zusammenhängen könnte, dass ein (Grab-?) Raum eingefallen ist. Neu war für uns, dass man kreuz und quer durch das Gelände Elektrozäune gesetzt hat, die allerdings nicht angeschlossen und hier und da

durch umgebrochene Bäume niedergedrückt sind. Dabei ist das ganze Gelände stark mit dornigem Gebüsch und Bäumen bewachsen, weshalb wir diese Jahreszeit bevorzugten, in der die Vegetation noch nicht ausgetrieben hat. Die Erfahrungen aus unserer ersten Begehung lehrte uns, dass man bei starkem Bewuchs nur wenige Objekte erkennen kann.

Einige der Hügel weisen pyramidenähnliche Formen auf. An vielen Stellen, an denen das aufliegende Erdreich abgerutscht ist, kommen in Trockenbauweise gemauerte Stellen zum Vorschein, die wohl ehemals hinter den heute abgetragenen Abdecksteinblöcken lagen.

Wir kamen schon damals zu dem Ergebnis, dass es sich bei diesem Gelände im Ursprung wohl um eine vorzeitliche Anlage handeln müsse, die mit diesen Steinblöcken großräumig verkleidet war.

Schon damals fanden wir zwei relativ gut erhaltene offensichtlich megalithische

thische Objekte: einen L-Gang in einen der Hügel und ein grabähnliches Objekt. Weitere megalithisch anmutende „Eingänge“ waren verschüttet. Wenn es sich hier um vorzeitliche Gräber handeln sollte, sind jedenfalls noch keine archäologischen Untersuchungen oder Ausgrabungen gemacht worden.

Im Urzustand muss die Anlage aufgrund verschiedener pyramidenförmiger Hügel wohl recht eindrucksvoll ausgesehen haben, denn das, was heute nur noch als relativ unscheinbare überwachsene Schotterhügel zu sehen ist, war anscheinend einstmals komplett mit schweren Steinplatten bzw. -blöcken verkleidet. Im Aussehen bestand möglicherweise eine gewisse Ähnlichkeit zu den Gizeh-Pyramiden in Ägypten. Die schönsten Theorien helfen jedoch nicht weiter, hier müsste großflächig ausgegraben werden, um zu verwertbaren Ergebnissen zu kommen.

Der L-Gang

Der L-Gang war das erste megalithische Objekt, das wir damals fanden. Es befindet sich im nördlichen Bereich des Geländes. Wir bezeichneten es damals als „Grabgang“. Da jedoch weder ein Grabraum noch ein sonstiger Hinweis auf eine Grabstätte gefunden werden konnten, bleiben wir besser bei der Bezeichnung „L-Gang“. Von den Einwohnern von Randersacker wird der Hügel angeblich „Kartoffelhügel“ genannt. Weiterhin soll er zu Zeiten des Steinabbaues bei Sprengungen als Schutzgang der Steinbrucharbeiter gedient haben.

Das im abgeknickten Teil des Ganges ständig von der Decke tropfende Wasser, das auf dem lehmähnlichen Lössboden noch bei unserer letzten Begehung große Pfützen bildete, dürfte sich allerdings kaum vorteilhaft auf eine Kartoffellagerung auswirken. Der Knickgang wurde jedenfalls offensichtlich weder von den Dorfbewohnern noch von Steinbrucharbeitern angelegt. Um Kartoffeln lagern zu können, legt man keinen unpraktischen, schmalen und feuchten Gang an, in dem sich kaum eine einzelne Person bewegen kann, sondern einen trockenen Raum oder Keller.

Und um Steinbrucharbeiter vor den Auswirkungen von Sprengungen zu schützen, ist es einfacher, einen kleinen Unterstand zu bauen (wie es in „richti-



Das Eingangportal des L-Ganges (Foto: Stephan Baum)



Der Gangknick (Blick vom abknickenden Gang zurück). Man erkennt deutlich die Bauart: große Steinblöcke wechseln sich mit Trockenmauerwerk ab. Obenauf ist der Gang mit großen Steinplatten abgedeckt (Foto: Stephan Baum).

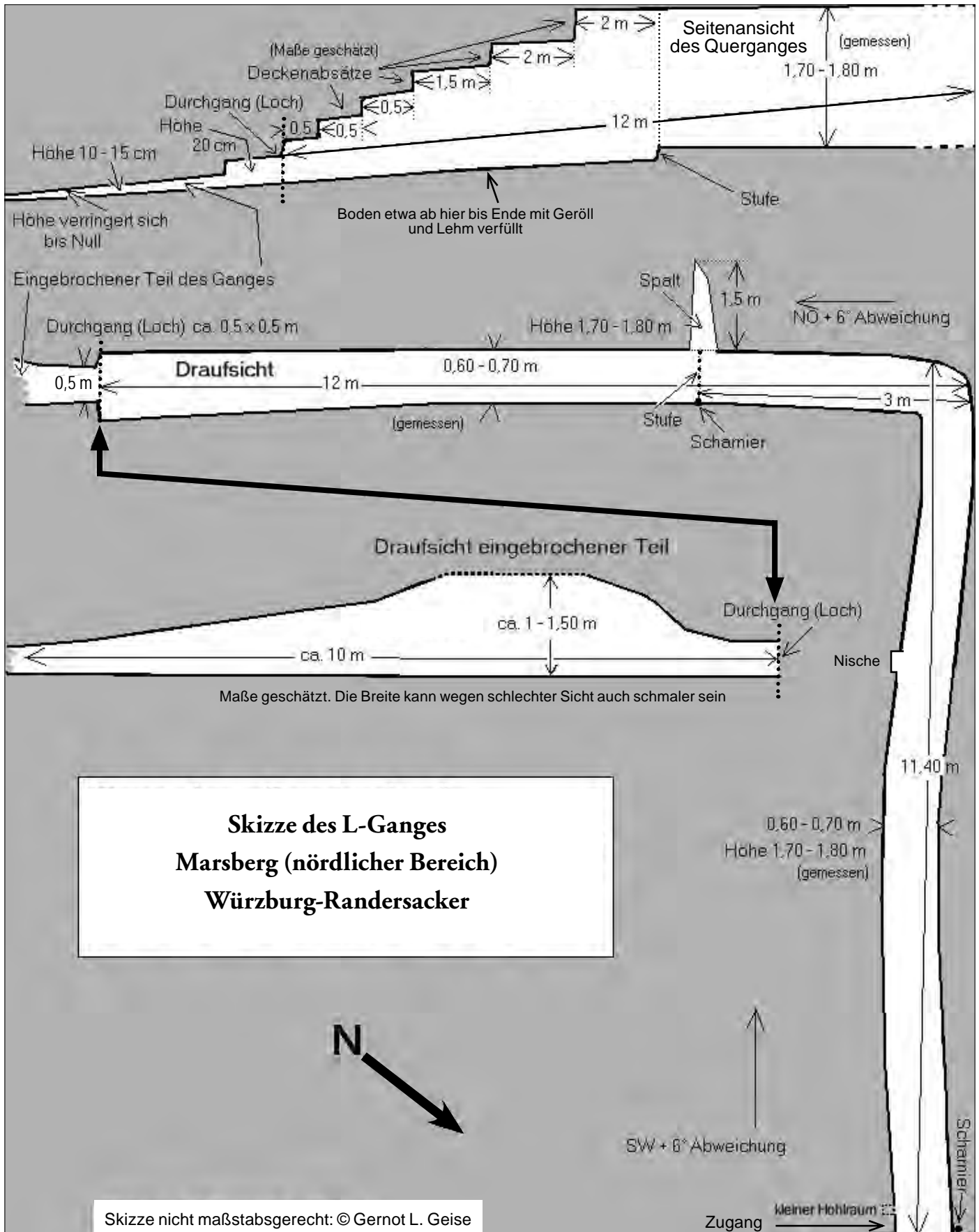
gen“ Steinbrüchen üblich ist). Deshalb muss bestritten werden, dass dieser Gang für einen dieser Zwecke errichtet wurde.

Der Gang ist L-förmig angelegt, der vordere Teil mit einer leichten Biegung führt 11,40 Meter in den Hügel hinein. Dann kommt der rechtwinklige Knick, und es schließen sich weitere zwölf Meter Gang an. Während die äußere Seite des Gangknickes mit Trockenmauerwerk halbrund ausgeführt wurde, besteht die

innere Seite des Knickes aus einem rechteckig bearbeiteten großen Steinblock.

Im hinteren Bereich senkt sich der Gang in mehreren jeweils rund zwanzig Zentimeter messenden Stufen (in der Decke sowie am Boden) nach unten ab. Auch hier weist der Gang eine leichte Biegung auf, bis er am hinteren begehbaren Teil zusammengebrochen scheint.

Die Breite des Ganges liegt bei 60 bis 70 Zentimetern, die Höhe bei 1,70 bis 1,80 Metern. Der Gang ist relativ

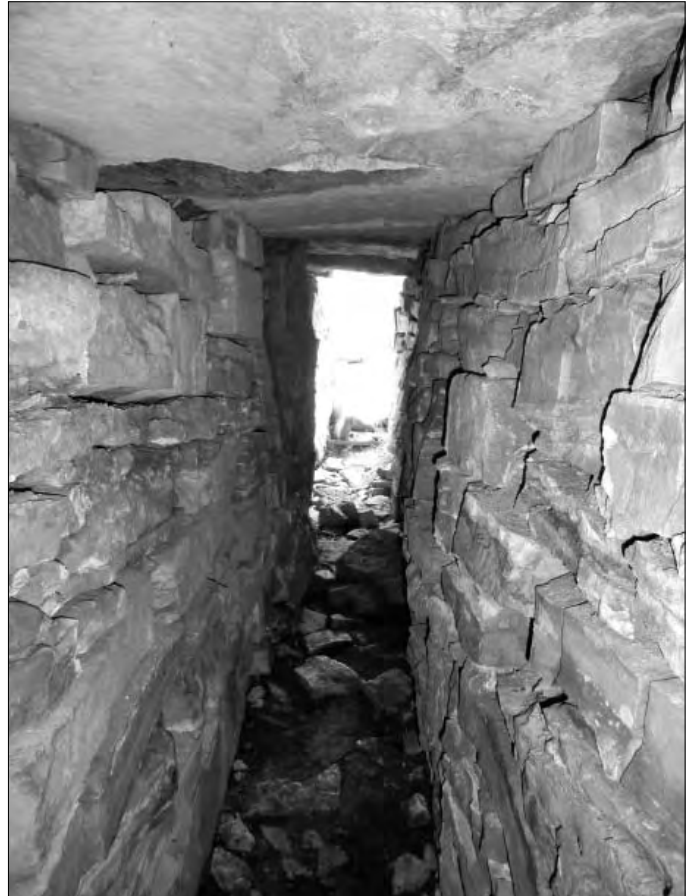


feucht, als wir vor rund zehn Jahren zuletzt dort waren, stand das Wasser am Boden in Pfützen.

Der Zugang erfolgt durch ein in megalithischer Bauweise errichtetes

Eingangportal. Im Inneren wurden teilweise senkrecht stehende Steinplatten verwendet, teilweise hat man die Zwischenräume durch Trockenmauerwerk ausgefüllt. Die Decke besteht aus

großen Steinplatten und Querriegeln, die auf den Seiten aufliegen. Deshalb muss der Gang in offenem Tagebau errichtet worden sein, und man erst danach den heutigen Geröllhügel da-



Links: Blick in den vorderen Gang. Rechts: Blick zurück zum Zugang (Fotos: Gernot L. Geise)



Links: Der Gangknick. Man erkennt gut das Trockenmauerwerk. Rechts: Das zusammengebrochene Ende des Querganges. An der Decke sind die Querriegel gut zu sehen. Der Gang wird hier stufenweise niedriger (Fotos: Irene Merz).

rüber errichtet. Durch eine Lücke im zusammengebrochenen Teil am Ende des Querganges kann man mittels Taschenlampe noch weitere geschätzte zehn Meter ausleuchten. Es wäre also interessant, diesen Teil des Ganges freizulegen, um zu sehen, wohin er führt. Man könnte spekulieren, dass sich am Ende des (dann freigelegten) Ganges ein Raum befindet, möglicherweise als ehemaliger Grabraum.

Eine moderne - wie auch immer geartete - Nutzung scheint mit der Steinbruchtätigkeit auf dem Gelände zusammenzuhängen, da verschiedentlich noch verrostete Scharniere in den seitlichen Blöcken stecken. Im vorderen Gang befinden sich weiterhin zwei in die linke Seitenwand eingelassene Nischen, in welcher heute leere Flaschen und Müll abgelegt wurden.

Das zweite Megalith-, „Grab“

Das zweite Objekt, das wir ebenfalls schon vor rund zehn Jahren fanden, ist gleichermaßen in megalithischer Bauweise angelegt und befindet sich rund fünfhundert Meter nördlich vom L-Gang entfernt, im nördlichsten Teil des Marsberg-Geländes. Vor dem Eingangsportal liegende gewaltige Steinblöcke verhindern einen direkten Blick darauf, sofern man nicht davor steht.

Den Zugang bildet ein megalithisches Portal aus gewaltigen Steinplatten und Querriegeln, bei einer Durchgangshöhe von rund 1,20 Metern. Ein kurzer Durchgang führt in einen Raum von etwa drei Metern Länge und 1,60 Metern Breite, bei einer Höhe von rund 1,70 Metern. Auch hier befinden sich noch verrostete Scharniere, die wohl von den Steinbrucharbeitern in die Steinblöcke eingefügt wurden. Die hintere Abschlusswand besteht aus einer Trockenmauer, während seitlich Steinblöcke bzw. -platten die obenauf liegenden gewaltigen Abdeckplatten und Querriegel stützen. Auch das ist ein Zeichen, dass dieses Objekt einst bei der Errichtung oben offen war und erst nach Fertigstellung mit Erdmaterial und Bruchsteinen zu einem Hügel aufgefüllt wurde.

Ob es sich hier um ein ehemaliges ausgearbeitetes Megalithgrab handelt, lässt sich heute nicht mehr beweisen. Interessant ist jedenfalls, dass bisher



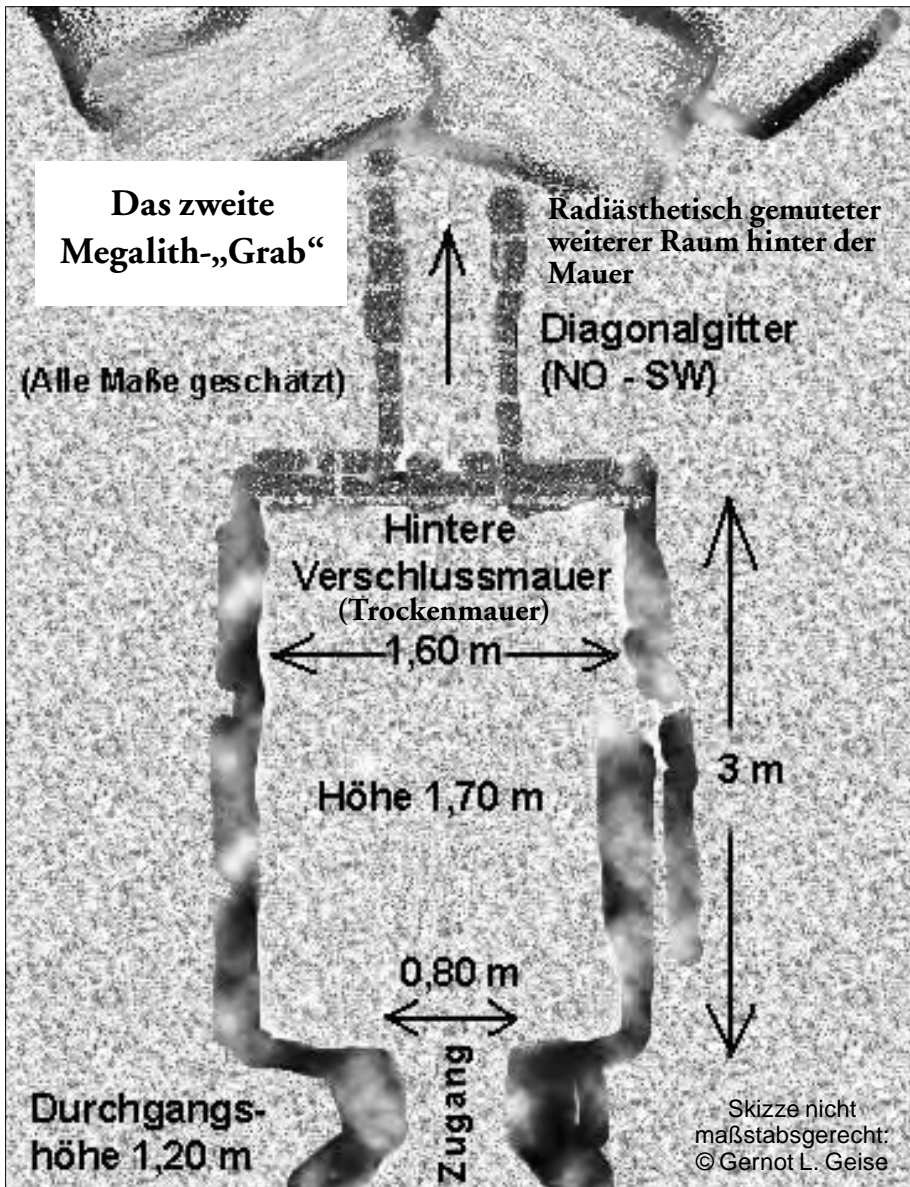
Blick von einem angrenzenden Hügel auf den Zugang (Foto: Gernot L. Geise).



Der Zugang zum Megalith-, „Grab“ (Foto: Irene Merz)



Blick aus dem Innenraum zum Zugang (Foto: Stephan Baum).



Die linke Wand hinter dem Zugang (Foto: Gernot L. Geise).



Die rechte Wand hinter dem Zugang (Foto: Gernot L. Geise).

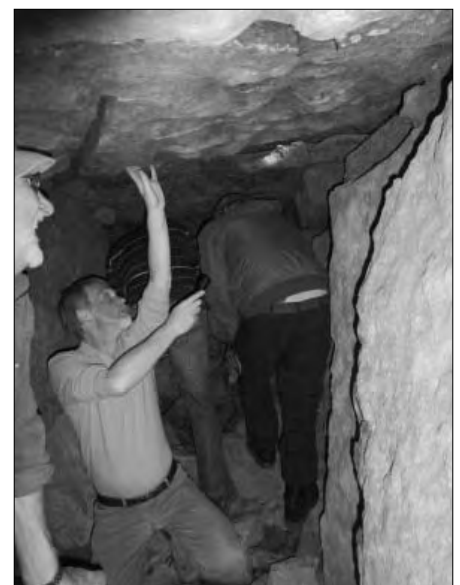


In der Umgebung findet man immer wieder Hinterlassenschaften aus der Zeit des Steinabbaus (Foto: Stephan Baum).

noch niemand versucht hat, in die hintere Verschlussmauer ein Loch zu brechen, um nachzusehen, was sich dahinter verbirgt, denn nach radiästhe-

tischer Mutung dürfte sich hinter der Mauer ein weiterer Raum befinden.

So weit ein erster Bericht von der Marsberg-Begehung. ■



Im Innenraum (Foto: Irene Merz).

Thema Frühgeschichte

Kurzer Grabungsreport Zwerchhölde Sternenfels: Menhir gefunden!

23., 24. und 31. März 2012

K. Walter Haug



Links: Der Bagger im Einsatz. Rechts: Ein Menhir kommt ans Tageslicht.



Der freigelegte Menhir.

Die Baggerarbeiten an der Westseite des Monuments erwiesen sich als erfolglos. Geoelektrische Messbilder, die einen Hohlraum und Gangverlauf ausgewiesen hatten, waren zu ungenau. Auf zwei Bildern variierten die Tiefen zwischen 2,5 und 7,5 m. Der Bagger erreichte jedoch gefahrlos nur eine Tiefe von etwa 2,5 m. Der Hang darüber drohte einzustürzen. Nach Ende der Grabung wurde der Sondiergraben wieder zugeschüttet, um

zukünftige Besucher vor Absturz zu schützen.

Schon vorher hatte sich eine Mulde in der Stufenkante des Bauwerks nicht als der erhoffte Gangverlauf ins Bauwerksinnere herausgestellt. Auch die Stelle wurde wieder eingeebnet.

Doch ganz am Ende des Samstags wurden wir bei der Verfolgung des Verlaufs der Umfassungsmauer auf der Ostseite fündig. Als die Baggerschaufel auf unverhofften Widerstand

stieß und vorsichtigere Freilegung notwendig wurde, kam plötzlich ein langer rechteckiger Felsblock zutage. Nach der kompletten Ausgrabung stellte er sich als ca. 2,60 m langer und etwa 30 cm breiter Menhir heraus, der sich aufrecht stehend in ganzer Länge an das eingestürzte Mauerwerk dahinter anlehnt.

Momentan ist nicht klar, ob der lange Stein von einer Position oben auf der Kuppe abgestürzt ist oder



Der freigelegte Menhir.



Der weitere Mauerverlauf in Nordrichtung.

sich schon immer auf dem auch hier wieder zutage tretenden Lehmboden befand. Dann allerdings müsste er mit Steinblöcken verankert gewesen sein. Waagrecht liegende Blöcke auf diesem Untergrund in dem Bereich müssen noch genauer untersucht werden, um definitive Aussagen zu treffen.

Das Außergewöhnliche ist, dass unmittelbar rechts neben dem Menhir ein flach liegender Altarstein zutage kam, der ähnliche Dimensionen aufweist, allerdings nur etwa einen Meter lang ist. Beide Steine haben den tief rotbraunen Ton des Sternenfelser Sandsteins.

Bei einer weiteren Grabung mit der Schaufel kamen der Mauerverlauf hinter dem Menhir zum Vorschein, sowie zwei weitere rechteckige Steine, der eine links vom Menhir halbwegs aufrecht stehend und ebenfalls gegen die Mauer gelehnt. Wie beim langen Stein ist er oben mit Steinblöcken der eingestürzten Umfassungsmauer verkeilt. Seine Länge beträgt eindeutig mehr als einen Meter.

Ein weiterer großer Stein fand sich unmittelbar hinter dem Altar eingekleimt vor der Umfassungsmauer. Er könnte aus der einstmals intakten Trockenmauer stammen, die an anderer Stelle ebenfalls solche große Steinplatten aufweist.

Der große Stein weist eindeutig Meißelschraffuren auf. Ein großer Teil der Vorderseite platzte bei der Kollision mit der Baggerschaufel ab, könnte aber teilweise wieder angeklebt werden.

Das Mauerwerk ist an dieser Stelle großflächig eingestürzt. Der Grund könnte der Aufprall des Menhirs gewesen sein.

Große Rätsel gibt der weitere Mauerverlauf in Nordrichtung auf, hier liegen die eingestürzten Steinsetzungen nicht nach vorne, sondern nach innen gekippt, was Spekulationen über einen Hohlraum evozierte. Tatsächlich ist das betreffende Teil noch nicht ausreichend freigelegt, um sichere Prognosen zu liefern.

Allgemein bekannt aus der Archäologie ist, dass Menhire auch als Grabstelen fungierten. Bestes Beispiel wäre „Pierre Plates“ bei Carnac. Allerdings gibt es bis jetzt keine Hinweise auf große Orthostaten als Stützen der Deckplatten oder paralleles Mauer-

werk als Ausweis eines Gangs ins Bauwerksinnere. Weitere Untersuchungen folgen.

Marc Laboranowitsch, oben im Bild mit Egon Welker an der Schaufel, fand im Grabungsprofil dieser Grube im schwarzen Humus über dem Lehmgrund Scherben, die römische Terra Sigilata sein könnten. Derart braune Glasuren waren aber auch noch im 19. Jahrhundert bei bäuerlichen Tonkrügen üblich. Der Ratschlag eines Spezialisten wäre uns willkommen.



Zum Vergleich „Pierre Plates“ bei Carnac: Menhire fungierten auch als Grabstelen.



Marc Laboranowitsch mit Egon Welker an der Schaufel.



Scherben, die römische Terra Sigilata sein könnten.

Viraquchas - Firacochas - Feuerkutschen

Erhard Landmann

Mögen Sie Sensationen, echte Welt-sensationen, wie Sie Ihnen unsere falschen Sprach- und Geisteswissenschaften und unsere mehr oder weniger gleichgeschalteten Medien nie anbieten werden? Dann sind Sie hier richtig! Oder anders gefragt: Haben Sie schon mal etwas über den Inhalt eines 500 Jahre alten peruanischen Quipus erfahren? Nein? Das macht nichts. Das lässt sich jetzt ändern. Einfache Leute, die auf dem Gebiet unserer Geschichts- und Geisteswissenschaften wenig gebildet sind, aber auch solche, die sich hauptsächlich mit mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt haben und die Geschichtswissenschaften vernachlässigt haben, verwechseln oft die Kulturen der Maya und Azteken in Mexiko, Mittelamerika, mit denen der angeblichen Inka in Südamerika.

Als ich in den 70er Jahren bei einem Großcomputerhersteller im Lehrzentrum als Lehrer für Programmiersprachen und Betriebssysteme unterrichtete und mit vielen Mathematikern zu tun hatte und meinen Kollegen erzählte, dass ich mich in meiner Freizeit mit Forschungen über die Maya und Azteken beschäftigte, wurde ich oft angesprochen: „Ach, Sie sind doch der Herr, der sich mit den Inka beschäftigt.“ Damals pflegte ich die Leute nicht nur über den Unterschied zwischen Maya und Inka aufzuklären, sondern fügte auch hinzu: „Wenn es die Zeit erlaubt, werde ich mich eines Tages auch mal mit den Inka beschäftigen“.

Aber dies ist gar nicht so einfach. Während bei Maya und Azteken eine größere Anzahl von alten Schriften in deren Sprachen erhalten sind (neben den vielen falsch ins Spanische übersetzten Büchern, mit denen leider unsere Wissenschaftler arbeiten, die die Sprachen der Maya und Azteken nicht beherrschen), gibt es bei den Inka nur zwei Zeitzeugen (Garcilaso de la Vega und Guaman Poma de Ayala), und deren Bücher sind in spanischer Sprache geschrieben, also mehr oder weniger falsch überliefert. Ich hatte gehofft, dass wenigstens das Buch von Poma de Ayala in Quechua-Sprache geschrieben sei. Aber leider nicht. Aber so schnell geht

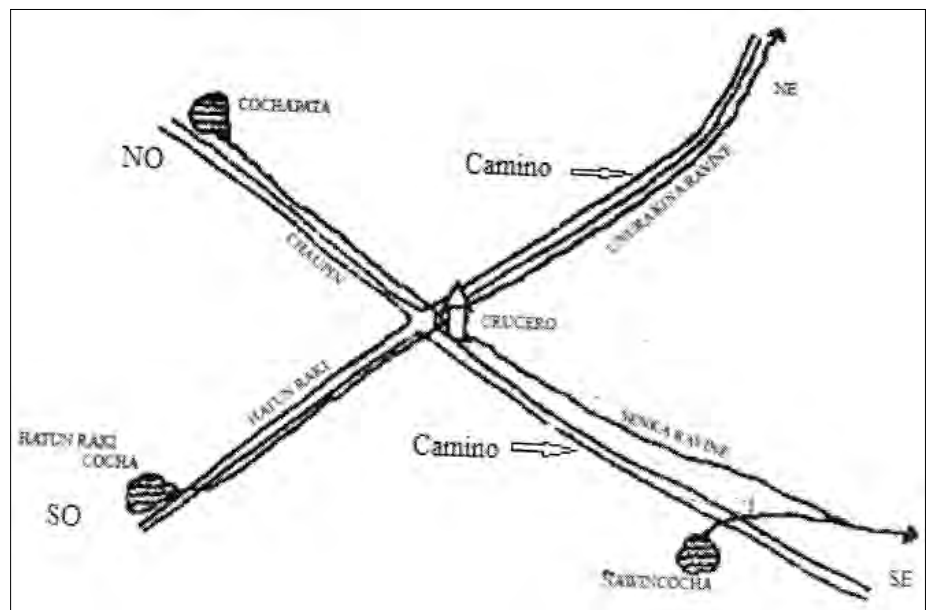


Abbildung 1: „El conocimiento esoterico Inca“ („Das esoterische Wissen der Inca“).

ich nicht auf. Ich dachte mir, dass wie bei den falsch ins Spanische übersetzten Büchern der Maya und Azteken sicher eine Menge von Quechua-Wörtern, Satzteilen und Sätzen vorhanden sein werden, die ich mir herauschreiben könnte und damit sprachliches Arbeitsmaterial gewinnen würde. Als ich Ayalas Buch am PC-Bildschirm hatte und feststellte, dass es 1183 Seiten hatte, erschrak ich zunächst.

1183 Seiten am Bildschirm zu lesen und nach einzelnen Quechua-Wörtern abzusuchen, das wäre schon rein körperlich für einen älteren Menschen nicht möglich. Aber bei genauerem Hinsehen stellte ich fest, dass am unteren Ende jeder Seite die im Text in großer Menge erwähnten Quechua-Wörter und Sätze noch einmal zusammengefasst wurden, sodass ich, wenn ich nur die wichtigsten Kapitel, auf 70, 80 Seiten, bearbeiten würde, genügend Sprachmaterial erhalten würde. Mir war klar, da alle unsere alten Texte in Theodische-Sprache geschrieben sind, die Sprache, die aus dem Weltall mitgebracht wurde, dass auch die Quechua und Aymara da keine Ausnahme bilden würden.

Sofort erkannte ich auch an Beispielen, wie falsch die entsprechenden spanischen Übersetzungen waren. Was ich nicht wusste, war, dass ich dabei auf

unerwartete Weise von einem damaligen Zeitzeugen bestätigt wurde, und von einem Streit, der seit etwa 15-20 Jahren unter den „Inka-Experten“ tobt. Von ihm nimmt außerhalb dieses „Expertenkreises“ niemand Notiz, obwohl das Internet voller Artikel darüber ist.

Eine Italienerin, Clara Miccinelli, hatte vor 15-20 Jahren im Nachlass ihrer Familie zwei kurze Texte in „Latein“ gefunden, die aus dem alten Peru stammten. Darin schreibt ein Mestize, also der Sohn einer Quechua-Mutter und eines spanischen Vaters, namens Blas Valera, der vor 500 Jahren lebte und den man später in den Jesuiten-Orden steckte, dass er unter dem falschen Namen Poman de Ayala jenes Buch geschrieben habe. Da er aber weiter für sein unterdrücktes Volk kämpfte, erklärten ihn die Jesuiten für tot und erlegten ihm Schreibverbot auf. Natürlich gab es sofort Streit unter den „Experten“, weil einige dieser Leute fürchten mussten, dass all der Quatsch, den sie in ihren Büchern geschrieben hatten und auf dem ihr wissenschaftlicher Ruf basiert, nicht mehr richtig war. Man unterstellte dem Mestizen Blas Valera, er habe sicher nicht die Wahrheit geschrieben. So streitet man sich nun seit Jahren, mit Spekulationen, falschen Annahmen, Vermutungen, weil diese sich ja am Besten eignen, die Spekulationen,

falschen Annahmen und Vermutungen der anderen Seite zu widerlegen. So, wie wir es ja jeden Tag bei unseren Politikern vorgeführt bekommen. Dabei wird die große Chance vertan, die Wahrheit auf einfache Weise zu erfahren. Blas Valera hat nämlich unter anderem geschrieben, wie ein altperuanischer Quipu zu lesen ist. Er hat den Inhalt einfach in unseren Buchstaben aufgeschrieben und es existiert noch ein anderer erhaltener Text, die „Lettera Apologetica“, in der ein anderer Zeitgenosse den Inhalt eines Quipu aufgeschrieben hat. Alles, was wir also tun müssen, ist, den Inhalt zu lesen und richtig zu übersetzen, und dies werden wir einfach tun.

Blas Valera schreibt auch, wie Pizarro damals bei der Eroberung Perus vorgeht: Er lud die Generäle, Vasallen und die ganze Oberschicht zu einem Fest ein und gab ihnen mit Arsen vergifteten Wein. Als sie alle der Vergiftung erlegen waren, konnte er den Herrscher mühelos gefangen nehmen. Davon war bisher in der offiziellen Geschichtsschreibung kein Wort zu lesen.

Als die Spanier und die Eingeborenen sich begegneten, gab es ein riesiges Sprachproblem, die Spanier konnten kein Wort Quechua, die Eingeborenen kein Wort Spanisch. Dies ist einer der Hauptgründe für die total falschen Übersetzungen und Überlieferungen. Blas Valera gibt ein schönes Beispiel: Wenn die Spanier die geknechteten Eingeborenen schlugen und anschrieten: „Anda, Puto“ (was soviel heißt wie: „Geh, hau ab, Verfluchter“), dann rannnten die Eingeborenen los und holten Holz und Kupfer, weil sie glaubten, verstanden zu haben: „Geh, hol Holz“ oder „Geh, hol Kupfer“. Schon in den Texten der Maya und Azteken werden gelegentlich einzelne scheinbar „lateinische“ oder spanische Worte und Namen verwendet, die gar keine „lateinischen“ und spanischen Wörter oder Namen sein sollen, sondern rein lautmalerisch ihre Muttersprache in der anderen Sprache wiedergeben sollen, was unsere Forscher bis heute noch nicht gemerkt haben.

Die Quechua nun haben dies nicht nur im Buch Ayalas/Valeras in noch viel stärkeren Maße ausgebaut, sondern tun dies auch noch in den modernen Texten. So wird das spanische Wort „ciudad“ (die Stadt) als „siu tat“ („sie taten“) verwendet. Selbst Wörter wie „porquè“ (spanisch „warum“) wird in Sätzen wie „porquè riki ku“ zu „por queri kiku“ („empor kehrt schnell“). Und diese scheinspanischen

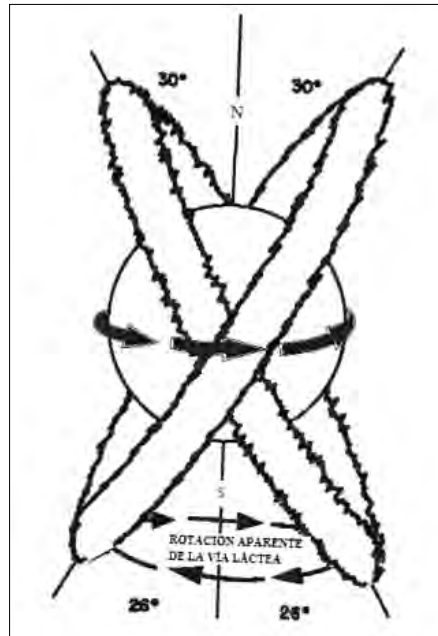


Abbildung 2: Die jährliche Rotation der Milchstraße.

Wörter werden bei den Quechua munter mit Quechua-Wörtern sogar als ein Wort vermischt. Wörter wie „cristianocunallapac“ („aufsteigen tat der Kun ins All zurück“), „mana cristiano hina“ („zum Mond tat steigen hinauf“) haben nichts mit dem Wort „Christus“ zu tun, wie Spanier und Forscher bis heute glauben.

Es ist manchmal geradezu köstlich, wenn man im Textzusammenhang liest und beide Sprachen kennt, wie die Quechua die Spanier (und unsere Forscher) veralbern. „Pac mal contradicen“ („mal contradicen“ heißt im Spanischen „schlecht widersprechen“) löst sich auf als „pac (zurück) mal (mal) con (Kun, keilförmiges Raumfahrzeug) tradi (schnell) cen (gehen)“.

Sogar heutige Städtenamen in Peru wie Trujillo und Caxamarca erweisen sich in den alten Texten gar nicht als solche: „puerto de Trujillo Caxamarca“ was im Spanischen „der Hafen von Trujillo Caxamarca“ heißt, steht für „puerto det rug il lo caxa marca“ („der Bau [Raumfahrzeug] von der Erde tat rucken, eilt lohend schnell zum Mars“). An das spanische Wort „viaje“ (die Reise) hängen sie einfach das Wort „man“ aus ihrer Sprache, sodass „viajeman“ entsteht, was aber nicht etwa der „Reisemann“ bedeuten soll, sondern in theodischer Sprache „via jeman“ („wie jemand“).

Ich könnte jetzt noch mit anderen Beispielen stundenlang fortfahren, und manch einer mit Sinn für Humor könnte sich halb totlachen, wie die Quechua die Spanier und die „Experten“ in die Irre führten. Aber dieser Artikel hat einen an-

deren Zweck. Lassen wir als Bestätigung dazu einen Forscher zu Worte kommen. Ein Gerald Taylor schreibt über diese Problematik: „Obwohl die Worte, die man verwendet, Quechua sind, kein Quechua-sprecher wäre fähig, sie zu verstehen, weil die Syntax (Satzbau) castellana (spanisch) ist.“ Das sagt mehr als alles darüber, warum diese Texte nur, und nur, und nur in der Theodisca-Sprache verständlich und richtig zu lesen sind.

Viracocha, Viraqucha, Viracucha (und noch mehr Schreibweisen), so schreiben unsere derart auf die falsche Spur geführten „Experten“, bedeutet der höchste Gott. Aber buchstäblich im nächsten Satz bilden sie die Mehrzahl: Viraquchas. Nanu? Der einmalige höchste Gott in der Mehrzahl? Der Satz „Viraqucha Illapa“ (die „Feuerkutsche eilt ab, eilt davon“) wird interpretiert, dass es neben dem höchsten Gott noch einen zweiten höchsten Gott gibt, der Illapa („eilt ab“) heißt und die Sonne, die man mit dem altdeutschen Wort „inti“ („und“) bezeichnet, ist sowieso der dritte höchste Gott. Aber damit nicht genug. Andere Forscher erklären den „Pacha“ zum höchsten Gott. Nein, sagen andere, „Pacha“ ist die Zeit. Von wegen, sagen wieder andere, „Pacha“ ist der Raum.

Die Bedeutung eines Wortes kann man nur aus dem Text- und Satzzusammenhang erkennen. Die Eigenschaftswörter (Adjektive) und Tätigkeitswörter (Verben), die man ihm beifügt, erklären es. Wenn da steht: „caylla viraqucha“ oder „quilla viraqucha“, also („geeilt die Feuerkutsche“) „lles cas inga viraqucha“ („eilig sinkt die Feuerkutsche“) „viraqucha Au caru na“ („die Feuerkutsche zur Au schnell nun“), „Poca ra caxa viraqucha“ („schnell bog der Strahl der Feuerkutsche“) „viraqucha Quizoyu pan“ („die Feuerkutsche zog die Bahn“ [am Himmel]), „quisquis viraqucha“ („es schießt die Feuerkutsche“), „Waca Inga viraqucha“ („ins Meer[wasser] geht die Feuerkutsche“) oder schließlich „lo qucha, lo viraqucha“ („es lohet die Kutsche, es lohet die Feuerkutsche“), die Lohe, die Flamme umgibt die Feuerkutsche, dann ist das mehr als eindeutig.

Im angeblichen Latein heißt die Milchstraße „via lactea“ und wie heißt sie bei den Quechua? „lacta, laqta“.

Ein amerikanischer Astronom, Gary Urton, hat längere Zeit in der peruanischen Stadt Mismisay verbracht und festgestellt, dass dort alles, alle Gebäude, Straßen usw., wirklich alles, auf die Milchstraße und den Weltraum

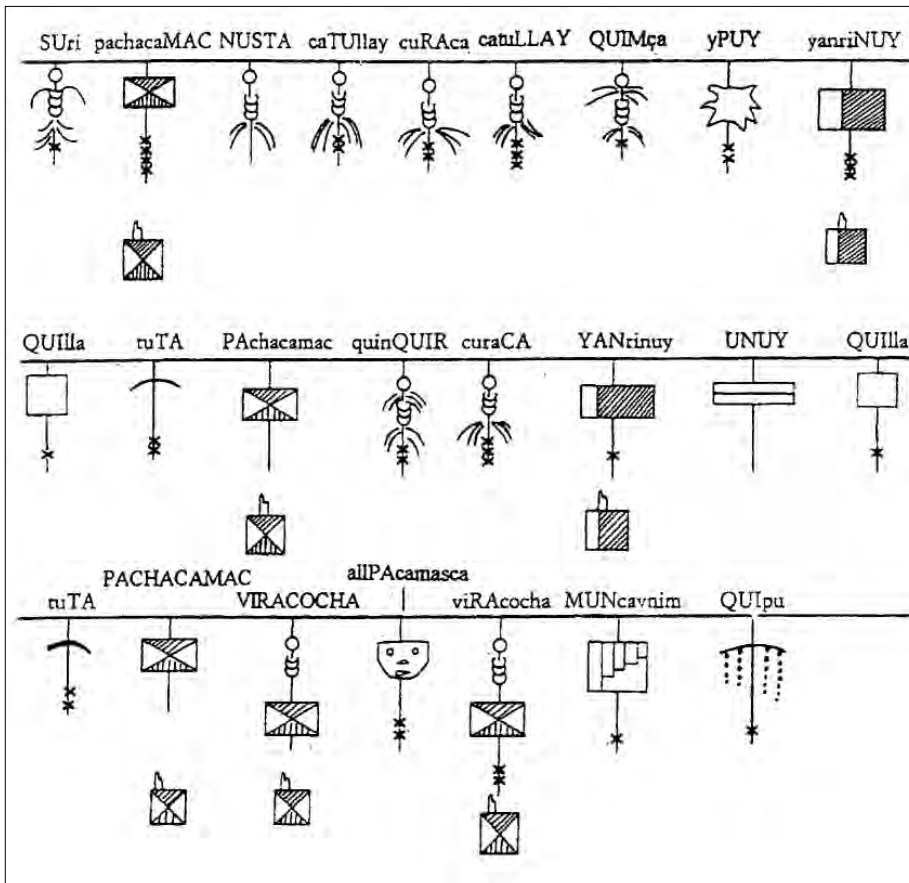


Abbildung 3: Der altperuanische Quipu, an den Blas Valera den Inhalt in Buchstaben geschrieben hat.

ausgerichtet ist. Schauen Sie sich bitte Abbildung 1 an, die ich aus einem Internet-Artikel übernommen habe: „El conocimiento esoterico Inca“ („Das esoterische Wissen der Inca“). Leider steht dort nirgends, wer der Autor des Artikels ist. Diese Abbildung ist eine Sensation, eine riesige Hilfe beim Verständnis vieler ungelöster Probleme. Sie sehen in dieser Abbildung die hauptsächlichen Straßen des Ortes Misminay, die nach den Tagen der Sommer- und Wintersonnenwende ausgerichtet sind. Daran hat jemand, wahrscheinlich eingeborene Quechua, in Quechuasprache etwas drangeschrieben. Beachten Sie bitte auch, dass am Ende oder Beginn, ganz wie Sie wollen, von drei der vier Straßen, ein eiförmiges UFO, eine eiförmige Feuerkutsche, abgebildet ist und das Wort „cocha“ auch drangeschrieben ist.

Bevor ich hier fortfahre, noch einige Erklärungen: Schon das Wort „Misminay“, „Mis Min Ay“ – „schick das Ay nach Min“ („schick die eiförmige Feuerkutsche zum Planeten Min in den Plejaden“) sollte uns stutzig machen. Der Buchstabe „c“ in der theodischen Sprache kann bekanntlich als „k-, s-, und z-Laut“ verwendet werden. Bei den Quechua, die in der Rechtschreibung

noch mehr variieren, als alle anderen (es gibt zig moderne, parallel geschriebene Texte, die dies nachprüfen lassen), wird sogar der „s-Laut“ statt mit „c“ mit „k“ geschrieben („racu, rasu = „rasen“ wird auch „raku“ geschrieben). Was steht nun also an den nach den Tagen der Sonnenwende ausgerichteten Straßen auf der Abbildung 1 geschrieben?

Links unten (Südwesten) „hatun raki cocha“ = „rasen tut die Kutsche“, dann nochmal „tut rasen“ und „u(f) nu ras ina ray ine“ = „auf nun rast im Strahl inne“. Von Nordwest nach Südost steht „cocha pa ta“ = „bei der Kutsche da“) und weiter unten „senka ray ine“ = „sinkt im Strahl“ und an der eiförmigen Kutsche steht „ni aw in cocha“ = zur „Au in der Kutsche“ und daran ein Pfeil, welche Richtung die Kutsche am Tag der Sonnenwende fliegt. „Aha, aha, aha!“ kann man da nur sagen. Was nämlich ist das Besondere an den Tagen der Sonnenwende, außer, dass eben die Sonne wendet? Es sind die zwei einzigen Tage in Jahr, wo die Intersektion (Durchschneidung, Kreuzung, der Schnittpunkt, die Schnittlinie) der Milchstraße mit der Ekliptik erfolgt (Abbildung 2 zeigt die jährliche Rotation der Milchstraße). Und wenn die Strahlenreisenden das Sonnensystem verlassen

und in die Milchstraße reisen wollten, mussten sie an diesen Tagen ihren Reisestrahl setzen, denn (ich zitiere): „Die Zeit der Sonnenwende ist die einzige, wenn die Sonne aufgeht und einherwandert (sich im Einklang befindet) mit der Milchstraße“.

Jetzt wird auch klar, was das Wort „solstice“, das man für die Tage der Sonnenwende benutzt, eigentlich heißt: Sul steige, Sol, Sul, die Säule steigt. Das säulenförmige Mutterschiff steigt im Strahl in die Milchstraße. Jetzt wird auch klar, warum alle zwölf Monate im angeblichen Inka-Kalender Sätze bilden, die auf das Wort „quilla“ („geilt“) enden und fünf davon sogar auf „raymi quilla“ („im Strahl geilt“), und das größte Fest der Quechua und Aymara noch heute „Inti Raymi“ („und im Strahl“) heißt.

Die Erbauer der Megalithbauten und der Pyramiden weltweit, waren keine primitiven „Kelten“, die aus Jux und Tollerei oder aus Langeweile mal einen Steinhauten dahingeworfen haben, der zufällig die Intersektion, die Durchschneidung der Milchstraße mit der Ekliptik am Tag der Sonnenwenden traf. Das waren Strahlenreisende, die ihren Reisestrahl präzise platzieren mussten, von den Pyramidenlandeplätzen aus. Wie es der schöne Satz erzählt („Kaspar Melchior Balthasar“): „Es umging (ersparte sich) das Milchstraßen-Ur (die Pleijaden) der Ball da schnell“. Diesen Satz hat man zu den heiligen drei Königen gemacht und die katholische Kirche feiert (und sammelt Geld) jedes Jahr das Dreikönigsfest. Aber die Wahrheit interessiert ja niemanden, nicht die religiösen Gläubigen, nicht die falschen Wissenschaftler, nicht die Journalisten in den „seriösen“ Zeitungen und Fernsehmedien, nicht die politisch (Un-)Korrekten, auch nicht den aus Ton angefertigten, angeblichen Keltenfürsten von Glauburg oder die „Römer-, Germanen und Keltenfürsten“ irgendwelcher Cairns-Forschungsgesellschaften. Aber vielleicht sind Sie, lieber Leser, tatsächlich an der Wahrheit interessiert? Dann erzählen Sie sie einfach weiter. Vielleicht erfahren es dann auch die seit Jahrhunderten unterdrückten Quechua und Aymara.

„Mis ra im“ = „im Strahl geschickt“. Auch die Freimaurer sollen einen „ägyptischen Ritus von Memphis Misraim“ haben. Sie sehen, mit einer richtigen Übersetzung kommt man sogar den Geheimgesellschaften auf die Spur, ohne jede esoterische Quatschdeuterei. Der heutige arabische Name für Ägypten lautet „Al Misr“. „Al Misr a E gypt“ =

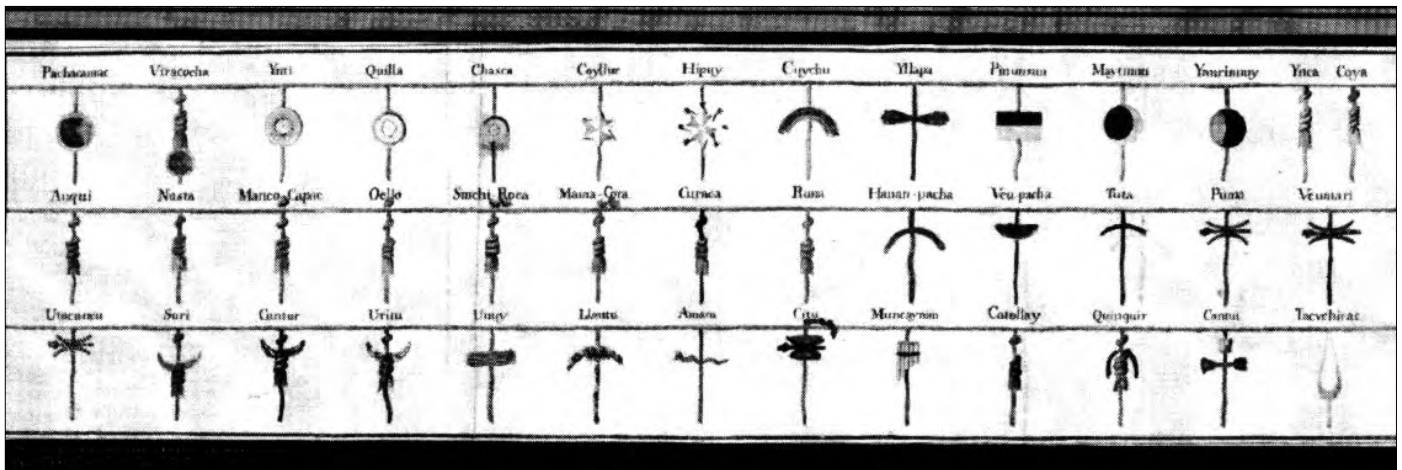


Abbildung 4: Der Quipu aus dem „Lettera Apologetica“.

„ins All schickt der Strahl den E gyp“ (das glockenförmige Raumfahrzeug des E). Zwei Namen für ein Land aus einem Satz. Weil man den ersten Teil des Satzes für Altarabisch hielt (was es nie gab) und den zweiten Teil für Altlatein, was es auch nicht gab, erfreut sich heute das Land am Nil zweier Namen. Misraim ist auch ein hebräischer Familienname, weil in den total falsch übersetzten Tora und Christenbibel der Sohn Hams, der Enkel Noas, NoE („Nun E“) Misraim geheißten haben soll.

Aber nicht nur in der Abbildung 1 steht drangeschrieben, dass das Ai, Ei im Strahl ins All geschickt wird. Auch in modernen Quechuatexten taucht ständig der Satz auf: „al ta mis ay uq“, = „ins All da schickt das Ai zum Uq“. „Uq, uc, uch, ux, oq, oc, och, ox“ dieses Wort taucht auch in allen Maya- und Aztekentexten auf und in Latein-Texten als „ux or“ (Ux im Ur), was die „Lateiner“ mit „Frau“ übersetzen. Die Ahnenmutter der Quechua wird mit „Mama Ana“ (alt-deutsch wörtlich die „Ahnenmama“) bezeichnet oder als „Mama qena, Mama qona“ („Qena“ im Altdeutschen die „Frau“, englisch „Queen“) also einfach die „Frau Mama“. In den Texten steht aber auch „Mama Uq llo, Mama Oc llo“, was man fälschlicherweise als Name für die Mama annimmt, was aber die „Mama fuhr lohend (in der Lohe, in der Flamme der Feuer-Kutsche) nach Uq“ bedeutet. Ich wusste, dass die meisten unserer heutigen Namen für Sterne und Sternbilder eigentlich Sätze und Satzteile sind, in denen der meist nur aus zwei oder drei Buchstaben bestehende wirkliche Name der Altvorderen verborgen ist. Beispiel Sternbild Stier = Taurus ist eigentlich „ta ur us“ = „da aus Ur“. Zu welchem Stern, Planeten oder Sternbild mit dem Namen „Uq, uch, ux, uc, oq, och, oc, ox“ konnte also die Mama Uq lo, in ihrer Feuerkut-

sche lohend, wohl gefahren sein? Gar keine leichte Frage für jemand, der nun nicht gerade jeden Tag mit Astronomie zu tun hat. Aber unser Gehirn arbeitet immer, auch unbewusst, und das Unbewusste ist immer schneller.

Da war es! Ja, wie konnte ich es jemals vergessen? Als ich 1964 mein Staatsexamen als Englischlehrer ablegte, hatte ich im mündlichen Prüfungsteil Literatur den großen englischen Dichter John Milton und sein Hauptwerk „Paradise Lost“ („Das verlorene Paradies“) gewählt. Und die Leute wussten Anfang des 17. Jahrhunderts offenbar noch mehr über die Menschheitsgeschichte als wir heute. Was also erzählt John Milton dort: Als nach gewaltigen Kämpfen im Weltall zwischen den Heerscharen des Allbösi, des Allbösen, des Bösen aus dem All (John Milton als christlicher Puritaner benutzt das Wort Satan, weil er nicht weiß, dass dieses Wort eine hebräisch-lateinisch-christliche Falschübersetzung ist, die nichts mit dem Allbösen oder Teufel zu tun hat) und den Heerscharen Gottes, die Menschheit aus dem Paradies im Weltall vertrieben wurde, gab Gott ihnen eine neue Heimat auf dem Planeten Erde. Als der Allböse dies erfuhr, beschloss er, die Erde zu zerstören und die Menschheit zu verderben (was ihm leider auch gründlich gelungen ist). Er startete also zu seinem Allflug vom Sternbild Ophi- u c h -us.

Ich ging zum Bücherschrank und entnahm ein Buch über Sternkunde, schaute nach Ophiuchus, und gleich der erste Satz, der mir in die Augen fiel, lautete: „Diese Sternengruppe hat eine Mittelposition zwischen dem Pol und dem Äquator und eine Mittelposition zwischen den Punkten, wo die Sonne am ersten Tag des Frühlings und des Herbstes erscheint.“ Aha! Nicht nur die Tage der

Sonnenwenden, der Solstices, auch die Tage der Tag-und-Nachtgleiche, der erste Tag des Frühlings und des Herbstes, nach denen ebenfalls viele alte Bauten ausgerichtet sind, wiesen auf das Setzen des Reisestrahls ins Weltall.

Und jetzt wurde mir auch klar, warum diese Tage in vielen Sprachen „Equinox“ oder „Equinoccio“ heißen. Jedenfalls hat es nichts mit einem angeblichen lateinischen „nox“ die „Nacht“ zu tun. „E quin ox“, der „E geht nach Ox, Uq“ oder noch besser „E quin oc cio“ = der „E nach Ox, Uq zieht“. Der Hauptstern im Sternbild Ophiuchus heißt denn auch „Rasalhague“, „Ras Alhagu E“ = es „rast in die Allstadt, die Stadt im All, der E“ (Hag, Hagu = die Stadt, das Gehege, siehe Den Hag in den Niederlanden, Kopenhagen in Dänemark) und der „arabische“ Name des Sterns ist „Ras al Hawwa“ = „rast in die All-Au“. Was wieder einmal beweist, dass das angebliche Altarabisch theodische Sprache war.

Nach so vielen einleitenden Erklärungen, mit so vielen sensationellen neuen Erkenntnissen, kommen wir nun zum eigentlichen Ziel dieses Artikels. Abbildung 3 zeigt den alperuanischen Quipu, an den Blas Valera den Inhalt in Buchstaben geschrieben hat und die Abbildungen 4 und 5 zeigen ebenso einen alperuanischen Quipu aus dem „Lettera Apologetica“, an den ebenfalls jemand die Bedeutung in Buchstaben geschrieben hat. Abbildung 3 zeigt das Schema eines literarischen Quipus. Von der Hauptschnur hängen die Ideogramme (Begriffszeichen, Schriftzeichen, das einen Begriff darstellt) oder, wie man sagt, die Kardinalwörter, herunter. Darüber ist ihre Übersetzung geschrieben. Die hängenden Knoten, hier mit einem oder mehreren Kreuzen gezeichnet,

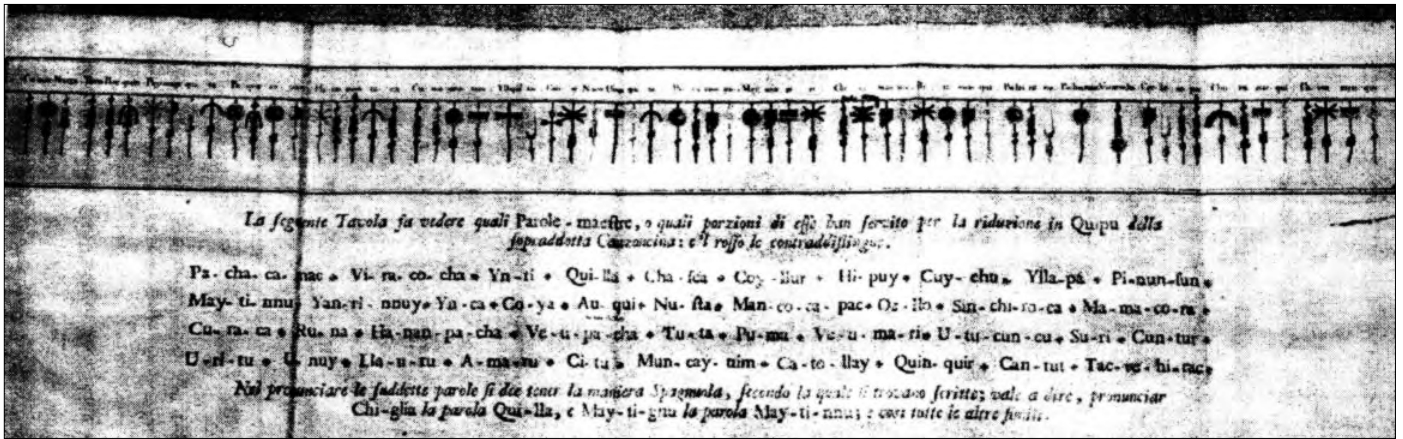


Abbildung 5: Der Quipu aus dem „Lettera Apologetica“.

zeigen an, welche Silbe des Wortes oder ob das ganze Wort zu lesen ist. In Großbuchstaben sind hier die Silben oder Wörter geschrieben, die zu lesen sind:

„Su mac nu stat ur all ay quim pu yn uyquita pa quir ca ya nun uyquita pac haca mac viracocha pa ra mun qui“.

„So der Mächtige nun im Ay zur Stadt im Urall kommt, der Bau ihn ausweicht, beim Feuer doch nun weicht (er), zurück hazt (hetzt) die mächtige Feuerkutsche, im (beim) Strahl kann (mag) er nun gehen.“

- mun, von mугan, magan = mögen, können
- wichan, uiquin = weichen, seitwärts oder rückwärts gehen, eine Richtung nehmen.

Ich habe die beiden Wörter „mac“ mit „mächtig“ übersetzt. Sie können auch Formen von „machen“ oder „mögen“ sein, aber dies würde am Inhalt der Übersetzung wenig ändern. Ebenso könnte das „pac“ = „zurück“ sich auf weichen beziehen statt auf zurückhetzen. Auch dies würde den Sinn der Übersetzung nicht wesentlich beeinflussen.

Wenn Sie gern lachen, die „Experten“ bieten auch eine Übersetzung an: „Schöne Infantin, dein Bruder zerbricht deine Urne jetzt, dein Wasser schickt der Pachacamac Viracocha als Regen“. Kein Kommentar! Aber so entstehen Regenkulte primitiver Völker, die eigentlich doch Hochkulturen waren.

Abbildungen 4 und 5 zeigen den Quipu aus dem „Lettera Apologetica“. Hier lautet der an den Quipu geschriebene Text:

„Pac haca mac viracocha ynti quil-lach asca coyll ur Hipu yc wyc hu Illa paP inun sun May tin nu yan rin uy In cacoya Auqui. Nu stam an coca pac Oc llo sinc hiro ca Mama coracu ra caru nah anan pacha Uc upa chatut ap um aU cu

mar iu tucun cus ric unturu ritu U nu yll au tuama ruci tu Mun ca yn im ca toll ay quin quircan tut ta cu chirac.“

„Zurück hetzt die mächtige Feuerkutsche und eilig der Asch eilt zum Ur, da den Weg hoch eilt er im Bau, zur Sonne May(a) dann nun rein geht, wie in die Aue eingezogen. Nun zog der Stamm der Ahnen zurück, zu Oc, lohend sinkt hier, zur Mama rast der Strahl schnell, nach der Ahnin, zurück zu Uc, tut dann ab in die Aue zum Meer tauchen, saust, fällt unter, fährt auf nun, eilen tut zur Aue, rucken tun vermag er, zu ihm im Rohr (Mutterschiff) geht das Ai, der Feuerkahn tut dazu rasen.“

Wer das bekannte Bild der Kabbala kennt (siehe meinen Artikel „Der lahme Bote aus dem All“), oder wer Aufnahmen von UFOs aus Filmen gesehen hat, versteht, wie das Ei, der eiförmige Flugkörper in das rohrförmige Mutterschiff hineingeht.

Die offiziellen Inkaforscher behaupten, dass es dreizehn Inkaherrscher gab. Wenn ich die Aufzählung in Poma de Ayala Buch, was ja die Urquelle für diese Behauptung ist, fortlaufend lese, gibt das wieder einen schönen Satz in theodischer Sprache. Würde man die vielen in dem Buch (und auch in modernen Quechua-texten) auftauchenden „Inga“-Worte alle als Herrscher oder Volk ansehen, dann müsste es Hunderte, wenn nicht Tausende, Inka-Herrscher gegeben haben. Aber die Worte „Inga, Inca“ (85-90% der Worte werden mit dem Buchstaben „g“ geschrieben, die restlichen mit „c“, während Inka mit „k“ geschrieben, nirgends auftaucht) bedeuten gar nicht Herrscher oder Volk. Je nach Textzusammenhang muss man lesen. Endet das vorhergehende Wort auf „s“ oder „c“ ist das Wort „singa, cinga“ = „sinken, heruntergehen“ gemeint. Steht es allein, ist „in ga“ = „ein

gehen, hinein gehen“ gemeint, wie im Beispiel „Waca Inga“ = „ins Meer(wasser) gehen“. In anderen Fällen muss man die Silbe „-in“ zum vorherigen Wort und die Silbe „ga-“ zum folgendem Wort rechnen. Wer immer die großartigen Städte und Bauten in Peru, Bolivien usw. errichtete, sie hießen nicht Inka, Ingas, Incas und haben sich auch nicht so genannt. Dieses Wort ist ganz einfach ein Übersetzungsfehler. Inka als Herrscher oder Volk hat es nie gegeben. So wenig wie Römer, Germanen und Kelten. Das kann ich Ihnen schriftlich geben.

Wie es der Zufall so will! Ich hatte diesen Artikel gerade beendet, als ich in einer südamerikanischen Zeitung auf einen Artikel über neu ausgegrabene Städte in Peru stieß. Mit herrlichen Bildern. Der Autor wundert sich über den undurchsichtigen Sprachsalat der „Inka“ (so, wie ich es zu Beginn dieses Artikels beschrieben habe) und dass Städte- und Ortsnamen doppelt, drei- und vierfach auftauchen und dann auch noch im Wort selbst verdreht werden. Mal heißt der Ort „Patalacta“, mal „Lactapata“. („Lacta“, die „Milchstraße“ wird heute als „Land“, „Volk“ usw. übersetzt).

Stellen Sie sich vor, mal heißt der Ort „Berlin“, mal „Linber“, mal heißt der Ort „Leipzig“ mal „Zigleip“. Deshalb gibt der Autor seinem Artikel die Überschrift: „Y si los Incas eran bromista?“ („Und wenn die Inkas Witzbolde [Spaßvögel] waren?“). In dem Artikel stellt er die Frage: Woher wissen wir eigentlich, dass die Städte und Bauten von den Inka errichtet wurden, und gibt die Antwort gleich dazu: von dem großen Unsinn her, den die europäischen Gelehrten verzapfen. Dem ist eigentlich wenig hinzuzufügen. ■

Die Außerirdischen in Cuzco und Kenko

Ferdinand W. O. Koch

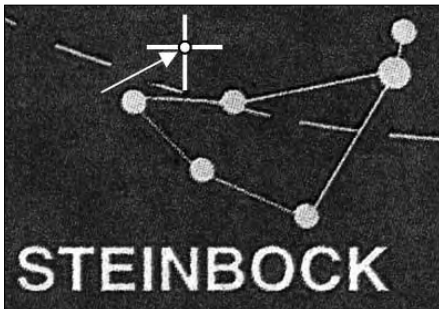


Abb. 1

Oberhalb von Cuzco, der ehemaligen Inkahauptstadt, liegt die Festung Sacsayhuaman. Ihr gegenüber in Richtung Norden befindet sich ein Felshügel mit gar seltsamen Bearbeitungen. Meist sehen sie aus, als hätte jemand mit einem großen Spatel einfach Stücke aus dem Felsen geschnitten. Doch so etwas gibt's ja gar nicht – oder doch?

Anno 1504 landeten zwei Außerirdische, die ungefähr hinter dem Sternbild Steinbock, von dem mit dem Pfeil bezeichneten Planeten, kamen (siehe Abb. 1). Der Flug dauerte vier Monate und fünf Tage. Ihr Landeplatz lag ca. 20 km SO von Cuzco. Ihr Auftrag war, Bodenschätze abzubauen. Sie ließen arbeiten und sich als Götter verehren. Gelehrt haben sie nicht.

Ihr Aussehen entsprach dem unseren. Die Hautfarbe war weiß, die Haarfarbe dunkelblond, die Augenfarbe grau und die Größe rund 180 cm. Erstaunlich war die Mitteilung, dass sie der Liebe wegen einmal pro Woche nach Korea flogen. Die gezeugten Kinder waren aber nicht lebensfähig. Das Volk sollte ja glauben, Götter brauchen so etwas nicht. Vielleicht gibt es dort noch einschlägige Berichte oder Überlieferungen.

Nun werden Sie sich ja fragen: „Woher will der denn das wissen?“ Ganz einfach, weil ich mich mental mit ihnen in Verbindung gesetzt und sie befragt habe. Machen Sie es doch genauso und Sie werden überrascht sein, welche hochinteressante und wertvolle Informationen Sie bekommen.

Sie ließen sich ein Haus bauen, verpflegen verehren. Das Volk musste deren Befehle ausführen. Die Verständigung erfolgte mental. Nach zwölf Jahren, also 1516, verschwanden sie wieder, wie sie

gekommen waren. Die Stollen ließen sie vorher schließen und tarnen.

1522 landeten dann wieder Außerirdische 70 km SSO von Cuzco. Es waren acht Mann, die von einem Planeten des Sirius (Pfeil, siehe Abb. 2) kamen. Sie hatten einen Flug von zwei Wochen und drei Tagen hinter sich. Sie waren von dunkelbrauner Hautfarbe und 1,80 m groß. Der rot/weiße Punkt war der Planet, von dem, nach eigenen Aussagen, die Dogon kamen. Er wurde durch eine Naturkatastrophe d. h. „Erd“- und Abgase unbewohnbar. Sämtliche Bewohner wurden evakuiert. Die Olmeken hatten allerdings nichts mit ihnen zu tun. Auf den Siriusplaneten kennt man fast keinen Krieg mehr. Sie ließen sich nicht als Göt-

Frequenzen weich gemacht. Dazu verwendete man eine Art Strahlenpistole. Der Streuwinkel betrug 10° , die Reichweite 20 m, die Bestrahlung dauerte drei Minuten und die Steine wurden binnen zehn Minuten bis auf 30 cm Tiefe weich und nach ca. zehn Stunden wieder hart. Jetzt ließ er von Einheimischen die ermittelte Fläche ausstechen, bzw. verformen. So geschah es in Cuzco, Ollantaytambo, Kenko, Chinchero usw. Die Felsausschnitte wurden möglichst groß geschaffen, damit mehrere Wasserfläschchen daraufgestellt werden konnten. Sie standen im Abstand von ca. 17 cm. Nur das Gesamtbild aller Fläschchen brachte das gewünschte Ergebnis (Abb. 3). Nun wurden sie archiviert, und auf dem Hei-

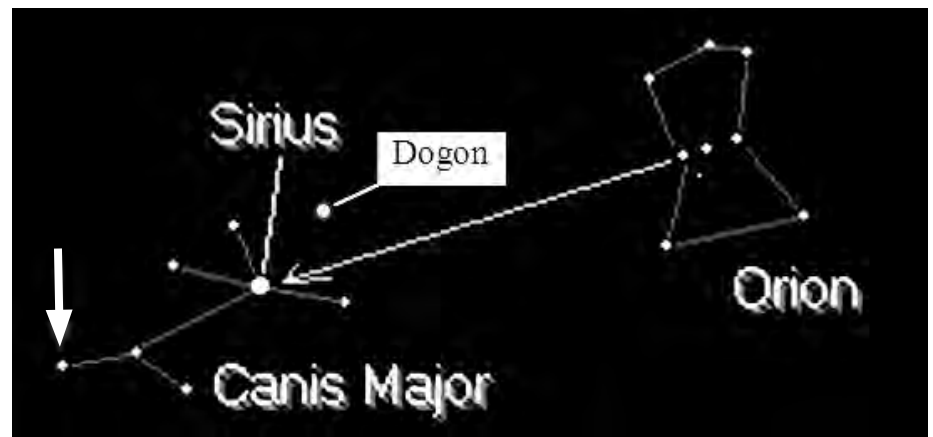


Abb. 2

ter verehren, verlangten aber vom Volk ebenfalls den Abbau von Bodenschätzen. Das aufbereitete Material wurde viermal pro Jahr vom Heimatplaneten abgeholt. Schnee kennen sie nicht. Das Weiße auf den Bergen hier hielten sie für Quarz.

Die beiden Radiästheten unter ihnen interessierten sich in erster Linie für Gesteinsstrahlungen, die ihnen nützlich sein konnten. So suchten sie Plätze um Materialien bearbeiten und verändern zu können, die es auf ihrem Planeten nicht gibt. Ferner brauchten sie Möglichkeiten, ihre Tiere zuhause und sich selbst zu heilen, falls nötig. Wobei zu erwähnen sei, dass ihr Organismus anders aufgebaut ist und funktioniert, als unserer. Später ermittelten und schufen sie dann Heilplätze für die Bevölkerung.

Der Radiästhet fühlte die wichtigen Stellen. Dann wurde das Gestein mit

matplaneten konnte dann per Computer die Strahlungsfrequenz ermittelt werden. Das Wasser brauchte man dann ja nicht mehr und konnte alles mit Frequenzen erledigen.

Die „Sonnenheiligtümer“ hinter Sacsayhuaman, in Chinchero und in Kenko bestanden, grob behauen, bereits lange vor deren Ankunft.

Bald fielen ihnen die unsichtbaren Erdenbewohner auf, die immer wieder zu attackieren und die Kultplätze zu zerstören versuchten. Unsere „Besucher“ konnten die feinstofflichen Erdbewohner

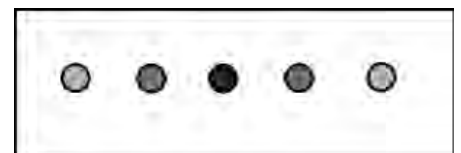


Abb. 3

sehen und mit ihnen kommunizieren. Da diese den Menschen feindlich gesinnt sind, haben sie Letztere durch schräge Wände und Simse abgeschreckt (siehe meinen Artikel „Die Unsichtbaren“).

Bei den vielen Felsausschnitten fielen natürlich auch für uns sehr brauchbare Ergebnisse ab. So z. B. alle Metalle kalt knetbar zu machen, Kupfer härten, Metalle kalt schmelzen, elastischer, spröde oder leitfähiger zu machen, usw. Nicht zu vergessen die vielen Heilmöglichkeiten.

Was man rechts in Abb. 4 sieht, ist keine Treppe – es wäre ja auch unsinnig. Die Stufen dienten, wie die anderen zur Materialbehandlung.

Die Anlage oben gegenüber Sacsayhuaman mit den „Sitzbänken“ diente der Heilung diverser Beschwerden (20 Minuten darauf stellen oder setzen, oder einen Keramikbecher mit Wasser 15 Minuten darauf stellen. Das Wasser musste dann eine Woche ruhen. Nun konnte man täglich zwei Schluck davon trinken) und der Veränderung von Materialien. Wobei die „Badewanne“ nur dem Inka vorbehalten war, denn sie ermöglichte die Heilung und Energetisierung des ganzen Körpers. Durch sie verläuft ein 2000er Gitter (siehe Abb. 5 und 6). Die Außerirdischen kannten die Erdstrahlengitter und Polpunkte, konnte sie aber nicht manipulieren (dies konnten anscheinend nur die Einheimischen).

Um Ihnen einen Eindruck zu vermitteln, wie umfangreich die Erforschung einer Anlage ist, habe ich das Bild von Kenko in sechs Teile zerschnitten, sonst wäre ein Anziehen der einzelnen Positionen gar nicht mehr möglich gewesen. Es ist so schon relativ unübersichtlich (siehe Abb. 7).

Da mich das alles sehr interessierte, nahm ich mental Verbindung auf zu einem der Astronauten in seiner jetzigen Inkarnation.

Auf ihrem Planeten gibt es verschiedene Völker, die blond oder schwarzhaarig sind. Diejenigen, die hier waren, waren blond. Die Körpergröße ist um 180 m. Im Großen und Ganzen sehen sie wie wir aus, haben aber andere Drüsen. So sind sie weitgehend immun gegen Radioaktivität und Erdstrahlen und haben auch noch die Bulbus Vestibuli. Bei der Frau befinden sie sich, wie bei uns, hinter den großen Schamlippen, bei den Männern rechts und links am Oberschenkel neben dem Hodensack. Sie heilen sich auf ihrem Planeten mit Pflanzen. Die Anti-Radioaktivitäts-Drüse befindet sich mittig an der Außenseite des linken Oberschenkels, zwei Handbreit über dem Knie, 3 Cun im \varnothing und 1 Cun hoch. Als sexuelle Befriedi-



Abb. 4

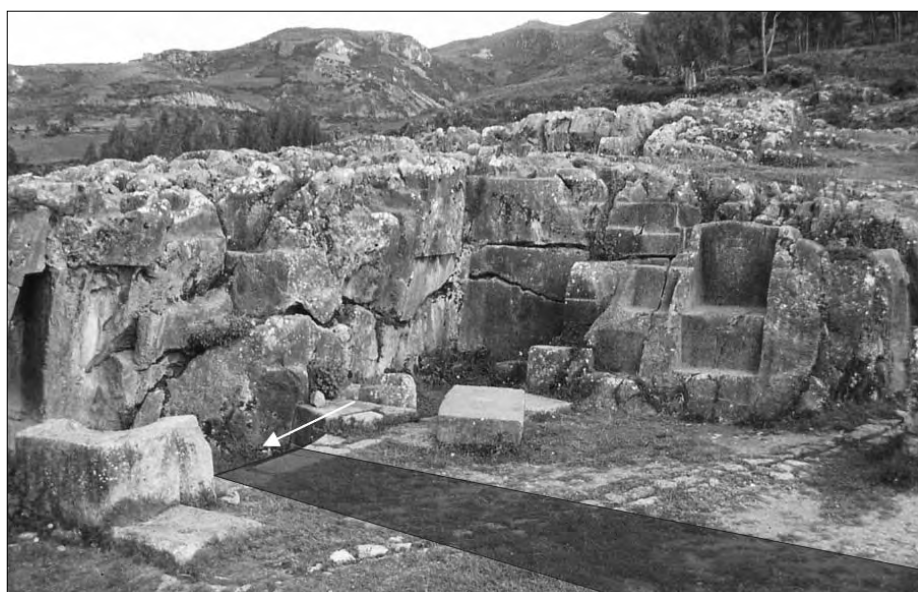


Abb. 5



Abb. 6

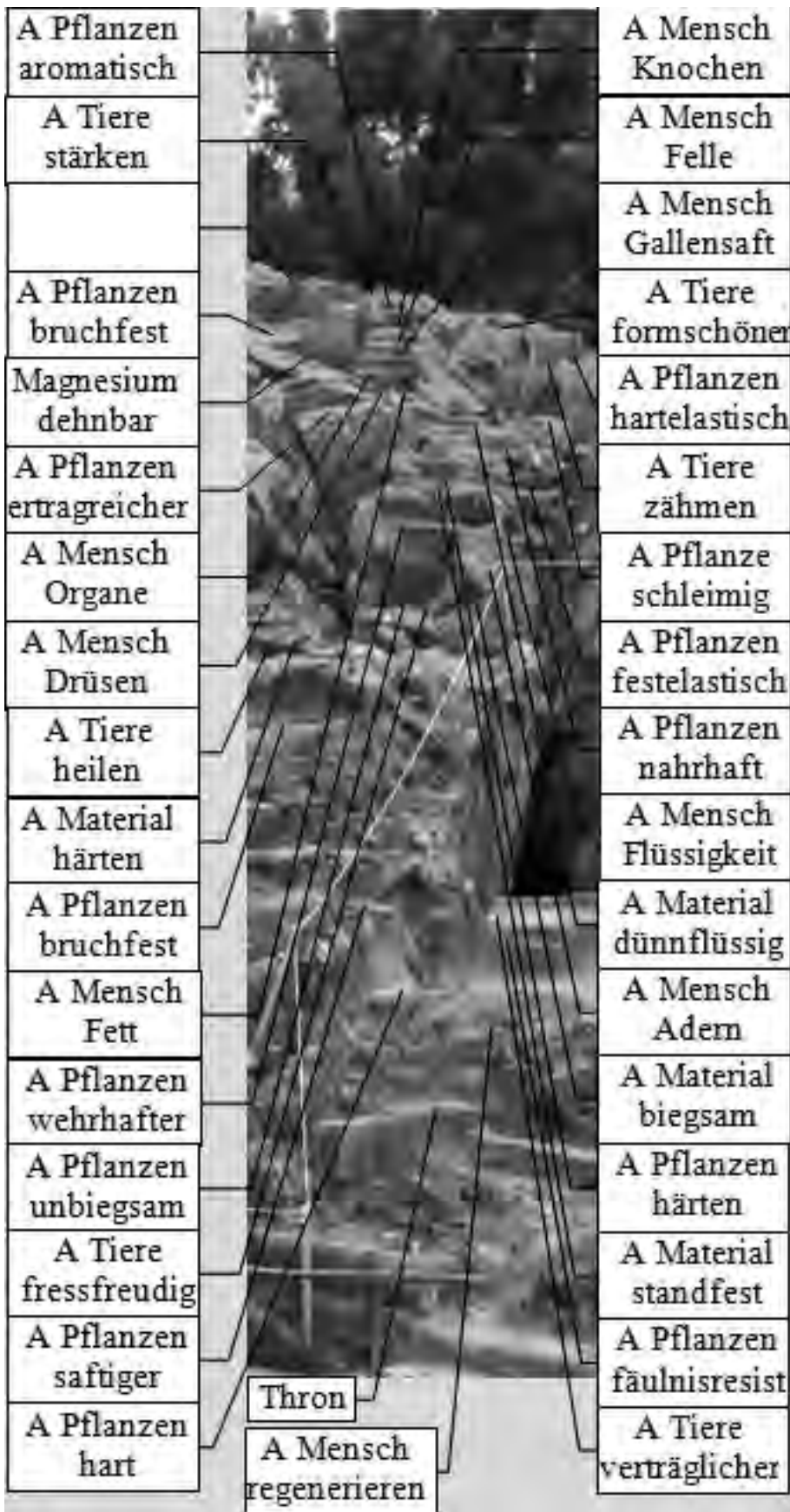


Abb. 7

Die Bezeichnung „A Mensch Organe“ bedeutet, dass mit dieser Position alle Organe des Außerirdischen geheilt werden können! „A Pflanze“ oder „A Material“ besagt, dass es sich um eine Pflanze oder ein Material handelt, dass wir hier nicht kennen.

gung vollzogen sie bei sich den inneren Orgasmus.

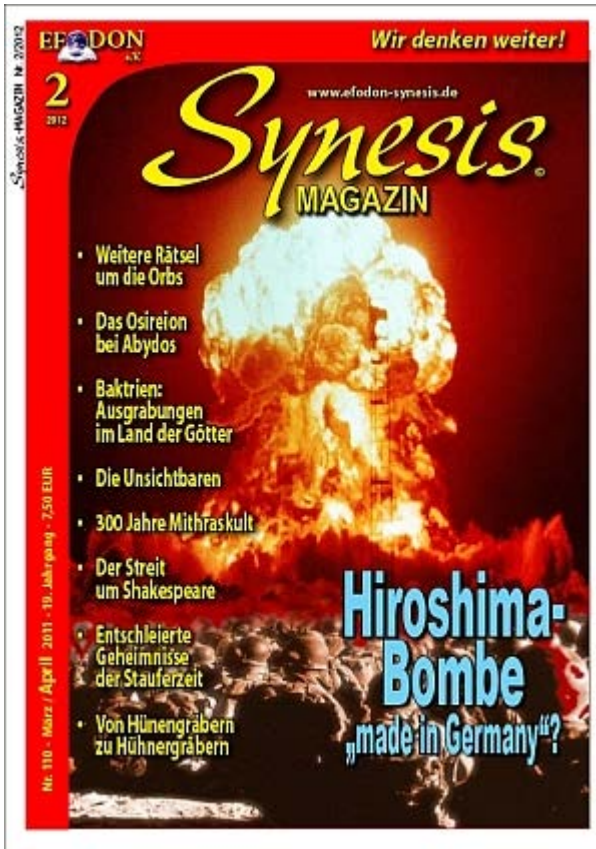
Sie kennen einige Sportarten, die aber nicht als Wettkampf betrieben werden. Da sie Vegetarier sind, fischen sie nicht. Eigentum ist ihnen unbekannt. Mit Musik, z. B. Klassik, Tahiti und Mariatchi, können sie etwas anfangen. Die Schulzeit beträgt zwanzig Jahre. Mit ca. 30 Jahren, d. h. Schulende, wird geheiratet. Wer wen heiratet, bestimmt ein Komitee. Dies wird akzeptiert. Liebe kennt man nicht! Trotzdem und deswegen ist es ein Strafplanet. Viele der Bewohner haben ihre Seele nicht bei sich, denn sie ist weit weg auf einem anderen Planeten. Man liebt weder den Partner noch die Kinder usw. Nach dem zweiten, spätestens aber nach dem dritten Kind lassen sich beide mit Pflanzensaft sterilisieren. Die Kinder kommen sofort in Heime und sehen die Eltern meist niemals. Normalerweise werden sie um die 900 Jahre alt. Ca. 20 % der Männer bei ihnen sind homosexuell. Eine Belohnung oder dergleichen kennt man nicht. Die Häuser und deren Einrichtung sind bei allen gleich. Öffentliche Fahrzeuge sind computergesteuert. Braucht man ein Auto, so fährt es vor und bringt einen ans Ziel. Die Arbeitszeit beträgt sieben Stunden, dreimal pro Woche. Die Arbeit wird weitgehend von Robotern erledigt. Die Nahrung ist vorgefertigt und für alle gleich. Bücher kennt man nicht. Das Wissen holt man aus dem Computer. Alle Geräte werden mental gesteuert. Die Entscheidungen werden weitgehend von Computern getroffen. Kriminelle werden schwer bestraft. Im Rückfall härter. Beim dritten Mal wird die Todesstrafe durch Erhängen verhängt, egal, um was es geht.

Die beiden Radiästheten unter ihnen hatten für ihre Arbeit nur vier Jahre und vier Monate Zeit. Die anderen erkundeten inzwischen allein weiter diesen Planeten.

Nachdem sie die Erde genügend ausgebeutet hatten, ließen sie alles Unfertige liegen und stehen. Daher die unfertigen Stellen. So hätte auch das „Sonnenheiligtum“ in Cuzco noch ausgebaut werden sollen. In den acht Jahren ihres Hierseins ließen sie ja, wie gesagt, Bodenschätze abbauen. Die Anlage Cuzco, wie auch vieles andere, wurde daher innen aus Zeitmangel nicht mehr fertig.

Wir sind nicht allein. Ob irdisch oder nicht, lasst uns in Frieden leben!

Ferdinand W. O. Koch,
Siegsdorfer Str. 1,
D-81825 München



Themenbereich: Kelten

Goldgrubenfelsen/Keltenrundwanderweg

Das Heidetränk-Oppidum (Ringwallanlage) liegt im Bereich des Altkönig/östlicher Taunus auf den Anhöhen Altenhöfe und Goldgrube.

Auf dem archäologischen keltischen Rundwanderweg stößt man auf den Goldgrubenfelsen (Bild 1).

Er besteht aus Taunusquarzit und liegt in 492 Meter Höhe. Weiter unterhalb des Felsens befindet sich rechts ein Stollen (Bild 2) der 1,60 Meter hoch und ca. 108 Meter lang ist. Über Abzweigungen ist nichts bekannt.

Angeblich soll die hinter dem Goldgrubenfelsen befindliche keltische Kernanlage mit unterirdischen Gängen versehen sein. Der Stolleneingang ist mit einem nachträglich befestigten Steinschild mit der Jahreszahl 1722 und zwei gekreuzten Bergbauhämmern versehen. Der Geschichte nach ließ der Baron Johann Christian Creuz von Wortz, der Goldmacher und Alchimist war, später eine Bergbaugewerkschaft im 18. Jahrhundert dort graben.

Der Zugang zum Eingang wird durch ein dickes Eisengitter verwehrt. Dieses wurde zum Schutz der Fledermäuse errichtet, die in Ruhe ihren Winterschlaf halten sollen. Das Eisengitter verwehrt aber auch jeglichen Zugang für Fledermäuse. Abenteuerer und Neugierige sollen halt draußen bleiben.

Wenn man vom Stollen in Richtung Ende des Goldgrubenfelsens blickt, erkennt man dort ein Gesicht im Stein (Bild 3, 4 und 5). Dieses Erscheinungsbild erinnert an das Buch von Neumann-Gundrum, „Europas Kultur der Großskulpturen“.

Jenes Steingesicht lädt dazu ein, sich weitere Gedanken darüber zu bilden.

Durch radiästhetische Messmethoden, welche in dem Buch von Landspurg, „Orte der Kraft“ beschrieben sind, konnten bezüglich des Goldgrubenfelsens verschiedene Pendelergebnisse erzielt werden. Je nach Jahreszeit verändern sich die



Bild 1: Der Goldgrubenfelsen auf dem archäologischen Rundwanderweg.



Bild 2: Weiter unterhalb des Felsens befindet sich rechts ein Stollen.



Bilder 3 - 5: Gesicht im Stein.



Bild 6: Keltenrundwanderweg.

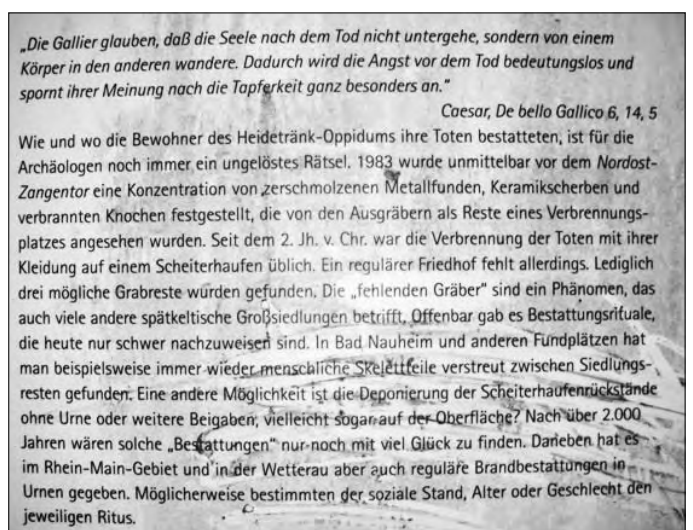


Bild 7: Hinweistafel.

Ergebnisse leicht. In diesem Buch wird hervorragend erläutert, wie man sich mit Orten der Kraft auseinandersetzen kann. Als Ort der Kraft ist der Goldgrubenfelsen jedoch nicht geeignet.

Den Keltenrundwanderweg kann man in zwei Stunden bewältigen und ist durch einen stilisierten Kopf eines Kelten (Bild 6) gekennzeichnet. Am Wegesrand stehen mehrere Informationstafeln über Erklärungen der Keltensiedlung.

Eine interessante Tafel (Bild 7) sagt aus, dass man in der ganzen Anlage keine Gräber gefunden hat und man ausgeht, dass dort die Leichen verbrannt worden sind, und man sich nicht erklären kann warum. Der Synesisleser hat aber darauf eine Antwort und denkt an den im Mittelhochdeutsch genannten Tiuvell/Teufel, der dort wohl der bezahlten Sozialarbeit, also der Leichenverbrennung nachging und als Betreiber der keltischen Nachrichtenstationen fungierte.

Anfahrt:

Mit der U-Bahn: Linie U3 Richtung Oberursel zur Endstation Oberursel-Hohemark.

Mit dem Auto: Über die A661 Richtung Oberursel, weiter auf der B 455, Abfahrt Oberursel-Hohemark, Parkplätze hinter dem Taunus-Informationszentrum. (Volker Röbbig)

Die Steine von Puma Punku

Wilfried Augustin

Ich schreibe diesen Artikel, weil mir die Erklärungen der Archäologen zu den rätselhaften Ruinen von Puma Punku nicht ausreichen. Alles von den Inka gebaut, alles Tempel, alles Kult. Was von ihnen schwer erklärbar ist, dient immer kultischen Zwecken. Das ist mir zu einfach. Es wird leider immer nur in dem engen Horizont beurteilt, der dem aktuellen (und erlaubten) Wissensmodell entspricht. Das Motto ist dabei ist:

1. Wir heute sind die intelligenteste, fortschrittlichste, technisch am weitesten entwickelte Menschheitsstufe. Davor gab es keine vergleichbaren Hochkulturen.
2. Die Entwicklung verlief stufenlos, katastrophelos und immer in einer Richtung von primitiven Kulturen bis heute.
3. Es gab keine globalen Katastrophen, die Hightech-Vorkulturen nahezu spurlos ausgelöscht haben.

In der Praxis jedoch finden wir Objekte, die uns in Staunen versetzen, wie z. B. die großen Steine von Baalbek, die Pyramiden von Gizeh oder die Inkamauern von Sacsayhuaman. Die Wissenschaft muss zugeben: Wir wissen nicht, wie sie gebaut wurden und von wem.

So ein spezieller Fall ist auch Puma Punku.

Puma Punku ist ein Ruinenfeld in Bolivien auf der Hochebene des Altiplano, in ca. 4000 m Höhe, westlich von La Paz (siehe Bild 1). Die Trümmer und Steine von Puma Punku sind ein Teil der archäologischen Stätte von Tiahuanaco, heute Weltkulturerbe. Das Alter ist umstritten. Einige sprechen von Inkabauten, das würde bedeuten, gebaut + 800 bis +1500. Ich habe auch schon Angaben gelesen von -6000 bis -15.000. Das ist eine weite Zeitspanne. Das würde bedeuten, der Bau lag entweder in der Inkazeit



Bild 1: Der Puma-Punku-Komplex (Google Earth)



Bild 2: Eigenwillige Steine in Puma Punku.

oder weit zurück in der Vorzeit und bei -15000 auch noch vor der großen Katastrophe.

Die Ruinenreste sehen extrem anders als „normale“ alte Steine aus (siehe Bild 2). Es finden sich exakt geformte Monolithen mit geraden Kanten, glatten, ebenen Flächen und feinen Bohrungen (siehe Bild 3). Es sieht

aus wie ein riesiges Puzzlespiel aus technischen Teilen, nicht vergleichbar mit anderen alten Ruinen. Das sind keine Teile eines Sakralbaus, sondern Teile einer technischen Anlage. Das schließt für mich einen Bau durch die Inka-Kultur aus, bleibt Vorzeit oder noch weiter zurück in einer Zeit vor der Katastrophe.

Vor vielen Jahren, als Erich von Däniken durch Südamerika zog, beschrieb er in einem seiner Bücher auch die Ruinenreste von Puma Punku. Diese Reste erschienen ihm anders als alle bekannten Ruinen. Es handelte sich auch für ihn um technische Teile. Diese Steine zeigten z. T. eine Geometrie und Präzision, die mit normaler Steinhauertechnik nicht zu fertigen war. Vor allem die präzisen feinen Bohrungen sind ein Rätsel bezüglich der Herstellung. Bohren? Zur Zeit der Inka war nur die Kernbohrung von Stein bekannt, aber keinesfalls so fein und präzise. Es gibt auch keinen logischen Grund, wofür die Inka, sofern man sie als die Erbauer ansieht, diese Löcher benötigten. Überhaupt ist schwer vorstellbar, für welchen Zweck diese technisch aussehenden Teile insgesamt benötigt wurden. Für Däniken war die Sache natürlich klar. Er war außerirdischen Aktivitäten auf der Spur. So kam er zu dem Ergebnis: Die Puma-Punku-Ruinen sind Reste einer technischen Einrichtung, erbaut von außerirdischen Raumfahrern.

Viele seiner Bücher habe ich gelesen. Er zeigt faszinierende Funde und uralte, schwer erklärbare Artefakte. Seine Theorie, dass die Erde in früheren Zeiten von außerirdischen Zivilisationen besucht wurde, ist für ihn natürlich Selbstzweck und Basis aller seiner Arbeiten. Dabei ist er genauso kompromisslos wie die von ihm gescholtenen Wissenschaftler. Trotzdem lässt sich seine Theorie der außerirdischen Besuche nicht so einfach ablehnen. Immerhin sind wir heute so weit, dass Astronomen nach erdähnlichen Planeten im Weltall suchen und auch schon gefunden haben. Diese könnten durchaus von intelligenten, möglicherweise auch raumfahrenden Zivilisationen besiedelt sein. Das Problem (für uns) ist jedoch immer noch die Entfernung. Bis heute gibt es keine ausreichende Erklärung dafür, dass von Planeten, auch in relativ geringer Entfernung von uns, eine Raumfahrt innerhalb vernünftiger Zeit möglich ist. Die Betonung liegt auf „bis heute“. Vor tausend Jahren hat die (europäische) Wissenschaft auch noch gedacht, auf dem Weg nach Westen würde man vom Rand der Erdscheibe ins Unendliche fallen. Und heute fliegen wir in wenigen Stunden über den Atlantik. Warten wir es also ab und begnügen uns mit der potenziellen,

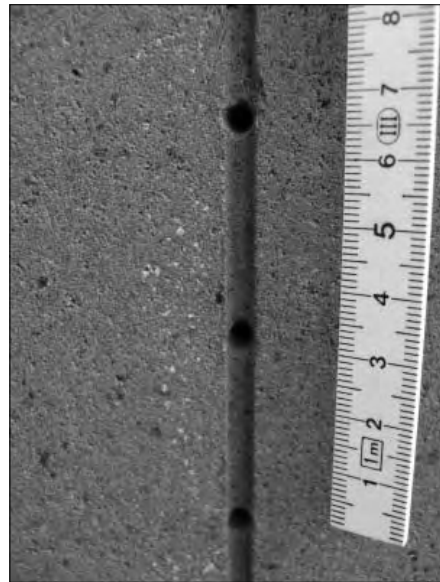


Bild 3: Steine mit feinen Bohrungen.

schlages der Erdgeschichte. Von diesen theoretisch möglichen anderen Hochkulturen können uns lange Zeiträume trennen, in denen alles in Vergessenheit geriet, oder sich gewaltige Katastrophen ereigneten, die Tiere, Menschen und Bauten restlos verschlungen haben. Spuren dieser Vorkulturen finden wir eventuell nur noch in unseren Mythen und Sagen. Die Wissenschaft nimmt sie leider nicht ernst. Wenn wir jedoch einen wahren Kern annehmen, gibt es ausreichend Stoff für eine oder mehrere Zivilisationen vor uns.

Die Frage, ob wir Reste einer außerirdischen oder technisch hoch stehenden Vorkultur sehen, ist durch Däniken und andere Paläo-Seti-Forscher nicht klar genug differenziert. Natürlich auch

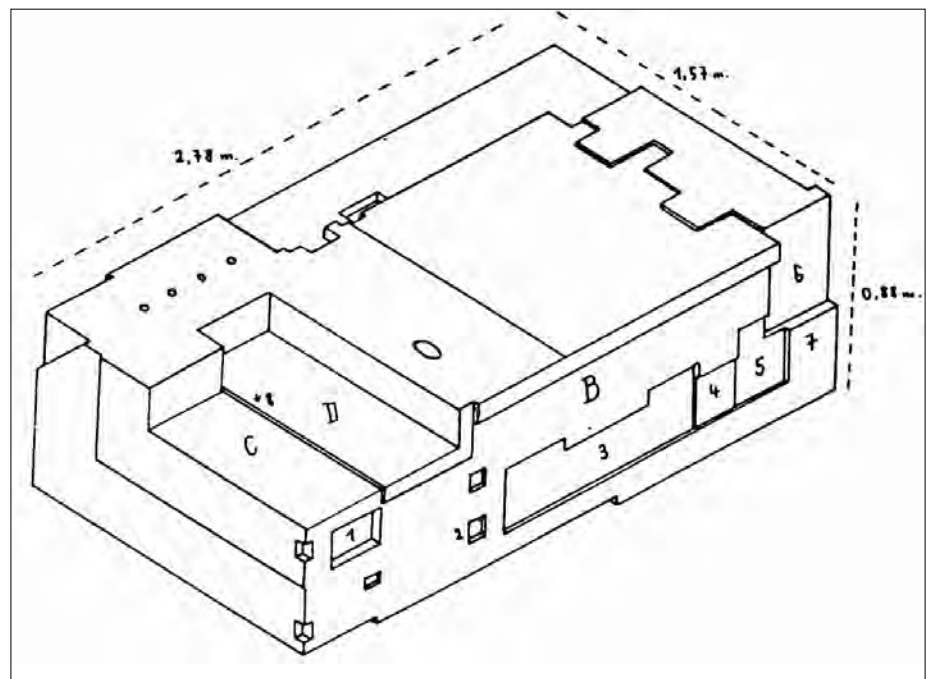


Bild 4: Skizze eines Puma-Punku-Formteiles.

nicht bewiesenen Möglichkeit, dass unsere Vorfahren von Raumfahrern besucht worden sind.

Neben dieser Möglichkeit sollten wir jedoch auch in Betracht ziehen, dass es eine oder mehrere hoch zivilisierte und technisch erfahrene Vorkulturen gegeben haben könnte, die spurlos untergegangen sind, bzw. nur wenige heute kontrovers diskutierte Artefakte hinterlassen haben. Im Zuge der langen Erdgeschichte war viel Zeit für Entwicklung und Untergang verschiedenster Zivilisationen. Bedenken Sie nur den Aufstieg und den möglichen Untergang unserer augenblicklichen Kultur während eines kleinen Wimperns-

nicht von der klassischen Archäologie. Da sich der klassischen Wissenschaft die Frage gar nicht stellt oder stellen darf, können wir in absehbarer Zeit darüber wohl auch keine wissenschaftliche Aufklärung erhoffen.

Ich möchte an dieser Stelle das EFO-DON-Mitglied und Buchautor Peter Brüchmann zitieren. Bei einem Vortrag an einem unserer EFODON-Stammtische in München hat er bezüglich Vorkulturen folgende Aufteilung für historische Bauten vorgenommen:

1. Bauten oder Reste davon, ausschließlich von einer HiTech-Vorkultur errichtet.

2. Megalithische Zweckbauten für die Ermittlung der auf die kosmische Kollision der Erde folgenden himmelsmechanischen Wiederberuhigung (Beginn einer neuen Gleichlaufperiode = „Relativen Ewigkeit“). Auch diese Bauten wurden ausnahmslos von den HiTech-Leuten errichtet.
3. Megalithische Bauwerke im Umfeld bereits existierender Frühkulturen der Menschheit, die deutlich mit Assistenz der HiTech-Vorkultur errichtet worden sind.
4. Pseudo-megalithische Bauten, die zwar enorme Abmessungen erreichten, aber alle mit bereits stark reduzierten Bauelementen errichtet wurden. Diese Objekte wurden ausnahmslos ohne Hilfe der Vorkulturen, d. h. nach deren Verschwinden gebaut.

Er hat dabei die Bauten von Puma Punku, Sacsayhuaman und Ollantaytambo in Peru eindeutig dem Punkt 1 zugeordnet, Bauten einer HiTech-Vorkultur.

Wenn wir einmal davon ausgehen, dass Brüchmann Recht haben könnte, aber genauso gut auch die Paläo-Seti-Theorie zutreffen könnte, müssen wir uns drei Szenarien vorstellen, wie die Bauten erstellt und benutzt worden sind.

Szenario 1: Angehörige einer raumfahrenden Zivilisation besuchen gezielt die Erde oder stranden hier. Diese Zivilisation hat ein überlegenes Wissen. Die Träger dieses Wissen errichten Stützpunkte auf der Erde. Logischerweise geht das nur mit Rohstoffen, die sie hier vorfinden. Sie geben das Wissen teilweise an ausgesuchte Einheimische weiter, die das Wissen bewahren, aber im Laufe der Zeit doch verwässern und verlieren. Sie verlassen den Planeten planmäßig wieder oder aber sterben aus. Ihre Bauten verfallen oder werden als Ruinen wie Puma Punku falsch interpretiert. Die eingeweihten Einheimischen versuchen, so gut es geht, das Wissen anzuwenden, bringen es aber nicht mehr auf die ursprüngliche Qualität. Je mehr Zeit vergeht, desto schlechter werden die Bauten.

In jedem Fall ist es so, dass aus logistischen Gründen für Bauten, die durch die Raumfahrer errichtet wurden, Material verwendet werden musste, das auf



Bild 5: Erich von Dänikens Halbbröhen.



Bild 6: Sie sehen aus wie Formteile aus dem Baustoffhandel.



Bild 7: Gießsteile in verschiedenen Abmessungen.

der Erde verfügbar war. D. h., die Bauten könnten gar nicht so unterschiedlich (im Material) sein, wie spätere oder heutige Bauten, nur in der Art und Qualität der Formgebung. Hier liegt mein Hauptaugenmerk! Hier müssen wir suchen. Ich glaube nicht, dass eine raumfah-

rende Zivilisation mit Hammer und Meißel Steine in Form geschlagen hat. Die wären sicher in der Lage gewesen in „moderner“, hochtechnischer Weise, Steine und Normteile aus härtenden Gießmassen zu fertigen, so wie wir heute mit Beton arbeiten, allerdings mehr

entsprechend den in unserer Zeit wieder neu entdeckten Geopolymeren.

Szenario 2: Dort, wo heute Puma Punku ist, siedelte eine Hochkultur. Das war zu einer Zeit, als das Gebiet noch auf Meereshöhe lag. Es ist ja bekannt, dass der Titicacasee einmal Verbindung mit dem Meer gehabt haben muss, denn es lebt eine typische Salzwasserfauna darin. D. h., die Siedlungsfläche, die heute um 4000 m hoch liegt, lag damals auf Meereshöhe. Im Zuge einer globalen kosmischen Katastrophe hat sich der Kontinent um mehrere tausend Meter gehoben.

Diese Hochkultur errichtete Bauten mit für uns unbekanntem Zweck. Dann ereignete sich die Katastrophe. Dabei wurden die Kultur und die Menschen vernichtet. Es verblieben einige Überreste, solche wie die, die wir heute in Puma Punku finden. Das würde bedeuten, die Bauten mit den eindeutig technischen Merkmalen stammen von einer untergegangenen HiTech-Vorkultur. Auch in diesem Fall glaube ich, dass eine HiTech-Vorkultur zumindest einen Teil der Bauten, bei denen es technisch opportun war, aus Beton oder Geobeton gefertigt hat.

Szenario 3: Die globale Katastrophe vernichtete restlos und spurlos die Vorkultur. Einige Wenige überlebten irgendwo an geschützten Stellen durch Zufall. Nach der Katastrophe bildeten diese wenigen HiTech-Leute die Lehrmeister der ebenfalls in geringer Zahl überlebender Bewohner anderer Gebiete, Bauern, Hirten und Handwerker, die ebenfalls in besonderen Nischen überlebt hatten. Aufgrund ihres Wissens wurden sie bald zu geistigen und technischen Führern der neuen Gemeinschaft. Die Menschen vermehren sich wieder nach dem Ende der Katastrophe, weil die Bedingungen zwar anders, aber relativ stabil waren. Es bildete sich eine neue Gesellschaft heraus, in der die Wissenden der Vorkultur eine exklusive Führer- oder Priesterkaste bildeten, die ihr Wissen geheim hielten und von Generation auf Generation weitergaben. Das andere Volk wurde bewusst unwissend gehalten und diente als Arbeiterschaft für notwendige Bauvorhaben und zur Ernährung dieser privilegierten Kaste. Es entstanden unter ihrer Regie Megalithbauten mit dem einzigen Zweck, die Himmelsmechanik genau zu beob-



Bild 8: Typische standardisierte Gießsteile.

achten. Natürlich hatten die Wissenden Angst vor einem neuen kosmischen Crash. Sie wussten ja, nur dann ist die Erde stabil, wenn die Erdrotation stabil und konstant ist und auch der Winkel der Erdachse berechenbar schwingt. Daher entstanden weltweit die vielen „Kalenderbauten“ zur Bestimmung der Sonnenauf- und Untergänge, der Tageslängen im Verlauf des Jahres, überhaupt der exakten Jahreslänge und der Zeiten bestimmter Sterndurchgänge.

Wie sollte man diese technischen astronomischen Bauten errichten? Sie mussten groß und stabil sein, denn es könnte die Erde immer noch schwanken. Erdbeben werden noch häufig vorgekommen sein, denn die Erde beruhigt sich im Inneren nicht so schnell. Hier muss man die weltweiten technischen Bauten einordnen, wie die ägyptischen Pyramiden, Megalithanlagen, Steinkreise und eben auch die Bauten von Tiahuanaco und Puma Punku. Auch bei diesem Szenarium gehe ich davon aus, dass bei bestimmten (nicht bei allen, nur wo es technisch sinnvoll war) Bauten Gießmassen oder weiches, formbares Material verwendet wurde, das später aushärtete.

Bei allen 3 Szenarien gehe ich davon aus, dass für Bauten Rohstoffe genutzt wurden, die in der Region verfügbar waren. Allerdings gehe ich auch davon aus, dass keine hoch technisierte Zivilisation Steine abbaut und mühsam auf Maß schlägt, wenn sie auch gießen oder wei-

ches Material in Form bringen konnte. Das wurde erst akut, als die Wissenden nicht mehr verfügbar waren, als die Knowhow-Träger von einer wissenschaftlich schon degenerierten Priesterkaste abgelöst worden waren. Erst danach wurde mühsam aus Steinbrüchen Fels abgebaut, auf Maß geschlagen und zum Teil über weite Strecken transportiert. Nicht weil man es so wollte, sondern weil man es nicht mehr besser konnte. Daraus ergibt sich: Hochkulturen gießen oder formen, Nachfolger ohne Knowhow behauen natürlichen Stein. Der Schluss daraus: Verformte Steine oder Bauelemente sind ein Erkennungszeichen für eine HiTech-Vorkultur oder außerirdische Aktivitäten.



Bild 9: Auch das könnte Betonguss sein.

Wenn Sie sich z. B. Großbauten unserer heutigen Zeit ansehen: Alles Betonguss. Niemand würde heute auf die Idee kommen, Hochhäuser aus behauenen Stein zu bauen. Warum sollten das also intelligente Baumeister von damals gemacht haben? Nur weil unsere Wissenschaftler von heute annehmen, Betonguss sei unsere neuzeitliche Erfindung? Wobei zu beachten ist, dass ich nicht unseren heutigen industriellen Zementbeton meine, sondern das, was als sogenannter Geobeton langsam wiederentdeckt wird. Dabei handelt es sich um Gießmassen aus natürlichen Rohstoffen, die zu harten steingleichen Produkten aushärten. Werden diese Gießmassen in z. B. Holzformen verarbeitet, können gerade, glatte, präzise geformte Formteile entstehen. Geobeton ist für uns heute eine neue Sache. Meiner Meinung nach jedoch nur die Wiederentdeckung einer Werkstofftechnik, die unsere Vorkultur noch beherrschte, die wir aber im Laufe der Zeit vergessen haben. Dabei ist es überhaupt keine Hexerei, sondern nur das Erinnern an natürliche auf der Erde vorkommende Rohstoffe und deren Aufbereitung.

Lassen Sie uns einmal aufzählen, welche natürlichen Rohstoffe in allen drei Szenarien zur Verfügung standen: Holz, Kalkstein, Sand, Tonerden, Vulkanasche, Holzasche, Metallerze und Salze.

Damit lässt sich viel machen, wenn man das Wissen besitzt.

Aus Holz wurde durch Verkokung in Meilern Holzkohle gewonnen. Holzkohle ist ein wichtiger Grundrohstoff.

Mit Holzkohle kann Kalkstein gebrannt werden. Gebrannter Kalk kann mit Wasser abgelöscht und mit Sand vermischte werden. Das ergibt einen Mörtel, der an der Luft aushärtet. Aus Bruchstein und Mörtel können relativ stabile Bauten errichtet werden. Kalkmörtel ist aber nicht sehr fest und wenig langzeitbeständig. Für stabile Bauten zum Messen und Beobachten astronomischer Vorgänge sollte die Bausubstanz stabiler und präziser gefertigt sein. Hier reicht Kalkmörtel nicht aus. Wir müssen weitere Rohstoffe dazunehmen, die Festigkeit und Qualität verbessern. Wir beziehen Tonerden, Holzasche, Vulkanasche und Soda aus Salzseen ein. Damit kommen wir in den Bereich der Technik, die wir heute Geobeton



Bild 10: Vorgefertigte standardisierte Bauelemente.

nennen. Geobeton-Materialien gibt es erst seit relativ kurzer Zeit. Die Technik wird aber immer interessanter.

Ich zitiere aus einem Artikel von Dr.-Ing. Roland Herr von 2004 mit dem Titel:

„Geopolymere - eine neue mineralische Baustoff-Generation für den Brandschutz von Ingenieurbauwerken“

„Geopolymere sind nach ihrem Aufbau und ihren Eigenschaften eine neue Klasse von anorganischen, alumosilicatischen Bindemitteln. Ihre Struktur- und Festigkeitsbildung wird mit dem Begriff „Geopolymerisation“ beschrieben.“

Geopolymere sind künstlich hergestellte Alkali-(Erdalkali)-Alumosilicate mit amorpher bis nanokristalliner Struktur, die in ihrer chemischen Zusammensetzung mit den gesteinsbildenden, alumosilicatischen Mineralien, wie z. B. Feldspäten, Glimmern, Zeolithen, Tonen u. a. korrespondieren.“

Bei der Geopolymerisation reagieren wässrige Alkaliverbindungen (Wassergläser, Alkalilaugen) mit pulverförmigen alumosilicatischen Stoffen, wie Metakaolinen, (schwach gebrannten Tonen) Tonmineralien, Steinkohlen- und Braunkohlenflugaschen, Gesteinstäuben, Silica Fume, Feinsanden u. a.“

Ich möchte noch einen weiteren Artikel zitieren:

„Alkaliaktivierte Materialien (Geopolymere)“

*František Škvára1)
1) ICT Praha (TU)
Institut für Glas und Keramik
Technická 5, 166 27 Praha 6
Tschechische Republik
Kurzfassung*

„Alkalischlackenzemente, alkalisch aktivierter Portlandzement ohne Gipszumahlung, Zemente des Pyrament-Typs und geopolymere Bindemittel sind neue Arten anorganischer Bindemittel, deren gemeinsame Grundlage die alkalische Aktivierung des Klinkers oder latenthydratischer Stoffe, wie z. B. Schlacken und Flugaschen, ist. Die alkalische Aktivierung von Flugaschen gestattet Festigkeiten, die jene von Standardportlandzementen übersteigen können. Der Prozess der Erhärtung erfolgt in Lösungen mit pH-Werten über 12 und unterscheidet sich von Hydratationsprozess anorganischer Bindemittel, wie z. B. des Portlandzements. Bei diesem Prozess, der vorwiegend über die Lösung stattfindet, erfolgt ein Einbau von Al-Atomen (und wahrscheinlich auch der Ca-, Mg-Atome) in das ursprüngliche Silikatgitter der Flugasche. Es entsteht zwei- bis dreidimensional anorganisches Polymerhydrat (Geopolymerhydrat) mit der allgemeinen Formel $M[(SiO)AlO] \cdot nH_2O$ z n 2 - - - -.“

„Die Wirkung einer stark alkalischen Umgebung führt zur Aufspaltung der Si-O-Si-Bindungen. Gleichzeitige Anwesenheit von Aluminium führt zum Einbau von Al-Atomen in das Si-O-Si-Gitter. Es bildet sich ein zwei- bis dreidimensionales anorganisches Polymer – Geopolymer – aus.“

In einem Absatz des Artikels heißt es:

„Was verwendeten eigentlich die alten Ägypter und Babylonier für ihre Bauwerke? Das ist wortwörtlich ein ‚Pyramiden-Rätsel‘. Es waren wohl die alkalisch aktivierten Stoffe – die Geopolymere. Die Untersuchung dieser Stoffe hat große Bedeutung, da Pyramiden Jahrtausende

überstanden haben, während der normale Portlandzement bzw. Beton nicht mehr als zwei Jahrhunderte hinter sich hat!“

Wie Sie sehen, befasst sich bereits Industrie und Technik mit Geopolymer, es ist demnach keine Spinnerei. Es lassen sich mit dem entsprechenden Geopolymerwissen aus den oben genannten Rohstoffen, die in ähnlicher Form auch in alter Zeit verfügbar waren, feste, beständige keramische Gießmassen herstellen. In Formen gegossen und ausgehärtet, ergeben sie steinähnliche Formkörper, so wie wir sie heute noch in Puma Punku finden.

Sehen Sie sich im Hinblick auf das oben gesagte die Bilder von Puma Punku an (siehe Bilder 4-11).

Bild 4: Hier ist die Skizze eines der Steine/Bauteile von Puma Punku. Das ist ein typisches technisches Gussteil. Wer würde je auf die Idee kommen, so etwas aus dem vollen Stein zu hauen? Es ist völlig unklar, wofür dieses Teil gedacht war.

Bild 5: Das sind die Halbröhren, die von Däniken beschrieben wurden. Er hat sie damals als technische Teile für Rohrleitungen gedeutet.

Bild 6: Hier sehen Sie rechteckige Bauelemente mit geraden Flächen und glatten Kanten. Erinnert Sie das nicht an eine Baustelle von heute mit vorgefertigten Formteilen für den Hausbau aus dem Baustoffhandel?

Bild 7: Eine Ansammlung genormter gegossener Fertigbauteile.

Bild 8: Würden Sie solche Teile aus dem Vollen schlagen, wenn man sie aus Geopolymer gießen kann?

Bild 9: Das sieht aus wie ein Fundament, das aus dem Grundfels geschlagen wurde. Genauso gut könnte es aber auch eine gegossene Fundamentplatte sein, so wie man heute Betonplatten verwendet. Aufschluss darüber könnte eine Untersuchung des Untergrundes unter der Fels-/Guss-Platte ergeben.

Bild 10: Eine große schwere Platte mit geraden Kanten und Flächen. Behauen oder gegossen? Daneben eine ganze Reihe vorgefertigter Normteile, nach meiner Auffassung aus Geobeton.

Bild 11: Ein technisches Teil. Zu beachten sind die feinen Bohrungen am rechten und unteren Rand. Gab es damals schon Widia-Bohrer? Oder gehen wir vielleicht doch besser vom Gießverfahren aus?

Ich glaube, die Bilder dokumentieren eindeutig eines: Es spricht mehr dafür,

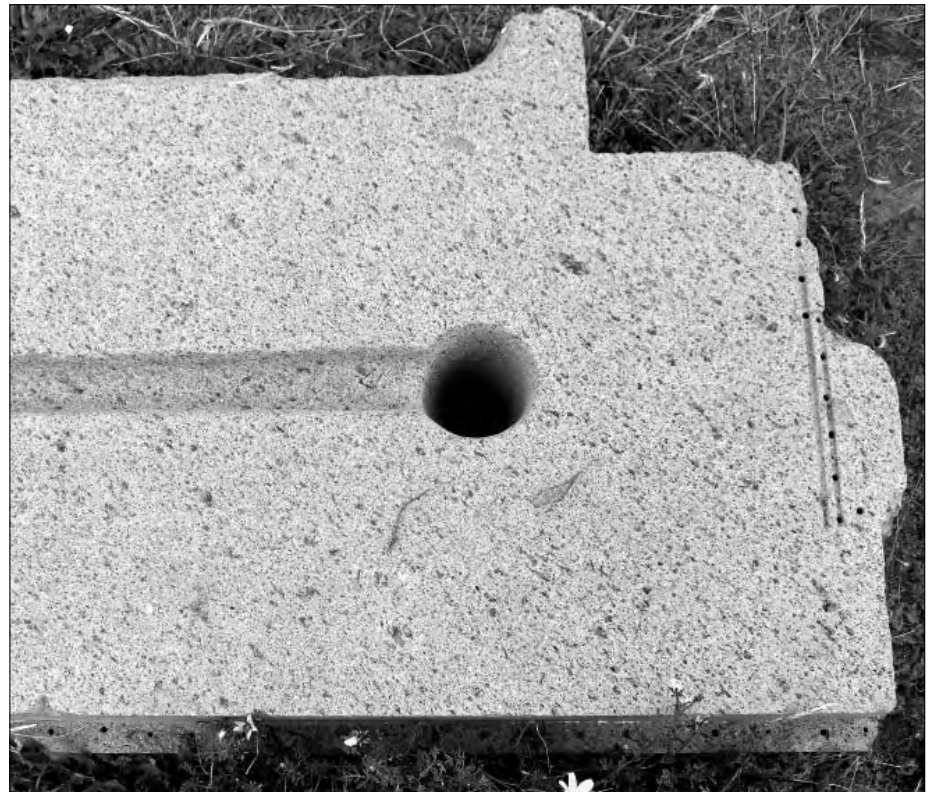


Bild 11: Für diese Feinbohrungen (rechts) bräuchte man schon ein Superwerkzeug.

dass die gezeigten Teile gegossen wurden, als dass Steinmetze sie händisch mit Hammer und Meißel geschlagen haben. Ich kenne die Argumente, die gegen Betonguss, Geopolymer oder Kunststein ins Feld geführt werden. Ich akzeptiere sie auch. Nur sind sie auch nicht beweiskräftiger als die Argumente für ein Gießverfahren. Es ist für mich so gesehen eine Pattsituation, die nur durch objektive Untersuchungen geklärt werden könnte. Diese sind jedoch nicht in Sicht. Aus diesem Grund plädiere ich dafür, die Puma-Punku-Steine so lange als gegossene Formteile zu betrachten, wie die klassische Archäologie keine überzeugenden Argumente für „Steinschlag“ vorweisen kann.

Es geht aber nicht nur um den Guss der Steine, obgleich schon das von der Archäologie nicht akzeptiert wird. Es geht auch darum, dass Puma Punku nicht von den Inka oder von indianischen Bewohnern vor den Inka ohne Hilfe gebaut wurde. Nicht, weil sie es möglicherweise nicht konnten, sondern weil es nicht nötig war, komplizierte technische Teile wie die von Puma Punku herzustellen. Warum sollten sie das also tun? Ein früher Erfinder des Lego-Systems, der einen Traum hatte? Wohl kaum!

Wenn die Inka als Baumeister ausfallen, impliziert das jedoch die An-

nahme einer HiTech-Vorkultur oder raumfahrender Baumeister. Die waren verantwortlich für die eigenwilligen Steine. HiTech-Leute hatten in Puma Punku eine technische Einrichtung geschaffen. Für welchen Zweck, ist noch nicht nachvollziehbar. Die Zivilisation hat den Ort verlassen oder ist untergegangen. Schriftliche Zeugnisse gibt es nicht. Durchaus möglich, dass nachfolgende Generationen die Bauten oder Teile davon für sakrale Zwecke verwendeten. Die Baumeister waren sie jedoch nicht.

Es geht mir darum, dass wir erkennen, dass es sich bei Puma Punku möglicherweise um Reste einer HiTech-Vorkultur oder auch von Raumfahrern handelt. Die Betonung liegt auf möglicherweise. Wir wissen es nicht und die Archäologie auch nicht. Es ist daher wichtig, diese Überreste zu bewahren und weiter zu untersuchen. Irgendwann, wenn wir in unserem Wissen weiter fortschreiten, werden wir vielleicht besser den Sinn erkennen und die Baumeister überführen. Bis dahin sollten wir uns jedoch der Meinung entziehen, Puma Punku sei ein ganz gewöhnlicher Tempelkomplex der Inka oder lokalen indianischen Stämmen.

(Fotos: Alle Bilder Gernot L. Geise, 2009)

Peter Hutter

„Germanische Stammväter und römisch-deutsches Kaisertum“ (OLMS 2000)

Nach nur zehn Jahren ist dieses Buch über die „Germanischen Stammväter“ schon ein Klassiker und kaum noch zu kaufen.

Peter Hutter erklärt unsere chronologiekritischen Probleme in bester wissenschaftlicher Weise, ohne dass der Autor unsere Fragen überhaupt kannte. Eine solche ‚colaterale‘ Arbeit ist wertvoll, weil sie unbeabsichtigt bestätigt, was wir auf anderen Wegen herausgefunden haben.

Der Slawenschöpfer Mauro Urbini wird von Hutter nicht erwähnt, aber alle Vorgänger bis ins Einzelne: Von Annius Viterbo ausgehend löst Hutter den Knoten der damaligen Geschichtserzeuger auf der deutschen Seite in minutiöser bildlicher Folge, dass mir selbst die Arbeit von Julio Caro Barroja als Vorstufe erscheint. Und den kennt er nicht einmal.

Das bedeutet nun für uns, dass Hutter den inneren Zusammenhang zwischen Geschichtsschreibung und Geschichtserfindung erkannt hat und in dieser Arbeit, die ihn zum Doktor werden ließ, auch allgemein verständlich mitteilen konnte. Dabei erfährt man viele Einzelheiten, z. B. diese: Enea Silvio, später Papst Pius II, schrieb seine eigene „Germania“, verschieden von der des Tacitus. Und: Vor Kenntnisnahme des Tacitus hatten die Deutschen keine Ahnung von Germanien, schreibt Sebastian Franck 1531. Das ist Wasser auf die Mühle von Hochart und Kammeier.

Kritik an Nannius gab es auch damals gleich, erläutert Hutter: Melanchthon durchschaute die Fälschung des Berosos, bekämpfte sie aber nur lasch, da er im Grunde diese Ideen für brauchbar hielt. Sowohl von Beatus Rhenanus als auch von Melanchthon wurde die Echtheit des nannischen Berosos bestritten: „Die führenden Köpfe des Protestantismus nahmen ihn nicht ernst ... (S. 41)“

Allerdings macht Hutter klar: Geschichtserfindung war im 16. Jahrhundert keineswegs eine perverse Handlung von Politikern (wie es heute üblich ist), sondern der Versuch von Humanisten, aus dem unbekanntem Vergangenen eine bekannte Größe zu erzeugen. Hutter fragt nicht, wie es kommen konnte, dass



Tuiscon (1543)

diese Vergangenheit unbekannt ist – der Katastrophismus wird nirgends berührt – aber er geht davon aus, dass „damals“, also später als 1500 n. Chr., eine Geschichte des deutschen Volkes völlig neu erfunden werden konnte, ohne dass irgendjemand dagegen Einspruch erhob. Wenn es Gegenentwürfe gab, dann nur, um eine anders gesinnte Meinung durchzusetzen, nicht aus dem Grunde, dass ja gar nichts (oder sogar Gegenteiliges) bekannt war von einer deutschen Vorgeschichte, die mehr als hundert Jahre zurückgelegen hätte.

In diesem Sinne ist Hutters Arbeit von überwältigender Klarheit und im deutschen Wissenschaftsbetrieb nicht mehr wegzureden.

Anders als einige Vorgänger, die schüchtern Anmerkungen zum Thema schrieben (die Hutter auch gebührend erwähnt), hat der Autor hier die bildhaften Konsequenzen gezogen und in einem reichen Tafelteil die geradezu irrwitzigen Erfindungen der deutschen Geschichtsschreibung vorgestellt. Da sieht man Keulen tragende und Har-

nisch bewehrte Vorläufer der deutschen Kaiser und Könige mit illustren Namen, die zum Teil damals gerade erdacht wurden, zum Teil auch dem gerade aufkommenden Christentum abgekupfert wurden, vor allem dem Alten Testament mit der Abstammungsfolge der Überlebenden der großen Flut, also der Nachkommen von Noah. Hier fängt das Lustigste für den heutigen Leser an, das Unverständliche natürlich auch. Denn was wissen wir denn heute noch von der Idee, dass alle Menschenkinder von einem Elternpaar abstammen, nicht nur von Ask und Embla (pardon: Eva und Adam), sondern auch von Noah und seiner meist ungenannten Frau?

Wenn alle Menschen Noahs Kinder sind, stammen sie alle aus dem Kaukasus, wo Noah am Ararat landete, war die damalige Folgerung. Ohne eine Wanderung von dort in die vielen Länder, die seitdem wieder menschenbewohnt sind, ist kein Bibelglaube erlaubt. Wenn aber auch die Hamiten sogleich Nordafrika einnahmen, wie man damals suggerierte, blieb keine Zeit, sie zu Sklaven zu machen, was sie ja sein sollten. Die neuen Christen in Deutschland hatten ebenfalls ihre Schwierigkeiten: Ist Askenas, ihr Vater, eingewandert? Und aus dem Kaukasus? Das spukt bis heute in den Akademien herum. (Ask, der Urvater aller ‚Germanen‘, und auch Asciburg bei Tacitus hängen ja wohl an dieser Erfindung).

Wir haben die Gnade, Spätergeborene zu sein und wissen nichts mehr von diesem Mythos, der die Lehrenden noch bis gegen 1800 n. Chr. beflügelte. Insofern ist uns heute die Abstammung von dem Stammvater Aschkenas auch gleichgültig, aber nicht so den Gebildeten des 16./17. Jahrhunderts!

Wir Aschkenasen (der Begriff hat heute nur noch Münzwert in Palästina, wo er die vorherrschende Klasse bezeichnet) haben also einen besonderen Vorteil: Wir sind uralte und stammen direkt von Gomer und dieser von Noah ab. Daraus leiteten damals die Geschichtsschreiber ihren Anspruch auf das hohe Alter der Deutschen und deren adlige (jüdische) Herkunft ab, und

damit glaubten sie, Deutschland in den Kreis der gefürchteten und edlen Herren der Welt eingliedern zu können. Dass das damals ihr Kaiser Karl (der Fünfte) schon wirklichkeitsnah tat, indem in seinem Reich die Sonne nicht mehr unterging, war ja nur ein Beweis für die Richtigkeit dieser Geschichtsschreibung. Oder entsprang er daraus?

Hieran knüpfen sich Fragen, die Hutter deutlich in den Vordergrund stellt und damit unserer chronologiekritischen Forschung die beste Unterstützung bietet. Was hat denn eigentlich die Historiker des 16. Jahrhunderts veranlasst, dermaßen fantastisch und fremdartig eine deutsche Geschichte zu produzieren, ohne irgendeine Rücksicht auf ältere Vorgaben?

Kann man denn bei Null anfangen, wenn andere Leute in der Umgebung noch eine Vorstufe kennen? Offensichtlich kann man das, sagt Hutter.

Damit wird Geschichtsschreibung zur Farce, zur Schimäre einer gebildeten Klasse, die unter sich ein Spiel ausführt, das schon bald zur gängigen Vorstellung für alle Studierenden mutiert und später nicht mehr auszurotten ist und sogar bis heute gültig bleibt. Auch wenn man die bibelbedingten Namen und freigeibig gezählten Zeiträume später korrigiert hat im Zuge der „Aufklärung“, blieben doch Personalitäten der Geschichtsschreibung jener Zeit im Kontext haften und wurden bis heute immer weiter ausgebaut, wie etwa der sagenhafte Vorgänger des berühmten Karl (des Fünften), nämlich Karl der Große. Den hat sogar Dürer mitgeschaffen.

So erfährt man bei Hutter, wie aus fürsten- und kirchenbedingter Anpassung historische Personen entstehen, die lange ihr Unwesen in den Köpfen der Gebildeten treiben und schließlich dermaßen wurzelverhaftet werden, dass sie mit allerbesten Kritik unserer Wissenschaftler des 19. Jahrhunderts nicht mehr auszurotten sind. Daran knabbern wir heute noch!

Auch der Erfinder des ganzen Schmus kommt dabei zur Sprache. Es war der gefeierte Annius von Viterbo, auch kosenamenartig Nanni genannt, denn er war ein sehr beliebter Schriftsteller seiner Zunft, der noch heute im Museum von Viterbo (Italien) als genialer Erfinder der europäischen Historiografie dargestellt wird: Hundert Jahre und mehr hat er die europäische Geschichtsschreibung an der Nase herumgeführt, eine Leistung ohne gleichen, liest man dort die stolzgeschwellten Sätze.

Für einige Länder waren es auch zweihundert Jahre, und da ein unausrottbarer Rest blieb, ist die Fabuliererei dieses genialen Mannes noch heute bestimmend für manche unserer Geschichtsdaten. Die Spanier waren wohl die Ersten, die sich davon befreiten, weil die kirchliche Theologie sich von dieser Freibeuterei langsam entfernt



25. Niclas Stoer Gambrivius 1543



26. H. Brosamer Suevius 1543

Zwei Könige

hatte. Insgesamt brauchte es aber auch dort zweihundert Jahre, bis man den Unsinn einschränkte, und wie gesagt: Ganz frei sind wir auch heute nicht davon. Annus mit seinem erfundenen Berossos und Flavius und Manetho werden auch heute noch als Quellen zitiert (z. B. in „wiki“).

Soweit es die Geschichtsschreibung betrifft, ist das ja auch korrekt, sie greift auf ihre eigenen Quellen zurück, das ist innerhalb der Akademie üblich. Wann diese Quellen erfunden wurden, ist unbestreitbar aufgedeckt worden durch die späteren Forschungen, eigentlich schon ab 1742 (Topper 1998, S. 80). Aber dass damit alle diese Bücher in den Höllenschlund der Betrüger fallen, hat wohl erst Hutter uns heute so deutlich gemacht.

Der aufgeklärte Zeitgenosse fragt sich natürlich, wie das denn sein kann, dass solche Erfindungen sich stückweise bis heute halten und dass die Aufdeckung fast unbemerkt an uns vorübergeht. Aber ehrlich: Ist es nicht allgemein so, dass eine auf der ersten Seite gebrachte Zeitungsmeldung lange in den Köpfen hängen bleibt, auch wenn sie schon am nächsten Tag als Lüge auf S. 16 klein unter dem Stichwort: „Berichtigung“ widerrufen wird?

Ein Nachtrag:

Bei meiner Arbeit am Buch „Das Erbe der Giganten“ stieß ich etwa 1974 auf ein Buch von Gaspar Ibañez de Segovia, der den Thubalismus und die anderen Geschichtsfälschungen der spanischen Humanisten rigoros ablehnt und mit guten Argumenten als Erfindungen bloßstellt, also vor allem gegen Berossos (bzw. Annius Viterbo usw.) gerichtet ist. Die Ausgabe von Ibañez, die ich in der Bibliothek vorfand, war von 1805 (3. Aufl.), die erste Auflage stammt schon von 1671 (!). Aus meinen Notizen erkenne ich, dass ich damals nicht begriff, dass es sich bei den frühgeschichtlichen

spanischen Königslisten um Fälschungen handelte oder dass ich dies zumindest nicht akzeptieren wollte, weil Ibañez auch Platons Atlantida als Erfindung hinstellte. Die Lektüre hätte auch anders für mich ausgehen können und mich vor dem dummen Fehler bewahren können, die Thubal-Königsliste in mein Erstlingswerk am Schluss aufzunehmen.

Ebenso war ich damals schon auf Josef Pellicer gestoßen, „Aparato de la Monarquia antigua de España“, der sich ebenfalls heftig gegen die damaligen Geschichtsfälschungen wandte.

Diese Aufdeckung der Fälschungsaktion hätte mich sogar noch weiter bringen können, etwa soweit wie Caro Baroja 1991 kam, der Ibañez mehrmals zitiert. Einige Teile in meinem Buch „Erbe“ (1977) hätte ich dann völlig anders geschrieben.

Na, „die Zeit war nicht reif dafür“, pflegt man zu sagen; warum sie ausgerechnet 1991 reif war, wäre eine Untersuchung wert. Denn Christoph Marx und Kollegen forschten ja schon seit Velikovskys Tod 1979 daran und gewannen nur Einzeldurchblicke. Erst Illig schaffte den Durchbruch, den er dann leider nicht völlig verstand. Jedenfalls war das 1991, das Jahr in dem Daehnhardt in Lissabon und Caro Baroja in Barcelona ihre Bücher gedruckt sahen. Und weitere Personen Hinweise gaben, die aber nur am Rande auftauchen (wie z. B. Thomas Riemer).

In jenem Jahr 1991 sah ich übrigens in Berlin die Doktorarbeit von Illig über Egon Friedell in einem Antiquariat im Wühlkasten, aber sie behagte mir nicht. Es steht vermutlich noch nichts Aufregendes drin, das auf die „Mittelalterlücke“ schließen ließ.

Uwe Topper

Der Sethos I.-Totentempel in Theben-West

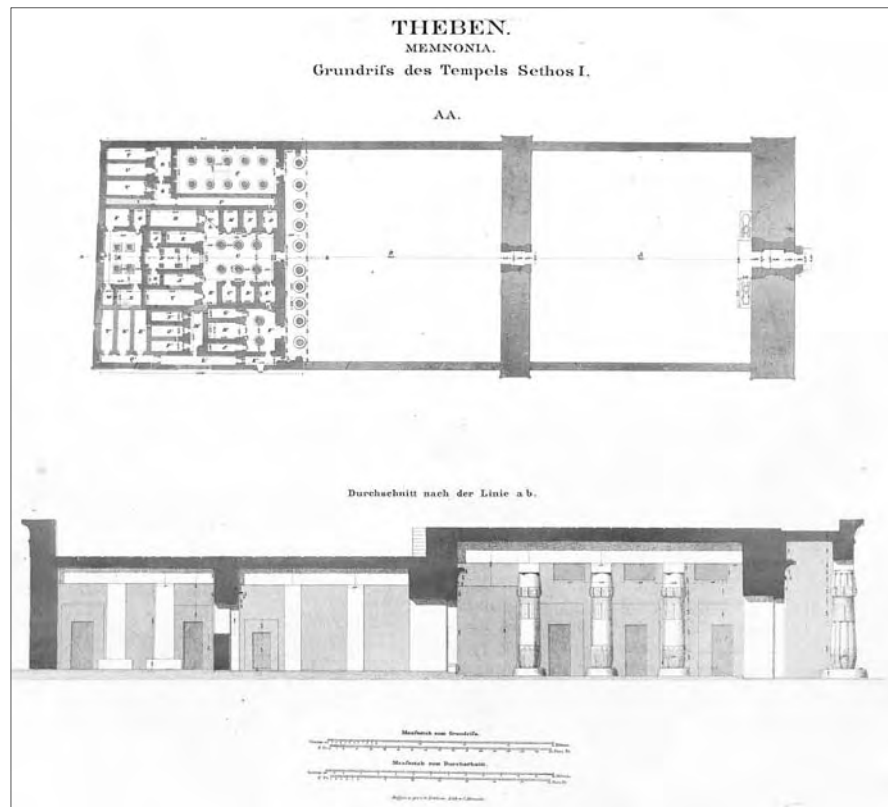
Gernot L. Geise

Der Totentempel von Pharao Sethos I. liegt bei al-Qurna in Theben-West, also der heutigen Luxor-Westbank. Er ist ein sogenanntes Millionenjahrhaus wie auch sein Tempel in Abydos. Der altägyptische Name des Totentempels Sethos I. lautet: „Das Haus des Geistes von Men-Maat-Re Sethos im Haus des Amun im Westen von Theben“. Nach aufwändigen Restaurationen und der Rekonstruktion des 1. Pylons wurde der Tempel im März 2004 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Sethos I. begann den Bau der Tempelanlage vermutlich in der Mitte seiner Regierungszeit (19. Dynastie). Der Tempel wurde für seinen eigenen Totenkult und den seines Vaters Ramses I. gebaut. Ramses I. schaffte es aufgrund seiner kurzen Regierungszeit nicht, sich einen eigenen Tempel zu bauen. Der Tempel wurde Amun-Re geweiht. Nach dem Tod Sethos I. vollendete sein Sohn Ramses II. den Tempel.

Ursprünglich wurde die Tempelanlage von einer 124 x 162 Meter langen Mauer umfasst. Die Mauer war 3,20 Meter dick, bestand aus Nilschlammziegeln und war wahrscheinlich 10,50 Meter hoch. Sie wurde durch mehrere Türme unterbrochen und ist heute wieder rekonstruiert. Der Eingang in den Tempel erfolgte von Osten her durch den ersten großen Pylon.

Bei diesem Tempel handelt es sich um eine klassische Tempelanlage, bestehend aus einem ersten und zweiten Pylon, dem Tempelgebäude und einem Gebäude mit Magazinräumen, einem Brunnen, dem „heiligen See“ und dem Tempelpalast. Betrat man den Tempel durch den ersten Pylon, fand man dahinter auf beiden Seiten je eine große Sphinx-Figur. Heute sind davon nur noch Überreste vor-



Alte Risszeichnung des Tempels.



Blick auf den rekonstruierten Tempel von Sethos I.

handen. Auf der linken Seite steht der Tempelpalast.

Der Prozessionsstraße folgend erreicht man die Reste des zweiten Pylon. Durch den dahinter liegenden Festhof gelangt man zu einem von zehn Papyrusäulen getragenen Portikus, durch den man in das Hauptgebäude kommt. Rechts vom Hauptgebäude liegen die Magazine. Der Sandstein für den Tempel wurde in den Steinbrüchen in al-Gabalayn gewonnen.

Sowohl der erste als auch der zweite Pylon waren aus Lehmziegeln errichtet. Beide hatten ein Tor aus Sandstein, die Stürze des ersten Pylons waren aus Sandstein, die des zweiten aus Granit. Der erste Pylon war mit den Kartuschen von Sethos I. und Ramses II. geschmückt. Von beiden Pylonen sind heute außer dem Grundriss nur noch wenige Bruchstücke erhalten.

Im Tempel des Sethos I. gibt es mehrere Sanktuare (Altarräume). Die größte der Kapellen war Sethos I. geweiht und für dessen Königskult bestimmt. Sie liegt an der südlichen Außenmauer des Hauptgebäudes.

Betritt man das Tempelhaus durch den Portikus, steht man in einer Hypostylhalle (Säulenhalle) mit sechs Säulen. Auf der linken Seite des Hypostyls liegen ein Barkenraum und der Statuenraum Sethos I. Auf der rechten Seite liegen die Kapelle des Talfestes und die Kapelle für den Kult von Isis und Osiris. An der Kopfseite des Hypostyls nach Westen schließt sich eine Querhalle an, hier liegen die Kapellen zu Ehren der Götter Mut, Ptah, Chons und Osiris. Zwischen diesen Kapellen befindet sich der Barkenraum des Amun.

Durch den Barkenraum des Amun gelangt man in einen Raum, dessen Decke von vier Pfeilern gehalten wird. Rechts und links davon liegen die Kapellen zu Ehren von Min-Amun-Kamutef, Amun-Re, Amun-Re-Harachte-Atum und Osiris. Die Wandreliefs zeigen Sethos I. mit den jeweiligen Göttern, denen er Opfergaben darbringt oder kultische Handlungen vollzieht.

In die Totenkulträume des Sethos I. gelangt man durch die Hypostylhalle. Es ist die größte Kapelle im Hauptgebäude.

Den Tempel Ramses I. im südlichen Teil des Hauptgebäudes erreicht man durch ein kleines Hypostyl mit zwei Säulen. An diesen kleinen Säulenraum schließen sich drei Sanktuare an. Die



Der Sethos-Tempel mit den umliegenden rekonstruierten Räumlichkeiten, deren Grundmauern aus Lehmziegeln nachgebaut wurden.



Die Vorderansicht des Tempels mit der vorgelagerten Säulenhalle.



Hypostylhalle mit sechs Säulen.

rekonstruierten Wanddarstellungen des Säulenraumes zeigen auf der rechten Seite die Götter Amun, Chons und Mut mit dem knienden Sethos I. Im mittleren Heiligtum ist Sethos I. dargestellt, wie er die Statue seines Vaters salbt. In den anderen Räumen ist an den Wänden dargestellt, wie Ramses I. und Sethos I. Opfer von Ramses II. entgegennehmen.

Im nördlichen Tempelteil befindet sich der Sonnenhof. Dieser Sonnenhof ist das Heiligtum des Re-Harachte. Die Inschriften auf den Wänden werden von Opferritualen und Tempelhandlungen beherrscht. In neun Nischen in den Wänden waren ursprünglich wohl Königsstatuen aufgestellt. In der Mitte des Hofes steht heute nur noch der Rest eines Opferaltars. Die Decke wurde ursprünglich von zehn Säulen getragen, die jedoch nicht mehr erhalten sind.

Links hinter dem ersten Pylon befand sich ursprünglich der Tempel oder Königspalast. Durch einen Portikus gelangte man durch zwei große Zugänge in eine Säulenhalle und von hier weiter in den Thronsaal oder in das sogenannte Erscheinungsfenster. Das ist ein Fenster, von dem aus der Pharaon dem Festgeschehen beiwohnte. Heute sind nur noch ein paar Mauerreste des Palastes übrig. Im Übrigen dominiert in dieser unter deutscher Regie wieder aufgebauten Tempelanlage der Beton, da wohl nicht alle Bruchstücke des ehemaligen Tempels gefunden wurden oder passend zugeordnet werden konnten.

Südöstlich des Hauptgebäudes befindet sich heute noch der in Mauern gefasste relativ kleine „heilige See“, der obligatorisch zu jeder Tempelanlage gehörte. Er besitzt eine Doppeltreppe, noch heute steht darin Wasser.

Ob die einst zerstörte und in unserer Zeit rekonstruierte Anlage mitsamt den einzelnen Gebäudeteilen und Räumlichkeiten ursprünglich wirklich so aussah, weiß niemand. Hier war, wie bei allen anderen ägyptischen Tempelanlagen, die Fantasie der Ägyptologen gefragt.

Quellen

Risszeichnung: Wikipedia.

Fotos: Gernot L. Geise.



Wand mit Reliefdarstellungen.



Innenhof



Der „heilige See“ mit einer Doppeltreppe.

Thema Ägypten

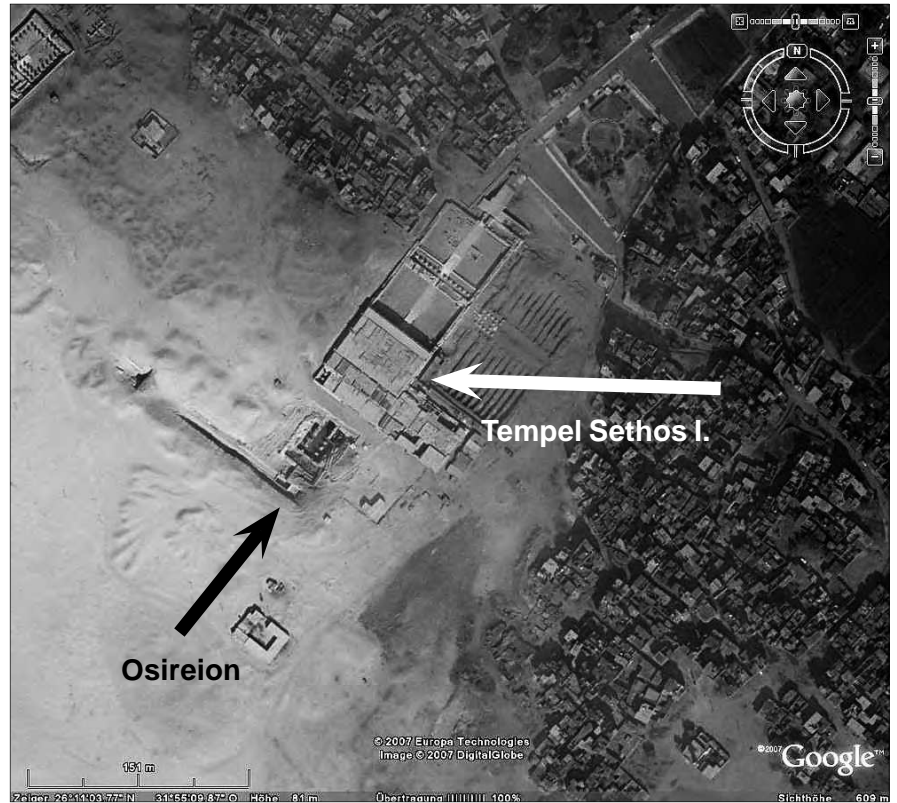
Das Osireion bei Abydos

Ein einzigartiges megalithisches Bauwerk

Gernot L. Geise

Vorwort

Zunächst ein Wort zum derzeitigen Sicherheitsstand in Ägypten. Die immer wieder in den Nachrichten gemeldeten teilweise gewalttätigen Demonstrationen finden fast ausschließlich in Nordägypten statt, in Kairo, Alexandria usw. In Luxor sowie in den ägyptischen Badeorten ist davon nichts zu bemerken. Aufgrund der Zusammenhänge mit der ägyptischen Revolution im Frühjahr 2011 und der bisher noch keineswegs stabilen Regierung ist allerdings der Tourismus sehr stark zurückgegangen. Darunter leiden natürlich die „kleinen“ Ägypter am meisten, deren spärliche Einkünfte zum Leben nicht ausreichen, sodass sie sie durch Bakschisch aufbessern müssen. Deshalb muss man sich nicht wundern, wenn man als Tourist etwa in Luxor sofort und überall von Ägyptern regelrecht überfallen wird, die eine Fahrt mit einer Pferdekutsche, Taxis oder Bootsfahrten verkaufen möchten. Ich war beispielsweise in einem Geschäft, und der Verkäufer sagte mir, ich sei der erste Tourist seit einigen Wochen, der seinen Laden betreten habe. Man muss sich in eine solche Situation einmal hinein denken. Schließlich muss auch die Miete des Ladens bezahlt werden, und die Ägypter haben fast immer eine Fami-



Draufsicht auf den Sethos-Tempel und dem vorgelagerten Osireion (Google Earth)

lie mit mehreren Kindern zu ernähren. Wie soll das gehen, wenn kein Tourist kommt, der etwas kaufen will?

Für Touristen kommt noch hinzu, dass sich die Preise für einen Pauschalurlaub in Ägypten seit letztem Jahr drastisch verteuert haben. Dieses Geld kommt jedoch nicht etwa den Ägyptern zugute, deren Preise sind

stabil geblieben. Es sind die großen Reiseveranstalter, die wohl versuchen, trotz der gesunkenen Touristenzahl ihren Gewinn beizubehalten.

Sicherheitsprobleme konnte ich keine feststellen. Die Ägypter sind nach wie vor freundlich und hilfsbereit, auch wenn erwartet wird, dass man ein Bakschisch gibt.



Panorama-Überblick über die Anlage.

Abydos

Der Totentempel von Abydos, der dem Pharao Sethos I. zugerechnet wird, ist vielen Ägypten-Besuchern bekannt. Für die zurückzulegenden rund 160 km muss man eine rund dreistündige Fahrt in einem Taxi oder Kleinbus auf sich nehmen, um von Luxor aus dorthin zu gelangen. Diese Fahrt kombiniert man am besten mit einem Besuch des Dendera-Tempels, der auf der Strecke liegt. Heute ist es nicht mehr nötig, wie noch vor ein paar Jahren, dass Bus- und Taxifahrten nur zu bestimmten Zeiten in einem Konvoi durchgeführt werden konnten, jeweils vor und hinter dem Konvoi ein Militärfahrzeug mit Bewaffneten.

Der Sethos-Tempel wurde ursprünglich von einer mehrere Meter dicken Mauer umfasst, die aus Nilschlammziegeln bestand. Größtenteils ist sie heute rekonstruiert.

Der Tempel ist bei den Grenzwissenschaftlern bekannt durch seinen sogenannten Hubschrauber-Fries, einem Deckenbalken mit Hieroglyphen, in welche ein Hubschrauber, ein U-Boot und diverse Waffen hineingedeutet werden. Sicher, wenn man die Darstellung sieht, ist es schon frappierend. Allerdings gibt es dafür eine ganz belanglose Erklärung. Erstens wurden die Hieroglyphen relativ schludrig und teilweise verzerrt angebracht, zweitens ist ein Teil des Verputzes abgeplatzt (wohl schon in früherer Zeit, denn ein Teil wurde ausgebessert), sodass der Eindruck entsteht, es *könnte* sich um die Darstellung von modernem Gerät handeln. Die Hieroglyphen lassen sich allerdings alle lesen, was bei einer bloßen Bilddarstellung von technischem Gerät nicht der Fall wäre.

Das Osireion

In diesem Beitrag möchte ich jedoch nicht über den Sethos-Tempel, sondern über das Osireion (auch Osirion, Osiron) schreiben, das sich von den Touristen unbeachtet hinter dem Tempel befindet (siehe das Google-Earth-Foto). Der Name „Osireion“ stammt von *Flinders Petrie*, der den Tempel zusammen mit *Margaret Murray* 1902 entdeckte. Dorthin verirren kann sich niemand, denn es gibt keine Möglichkeit, seitlich am Sethos-Tempel vorbei in den hinteren Bereich zu gelangen. Man muss also durch den Sethos-Tempel mit seinem Irrgarten an Gängen und Kammern hindurchgehen. Im hinteren Bereich be-



Blick auf die freigelegte Haupthalle des Osireions.



Die Haupthalle steht unter Wasser.



Man erkennt, welche gigantischen Steinblöcke hier verbaut wurden.

findet sich ein aufwärts führender Gang, der an einer normalerweise verschlossenen Gittertür endet. Da man von dort aus das Osireion nicht sehen kann, weil es vertieft in den Boden eingelassen ist, kommt auch kaum ein Tourist auf die Idee, einen der begleitenden, Bakschisch heischenden „Nachthemden“ darauf anzusprechen.

Bakschisch vorausgesetzt findet sich jedoch jemand, der den Schlüssel für diese Gittertür besitzt.

Das Osireion ist ein relativ kleiner Tempel, der sich südwestlich des Sethos-Tempels befindet und offiziell - aufgrund der gefundenen Inschriften - in das sogenannte Neue Reich datiert wird. Er soll wie der Sethos-Tempel aus der Zeit des Pharaos Sethos I. stammen. Der Tempel ist unterirdisch angelegt, heute fehlt allerdings die ehemalige Abdeckung der Haupthalle. Weiterhin steht er teilweise unter Wasser, sodass er nicht betreten werden darf. Das ist wohl auch der Grund dafür, dass die Anlage bis heute nicht weiter erforscht wurde. Die Ägyptologen einigten sich auf die (eigentlich völlig hirnrissige) Erklärung, es handele sich hierbei um die Nachbildung einer von Wasser umgebenen künstlichen Insel, wobei ich mich frage, wo denn die Insel sein soll.

Ursprünglich war das Osireion von einem Hügelgrab überdeckt, umfriedet mit Baumreihen. Der Eingang befand sich im Südwesten der Anlage. Von dort führte ein überdachter langer, abwärts führender Korridor südöstlich in eine rechteckige Kammer mit einem dahinter liegenden schmalen Raum. An den Wänden des Ganges wurden Malereien und Hieroglyphen angebracht, die die nächtliche Reise des altägyptischen Sonnengottes Re durch die Unterwelt beschreiben sollen. Unter Pharaos Merenptah hatte man am Südeinde des Ganges damit begonnen, die Malereien als Flachreliefs auszuführen.

Vergleiche ich vom Augenschein her den Baustil des Osireions mit dem Sethos-Tempel, so kommen doch Zweifel auf, dass beide Bauwerke in derselben Regentschaft (des Sethos I.) angelegt worden sein sollen.

Sicher, die Ägyptologen beziehen sich auf die an verschiedenen Wänden angebrachten Hieroglyphen und Bild Darstellungen, um den Tempel datieren zu können. Das erscheint mir jedoch zu einfach zu sein, denn auch ich kann heute irgendwo Texte in ein altes Gemäuer ritzen. Das sagt dann allerdings



Man erkennt, welche gigantischen Steinblöcke hier verbaut wurden.



Ein weiterer Blick hinunter in die Haupthalle.



Durchgang zu einem weiteren Raum.

nichts darüber aus, dass dieses Gemäuer erst heute errichtet worden sei, weil man meine Texte fand.

Der auf den ersten Blick deutlich sichtbare Unterschied zwischen dem Osireion und dem Sethos-Tempel besteht darin, dass hier megalithische Granitquader und -riegel verbaut wurden, im Gegensatz zum Sethos-Tempel, in dem fast ausschließlich kleinere Sandsteinblöcke verarbeitet wurden. Die Granitblöcke haben beeindruckende Längen von bis zu geschätzten drei Metern, bei einem Durchmesser von ebenfalls geschätzten mindestens einem Meter. Hinzu kommt, dass alle Blöcke säuberlich glatt und völlig rechtwinklig bearbeitet sind. Warum machte man sich die Arbeit, diese tonnenschweren Blöcke heranzuschaffen, um sie dann in einem unterirdischen Tempel zu verbauen? Da wäre es wesentlich sinnvoller gewesen, diese im Sethos-Tempel zu verbauen (gesetzt den Fall, dass beide Tempel im selben Zeitrahmen erbaut wurden). Unterirdisch – also vor Wind, Wetter und Sand geschützt – hätten es auch Sandsteinblöcke getan.

Die Haupthalle steht rund zwanzig Zentimeter unter Wasser, und man erkennt deutlich, dass sich im Boden mehrere ebenfalls exakt quadratische Schächte befinden, von denen man nicht weiß, wohin sie führ(t)en.

Wenn man nicht weiß, dass es sich bei den verbauten Blöcken um Granit handelt, erscheint die gesamte Anlage recht modern, schon aufgrund der exakt rechtwinkligen Strukturen.

Während alle Wände, Säulen und Decken im Sethos-Tempel mit Hieroglyphen und Bilddarstellungen überfrachtet sind, sieht man gerade mal an der Ostwand der Haupthalle solche Darstellungen (und auch im Zugangstunnel), weshalb ich zu dem Ergebnis komme, dass dieses Bauwerk unmöglich von Sethos I. errichtet wurde. Es wird wohl viel wahrscheinlicher sein, dass dieser Tempel bereits lange vor Sethos errichtet und nur von ihm übernommen und genutzt wurde. Ganz ähnlich, wie es mit den Gizeh-Pyramiden geschah, die ebenfalls bereits vor Ort standen, als irgendwelche Pharaonen sie als ihre eigenen konfiszierten.

Der Zugang zu diesem Tempel befand (bzw. befindet sich immer noch, allerdings für Touristen gesperrt) sich im Südwesten der Anlage. Von dort führt ein Tunnelgang vielleicht dreißig Meter bis zu einem kleineren Raum. Hier hat man die Abdeckung entfernt, sodass



Der originale Zugang zur Haupthalle.



Quadratische bzw. rechteckige Schächte im Boden lassen vermuten, dass es noch weitere Räumlichkeiten unterhalb gibt, die ebenfalls geflutet sind.



Die nordöstliche Wand der Haupthalle ist mit Hieroglyphen bedeckt. Ein Durchgang führt wohl in einen weiteren Raum.

man von oben hinein schauen kann. Die Wände sind mit Hieroglyphen verziert. Der Gang biegt hier exakt rechtwinklig ab in Richtung Nordwesten, wo er sich rund hundertfünfzig Meter weit fortsetzt. Hier hat man die Abdeckungen auf dem Gang gelassen. Leider ließ man mich nicht den ursprünglichen Zugang zu diesem Gang begutachten, da half auch kein Bakschisch.

Das Osireion widerspricht allen bekannten Tempelbauten Ägyptens. Es ist tatsächlich einzigartig! Es wurde unterirdisch angelegt und oberirdisch getarnt. So etwas macht man nur, wenn man etwas verbergen will. Alle anderen Tempel Ägyptens stehen oberirdisch da und sind teilweise schon von Weitem erkennbar. Schließlich wollten die jeweiligen Pharaonen ihrer Umwelt zeigen, zu was sie fähig sind, weshalb sie dann auch ihre Taten darin verewigten, auch wenn sie den jeweiligen Tempel irgendeiner Gottheit gewidmet hatten. Ein weithin sichtbarer Tempel lockte schließlich auch Besucher (Gläubige) an.

Es bleibt beim Osireion – genau wie bei den Gizeh-Pyramiden – die Frage offen, wie die tonnenschweren Granitblöcke dorthin transportiert wurden. Und wenn sie denn irgendwie dorthin geschafft wurden: Wie hat man sie in ihre endgültige Ruheposition verbracht, ohne erkennbare Zwischenräume zwischen den Blöcken? Und wie war es möglich, diese Granitblöcke derart exakt plan und rechtwinklig zu schneiden? Doch wohl nicht mit den den alten Ägyptern zugestandenem Steinkugeln und Kupfermeißeln!

Im Gegensatz dazu der Sethos-Tempel. Hier wurde überwiegend Sandstein verarbeitet, in allen Blockgrößen. Sandstein lässt sich auch mit Kupfermeißeln bearbeiten, weil er relativ weich ist.

Deshalb frage ich ketzerisch: Stellt das Osireion nicht vielmehr eine Hinterlassenschaft einer ehemaligen Vorkultur dar, die auf wesentlich höherem technischem Niveau stand als die späteren Pharaonenreiche? Im Urzustand dürfte diese Anlage aufgrund der verbauten gigantischen Granitblöcke sogar atombombensicher gewesen sein! Welchem Zweck dienten diese Räumlichkeiten also ursprünglich? Offiziell heißt es, es sei ein Tempel gewesen, in dem irgendwelche Riten stattgefunden hätten. Mag sein, dass das in späterer Zeit wirklich so war. Aber ursprünglich? Ob wir jemals den wahren Sinn und Zweck sowie die tatsächlichen Erbauer herausfinden können? ■



Der freigelegte Raum im Zugangsstollen. Hier biegt der Gang rechtwinklig ab.



Die Wand ist mit Hieroglyphen und Bildern versehen.



Der rechtwinklig abzweigende abwärts führende Gang zum Osireion.

Der Streit um Shakespeare

Wilfried Augustin

William Shakespeare ist Englands größter und bekanntester Dichter, siehe Bild. Umso befremdlicher ist, dass nicht unumstößlich klar ist, wer er war und wer seine Texte geschrieben hat. Es herrscht ein unerbittlicher literarischer Krieg zwischen der Gruppe der „Stratfordianer“ und der Gruppe der „Oxfordianer“. Während die Stratfordianer sagen, Shakespeare sei eben Shakespeare und die Texte ausschließlich von ihm, behaupten die Oxfordianer, Shakespeare hätte nur seinen Namen hergegeben. Geschrieben wurden seine Dichtungen in Wahrheit von einem Mitglied des Adels, Edward de Vere, 17. Graf von Oxford. Neutral scheint wohl niemand zu sein. Für uns deutsche Normalbürger ist der Streit weitgehend unbekannt und scheint uns ein wenig obskur zu sein, eben typisch britisch.

Was wäre jedoch, wenn unser eigenes „Volksgenie“ Goethe und seine

Arbeiten eine ungeklärte Identität hätten? Würde uns das kalt lassen? Wohl kaum! Heere von Germanisten und Deutschlehrern würden sich literarische Schlachten liefern. Wenn dann auch noch eine Verstrickung Goethes oder seiner potenziellen Schriftstellersersatzfigur in die Politik dazu käme, würden auch hier auf dem Kontinent die Wogen hoch gehen.

Wohl wissend um diese englische Kontroverse hatten wir als Einstieg in dieses Thema einen Beitrag von Georges Bourbaki in SYNESIS Nr. 2/2005 gebracht, der ausführte, dass Shakespeare die bekannten Dichtungen gar nicht geschrieben haben konnte.

Als Antwort darauf brachten wir im SYNESIS-Magazin Nr. 2/2011 einen Artikel von Helen Moorewood, einer Shakespeare-Forscherin und bekennenden Stratfordianerin. Titel: „Die Shakespeare-Stanley-Epitaphe in Tong, Shropshire“. Darin beschreibt

Helen Moorewood sehr detailliert das Umfeld Shakespeares, seine Kontakte und Erziehung in adeligen Kreisen und damit sein soziales Ansehen. Danach wäre er sehr wohl in der Lage gewesen, die bekannten Dichtungen zu schreiben. Es bedurfte keiner Spekulationen um andere Inkognitoautoren.

Nun kam kürzlich der Film „Anonymus“ von Roland Emmerich in die Kinos. Dabei geht es genau um dieses Geheimnis der Identität Shakespeares. Emmerich ist ein Spezialist für Actionfilme. Trotzdem nennt er seinen Film historisch. Was hat er also daraus gemacht, und was sagt die Shakespeare-Forscherin Helen Moorewood dazu? Wir waren sehr gespannt und haben sie um Stellungnahme gebeten.

Lesen Sie nachfolgend ihren Beitrag. Wir sind sehr stolz darauf, den Beitrag der britischen Forscherin zu diesem Thema im SYNESIS-Magazin bringen zu können. ■

Der Film „Anonymus“ von Roland Emmerich

Die entscheidende Frage: Wer eigentlich war William Shakespeare?

Helen Moorwood

Das Folgende ist die kürzest mögliche Zusammenfassung meiner Kritik an *Anonymus* als Engländerin in Deutschland und Shakespeare-Forscherin, die diese Kritik für die Leser des *SYNESIS-Magazins* auf Deutsch geschrieben hat:

- Wundervolle Kinematografie und Schauspieler,
- häufig verwirrende Nebenhandlungen und Rückblenden,
- auf keine Weise hat *Edward de Vere* die Werke von Shakespeare geschrieben.

Lesen Sie dazu das Buch *Contested Will* (siehe *Literatureempfehlung*) und folgen Sie am besten der öffentlichen

Diskussion um die Autorenschaft Shakespeares. Hoffen Sie, dass die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft die Ärmel aufkrepelt und dem Beispiel folgt.

Um diese Zusammenfassung zu erklären, ist es notwendig, einige Tatsachen in den Vordergrund zu rücken. Es ist der Versuch einer Zusammenfassung tausender Bücher und Artikel (und seit Kurzem Webseiten), die erschienen, bevor Roland Emmerich seinen historischen Thriller „Anonymus“ auflegte. In seiner Auslegung vertritt er die „Oxford-Shakespeare-Theorie“ mit der speziellen Variante Prinz Tudor II.

Was ist die Shakespeare-Autorenschafts-Kontroverse?

Anonymus, der letzte Film von Roland Emmerich, hat die Kontroverse über „Wer war Shakespeare?“ und „Wer schrieb Shakespeare?“ wieder belebt.

Der Film behauptet, dass alle Arbeiten, die Shakespeare zugeschrieben wurden, die von *Edward de Vere*, 17. Graf von Oxford, waren, der ‚Shakespeare‘ als seinen Künstlernamen verwendete. Dieses ist das letzte Echo von „*Ost ist Ost, und Westen ist West, und nie werden die Beiden sich treffen*“ [„*East is East, and West is West, and never the twain shall meet*“] (Rudyard Kipling, 1889). In diesem Fall sind

auf den gegenüberliegenden Seiten die Stratfordianer und die Oxfordianer.

Jeder, der *Anonymus* mit nur einem vagen Wissen des Hintergrundes der Kontroverse anschaut, könnte sich vorstellen, dass Emmerich das Resultat eines „verlorenen und gewonnenen Kampfes, des Hurly-burlys“ (die Hexen in *Macbeth*) anbietet. In diesem Fall könnte man sich vorstellen, dass der Kampf durch die Stratfordianer an die Verfechter des betrunkenen Possenreißerschauspielers von Stratford verloren wurde, wie Shakespeare im Film so dargestellt wird. Während die Oxfordianer, mit Oxford als die vollkommene, stattliche, aristokratische und künstlerische Lösung, als Sieger hervorgingen.

Keineswegs war es jedoch so: Die Kampflinien wurden vor langer Zeit aufgestellt, und der ‚Krieg‘ wird immer noch geführt.

Die Stratfordianer weisen alle möglichen Anträge von ‚Shakespeare-Alternativen-Autorschaft-Kandidaten‘ zurück: Sie seien irreführend oder ‚Verschwörungstheorien‘, die sich über jegliche geschichtliche Tatsache hinwegsetzen.

Die Oxfordianer setzen sich nicht nur den Stratfordianern entgegen, die sie als total fanatisch und ultra-konservativ betrachten, sondern auch allen anderen alternativen Kandidaten, den Baconianern, Marlovianern, Derbytitanern, usw. und auch den Gruppen-Theoretikern.

Ich bekenne im voraus, dass ich immer ein Stratfordianer gewesen bin und während meiner ganzen genealogischen Shakespeare-Forschung nie je einen möglichen Grund gefunden habe, meine Meinung zu ändern.

Das Anschauen von *Anonymus* und das Ablesen des ganzen Radaus, der ihn umgibt, hat mich als Stratfordianer noch gefestigt. Ich bin Engländerin, studierte Germanistin und wohne in Deutschland seit über dreißig Jahren. Meine ganze archivarische Forschung auf dem Gebiet der Shakespeare-Biografie und Genealogie geschah in den Staatsarchiven und Bibliotheken in England. Während der letzten zehn Jahre bin ich auch ein regelmäßiger Besucher der Shakespeare-Forschungsbibliothek in München gewesen. Ich habe daher einen ziemlich guten Überblick über die Geschichte der meisten Bereiche der Auteurschafts-Kontroverse in englisch und deutsch sprechenden Ländern. Es ist in diesem Sinne, dass ich den Lesern des *SYNESIS-Magazins* meine Ansicht der wichtigsten Probleme darstelle, die durch *Anonymus* angesprochen werden.

Zuerst wäre es passend, eine Zusammenfassung der Geschichte dieses ‚Krieges‘ zu geben, mit einigen Blicken

auf die gegenwärtigen verschiedenen Kampagnen, besonders durch deutsche Autoren. Anmerkungen werden auch gegeben, welche alternativen Kandidaten in *Anonymus* vorkommen.

Die Stratfordianer

Die Stratfordianer (eingeschlossen ist die überwiegende Mehrheit in der Shakespeare-akademischen und gelehrten Gemeinschaft weltweit) haben keinen Zweifel, wer William Shakespeare, Dramatiker und Dichter, ‚The Bard‘ war:

William Shakespeare, Schauspieler, ältester Sohn von John Shakespeare, Handschuhmacher, Bailiff (= Bürgermeister) von Stratford-upon-Avon, Warwickshire und Mary Arden vom naheliegenden Wilmcote, Warwickshire. Alle, die ihn kannten und über ihn schrieben oder seine Arbeiten während seiner Lebenszeit und kurz nach seinem Tod veröffentlichten, hatten keinen Zweifel über seine wirkliche Identität. In der Tat gab es während der zwei darauf folgenden Jahrhunderte überhaupt keinen Zweifel.

Es gab erhöhte Frustration, dass, trotz einer enormen Menge Forschung in den 18. und 19. Jahrhunderten, noch so viele Lücken in seiner Biografie und in seiner Ahnengeschichte waren. Trotzdem gab es nie Zweifel an der Echtheit der frühen Berichte. Für Stratfordianer hat diese Überzeugung trotz der Angriffe von allen Seiten bis heute gehalten.

Mehrere Webseiten sind diesem Thema gewidmet. Eine der populärsten und komplettesten ist „The Shakespeare Authorship Page. Dedicated to the Proposition that Shakespeare Wrote Shakespeare“. [„Die Shakespeare-Auteurschaft-Seite: Gewidmet dem Vorschlag, dass Shakespeare Shakespeare schrieb“]. Sie stellt Verbindungen zu mehreren frühen Berichten von und Reaktionen zu *Anonymus* zur Verfügung. Möglicherweise ist eines der besten Resultate von *Anonymus*, dass das Shakespeare Birthplace Trust seine verschiedenen Webseiten erneuert hat, einschließlich ein Ebook mit dem geeigneten Titel ‚Shakespeare Bites Back: Not so anonymous‘ [‚Shakespeare beißt zurück: nicht so anonym‘]. Nicht länger kann diese Organisation als eine Isolationistengemeinschaft beschuldigt werden. (Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft könnte vielleicht einige Lektionen davon lernen.) Im Sommer von 2011 starteten sie eine ‚Shakespeare Authorship Campaign‘ [‚Shakespeare-Auteurschaft Kampagne‘], um die verschiedenen umstrittenen Auteurschaftstheorien zu entlarven und die Stratfordianer-Position zu „demokratisieren“. Dieses war bereits im Juni 2011 in der Zeit bis zur Premiere des Filmes in einer Debatte sehr

klargestellt worden, die vom BBC im Fernsehen übertragen wurde. In der Hauptrolle auf der Stratfordian-Seite war emeritierter Professor Stanley Wells, allgemeiner Herausgeber der Reihe Oxford-Shakespeare seit 1978 und Vorsitzender des Shakespeare Birthplace Trust. (Das Video ist online.) Seine Argumente stellten die Ansichten von praktisch der ganzen weltweiten gelehrten Shakespeare Gemeinschaft dar, die behauptet, dass es mehr als genügend Beweise gibt, dass Shakespeare der Dramatiker und Dichter mit dem Mann aus Stratford identisch war. Niemand von denen, die ihn kannten, haben dieses bezweifelt, und seine Identität wurde von allen für mehr als zwei Jahrhunderte vollständig akzeptiert.

Alternative Auteurschafts-Kandidaten in Hülle und Fülle

Erst spät, in der Mitte des 19. Jahrhunderts, entstand das erste ernste Misstrauen, dass Shakespeare von Stratford, mit seinem niedrigen Hintergrund und minimaler Ausbildung, dem die Arbeiten des Genies zugeschrieben worden waren, diese vielleicht nicht geschrieben haben könnte.

Der erste vorgeschlagene alternative Kandidat war *Sir Francis Bacon* (1561-1626), dessen politische Karriere ihn zur Position des Lord Chancellor machte. Anerkannt war er zu seiner Zeit und seither als führender Renaissancephilosoph, -staatsmann, -wissenschaftler, -rechtsanwalt, -jurist, -autor und -pionier der wissenschaftlichen empirischen Methode. Der Vorschlag, dass er auch der Autor von Shakespeares Arbeiten war, wurde durch die Amerikanerin Delia Bacon veröffentlicht. Ihr Buch *The Philosophy of the Plays of Shakspeare Unfolded* [*Philosophie der Theaterstücke von Shakspeare entfaltet*] (1857) war die erste ernste Anti-Stratfordian Publikation. Anhänger von dieser Theorie wurden als *Baconians* bekannt. Die ersten hervorragenden Verfechter waren die amerikanischen Autoren *Mark Twain* und *Henry James*. Es hat viele Anhänger zu dieser Theorie seither gegeben. Diese haben gegenwärtig zahlreiche Webseiten, obgleich ihre Vorherrschaft während des ganzen 20. Jahrhunderts im Schwinden war. Sie wurden ausführlich und extrem sympathisch, obgleich irrtümlich, durch den Stratfordian American Professor *James Shapiro* behandelt. Sein hoch gepriesenes Buch *Contested Will* (2010) präsentiert wahrscheinlich die beste Behandlung des Themas und wird als solche für ziemlich lange Zeit bleiben. Trotz seiner Anwesenheit als hervorragende Figur seiner Zeit erhält *Sir Francis Bacon* keine Rolle in *Anonymus*. Er wird politisch vollständig

von William und Robert Cecil, Vater und Sohn, Emmerichs Erzschufte und Bösewichte, überschattet.

Am Ende des 19. Jahrhunderts kam der Vorschlag zugunsten des Dramatikers und Spions Christopher (Kit) Marlowe (1564-93). Gemacht durch den Amerikaner Wilbur Gleason Zeigler in seinem Buch, *It was Marlowe: a story of the secret of three centuries* [Es war Marlowe: eine Geschichte des Geheimnisses von drei Jahrhunderten] (1895). Nachfolger wurden *Marlovianer* genannt. Sie sind in den letzten Jahren von zwei deutschen Autoren, beide zufälligerweise aus München, vertreten worden: *Georges Bourbaki*, der einen Artikel über das Thema in *SYNESIS* Nr. 2/2005 schrieb. Auszüge davon wurden in *SYNESIS* Nr. 2/2011 von Wilfried Augustin (Mit-Redakteur von *SYNESIS*) zitiert: „Wer war Shakespeare?“. Auch Bastian Konrad, ein Neurologe, veröffentlichte vor Kurzem sein Buch, *Christopher Marlowe: der wahre Shakespeare* (Buch&Mittel, 2011). Das Hauptproblem für *Marlovianer* ist, dass Marlowe seine eigenen dramatischen Stücke in seinem eigenen Namen veröffentlichte, bevor er in einer Schlägerei in Deptford 1593 getötet wurde. Zu dieser Zeit waren einige von Shakespeares größten Theaterstücken noch gar nicht geschrieben. Um dieses zu erklären, musste die Theorie erfunden werden, dass der Mann, der in Deptford starb, nicht Marlowe war, sondern jemand anders. Marlowe lebte demgemäß noch jahrelang unter einem Pseudonym auf dem Kontinent, von wo er für das Londoner Theater regelmäßig Meisterstücke lieferte. Marlowe erhält eine kleine Rolle einschließlich seines Mordes in *Anonymus* und wird meistens als Kit angesprochen.

Dann kamen sämtliche Grafen. Der erste vorgeschlagene Graf im frühen 20. Jahrhundert war *Henry Wriothesley, 3. Graf von Southampton* (1573-1624) durch den Londoner J. C. Nicol, *The Real Shakespeare* [Der wahre Shakespeare] (1905). Er erwarb nie eine große Anhängerschaft und seinen Anhängern wurde deshalb nie ein Name gegeben. Southamptons Hauptanspruch zum Ruhm für Shakespeare war, dass er der Adressat für Shakespeares zwei lange Gedichte *Venus and Adonis* (1593) und *The Rape of Lucrece* (1594) war. Southampton erhält eine ziemlich führende Rolle in *Anonymus* als der Halbbruder und gleichzeitig der Sohn von Edward de Vere, also Resultat einer inzestösen Verbindung mit Königin Elizabeth. Das ist die sogenannte Prinz-Tudor II-Variante.

Er wurde von *Roger Manners, 5. Graf von Rutland* (1576-1612) gefolgt, dessen Hauptqualifikationen als Autor von



William Shakespeare

Hamlet sind, dass, als er in Padua war, zwei seiner Mitstudenten Rosencrantz und Guildenstern waren, und dass er 1602 Botschafter am königlichen Hof in Dänemark war. Der erste Vorschlag für ihn als Solo-Kandidaten wurde gemacht durch den deutschen Karl Bleibtreu im *Der wahre Shakespeare* (1907) und *Die Lösung der Shakespearefrage* (1909). Sein Hauptförsprecher war der französisch/belgische Professor *Célestin Demblon, „Lord Rutland est Shakespeare“, le plus grand mystère dévoilé: Shaxper de Stratford* [„Lord Rutland ist Shakespeare“, das größte Rätsel enthüllt: Shaxper von Stratford] (1912). Seine Nachfolger wurden *Rutlanders* genannt. Die produktivsten Autoren, die seinen Fall in den letzten Jahren unterstützen, sind Russen gewesen. Als ich einen russischen Professor (obwohl Astrophysiker, nicht englische Literatur) vor einigen Jahren fragte, ob Rutland als Shakespeare in Russland weithin bekannt war, antwortete er, mit Funkeln in seinem Auge, „Nein. Aber Russen glauben überhaupt nur an Verschwörungstheorien!“ Rutland, obgleich ein naher Freund des Grafen von Southampton, hat keine Rolle in *Anonymus*.

Des Weiteren kam *William Stanley, 6. Graf von Derby* (1561-1642). Der Vorschlag wurde zuerst vom Archivar James Greenstreet in 1891 gemacht, der zwei Briefe von 1599 durch den Jesuitenspion George Fenner entdeckt hatte. Darin war angegeben, dass Stanley „beschäftigt war, Theaterstücke für die gemeinen Spieler zu schreiben“. Aber es war der Amerikaner *Robert Frazer*, der zuerst die Theorie in einem Buch argumentierte, *The Silent Shakespeare* [Der schweigsame Shakespeare] (1915). Die Kandidatur wurde hauptsächlich von den Franzosen aufgenommen, als erster Professor *Abel Lefranc, Sous le Masque de William*

Shakespeare: William Stanley, VIe comte de Derby [Hinter der Maske des William Shakespeare] (1919). Seine Nachfolger wurden die *Derbyiter* genannt und haben ihren spätesten Verfechter im Amerikaner John Raithel auf seiner Webseite ‚The URL of Derby‘ gefunden. Der Amerikaner und emeritierte Professor *Leo Daugherty* hat sich auch intensiv mit Shakespeare-Derby beschäftigt in *William Shakespeare, Richard Barnfield and the Sixth Earl of Derby* (Cambria, 2010). In seinem Fall jedoch ist es mit dem Vorschlag, dass William Stanley ein starker Kandidat als ‚W. S.‘ und der ‚Fair Youth‘ in Shakespeares Sonetten ist, sowie der Adressat von Barnfields Sonetten. Professor Daugherty ist vermutlich der führende Experte für William Stanley, seitdem er seine erste Biografie für das *Oxford Dictionary of National Biography* (2004) geschrieben hat. Ich war etwas überrascht, dass Stanley keine Rolle in *Anonymus* erhielt, nicht zuletzt, weil er in 1595 Elizabeth de Vere, älteste Tochter von Edward de Vere, heiratete. Auch einige Oxfordianer sind bereit, zuzugestehen, dass Derby mit Oxford zusammengearbeitet haben könnte, als die beiden Shakespeare schrieben. Sogar das gab ihm keine Rolle in *Anonymus*.

Schließlich als vierter und letzter der Grafen kam *Edward de Vere, 17. Graf von Oxford* (1550-1604) an die Reihe, durch den Nord-Englischlehrer *Thomas J. Looney*, vorgestellt in seinem Buch ‚*Shakespeare Identified: in Edward de Vere, seventeenth Earl of Oxford* [Shakespeare Identifiziert: in Edward de Vere, siebzehnter Graf von Oxford] (London, 1920). Die Nachfolger wurden *Oxfordianer* genannt. Ihre größten neueren Verfechter waren Amerikaner *Charlton* und *Dorothy Ogburn* und ihr Sohn *Charlton Ogburn, jr.* Das letzte Buch in einer Reihe (1952, 1962) war *The Mysterious William Shakespeare* [Der geheimnisvolle William Shakespeare] (New York, 1984). Sie waren stolz, Sigmund Freud als Oxfords berühmtesten Verfechter zu nennen. Sympathisch über Freuds Miteinbeziehung und Argumentation wird von *James Shapiro* in *Contested Will* (2010) berichtet. Mittlererweise übernahmen die Oxfordianer die ‚*Prinzen Tudor Theorie*‘, die Königin Elizabeth als die Mutter von jeder Menge illegitimer Kinder sah, wie Edward de Vere, Graf von Oxford, Henry Wriothesley, Graf von Southampton und Robert Devereux, Graf von Essex.

1957 wurde die Shakespeare Oxford Society gegründet und besteht noch heute mit einer sehr aktiven Webseite und einigen Hundert Mitgliedern mit ziemlich lauten Stimmen. Einer von diesen ist ein Nachkomme von Edward de Vere,

Alleinige oder Hauptautoren

William Shakspeare*	Henry Wriothesley, Earl of Southampton*
Francis Bacon, Lord Verulam	Cardinal Wolsey
Edward de Vere, Earl of Oxford*	Robert Cecil, Earl of Salisbury*
William Stanley, Earl of Derby	Robert Burton
Roger Manners, Earl of Rutland	Sir John Barnard
Sir Walter Raleigh	Sir Edward Dyer
Christopher Marlowe*	Charles Blunt, Lord Mountjoy, Earl of Devon
Anthony Bacon	Queen Elizabeth*
Michael Angelo Florio	Sir William Alexander, Earl of Stirling
Robert Devereux, 2nd Earl of Essex*	John Richardson of Temple Grafton
William Butts	Anne Whateley
Sir Anthony Shirley	John Williams, Archbishop of York

Tabelle 1

Charles (Francis Topham de Vere) Beauclerk, Graf von Burford, 1. Herzog von St Albans. Sein letztes Buch, *Shakespeare's Lost Kingdom* [*Shakespeares verlorenes Königreich*] (2010), unterstützt vollständig die Theorie des ‚Prinzen Tudor Teil II‘. Noch einer ist Sir Derek Jacobi, ein berühmter Shakespeare-Schauspieler, der den Prolog in *Anonymus* liefert.

Zufälligerweise sind zwei der neuesten Bekehrten zur Oxford-Shakespeare-Theorie Deutsche. Einer von diesen ist selbstverständlich Roland Emmerich, der über das Thema einige Jahre gelesen hat und, gemeinsam mit dem amerikanischen Drehbuchautor John Orloff, einem Glaubensgenossen, *Anonymus* produzierte. Der zweite ist Kurt Kreiler, *Der Mann, der Shakespeare erfand* (Insel Verlag, 2009). Eine englische Übersetzung ist gerade erschienen: *Anonymus Shakespeare: the Man Behind* (Doeling und Galitz Verlag, 2011). Emmerich und Kreiler erschienen zusammen in einer Podiumsdiskussion auf der letzten Frankfurter Buchmesse, um ihren Film und das Buch zu fördern. Auf der Seite der Stratfordianer nahmen Shakespeare-Übersetzer Frank Günther und Tobias Döring, Professor an der LMU, München, Präsident der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft teil. Christopher Schmidt berichtete zum Abschluss in seiner Zusammenfassung:

„Hier tobt ein Religionskrieg, und Roland Emmerich hat sich mit seinem Film auf ein Schlachtfeld begeben. Nirgendwo in Frankfurt wurde so leidenschaftlich und erbittert gestritten wie in dieser Runde - der beste Beweis dafür, wie lebendig William Shakespeare ist.“ (Süddeutsche Zeitung Nr. 238/S. 17, Sa. /So. 15./16. Oktober 2011, Feuilleton, S. 17.)

Die meisten jener Bücher, die oben erwähnt werden, die die verschiedenen Kandidaten starteten, sind inzwischen als Ebooks online (mit Ausnahme von J. C. Nicol, *The Real Shakespeare*, 1905).

Eine Komödie der Irrtümer?

Während des 20. Jahrhunderts wurden über sechzig weitere Leute als Haupt- oder Gruppenautoren vorgeschlagen.

Eine nützliche Auflistung von diesen erschien in *John Michell, Who Wrote Shakespeare?* (Thames and Hudson, 1996; Taschenbuch, 1999), S. 37, 38. (Michells Biografie auf Wikipedia macht ihn den Lesern des *SYNESIS-Magazins* vielleicht interessant. Auch er interessierte sich für alle Rätsel und Geheimnisse.) Siehe Tabelle 1 und 2 (* zeigt Personen an, die mit sprechenden Rollen in *Anonymus* erscheinen. Einige/alle anderen können eventuell in den Hof- und Theaterszenen vom Film anonym erkannt werden. Seit 1999 sind noch mehrere neue alternative Autorenkandidaten erschienen, und die gegenwärtige Gesamtzahl ist bis zu 77 angestiegen).

Die Geschichte, wie sie im Film dargestellt wird

Anonymus startete in Deutschland am 8. November 2011. Der Film schildert *Edward de Vere, 17. Graf von Oxford* (1550-1604) als den ‚wahren‘ Autor aller Werke von *William Shakespeare* (1564-1616). Der letztere war, der Oxfordianer-Theorie entsprechend, bloß ein Strohmann, der seinen Namen für alle Publikationen des de Veres hergab. Er wird als betrunkenen, kleiner Schauspieler und Erzschorke dargestellt, der mit seinem ‚Freund‘ Autor *Ben Jonson* (1572-1637) zusammen Mitwisser dieser Täuschung war. Die wirklichen Schufte des Stückes waren die zwei Cecils, *William Cecil* der Vater (1520-98, alias *Lord Burghley*) und *Robert Cecil*, der Sohn (1563-1612, alias *1. Graf von Salisbury*), Lordkanzler einer nach dem anderen (Da Vater Cecil Sr. 1598 starb, erscheint er meistens in den Rückblenden.) Die beiden waren Experten im Darstellen von Ereignissen und der Verschleierung von Informationen - aus ihren eigenen politischen Gründen, und nicht zuletzt bei der Entscheidung der Nachfolger zum

Thron der Jungfrau-Königin (Elisabeth), die wohl gar keine Jungfrau war (was Edward aber erst am Ende des Filmes von Robert Cecil erfuhr).

William Cecil hatte eine wichtige frühere Rolle im Leben von Edward de Vere gespielt. Als sein Vater starb, als er acht Jahre alt war, wurde er in den Schutz von Cecil gegeben, der ihn mit einer ausgezeichneten Ausbildung versah. Und später sorgte er dafür, dass er seine Tochter Anne Cecil heiratete. (Warnung: historische Daten und Tatsachen werden im Film manipuliert. Dieses könnte als ‚dramaturgische Freiheit‘ entschuldigt werden, um die Hauptaussage zu verstärken, aber, da ich die meisten geltenden Daten and Tatsachen kannte, fand ich es oft ziemlich verwirrend.)

Der Film unterstützt die Oxfordian-Theorie auf eine ziemlich deutliche Art und Weise und folgt der Theorie der ‚Prinzen Tudor Teil II‘. Edward de Vere war demnach nicht nur der echte Autor von allen Shakespeares Theaterstücken und Gedichten, sondern war auch Sohn von *Queen Elizabeth* und später ihr Geliebter. Der Sohn dieser inestuösen Liaison war *Henry Wriothesley, 3. Graf von Southampton* (1573-1626), dem Shakespeare seine zwei langen Gedichte *Venus und Adonis* (1593) und *Die geschändete Lucretia* (1594) widmete. Es folgen noch ein illegitimer Sohn der Königin Elizabeth (1533-1603) und de Vere *Robert Devereux, 2. Graf von Essex* (1565-1601), der einen Aufstand gegen die Königin 1601 inszenierte, wofür er seinen Kopf wegen Verrates verlor. Dieser Aufstand war eines der letzten Ereignisse resultierend aus der lang anhaltenden Verzweiflung über Elizabeth, die nie den von ihr gewünschten Nachfolger nennen wollte, bis sie auf ihrem Sterbebett im Jahre 1603 lag.

Der Theorie zufolge war Oxford einer der Haupt-(il)legitimen-Kandidaten in der Reihenfolge zum Thron (als der älteste Sohn von Elizabeth).

Noch ein Kandidat war Southampton, sein Halbbruder und Sohn gleichzeitig. Essex kam auch unter ‚ferner liefen‘ mit mehr oder weniger den gleichen Qualifikationen wie Southampton.

Tatsächlich wurde ihr Nachfolger *James VI. von Schottland* (1566-1625), der *James I. von England* wurde. Er war Sohn der *Maria Stuart*, Königin von Schottland (1542-87), die, wie wir alle wissen, in 1587 durch Elizabeth (und William Cecil) enthauptet wurde. Die ‚Tatsache‘, dass James zum Thron hauptsächlich durch die Intrigen von Robert Cecil kam, wird erfinderisch und schlau von Emmerich unterstrichen. Das Theaterstück, das am Abend vor der ‚Essex rebellion‘ 1601 gewählt

wurde, ist geändert worden. Geschichte erzählt uns, dass es *Richard II.* war. Emmerich erzählt uns, dass es *Richard III.* war. Er erlaubte sich diese ‚dramaturgische Freiheit‘, um die Nebeneinanderstellung von Richard III. (ein Buckliger) mit Robert Cecil (auch ein Buckliger) zu ermöglichen.

Das Problem, dass Oxford in 1604 starb, also vor den Premierens von mehreren Shakespeares Meisterwerken, wird scharfsinnig gelöst, indem man Ben Jonson eine zusätzliche Rolle gibt. In einer der ersten Szenen erscheint er, während er durch die Straßen von London von einer Truppe Soldaten flüchtet. Unter seinem Arm sind einige Manuskripte, die er unter den Brettern des Fußbodens der Bühne des Globe-Theaters begrub, das sofort von seinen Verfolgern angesteckt wird. Eine der letzten Szenen sieht Jonson bei der Rückkehr, um zu finden, dass die Manuskripte das Feuer und deshalb auch Oxfords Tod in 1604 überlebt hatten. Das Globe brannte tatsächlich nieder, aber erst 1613. Noch ein Beispiel der ‚dramaturgischen Freiheit‘ Emmerichs.

Die Biografien von allen Obengenannten sind selbstverständlich gründlich erforscht worden und erscheinen kurz aber vertrauenswürdig auf Wikipedia. Das könnte vom Interesse für einige Leser sein, um festzustellen, wie weit andere ‚Tatsachen‘, die im Film dargestellt werden, von der geltenden Geschichte abweichen.

Der Film ist folglich im Allgemeinen die Biografie von Edward de Vere, Graf von Oxford mit der Widerspiegelung des Inhaltes aller üblichen Argumente durch Oxfordianer, die hauptsächlich vom dem Glauben abhängen, dass der Sohn eines Handschuhherstellers einer provinziellen Stadt, mit wenig Ausbildung nie die unsterblichen Werke des Bardens hätte schreiben können. Der ‚wahre‘ Autor muss eine gute Schul- und Hochschulausbildung gehabt haben, und weit gereist sein in die Länder, die in Shakespeares Theaterstücken erscheinen. Er muss andere Sprachen gesprochen und Verbindungen am Gerichts- und königlichen Hof gehabt haben. Idealerweise müsste er ein Aristokrat sein. Edward de Vere ist folglich der vollkommene Kandidat für die Oxfordianer. Der Grund, warum er seinen Namen als der ‚wahre‘ Autor verborgen hat, war, dass es undenkbar gewesen wäre, in der Tat skandalös, dass ein Aristokrat für das Theater schreibt. Im Film wird er häufig versteckt in einer Loge hoch über dem Publikum gezeigt, aus der er lächelnd seine eigenen Werke anschaut und sieht, wie der ‚anscheinend echte‘ Autor, der Possenreißer

Barnabe Barnes	John Florio	Mary Sidney, Countess of Pembroke
Richard Barnfield	Robert Greene	William Herbert, Earl of Pembroke
Richard Burbage*	Bartholomew Griffin	Henry Porter
Henry Chettle	Thomas Heywood	Elizabeth Sidney, Countess of Rutland
Samuel Daniel	King James I*	Sir Philip Sidney
Thomas Dekker*	Ben Jonson*	Wentworth Smythe
John Donne, Dean of St Paul's	Thomas Kyd	Edmund Spenser*
Thomas Sackville, Lord Buckhurst	Thomas Lodge	Richard Vaughan, Bishop of London
Earl of Dorset	John Lyly	William Warner
Sir Francis Drake	Thomas Middleton	Thomas Watson
Michael Drayton	Anthony Munday	John Webster
Walter Devereux, 1st Earl of Essex	Thomas Nashe*	Robert Wilson
Henry Ferrers	Henry, Lord Paget	
John Fletcher	George Peele	

Tabelle 2

William Shakespeare, von den Massen gefeiert wird.

Frühe Reaktionen auf den Film

Viele Interviews und Debatten, die seitdem online gegangen sind, hatten bereits vor der Premiere stattgefunden. Berichte von *Anonymus* erschienen in der Presse der englisch sprechenden Welt sofort nach seiner Premiere am Toronto International Film Festival (TIFF) am Ende September und nach seiner Öffnung bald danach in den USA, Großbritannien und anderswo. Webseiten mit dem Thema vermehrten sich stark über Nacht (Die Eingabe von „Anonymous, Emmerich, reviews“ auf Google Mitte November produzierte über zwei Millionen Einträge!). Sofort nach der ersten Vorführung in Deutschland veröffentlichten praktisch alle Hauptzeitungen und viele kleine Zeitungen im deutsch sprechenden Raum Berichte des Filmes.

Im Allgemeinen waren Berichte in der Presse enthusiastisch. Das Hauptlob galt den großartigen Ansichten Londons um 1600 aus der Vogelperspektive, den Fachwerkhäusern in der Stadt, dem Globe-Theater in vollem Betrieb und dem Tower von London mit seinen Gefangenen, die für Folterung und/oder Enthauptung vorgesehen waren. Ein Rezensent beschreibt dies als „fabulous state-of-the-art computer-animation scenes“ [„fabelhafte Computeranimationszenen“]. Alle Rezensenten (bis jetzt von mir gelesen) berichten kurz über dem Inhalt (wie oben angegeben), mit mehr oder wenigen Einzelheiten über Emmerichs eigene Erklärung für sein Interesse und seine Erwartung auf negative Reaktionen von der Shakespeare-akademischen Gemeinschaft. Die Annahme oder die Ablehnung der Oxfordianer-Behauptungen hängt selbstverständlich von dem Hintergrundwissen der Shakespeare-Studien durch den relevanten Rezensenten ab. Viele sind sich einig, dass diese Film-darstellung für jedermann

ziemlich überzeugend ist, der sich mit der Autorenfrage beschäftigt. Alle bemerken, es sei „typisch Emmerich“, außer dass er in diesem Fall seine Aufmerksamkeit von frei erfundenen Vorfällen weg zu einem zweifelhaften historischen Geheimnis gelenkt hat - einem Rätsel, woran er selbst leidenschaftlich glaubt. Die meisten Rezensenten nehmen zu dem Gebrauch von Rückblenden und schwierigen Nebenhandlungen Stellung. Einige finden sie vorhersagbar in einem Emmerich-Film, und andere finden sie gelegentlich verwirrend. Im Allgemeinen wurde der Film in hohem Grade für seinen Unterhaltungswert und die Bildtechnik empfohlen sowie für sein Aufgebot ausgezeichneter Schauspieler. Einige von ihnen sind sehr gut bekannt, z. B. Vanessa Redgrave als die gealterte Elizabeth, mit ihrer Tochter Joely Richardson als ihre jüngere Version.

Kritik zu dem Inhalt, d. h. Shakespeare gegen Oxford-Shakespeare, reichen von in hohem Grade genehmigend bis zu extrem feindlich, abhängig davon, wer geschrieben hat. Die meisten Journalisten schrieben in Richtung Stratfordianer und waren folglich in hohem Grade zwischen zweifelhaft und feindlich. Viele Blogger waren Oxfordianer und folglich vorhersagbar positiv über den Inhalt und gegenüber den Stratfordian-Reaktionen feindlich.

Der deutsche Zusammenhang

Was es speziell für die deutsch sprechende Welt macht, ist, dass Produzent Emmerich Deutscher ist (obgleich Unfallfilme in den USA seit fünfundzwanzig Jahren produzierend). Alle Studioszenen wurden im Studio Babelsberg in Berlin gedreht, mit einer unterstützenden deutschen Mannschaft. Emmerich deckte in einem Interview 2010 auf, als er beim Drehen in Berlin war, dass es unmöglich gewesen wäre, das in Amerika zu drehen, wo die überwiegende Mehrheit der Shakespeare-akademischen Gemeinschaft Stratfordianer

war und jeden möglichen Begriff einer ‚Verschwörungstheorie‘ als natürliche Folgerung zurückwies. Deutsche waren mehr bereit, ihre Türen und Verstand zu dieser Shakespeare-Oxford-Theorie zu öffnen. Es ist zu unterstreichen, dass Sigmund Freud auch ein früherer Verfechter der Shakespeare-Oxford-Theorie war. Auch (wie oben erwähnt), gleichzeitig mit der Forschung und der Vorbereitung für den Film über viele Jahren durch Emmerich und John Orloff (amerikanisch), der Drehbuchautor von *Anonymus*, erfolgte auch die Vorstellung eines Buches mit dem gleichen Thema durch den deutschen Kurt Kreiler, *Der Mann, der Shakespeare erfand* (Insel Verlag, 2009), mit einer englischen Übersetzung, *Anonymous Shakespeare: the Mann Behind* (Doeling und Galitz Verlag, 2011). Diese Informationen zusammenfügend, könnten einige Leser sich vorstellen, dass das Wiederaufleben der ‚Shakespeare-Oxford-Theorie‘ ein deutsches Phänomen ist. Das ist jedoch nur teilweise zutreffend.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts adoptierte Deutschland Shakespeare fast als ‚gebürtigen Sohn‘, als die Gebrüder Schlegel (August Wilhelm und Friedrich) ihn als eine der größten Inspirationen der romantischen Bewegung annahmen. Die Schlegel-Tieck-Übersetzungen machten ihn sehr populär in Deutschland, nicht zuletzt durch Heinrich Heine. Diese Übersetzung ist während des ganzen 19. Jahrhunderts populär geblieben, und deutsche Gelehrte folgten der Autorschafts-Kontroverse mit großer Aufmerksamkeit. Jedoch, wie oben gezeigt, wurden die meisten alternativen Anwärter ursprünglich in Amerika und in Großbritannien vorgeschlagen. Ein Deutscher erschien zugunsten des Grafen von Rutland, aber in diesem Fall wurde die Führungsrolle in Frankreich und später Russland übernommen.

Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft wurde 1864 in Weimar gegründet, zum Studium seines Lebens und seiner Arbeiten gewidmet. Sie hat eine gut gefüllte Shakespeare-Bibliothek. Neben vielen anderen Shakespeare-Zentren in Deutschland ist die Shakespeare-Forschungsbibliothek der Ludwig-Maximilian-Universität München mit über 22.000 Büchern und Artikeln eine der größten der Welt, die dem ‚Bard‘ gewidmet ist.

Die Leser dieses Artikels könnten sich sicherlich nach den oben genannten Punkten in den letzten Absätzen vorstellen, dass der Film *Anonymus* ein deutscher Film ist, der eine deutsche Stellung im Geheimnis ‚Wer war Shakespeare?‘ anbietet. KEINESWEGS! Die meisten

deutschen Journalist-Rezensenten (die ich gelesen habe), legen *Anonymus* in die gleiche Kategorie wie Emmerichs vorhergehende Desaster-/Verschwörungsfilm und mehr als Anschluss zum Fantasiefilm *Shakespeare in Love* (1998). Das war eine ausgezeichnete Darstellung von London ca. 1600 mit seinen ganzen Hofintrigen, aber reine Fantasie. Einige lassen die Entscheidung über die Identität ganz offen, mit der Andeutung, dass die ganze Autorschaftskontroverse viel Lärm um Nichts ist, z. B.

„So hat Roland Emmerich einen Film über die Macht, die Strahlkraft des Wortes und die Faszination des Theaters gedreht. All das feiert auch William Shakespeare in seinen Stücken. Wer immer er war.“

(Michael Schleicher, *Müncher Merkur* Nr. 259, 10 November 2011.)

Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft hat schon (Ende November 2011) in Online-Artikeln mit Protesten an den Behauptungen in *Anonymus* Anstoß genommen. Sie vertreten eher auf scholastische Weise die ‚demokratisierende‘ Shakespeare-Autorschaft-Kampagne vom Shakespeare-Birthplace-Trust. Der Hauptbeitrag bis jetzt ist eine eingescannte Kopie im kleinen Druck einer großen vollständigen Seite vom Shakespeare-Übersetzer, „Frank Günthers Antworten auf Emmerichs Fragen im Feuilleton der WELT“. Es wird interessant sein, die Resultate des „Preisausschreibens“ auf ihrem Kongress im April 2012 in Bochum zu lesen: Wer entdeckt die meisten Sachfehler in „Anonymus“?

Die Ansicht über Anonymus der Autorin Helen Moorwood

Es war selbstverständlich mit Wissen der meisten der oben genannten Tatsachen, dass ich den Film (englische Version) am 12. November am Cinema, München gesehen habe. Ich wusste im Voraus, dass ich gegenüber dieser Oxfordianer- und der Prinzen-Tudor-Version der Shakespeare-Oxford-Geschichte voreingenommen war. Ich hatte das Problem, dass ich von der Geschichte der Periode schon soviel wusste. Ich hatte unzählige Berichte vorab gelesen. Ich wusste auch im Voraus, dass meine Version mein eigenes Wissen reflektieren würde, genau wie bei allen anderen Rezensenten. Dennoch freute ich mich darauf, eine dramatische Darstellung des Lebens von einem von Shakespeares Zeitgenossen zu sehen, der sich ohne Zweifel in den gleichen Kreisen bewegte.

Wie alle anderen schätzte ich die wundervollen Szenen von London, genoss das großartige Schauspiel und

fand es wert, den Film allein aus diesen Gründen anzuschauen. Ich hatte Probleme mit Emmerichs Action-Szenen. Ich hatte keine seiner vorhergehenden Action-/Desaster-Hollywood-Blockbuster Filme - *Godzilla*, *Independence Day*, 2012, und so fort, gesehen. Es war interessant zu sehen, wie gut diese Darstellungsweise dem Inhalt in diesem Fall gerecht wurde. Jedenfalls bis zu einem bestimmten Punkt. Dann aber fühlte ich mich leicht geistesgestört durch die Geschwindigkeit der Ereignisse, die nonstop abliefen, mit wiederholten Rückblenden auf fünf oder vierzig Jahren zuvor. Alle fünf Minuten, schien es, gab es einen Mord oder eine Folterzene, eine inzestuöse Liaison, einen Schwertkampf, noch einen Mord, noch ein Komplott, noch eine Intrige, einen Aufstand, eine Hinrichtung, noch eine Rückblende, usw. ... Die meisten dieser Ereignisse geschahen in der Tat, aber waren für mich, in zwei Stunden hineingestopft, überwältigend! Ich fand auch einige der vielen Nebenhandlungen eher verwirrend und war nicht immer sicher, ob wir noch fünf Jahre früher waren oder bereits zurück zur Gegenwart zwischen 1598 und 1604.

Als ich beim Schreiben dieses Artikels war, fand ich mich so verwirrt von einigen Punkten, dass ich in eine zweite Vorstellung ging, Notizbuch in der Hand, in die Museum-Lichtspiele in München. Mittlerweile hatte ich auch James Shapiro, *Contested Will* (2010) zu Ende gelesen. Ich klärte einige der Punkte auf, die mir bei der ersten Filmsicht unklar waren. Ich war aber immer noch verwirrt durch einige der erfundenen Ereignisse, die als Tatsache dargestellt wurden. Um nur ein Beispiel zu geben: In einer der Rückblenden spielt Edward de Vere, ein frühreifes neun Jahre altes Kind, als Kobold in *Ein Sommernachtstraum*, aber nicht nur als Schauspieler, sondern auch als der Autor des Stückes! Wenn man dieses glauben kann, kann man alles glauben! Einer der Zuschauer klatschte am Ende des Filmes. Möglicherweise war er/sie eine(r) davon, der/die alles glaubt?

Emmerich lässt seine Ziele eindeutig erkennen: so dramatisch wie möglich eine Geschichte vorzustellen, an die er glaubt, in der Hoffnung, dass er irgendwelche Zaudernde in das Oxfordianer-Lager locken könnte. Sein historischer Thriller enthält folglich alle Elemente, die seine Theorie stützten. Er schrieb bekannte Geschichte neu um, wie es seinem Zweck entsprach. Ich will das nicht groß kritisieren. Schließlich verdrehte Shakespeare auch historische Tatsachen, um seinen Zwecken zu entsprechen. Aber

andererseits schrieb Shakespeare für dramatische Zwecke, während Emmerich erscheint, als habe er eine Mission. Meine Hauptkritik liegt daher in der groben Handhabung einiger historischer Daten, sowie die Einbeziehung so vieler erfundener Ereignisse als geschichtliche Tatsache und auch die Weglassung von so vielen (nach meinem Verständnis wichtigen) historischen Ereignissen. Deren Einbeziehung hätte jedoch womöglich noch mehr Nebenhandlungen und Durcheinander produziert.

Deutsche Zuschauer sollten sich des Gedankens erwehren, dass ein deutscher Filmemacher jetzt die Antwort zu allen Shakespeare-Rätseln produziert hat!

Das hat er nicht! Aber mindestens hat er eines der Rätsel populär gemacht und es lebendig erhalten für eine weitere Generation von Shakespeare-Liebhabern.

Ich zitiere Shakespeares Worte von Anthony in *Julius Cäsar*: „Ich komme Cäsar zu begraben, nicht um ihn zu loben“. Emmerich hatte in seinem Film vor, den Stratfordianer-Shakespeare zu begraben, und bestimmt nicht den Schauspieler von Stratford zu preisen. In Privatem (und in der Öffentlichkeit) hoffte er, dass sein Film dazu dienen würde, die Debatte offen zu halten. So habe ich wenig Hoffnung, dass die ‚Shakespeare-Oxford-Theorie‘ in naher Zukunft begraben wird, und habe keinen Zweifel daran, dass seine Anhänger fortfahren, den Film kurzfristig zu preisen. Meine Erwartung ist, dass der Film langfristig für seine Sichteffekte gepriesen wird, aber dass im Verstand des Publikums der Inhalt schließlich als frei erfundene Fantasie begriffen wird. Dieses hängt jedoch zum großen Teil davon ab, wie viele Zuschauer auf die Webseite der Shakespeare-Autorschaft-Kampagne gehen und sich Gegenargumente ansehen.

Empfohlene Lektüre

Mittlerweile kann ich ein Buch nicht genug empfehlen. Es wurde kurz vor dem Radau, der durch *Anonymus* ausgelöst wurde, veröffentlicht. Dieses ist öfter oben erwähnt worden: *Contested Will: Who Wrote Shakespeare?* (Simon und Schuster, gebundenes Buch 2010; Faber und Faber, Taschenbuch 2011) von James Shapiro, Professor von Englisch und Literaturwissenschaften an der Universität von Columbia. Dieses überprüft sympathetisch, eher aus Bedauern als aus Ärger [„more in sorrow than in anger“, Hamlet], WARUM es so viele Shakespeare-alternative Autorschaft-Kandidaten gegeben hat. Er konzentriert sich hauptsächlich auf die Ansprüche durch Baconianer und Oxfordianer und wiederholt auf höchst lesbarer Weise die

Shakespeare-/Stratfordianer-Gegenargumente aufgrund von Dokumentation. Bis jetzt gibt es keine deutsche Übersetzung, aber es wird ohne Zweifel durch die Webseite der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft zitiert. Wenn nicht, so sollte es zitiert werden. Shapiros Reaktion auf *Anonymus* erschien in der New York Times am 20. Oktober 2011 betitelt ‚Hollywood Dishonors the Bard‘ [Hollywood entehrt den Barden] (online), in dem er weit kritischer als in seinem Buch ist. Als Äquivalent von meinen eigenen Ansichten veranschlage ich zwei Berichte des Buches, mit dem ich übereinstimme. Boyd Tonkin in einem Bericht von Shapiros *Contested Will* in *The Independent* am Freitag, 26. März 2010 (online):

The „authorship question“ joins 9/11 and Diana’s death as fodder for suspicious minds keen to unmask a four-century old „governmental cover-up“. „Oh, that way madness lies,“ as King Lear fears. Shapiro shows us how, and why, to shun it.

Die „Autorenschaftfrage“ verbindet 9/11 und Dianas Tod als Futter für die, die scharf darauf sind, ein Vierhundertalters-Komplott der Regierung zu demaskieren. „Oh, in dieser Richtung liegt Verrücktheit“, wie König Lear fürchtet. Shapiro zeigt uns, wie und warum sie zu vermeiden ist.

Noch eine Kritik des Buches war in *The Guardian*, Samstag, 20. März 2010 (online), womit ich auch total übereinstimme. Dieses war von Hilary Mantel, einer britischen Autorin von vielen in hohem Grade beifallswürdigen historischen Romanen, das neueste *Wolf Hall* (2009) im Tudor-Zeitraum (obwohl während der Herrschaft Henry VIII. eher als Elizabeth I.), der den Mann-Booker-Preis gewann. In ihrem Bericht über *Contested Will* schrieb sie eine Zusammenfassung von Shapiros Position und die der Shakespeare-akademischen Gemeinschaft im Allgemeinen. Sie fängt an, indem sie Shapiros vorhergehendes Buch, *1599: A Year in the Life of William Shakespeare* [1599: Ein Jahr im Leben von William Shakespeare] (London, Faber und Faber, 2005) zusammenfasst:

In his brilliantly readable 1599, a study of a decisive year in the playwright’s life, Shapiro put it like this: „Shakespeare held the keys that opened the hearts and minds of others, even as he kept a lock on what he revealed about himself.“

In that book Shapiro showed that, though we may have no access to the poet’s inner workings, we do know quite a lot about the public career of the man who made a living in London as actor and playwright. We know enough

to persuade a reasonable sceptic that there is only one, economical explanation for the plays: Shakespeare wrote them, mostly by himself, sometimes in collaboration. But why do so many people insist that the man from Stratford is an imposter, a fraud, a cover for some more illustrious name? Where did the controversy arise? What are its roots, and how did it grow and sustain itself?

It’s a tale of snobbery and ignorance, of unhistorical assumptions, of myths about the writing life sometimes fuelled by bestselling authors who ought to know better. The trail is strewn, Shapiro says, with „fabricated documents, embellished lives, concealed identity, calls for trial, pseudonymous authorship, contested evidence, bald-faced deception, and a failure to grasp what could not be imagined.“ ...

In seinem glänzend lesbaren Buch 1599, eine Studie eines entscheidenden Jahres im Leben des Dramatikers, präsentiert Shapiro es folgendermaßen: „Shakespeare hielt die Schlüssel, die die Herzen und den Verstand von anderen öffneten, selbst wenn er einen Verschluss enthielt, was er über sich selbst enthüllte.“

In jenem Buch zeigte Shapiro, dass, obwohl wir keinen Zugang zum Dichter haben können, zu seinen inneren Funktionen, wir uns ziemlich gut auskennen in der allgemeinen Karriere des Mannes, der ein Leben in London als Schauspieler und Dramatiker lebte. Wir wissen genug, um seine Skeptiker zu überzeugen, dass es nur eine ökonomische Erklärung für die Spiele gibt: Shakespeare schrieb sie, meistens allein, manchmal in Zusammenarbeit. Aber warum beharren so viele Leute darauf, dass der Mann von Stratford ein Hochstapler war, ein Betrüger, eine Abdeckung für irgendeinen anderen berühmten Namen? Wo entstand die Kontroverse? Was sind die Wurzeln und wie ist sie gewachsen und hat sich selbst unterstützt?“

Es ist eine Geschichte des Snobismus und Unwissenheit, von unhistorischen Annahmen, von Mythen über das Schreiberleben, manchmal verstärkt von den Bestsellerautoren, die es besser wissen sollten. Die Spur wird gelegt, sagt Shapiro, mit „gefälschten Urkunden, verschönerten Leben, verborgener Identität, Aufrufen zu Prozessen, pseudonymer Autorschaft, gewetteifertem Beweis, vorge-täuschten Identitäten, strittigen Beweisen und einer Unfähigkeit, zu begreifen, was nicht vorstellbar sein könnte.“ ...

Entschleierte Geheimnisse der Stauferzeit

Roland Scharff

Was uns symbolische Darstellungen der HERZGRAB-Kassette für Friedrich Barbarossa, die Symbolik in und unter der staufischen Templerburg LOHRA sowie der Ruine des Zisterzienserklosters Georgenthal und der Kirche Hohenkirchen aus vergangenen Zeiten erzählen.

In memoriam Manfred Vogt

Vorwort

*„Ich will den gold'nen Schatz
der heil'gen Sagen
aus dem versunk'nen Schacht
zum Lichte zieh'n...“*

(Ernst von Wildenbruch)

In den zurückliegenden 150 Jahren sind viele Publikationen dem Leben und Wirken des wohl populärsten römisch-deutschen Kaisers des Mittelalters, Friedrich I. - genannt Barbarossa -, gewidmet worden. Im Gegensatz zu ihren großen Gegenspielern, den Welfen (s. „Historia Welforum“) haben aber die Staufer selbst nur wenig getan, ihr Geschlecht in einer zusammenhängenden Hausgeschichte verewigen zu lassen. Wohl nicht zufällig sind uns daher nur Berichte über einzelne Herrscher überliefert!

Doch von einer „HERZGRAB“-Kassette für Friedrich Barbarossa und der mit dieser im Einklang stehenden symbolischen Darstellungen auf und unter der Burg LOHRA bei Nordhausen sowie auf diesbezüglichen Blankwaffen fanden wir in der Literatur bisher keinerlei Hinweise! Um die genaue Widersichtbarmachung der symbolischen Darstellungen auf und in dieser im Jahre 1995 von ihm erstandenen geplatteten Eisenkassette (ca. 70 cm x 50 cm x 50 cm) bemühte sich seit dem 6. Februar 2006 der Blankwaffensammler Manfred Vogt (†) bis zu seinem Tode am 04. Mai 2007!

Die Zusammenhänge zwischen der entzifferten Symbolik und den zugehörigen bereits publiziert vorliegenden Ereignissen aus der Stauferzeit ergründete der Diplomgeschichtslehrer Roland Scharff. Gemeinsam versuchten beide anhand der auf und in



Gewölbe: am 8. 10. 2004 entdeckt, wurde nach zwei Tagen leider wieder verfüllt. Auf dem Klostergelände (heute Friedhof).

der HERZGRAB-Kassette sowie auf mehreren Klingen wiederentdeckten und entschlüsselten Symbolik eine genauere Datierung! Gleiches gilt für die Entschlüsselung der von Manfred Vogt, Roland Scharff, Ralf Körber und Jörg Scharff seit dem 25. April 2006 auf Burg (Schloss) LOHRA entdeckten und der Kassette ähnelnden Aussagen.

Eingedenk der 110. Wiederkehr der Einweihung des Kyffhäuser - Denkmals, der 890. Wiederkehr der urkundlichen Erstbenennung des Grafengeschlechtes nach der Burg LOHRA, jener Burg, „die im gesamten 12. Jahrhundert eine außerordentlich enge Bindung zum staufischen Königshaus gezeigt hat“ (vgl. Internet), lüfteten der Kassettenbesitzer und der Dip-

lomgeschichtslehrer bis zum Jahresende 2006 nicht nur den Schleier des Geheimnisses der 12-fach verriegelten Kassette für Friedrich Barbarossa, sondern gewannen auch während all ihrer Besichtigungen der einstigen Templerburg Lohra weitere hochbrisante neue Erkenntnisse zu dem in der Fachliteratur recht widersprüchlich dargestellten Leben jenes geheimnisumwitterten Kaisers.

Mit unseren Entdeckungen im Jahr der 850. Wiederkehr der im September 1156 vorgenommenen Umwandlung der Mark Österreich in ein selbstständiges Herzogtum (1), versuchten wir, das lang verschwiegene Geheimnis um die erste Ehe Friedrichs mit Adela von Cham-Vohburg-Nabburg und deren beider Tochter ISABELL zu lüften.



Lydia: Brunnenschale mit Sockel und glücklichem Entdecker.

Nun erscheint auch das Handeln des Chronisten und Bischofs OTTO von FREISING, des Onkels Friedrich - Barbarossas, sowie das der Kaiserin Beatrix von Burgund, Barbarossas Frau aus zweiter Ehe, plötzlich in einem völlig neuem Licht! Mit dieser Publikation möchten wir dem Leser die gewonnenen hochbrisanten Ergebnisse unserer Vergleiche zwischen der entschlüsselten Symbolik mit den bereits vorliegenden Forschungsergebnissen aus der Stauferzeit zur Kenntnis bringen und zum eigenen Schlussfolgern anregen. In unserem Bemühen um eine genaue Entschlüsselung der mit Punzen auf dieser einst voll versilberten Kassette geschaffenen symbolischen Darstellungen - im Vergleich mit den publiziert vorliegenden Forschungsergebnissen zum Leben und Wirken Barbarossas - waren die uns ab dem 13. Februar 2006 übermittelten Hinweise folgender Fachwissenschaftler eine große Hilfe:

- Erik Soder von Güldenstube, Bistumshistoriker des Bistums Würzburg
- Dr. Dr. Norbert Aleweld, Architekturhistoriker aus Iserlohn/Sümmern
- Dr. Jürgen Stohlmann (†), Vorsitzender des „Bergischen Geschichtsvereins“ aus Solingen, ehem. Dozent an der Universität Köln
- Dr. Herbert W. Wurster, Archivdirektor des Bistums Passau sowie
- Herr Jürgen Ellenberg (†) = Thüringer Grafiker aus der Landeshauptstadt Erfurt.

1. Erläuterungen zu Ergebnissen der von uns erforschten Zeitzeugen

„Der Endzweck der Wissenschaft ist die WAHRHEIT“

(Gotthold Ephraim Lessing)

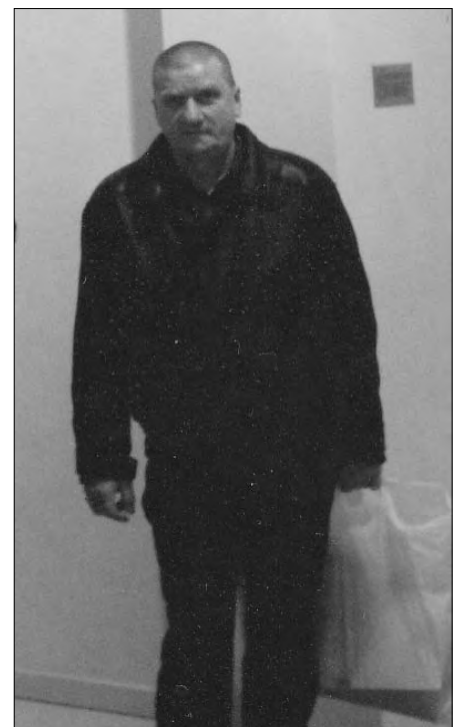
Als sich am 6. Februar 2006 der Kassettenbesitzer sicher war, den „Schlüssel“ zur Entzifferung der symbolischen Darstellungen auf und in dieser einst voll versilberten (Hinweis von Jürgen Ellenberg am 11.03. und 26.05.2006) und geplatteten Eisenkassette gefunden zu haben, begann unsere intensive Forschung.

Manfred Vogt (†) nutzte zum Widersichtsbarmachen der einst auf- und in der Kassette sowie den Klingen erkennbar gewesenen symbolischen Darstellungen die wertvollen Hinweise Dr. J. Stohlmanns (†). Roland Scharff ergründete die Zusammenhänge zwischen jenem symbolisch dargestellten doch in der Literatur bisher noch recht widersprüchlich publizierten Leben und Wirken dieses sagenumwobenen Kaisers! Hierbei waren ihm die Briefe mit Kopien von Auszügen entsprechender Fachliteratur durch den Würzburger Bistumshistoriker, den Architekturhistoriker aus Iserlohn, doch besonders diejenigen des Passauer Archivdirektors, eine große Hilfe und Ansporn für ein allumfassendes Forschen.

Barbarossa lebte und wirkte in jenem Jahrhundert, das zeitlich zwischen dem steht, was man traditionellerweise das ottonisch-salische Reichskirchensystem nennt und der Territorialherrschaft der Landesfürsten im Reich. In diesem 12. Jahrhundert, in dem die Ausbildung des

sogenannten jüngeren Reichsfürstenstandes stattfand, eine Entwicklung, die Barbarossa mit gefördert hat, entwickeln sich in Thüringen die Ludowinger zu Landgrafen Thüringens, wird um 1140 auf dem St. Georgsberg beim thüringischen Altenbergen - in der ehemaligen Stammburg des Geschlechts der Kevernburger - der Vorläufer des Hausklosters dieses ältesten Thüringer Grafengeschlechts, das Bergkloster „ASOLVEROTH“, begründet. Und im Jahre 1152, dem Jahr der Königskrönung Friedrichs I., fand hier zwischen dem Abt Withelo von „...Asolveroth vel mons St. Georgii ...“ und dem Grafen von LOHRA jener Gütertausch (2) statt, der den Bau des mächtigeren Talklosters, die Errichtung der Zisterze Georgenthal, zur Folge hatte. Dieses trug später mit dem bereits 1085 gegründeten Benediktinerkloster Reinhardsbrunn, dem Hauskloster der Landgrafen Thüringens, so manche Besitzstreitigkeiten aus. Brisante historische Ereignisse in diesem unbestritten bedeutenden frühchristlichen Zentrum, die aber noch einer tiefgründigeren Erforschung harren! Und hierzu zeigen uns die entschlüsselten symbolischen Darstellungen der HERZGRAB-Kassette und mehrerer Blankwaffen aus der Stauferzeit plötzlich den Weg ...!

In dieser Publikation zur staufischen Zeit, der Blütezeit des deutschen Rittertums, dem Werden der Burgen in Deutschland sowie dem Erheben der Markgrafschaft Österreich zu einem



Manfred Vogt, sechs Tage vor seinem Tod.

selbstständigen Herzogtum im September 1156, geht es vorrangig um Vergleiche symbolischer Darstellungen der Herzgrab-Kassette, auf Blankwaffen, der staufischen Templerburg Lohra, der Klosterruine Georgenthal und der Kirche in Hohenkirchen mit dem bereits publiziert vorliegenden Lebensabschnitten Barbarossas. Vergleiche, die vor allem zur frühzeitigen Auflösung der 1. Ehe Friedrich I. Barbarossas, völlig neue Aussagen erbrachten! Das gilt auch für die Darstellung des Verlaufes des 3. Kreuzzuges bis zum 10. Juni 1190, der Exhumierung Barbarossas, der Heimholung der Reliquien aus Antiochia sowie deren Einsegnung und Grablegung.

Doch besonders der wie „von einem Nebelschleier umhüllten“ Frau Friedrichs aus erster Ehe - ADELA von Cham-Vohburg - die in der Kassettensymbolik aber unter AGNES - wohl als Identifikation mit der im Jahre 303 wegen Zauberei hingerichteten Agnes, der „Heiligen“ (3), wiedergegeben wird - und deren in der Literatur verschwiegenen Tochter ISABELL wird auf und in der HERZGRAB-Kassette sowie auf Blankwaffen mehrmals mit entsprechenden symbolischen Darstellungen gedacht!

Auch über die „Freizeit“ Barbarossas: Liebe, Reiten, Jagen und Spielen ... wird der interessierte Leser informiert.

Da uns durch die Entschlüsselung der dargestellten Szenen auf - und in der Kassette plötzlich auch der Weg zu jenem geheimnisumwitterten Schloss, der heute aber kaum noch bekannten einstigen Templerburg LOHRA - gewiesen wurde, sollten die hier von uns entdeckten Neuaussagen zum Leben Friedrich I. Barbarossa in einem Kapitel „Dämonische Darstellungen mit Templersymbolik auf - und unter der Burg LOHRA enthüllen eine hochbrisante Geschichte“ genauer erläutert werden, was aber durch den so frühen Tod des Entdeckers Manfred Vogt nur bedingt möglich ist!

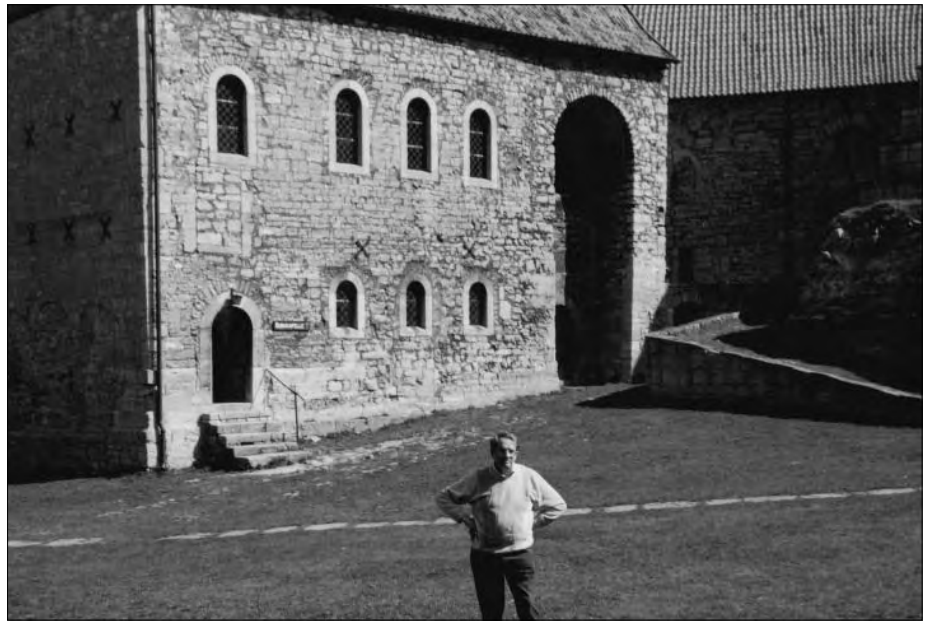
2. Ergebnisse der Vergleiche zwischen den symbolisch dargestellten Lebensabschnitten Barbarossas und den bereits publiziert Vorliegenden

„Was schläfst du, Barbarossa, noch in deinem Felsgestein?

*So steig einmal zu Rosse doch,
Und lass das Schlafen sein ...“*

(Ludwig Pfau – 1847)

Aus unseren seit 6. Februar 2006 bis zum 02. Mai 2007 geführten Tage-



Der Autor im Hof der Burg Lohra, vermutlich die Stelle der hier ermordeten Tochter Isabell.

buchaufzeichnungen wird ersichtlich, dass sich die gewonnenen Erkenntnisse aus der entzifferten Symbolik täglich immer mehr vervollständigten; hat man doch nach dem ersten Wiederauffinden jener Kassette im Jahre 1520 versucht, manche Darstellungen zu zerstören. Trotzdem ist der hochbrisante Inhalt der Aussagen nahezu entziffert! So war die Entdeckung vom 10. und 11. April 2006 durch Manfred Vogt eine erste Bestätigung der von uns herausgefundenen Mitteilungen aus längst vergangenen Zeiten! Nach der entzifferten Beschriftung sollte am 8. März 1522 auf der Wartburg - anlässlich der 370. Wiederkehr der Königskrönung Friedrichs I. (am 09.03.1152 in Aachen) - für diese HERZGRAB-Kassette eine „NEUWEIHE“ stattfinden? Der weiteren Entzifferung zufolge war Kurfürst Friedrich von Sachsen - Friedrich der Weise - derjenige, der „Anno 1520 auf Schloss LOHRA“ diese Kassette und Klingen - womöglich aus der privaten Rüstkammer Barbarossas - wiedergefunden hat! 1520 bis 1522 haben Albrecht Dürer und Lucas Cranach diese „gelesen und datiert“, was auch deren noch schwach zu erkennenden Monogramme bezeugen! Im Jahre des 800. Geburtstages der Heiligen Elisabeth bedeuten diese wiederentdeckten Mitteilungen, dass diese 2007 auf das stattliche Alter von 485 Jahren zurückblicken konnten! Aber hat jene „NEUWEIHE“ auf der Wartburg auch wirklich stattgefunden? Aufgrund der entdeckten Aussagen der symbolischen Darstellungen auf und in

der HERZGRAB-Kassette ist eher anzunehmen, dass man nach den Entdeckungen durch die Renaissancekünstler Dürer und Cranach diese schier ungläublichen Aussagen besonders wegen der Erbschaftsproblematik - auch weiterhin verschwiegen hat, was die nahezu weggehämmerten symbolischen Darstellungen auf der Vorderseite der Kassettenschlossplatte beweisen.

Friedrich von Hohenstaufen, seit Juni 1155 als Friedrich I. sogar römischer Kaiser und König von Deutschland, Italien und Burgund, regierte über ein riesiges Reich, das von Dänemark bis Mittelitalien und von der Rhone bis Schlesien reichte. An seinem Hof sprach man Lateinisch, Deutsch, Italienisch, Französisch und Provenzalisch! Wohl kein Kaiser des Mittelalters ist so bekannt, so volkstümlich wie Friedrich I. Barbarossa, der in Italien schon zu Lebzeiten wegen seines rotblonden Bartes Barbarossa - „Rotbart“ - genannt wurde und später als solcher in die Legende einging.

Dass auch unsere höchst brisanten Entdeckungen auf und in der Kassette - sowie auf den beiden Seiten der Schlossplatte - dem Leser als unglücklich - als legendär - erscheinen, soll zuerst an der symbolisch dargestellten und entschlüsselten Symbolik der Geburt des Kaisers Barbarossa verdeutlicht werden. Während dessen Geburtsjahr in der Literatur im Zeitraum zwischen 1121/27 angegeben wird, die Wissenschaft sich inzwischen wohl auf das Jahr 1122 einigte, steht unter der symbolisch



Geheimversteck im Turm der Kirche zu Hobenkirchen.

wiedergegebenen Geburt Friedrichs der HERZGRAB-Kassette der 08.05.1120 auf Schloss LOHRA!

Der italienische Historiker Franco Cardini gibt Barbarossas Geburt ebenfalls mit 1120 an. Die umfangreichen Internetseiten zur Stauferzeit schildern weitere wichtige Lebensabschnitte Barbarossas recht widersprüchlich. So wird dessen Frau aus 1. Ehe einmal mit AGNES, doch meist mit Adela (auch Adelheid) von Cham-Vohburg wiedergegeben; in der HERZGRAB-Kassette allerdings meist mit AGNES (s. o.) - doch auf der Rückseite der Schlossplatte abschließend mit: AGNES ist ADELA - das Inkognito aufgelöst! Und bei dieser sowie einem auf und in der Truhe mehrmals symbolisch dargestellten Töchterchen, einer ISABELL, handelt es sich – entsprechend der vorgefundenen und wieder entzifferten Symbolik mit Zeitangaben - offenbar um jenen Lebensabschnitt der „Dreiergruppe“ (Vater - Mutter - Kind), der uns bisher „wie hinter einem Nebelschleier verborgen blieb“ (4). Versuchen wir, diesen einmal zu lüften!

Bezeichnet Karl Lechner jene 1. Frau Friedrichs, des späteren Kaisers Friedrich I., als Tochter Markgraf Dietpolds II. von Cham-Vohburg (5); führt Franco Cardini selbige unter Adela von Vohburg-Cham-Nabburg (6) auf. Nennt Alheydis Plassmann diese nur Adela von Vohburg (7), so wird wohl Franz Tyrollers „Genealogie des altbayerischen Adels im Hochmittelalter“ den tatsächlichen Herkunftsnamen wiedergegeben haben? Dieser bezeichnet jene Adela als Tochter des Markgrafen Dietpold III.

von Vohburg und Cham (1093-1146) aus dessen zweiter Ehe mit einer Kunigunde von Northeim. In der Erklärung zur Stammtafel Nr. 25 heißt es: „Adela kann nicht gut älter gewesen sein als ihr 1125/26 geborener 1. Gatte ... Herzog Friedrich III. von Schwaben, der nachmalige Kaiser ... Ihr Name geht außerdem auf ihre Urgroßmutter Adela von Löwen zurück ...“ (8) Doch alle von uns zu dieser ersten Ehe in der Fachliteratur bisher vorgefundenen Aussagen für einen Trennungsgrund Friedrichs von seiner ersten Frau lassen ein zuvor genau geplantes inhumanes Vorgehen vermuten?

So merkt Karl Lechner zu dem auf jenem Hoftag zu Konstanz vom März 1153 ausgesprochenen Trennungsgrund wegen „fornicatio“ (Hurerei/Sinnlichkeit) an, dass dieser unbegründet war! (9) Und Alheydis Plassmann schreibt hierzu in ihrer Dissertation von 1997: „Das Verhältnis der Markgrafen von Vohburg zu Barbarossa war sicher weniger herzlich, weil Barbarossa seine erste Frau Adela von Vohburg verstoßen hatte. Dennoch besuchten die Vohburger Barbarossa viermal (1152/1156/1166 und 1182) in Regensburg“. (10) Der Historiker Franco Cardini von der Universität Florenz konstatierte zu dieser zwischen 1147/49 geschlossenen und zu früh wieder beendeten 1. Ehe Barbarossas u. a.: „Die Vohburger waren Anhänger des Hauses Schwaben, und Adela, die einige Jahre älter als Friedrich war, hatte als Mitgift das direkt vom König abhängige Egerland in die Ehe mitgebracht. Wie hinter einem Nebelschleier bleibt vor unseren Blicken die Gestalt dieser deutschen Dame verhüllt,

die lange abseits stand, die bei der Thronbesteigung ihres Gemahls nicht mit ihm gekrönt wurde und die sich schließlich mit der Auflösung ihrer Ehe abfinden musste ... Die Gerüchte über Adelas Untreue mögen allenfalls zu den Rechtfertigungsbelegen für die Annullierung des Ehebundes gehört haben, aber es ist kaum anzunehmen, dass sie vom Hof und schon gar nicht von Friedrich ausgegangen sind. Die Entwicklung der ganzen Affäre veranlasst uns jedenfalls eher zu der Annahme, dass Friedrich der verlassenen Adela gegenüber Gefühle entfernter (= später) Reue, wenn auch vermischt mit Unduldsamkeit, hegte ...“ (11) Und besonders hierzu berichten die entschlüsselten hochbrisanten symbolischen Darstellungen auf – und in der wieder „zum Erzählen“ erweckten HERZGRAB-Kassette für Friedrich Barbarossa; die Symbolik der Burg LOHRA ... und jene auf den vorliegenden Klingen!

Bereits Prof. Cardini zweifelt in seiner Publikation von 1990 die fadenscheinigen Gründe an, die zur Trennung der ersten Ehe geführt haben sollen und konstatiert: „Lassen wir also ADELA hinter dem Nebelschleier, der sie unseren Blicken entzieht, ohne sie eines Ehebruchs zu bezichtigen, den zu begehen sie, selbst wenn sie gewollt hätte, wohl gar nicht Gelegenheit gehabt hätte; erweisen wir der Trauer einer Frau unsere Achtung ...“ (12)

Und eben gerade zu dieser in der Literatur verschwiegenen Trauer der ADELA (AGNES) um ihre am 03. 10. 1150 auf LOHRA geborenen und dann zu ihrem 7. Geburtstag am 03.10.1157 auf Schloss LOHRA getöteten Tochter ISABELL - sowie zur späten Reue und Wiedergutmachung durch den Vater Barbarossa, der die Nachricht vom Tode des Töchterchens erst „auf dem Weg nach Italien“ erhielt, geben mehrere diesbezüglich symbolisch dargestellte Szenen auf und in der Kassette - doch besonders auf beiden Flächen der Schlossplatte – höchst brisante Antworten. Ähnliches gilt für die von uns seit dem 25. April 2006 auf und unter der einstigen Stauferburg LOHRA entdeckten Symbolik.

3. Entschleierte hochbrisante Symbolik der Schlossplatte der HERZGRAB-Kassette für Friedrich Barbarossa

„Der Gerechte ist der Lüge feind; aber der Gottlose handelt schimpflich und schändlich.“

(Sprüche 13, 5)

Wie bereits angemerkt, geht aus vielen Publikationen zum Leben des

sagenumwobenen Kaisers Friedrich Barbarossa hervor, dass besonders dessen erste Ehe und deren allzu frühzeitige Beendigung von einem geheimnisvollen Schleier umhüllt ist.

Nach der Entzifferung der symbolischen Darstellungen der Schlossplatte der HERZGRAB-Kassette (= 54,2 cm x 32,8 cm), deren höchst brisante Aussagen auf der Vorderseite man einst weg zu hämmern versucht hatte, erfahren wir, dass nicht die erste Frau ADELA (Agnes) die „Hure“, sondern seine zweite Frau - Beatrix von Burgund - zeichnerisch als eine solche dargestellt ist; die mit dem Onkel ihres späteren Mannes, dem in der Fachliteratur so angesehenen Chronisten und Bischof Otto von Freising, dem ehemaligen Abt von Morimond, am 03.03.1157 (?) zum Hoftag auf Schloss LOHRA, den späteren Kaiser Heinrich VI. gezeugt haben sollen ...? Eine schier unglaubliche Anklage, da hierzu auch die in der Literatur bisher angeführten Altersangaben für Beatrix und Heinrich VI. nicht stimmen würden? Doch auch für Barbarossa fanden wir ja zu den bisher völlig unterschiedlichen Altersangaben von 1120 bis 1127 nun den 08.05.1120 als neues Geburtsdatum. Die freigelegten Darstellungen (= entblößt daliegende Beatrix mit Otto v. Freising, der mit seiner mit Teufelshörnern versehenen Mitra im Kessel auf dem Feuer „ewig in der Hölle schmoren soll“ und dessen Bischofsstab auf Bastard Heinrich weist), erschüttern das bisher publizierte Geschichtsbild zutiefst! Doch im Handbuch der Deutschen Geschichte heißt es zum späteren Heinrich VI.: „*Schon äußerlich unterschied er sich durch seine kleine, zarte Gestalt von den früheren Staufern ..., war ... auf dem Feld der Politik und Diplomatie eine harte, gelegentlich sogar grausame Natur, die auch vor Treulosigkeit nicht zurückschreckte ...*“ (13). Eine weitere Szene zeigt Beatrix und Otto v. Freising als Spalter der Nation. Für Otto von Freising, dem einstigen Propst von Kloster Neuburg, Abt von Morimond und Bischof von Freising, wird das dadurch belegt, dass dieser mit offensichtlichen Falschaussagen zur Umwandlung der Mark Österreich in ein selbstständiges Herzogtum für seinen Bruder Jasomirgott und dessen Frau Theodora im Jahre 1156 zusätzlich mit für die Gewährung von Sonderrechten (vgl. „Privilegium minus“) gesorgt hat, „... die - zumindest für ein Herzogtum - über das bisher im Reiche Übliche hinausgingen“ (14). Die symbolischen Darstellungen der HERZGRAB-



Burg Lohra, an der Nordmauer der Doppelkapelle, vermutlich Ort der Kassette.

Kassette klagen Beatrix v. Burgund und Otto v. Freising auch als die Hauptschuldigen am Tode der gerade sieben Jahre alt gewordenen ISABELL mit ihrem Pferdchen „Ju Ju“ an! Unglaubliche Aussagen, die aber auch die dämonischen Darstellungen der Burg Lohra - sowie die auf den Klingen aus jener Stauferzeit bezeugen! „*Wir sind Friedrich ... lange gefolgt – und er hat sich uns immer wieder entzogen. Nicht weil wir noch immer nicht wissen, wer er tatsächlich ist ... Er ist allgegenwärtig und dennoch bleibt er ein Unbekannter ... Doch ein kalter Mensch dürfte er nicht gewesen sein ... Sicher wüssten*



Die Truhe (Herzgrab-Kassette) mit Schlossplatte (Foto: R. Scharff)

wir gern etwas Intimeres, etwas mehr von ihm ganz persönlich ...“ (15) - Mit diesem Auszug aus dem Kapitel XII: „Auf dem Weg zum Vater“, aus der Publikation Franco Cardinis: „Friedrich I. Barbarossa Kaiser des Abendlandes“, wollen wir nun im folgenden Kapitel auf die von der Forschung wenig, doch besonders in der HERZGRAB-Kassette für Friedrich Barbarossa sowie auf diesbezüglichen Klingen symbolisch wiedergegebenen „intimen“ Seiten, auf das „Erlebte“ Friedrich Barbarossas eingehen.

Symbolische Darstellungen der HERZGRAB-Kassette = Belege zur Enthüllung des Nebelschleiers um eine lang verschwiegene staufische Geschichte

*„... Hervor! Hervor zum Werke!
Aus deiner langen Nacht,
Mit deiner Heldenstärke,
Mit deiner Geistesmacht“*
(Ludwig Pfau 1874)

Im Jahre 1871 plädierte Rudolf Virchow (1821-1902) dafür, der Wissenschaft im Leben der Nation einen neuen Stellenwert zu verschaffen, „*das Volk mit gemeinsamem Wissen zu durchdringen, neue Grundlagen des Denkens zu erzeugen!*“ (16)

Und in diesem Virchowschen Sinne wollen wir dem interessierten Leser anhand entschlüsselter symbolischer Darstellungen kaum zu glaubende Geschichten aus der Stauferzeit aufzeigen und somit neueste Forschungsergebnisse zur Diskussion stellen.

Bei der „HERZGRAB-Kassette“ handelt es sich im wahrsten Wortsinne um ein „eisernes Buch mit sieben Siegeln“, dessen entschlüsselte Symbolik von höchster Brisanz ein über achthundert Jahre lang peinlichst gehütetes Geheimnis „entschleiert“. Offensichtlich allzu lange genügte es der Stauferforschung Otto von Freising „*Darstellung zum Leitfaden zu erheben, von dem man ausgehen zu müssen glaubte*“. Wie bereits in den letzten Jahrzehnten durch Fachwissenschaftler, so wird nun durch die von uns „entschleierte“ Symbolik zu Ereignissen aus der Stauferzeit „hier der Forschungsstand geradezu fundamental verändert“!

Die entschlüsselte Symbolik zu bisher sehr widersprüchlich publizierten Ereignissen aus der Stauferzeit wies uns ferner den Weg zu weiteren einst bedeu-



Brunnenschale (12-Pass) im Kreuzgang des ehemaligen Klosters (Kreuze an der Außenseite).



Sockel der Brunnenschale.

tenden Stätten des schon unter König Konrad III. (1138-1152) geschaffenen „regelrechten Gürtels von staufischen Stützpunkten“, zu denen neben dem heute nahezu unbekanntem LOHRA auch die Zisterzen ASOLVEROTH/Georgenthal (s. o.), Ichtshausen und Walkenried gehört haben!

Auf dem Reichstag vom Frühjahr 1144 hatte Konrad III. in Bamberg im Beisein höchst angesehener Zeugen das auf dem St. Georgsberg (in loco horroris et vastae solitudinis) gegründete Kloster Asolveroth bestätigt und Beleidigern der Mitglieder dieser Zisterze eine Strafe von 50 Mark Gold angedroht (s. Urkunde QQId, Nr. 2)! Die damaligen Unterzeichner waren u. a.: Graf Adolf v. Berg (R. Sch.: = Bruder Eberhards,

des ersten Abtes dieses Klosters); der „Erzbischof Friedrich v. Magdeburg (1142-1152); Bischof Udo v. Naumburg (1125-1148); Bischof Reinhard v. Merseburg (1143-1151); Bischof Embricho v. Würzburg (1127-1146); Bischof Bucco v. Worms (1120-1149); Bischof Sifrid v. Speyer (1126-1146) Bischof Egilbert v. Bamberg (1139-1146); Friedrich - Herzog v. Schwaben und Elsass, der Bruder des Kaisers (?) Konrad und Vater des nachmaligen Kaisers Friedrich Barbarossa; Markgraf Konrad von Meißen; Markgraf Adelbert v. d. Nordmark, der unter dem Namen Albrecht der Bär bekannte erste Markgraf v. Brandenburg; Markgraf Dietpold v. Vohburg (R. Sch.: Vater der Adela, der ersten Frau Barbarossas); die Grafen von Gleichen - Ton-

na, die Brüder Ernst und Lampert; Graf Emicho v. Leiningen; Graf Gerhard v. Wertheim; die Brüder Emicho und Konrad v. Kirchberg sowie Marquard v. Grumbach, der Stifter des Zisterzienserinnenklosters Ichtshausen ... (s. P. Baethcke: „Die Gründung des Klosters Georgenthal“ in „Heimatblätter“, Gotha 1903, Seite 17).

Und aus dem Jahre 1152, „dem Jahr der Königswahl Friedrichs I., zu welcher dieser damals ‚vorsorglich 3000 bewaffnete Ritter‘ mitgebracht hatte“ (17), bezeugt gerade der bereits erwähnte Gütertausch zwischen dem Abt Withelo der Zisterze Asolveroth und dem Grafen Ludwig von Lohra das jetzt gefestigte Bündnis zwischen diesen beiden staufischen Stützpunkten!

Vergleiche zwischen der in der HERZGRAB-Kassette, auf Klingen, der Burg Lohra, der einstigen Zisterze Asolveroth/Georgenthal sowie in der Kirche Hohenkirchen vorgefundenen Symbolik führen uns zum Orden der Templer. Für diesen hatte der Zisterzienserabt „Bernhard von Clairvaux im Jahre 1128 auf der Synode zu Troyes ... mit seiner Schrift ‚De laude novae militiae ad milites Templi‘ dessen Ordensregel geschaffen ...“, die der Zisterzienser Spiritualität vom umfassenden Kampf gegen den Glaubensfeind sehr entgegenkam und in den Ritterorden eine Erfüllung ... fand“!

In nicht geringem Maße geht zulasten der Zisterzienser auch eine wachsende Ungeduld in der Heidenbekämpfung. Mehrere der kleinen Ritterorden im spanischen Kastilien und Leon sowie nach 1200 auch östlich der Weichsel verdanken ihre Entstehung der offiziellen Unterstützung des Zisterzienserordens.

Da der zu frühe Tod des Kassettenbesizers eine genauere Darstellung nicht mehr zulässt, soll abschließend zum Onkel Barbarossas, dem damaligen Erzbischof Otto von Freising, Professor Abbe Dubois zu Wort kommen. In seiner „Geschichte der Abtei Morimond“, Münster 1855, konstatiert dieser zum Ableben Otto von Freising sowie dem Niederbrennen des Domes zu Freising auf den Seiten 110 – 113 u. a.: „... Er kehrte nun nach Freising zurück und begab sich ... in den ersten Tagen des Septembers 1159 nach Morimond, um dort dem Kapitel beizuwohnen ... Er legte nun demütig und mit der größten Zerknirschung das Bekenntnis seiner Fehler ab ... Einige Augenblicke

vor seinem Hinscheiden hatte Otto, der sich vor Ehren bis über den Tod hinaus fürchtete, einen außerhalb der Kirche liegenden unbesuchten Ort bezeichnet, wo er beerdigt zu werden und ruhmlos zu ruhen wünschte ... Ottos Tod betrachteten seine Zeitgenossen als ein Unglück für seine Diözese, die auf einmal von allen Geißeln heimgesucht wurde, von der Geißel innerer Zwietracht, der Pest und des Feuers, welches im Jahre darauf in wenigen Augenblicken die ganze Stadt Freising verschlang und in einen Aschenhaufen verwandelte; sie betrachteten ihn als ein Unglück für die Kirche ...“

Und eben nicht nur für diese Brandstiftung hatte damals Barbarossa gesorgt. In dem mir am 8. Februar 1993 nach einem dreistündigen unvergessenen Gespräch in der Universität Salzburg vom Professor Heinz Dopsch mit dessen Widmung versehenen Band I der „Geschichte von Berchtesgaden“ (1991) stellt dieser auf der Seite 275/76 u. a. fest: „... Auch die Reichsacht, die der Kaiser (Barbarossa) 1166 über seinen Onkel, Erzbischof Konrad II. (1164-1168) und das Erzstift Salzburg verhängte, hat Berchtesgaden nicht unmittelbar betroffen. Aber als in der Nacht vom 4. zum 5. April 1167 die Stadt Salzburg samt dem Dom, den Klöstern und den Kirchen einen verheerenden Brand zum Opfer fiel..., sah sich Propst Heinrich in seiner kaisertreuen Haltung sicherlich bestätigt.“

Auch dieses Niederbrennen Salzburgs vor nunmehr 845 Jahren hatte kein geringerer als Barbarossa veranlasst! Die Wissenschaft – gemeinsam

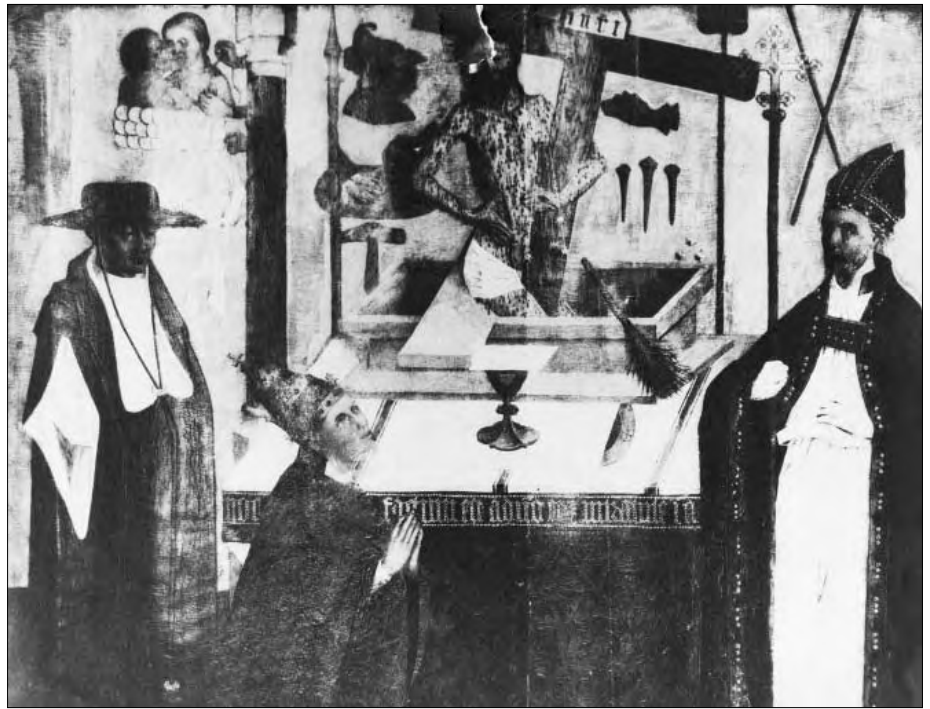


Bild aus dem Kloster Georgenthal mit noch zu untersuchenden Darstellungen, z. Z. Bilderarchiv Schloss Friedenstein.

mit der katholischen Kirche - sollte hier endlich einmal das „WARUM“ genauer untersuchen!

Roland Scharff

(seit dem 21.11.1962 Erforscher der Geschichte der 17. Morimond-Tochter Asolveroth/Georgenthal)

Quellen

1. Lechner, Karl: Die Babenberger Markgrafen und Herzoge von Österreich 976 –1246, Wien-Köln-Weimar 1985, S. 153 - 157.

2. Scharff, Roland: Forschungsmethoden zur Geschichte einer mittelalterlichen Architektur auf dem St. Georgsberg bei Catterfeld und Ergebnisse eigener Ausgrabungen, Diplomarbeit - Erfurt 25.04.1964, S. 25; Alt-Thür. Bd. 7, Weimar 1964/65, S. 308; Müllerott/Scharff: Bonifatius und die Wiege der Grafen von Kevernburg – Schwarzburg im Mittleren Thüringer Wald, Arnstadt 1994, S.11 - 28.
3. Brockhaus Konversations-Lexikon, Erster Band, Leipzig 1908, S. 215.
4. Cardini, Franco: Friedrich I. Barbarossa Kaiser des Abendlandes, Graz, Wien, Köln 1990, S. 67
5. Vgl. Anm. 1, S. 354
6. Vgl. Anm. 4, Register S. 285
7. Plassmann, Alheydis: Die Struktur des Hofes unter Friedrich I. Barbarossa nach den deutschen Zeugen seiner Urkunden, Hannover 1998, S. 80, 158 u. 331.
8. Tyroller, Franz: Genealogie des altbayerischen Adels im Hochmittelalter, Göttingen: Reise 1962-1969, Tafel 13.
9. Vgl. Anm. 1, S. 354, Anm. 37
10. Vgl. Anm. 7, S. 80
11. Vgl. Anm. 4, S. 68
12. Ebenda, S. 69
13. Gebhardt: Handbuch der Deutschen Geschichte, Band 1, Stuttgart 1970, S. 413.
14. Vgl. Anm. 1, S. 156 f. und Anm. 13, S. 357 u. 358.
15. Vgl. Anm. 4, S. 241 – 243.
16. Seeber, Gustav: In Kaiser Friedrich Barbarossa Landesausbau – Aspekte seiner Politik – Wirkung, Weimar 1994, S. 220.
17. Engels, Odilo: Stauferstudien - Staufer und Welfen und ihr Jahrhundert, 2. Aufl., Sigmaringen 1996, S. 72.



Am 25.09.1999 entdeckte Säulenbase im Kapitelsaal der Zisterze Georgenthal, die allerdings am 6.10.1999 wieder verfüllt worden ist. (Foto R. Scharff)

Keine US-amerikanischen Atombomben 1945!

Dipl.-Ing. Peter Brüchmann

Dieser SYNESIS-Beitrag erfasst eine Vergangenheit, die keineswegs bis zu den Rätseln unserer gemeinsamen Vorgeschichte zurückreicht. Aber sie betrifft einen ganz wesentlichen, ganz entscheidenden historischen Abschnitt der Technikgeschichte, der zweifellos in eine bewusst lancierte Vergessenheit zu geraten droht. Als einer der Wenigen, die sich noch als persönliche Zeitzeugen speziell mit der Endphase des Zweiten Weltkrieges identifizieren können, fühle ich mich veranlasst, speziell den SYNESIS-Lesern an dieser Stelle noch einmal einen Rückblick auf diese letzten Kriegsmonate zu ermöglichen.

Die der Welt von den damaligen Siegermächten aufgenötigten historischen Abläufe bedürfen demnach inzwischen, - nach Ablauf von über 65 Jahren, - dringend einer Revision. Die bereits seit Jahrzehnten bekannte Erbeutung der deutschen Hochtechnologien, die den Alliierten einen unmittelbaren Vorsprung von wenigstens 20 Entwicklungsjahren verschaffte, ist immer wieder einmal Thema von Veröffentlichungen. Praktisch die gesamte Nachkriegs-Luftfahrt und Raketentechnik baut ja bekanntlich auf dieser „kostenlosen“ Vorarbeit auf. Sie wurde im Laufe der letzten ca. 60 Jahre in diversen Büchern veröffentlicht und inzwischen auch ins Internet gestellt. Die deutschen Erfindungen und Entwicklungen wie beispielsweise Turbinen- bzw. Düsen-Triebwerke, Stratosphärenflugzeuge, Hochgeschwindigkeits-Tragflächenprofile und deren bahnbrechende Formgestaltung sowie Nurfügelflugzeuge haben die gesamte Flugphysik und Aerodynamik und in besonderem Maße die Raketentechnik und die daraus resultierende, heutige Weltraumfahrt beeinflusst. Für die Siegermächte bedeuteten sie die weltgeschichtlich größte jemals aus einem besiegten Gegner „herausgeholt“ Kriegsbeute.



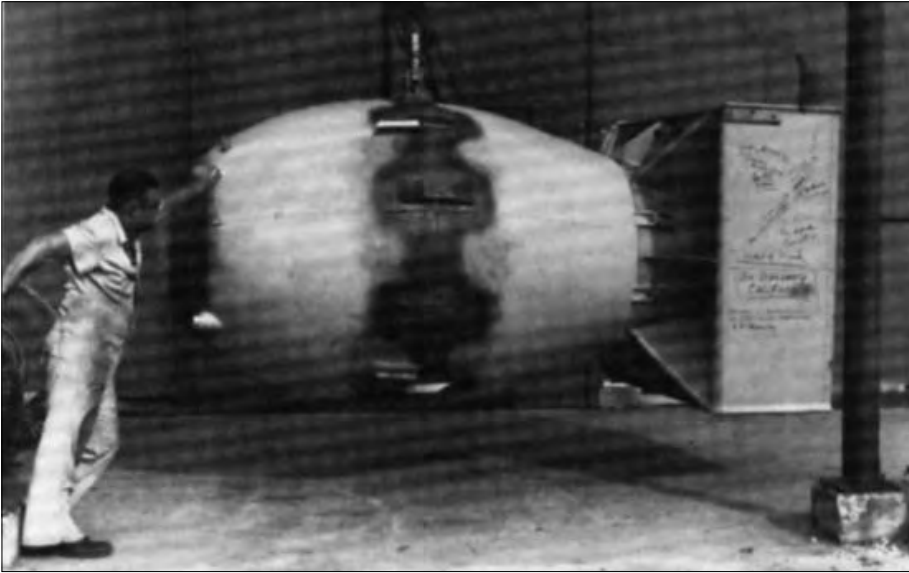
Der 30 m hohe Stahlurm in Alamogordo/USA, auf dem eines der drei einsatzfähigen deutschen Beutestücke für einen Funktionstest geopfert wurde.

Ein seit jeher brisantes Thema wurde von den bisher freigegebenen Veröffentlichungen allerdings sorgfältig ausgeschlossen: Es ist die bereits lange vor dem Kriegsende erschaffene deutsche Atombombe, an deren frühzeitiger Existenz heute kein Zweifel mehr bestehen kann und die dem Beute-Wert absolut die Krone aufsetzte. Die Gründe allerdings, warum diese Bombe von deutscher Seite aus nicht mehr eingesetzt worden ist, sind ohne eine ingenieurtechnische, - wenn auch absichtlich populärwissenschaftlich abgefasste - Erläuterung der physikalisch-technischen Voraussetzungen bislang nicht diskutierbar gewesen. Die Tatsache beispielsweise, dass die

damals auf deutscher Seite realisierte Uranbombe infolge des zunächst wohl nicht einkalkulierten Wirkungsgrades einen wesentlich geringeren Zerstörungsumfang ermöglichte, als man der Reichsregierung zugesichert hatte, ist bislang seitens der Historiker unserer Tage nicht in Erwägung gezogen worden. Ich selbst bin erst durch die Nachvollziehung der technologischen Zusammenhänge auf diese entscheidenden Umstände aufmerksam geworden, als ich 2008 in meinem Buch „TOP SECRET“ schrieb.

Wir dürfen heute gemeinsam darüber nachdenken, ob die ernüchternden Ergebnisse geheimer deutscher Versuche den beabsichtigten und von alliierter Seite erwarteten Atomangriff auf Manhattan verhindert haben. Die Angst der Amerikaner vor dem Abwurf einer deutschen Atombombe bestand bis zum Ende des Krieges und war trotzdem berechtigt. Er ist nicht erfolgt, obwohl zwei deutsche Fernflugzeuge als Atombomber frühzeitig bereitgestanden haben. Diese erste Uranspaltbombe konnte „lediglich“ leicht gebaute Wohnstädte wie Hiroshima und Nagasaki innerhalb eines Wirkungskreises von etwa vier Kilometern Durchmesser großflächig zerstören, für massiv errichtete Großstädte wie New York oder London hätte der entfesselte Luftdruck allerdings nicht ausgereicht, obwohl die damals noch gar nicht voraussehbare enorme Hitze und die Strahlung die begrenzte Luftdruck-Wirkung im Sinne einer heute sogenannten Neutronenbombe bei weitem übersteuert hätte.

Nach persönlichen Recherchen in den USA, die sich über viele Monate erstreckten, ergaben sich alle logischen Zusammenhänge schließlich zwangsläufig. Durch die Tätigkeit meines Vaters, über die ich im Text meines Buches bisher nur einige Episoden niedergeschrieben habe, bin ich frühzeitig



Die mit konventionellem, chemischem Flüssig(gas)-Sprengstoff befüllten US-Bomben F. M. „Fat Man“ waren als neue, geheime Waffe ab Anfang 1945 in der Erprobung und im Einsatz gegen Japan. Sie hatten nichts zu tun mit einer Atombombe („Der Große Bluff“).

genug motiviert worden, die ganze Angelegenheit seit Anbeginn, also Zeit meines Lebens im Auge zu behalten und in eine folgerichtige Chronologie zu bringen. Ich verweise ausdrücklich darauf, dass alle von mir vorgelegten Untersuchungen politisch neutral, aber dem damaligen technischen Sachverhalt entsprechend, interpretiert werden. Dieser Sachverhalt ist zu trennen von den schweren Vorwürfen, die man dem NS-Regime wegen seiner entsetzlichen Massenvernichtungs-Praktiken ohne jede Frage machen muss, die man aber leider seit nunmehr drei Generationen der gesamten deutschen Bevölkerung aufbürdet. Eine derartige, untilgbare Strafe für die Untaten eines Schreckensregimes wurde bislang (weltweit!) niemals dem zunächst gewaltsam unterjochten und schließlich befreiten Volk aufgebürdet. Das deutsche Volk wurde vom eigenen Regime bis zum Mai 1945 mit der Aussicht auf eine weitere, neue „Vergeltungswaffe“ zum „Durchhalten“ gezwungen, wobei aber der Begriff *Atombombe* niemals fiel. Die Geheimhaltung der reichsdeutschen Atombombe wurde von den Siegermächten mit so großem Erfolg weitergeführt, dass sich dieser Status heute und speziell in der BRD praktisch widerspruchslös aufrechterhalten lässt.

Der technische Sachverhalt dürfte nicht nur für die deutschen Historiker, sondern auch für die bisherige US-amerikanische Darstellung der Atombombengeschichte überraschend sein. Im Einzelnen ergibt sich, dass auf *beiden* Seiten der verfeindeten Staaten die plan-

mäßig laufende Entstehung der ersten deutschen Atombomben sowohl innerhalb des Militärs, als auch gegenüber der Zivilbevölkerung streng geheim gehalten worden ist. Allerdings wussten die amerikanischen Militärs frühzeitig durch Spionage, dass gegen Kriegsende fertige Atombomben in Deutschland bereit lagen. Weil sie mit ihrer eigenen Entwicklung noch weit zurück lagen, wurde eine Spezialtruppe (ALSOS) geschaffen. Diese hatte die deutschen Atombomben direkt aus dem Kern des Reichsgebietes herauszuholen und für die USA sicherzustellen. Die ganze Aktion bekam die höchste militärische Dringlichkeitsstufe. Ich behaupte nach allen vorgefallenen Ereignissen auf den westeuropäischen Kriegsschauplätzen, dass die Landung in der Normandie, der anschließende Durchbruch in das deutsche Kernland sowie der absolut gezielte Vorstoß nach Thüringen und weiter nach Osten ausschließlich dieser Sicherstellung vor den rasch heranrückenden sowjetischen Truppen galt.

Wenn die behauptete amerikanische Atombombe in der Endphase des Krieges wirklich einsetzbar gewesen wäre, dann hätten die USA das Opfer unzähliger eigener Soldaten während der Invasionen an der Normandieküste und auf der Insel Okinawa vermeiden müssen (und auch können!). Warum ist diese auffällige Tatsache in Amerika bisher unbemerkt geblieben? Die einzigen, einsetzbaren Atombomben lagen aber in Deutschland. Die ALSOS-Spezialisten stießen unter dem Schutz der US-„Spearheads“

also kraftvoll direkt in das deutsche Kernland vor. Die Atombomben wurden dann tatsächlich Anfang April 1945 aus Thüringen herausgeholt. Infolge der beiderseitigen Geheimhaltung erfuhr weder die deutsche noch die amerikanische Bevölkerung etwas von der Aktion, die auf diese Weise bis in unsere Tage auch der übrigen Welt verborgen geblieben ist. Der anschließende Befund, dass die US-Army in „ganz Deutschland“ nicht auf Atombomben gestoßen sei, entspricht dabei durchaus der Wahrheit, denn die Beute wurde ja von der unabhängigen, lediglich die militärischen Einheiten begleitenden Spezialtruppe und eben nicht von der US-Army gemacht. Von dieser „ALSOS“ unter *dem späteren General Lesley Groves* wurde in diesem Zusammenhang offiziell einfach nicht geredet.

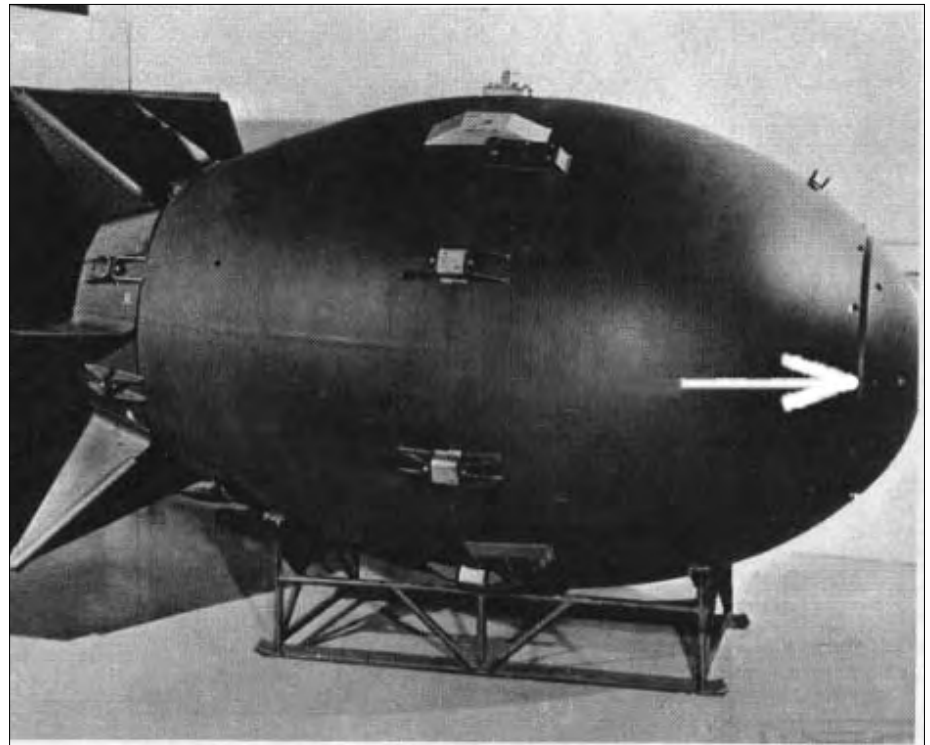
Die daran angepasste, kurzerhand erlassene Behauptung „Deutschland hatte keine Atombomben“ wurde respektiert und manifestierte sich derartig, dass die USA der Welt gegenüber inzwischen als alleinige Entdecker und Erfinder der Atombombe auftreten können. Diesem Privileg opfern sie sogar den Nimbus, verhindert zu haben, dass weder das NS-Regime noch die Sowjetunion die Bombe zur Anwendung bringen konnte. Erst unter diesem Aspekt wird nicht zuletzt auch die immer wieder mit großem militärischem Pomp inszenierte Feier der geglückten Invasion vom 6. 6. 44 verständlich. Diese Demonstration wäre doch widersprüchlich, wenn lediglich einem ohnehin schon militärisch erledigten, sprich: schwachem Gegner der letzte, nur noch routinemäßige Todesstoß versetzt worden wäre. Die Alliierten rühmen sich heute vor aller Welt eines außerordentlichen, ihre ganze gemeinsame Kraft erfordernden Sieges, der das Opfer sämtlicher eigenen Soldaten rechtfertigt. Bis heute (2012) wurde niemals gesagt, dass es ein Sieg über den bis dahin gefährlichsten Gegner aller Zeiten gewesen ist.

Die US-Waffentechnologie hatte sich gerade in dem entscheidenden ersten Halbjahr 1945 infolge ganz offensichtlich falscher Konzeptionen festgefahren. Die amerikanischen Waffen-Entwickler hatten sich nämlich mit gewaltigem Aufwand auf eine (ebenfalls geheim gehaltene) Entwicklung von Riesensbomben mit flüssigen, allerdings konventionellen, chemischen Sprengstoffen konzentriert, die man seitens der US-Airforce noch bis zum 16. Juli 1945 (Funktionstest) als durchaus den Anfang April erbeuteten

Uranbomben ebenbürtig bzw. überlegen einschätzte. Diese ungeschlachten, kürbisförmigen Superbomben waren bei einigen eingeweihten amerikanischen Airforce-Einheiten schon 1944 mit den festen Bezeichnungen F. M. = Fat Man bzw. „Pumpkins“ (Kürbisse) belegt worden. Dieses „*Alberta Program*“ betraf tatsächlich eine neue konventionelle Superbombe. Erst seit Beginn des Jahres 1945 wurden US-Airforce-Einheiten in Wendover/USA, später auch auf der Japan vorgelagerten Insel Tinian, mit dem Abwurftraining dieser Waffe aus der B29 „Superfortress“ vertraut gemacht. Das Fat-Man-Programm sollte sich planmäßig bis Anfang des Jahres 1946 erstrecken und es wurde noch bis wenige Tage vor dem Funktionstest einer der drei deutschen Beutebomben in Alamogordo über die monatlich benötigte Stückzahl von Fat-Man-Bomben befunden. Man wollte bis Januar 1946 alle bedeutenden Städte in Japan dem Erdboden gleich gemacht haben. Es waren schon über fünfzig Fat-Man-Exemplare hergestellt worden. Auf besagter Einsatz-Konferenz wurde noch bis unmittelbar vor dem scharfen Abwurf der deutschen Beutebomben über alle Details der eigenen F. M.-Bomben-Aktion befunden.

Das US-Militär war bereits voll fixiert auf diese eigene Superbombe. Selbst das US-Kriegsministerium wurde erst geraume Zeit nach dem geglückten Beutezug in Deutschland von der plötzlichen Existenz einer neuartigen Atombombe in Kenntnis gesetzt. Erst wenige Tage nach der Probezündung einer dieser drei Beutestücke in Alamogordo wurde dann auch die US-Airforce mit dieser Waffe vertraut gemacht. Als der Erfolg in Hiroshima und Nagasaki weltweit bekannt geworden war, brachten die USA die Atombomben einfach mit dem imposanten Fat-Man-Programm in Verbindung, sodass zwangsläufig der Eindruck entstand (und bis heute besteht!), dass mit eigenen Atombomben bereits seit Februar 1945 trainiert worden ist.

Als kein Widerspruch geltend gemacht wurde, legten die Amerikaner noch kräftig nach: es wurde einfach ein Fat Man als Nagasaki-Plutoniumbombe hingestellt und behauptet, dass in Utah zusätzlich noch eine Wasserstoffbombe für den Fall bereit gelegen hätte, dass die Japaner hätten weiterkämpfen wollen. Diese weiterführenden nuklearen Bombensysteme standen den USA zu dem Zeitpunkt aber lediglich als miterbeutete theoretische „Anleitungen“ zur Ver-



The bomb that fell on Nagasaki, "Fat Man," which subtracted forty thousand people from the population of Japan. (U. S. AIR FORCE)

Eine dieser F. M.-Bomben wurde der Weltöffentlichkeit nach dem 9. August 1945 (Nagasaki) kurzerhand, - schwarz gespritzt und foto-optisch gestreckt, - als Atombombe auf Plutonium-Basis (Implosionsbombe) „verkauft“. Tatsächlich war „lediglich“ die letzte der drei funktionsfähigen Beutebomben abgeworfen worden. Weitere Exemplare standen damals nicht zur Verfügung!

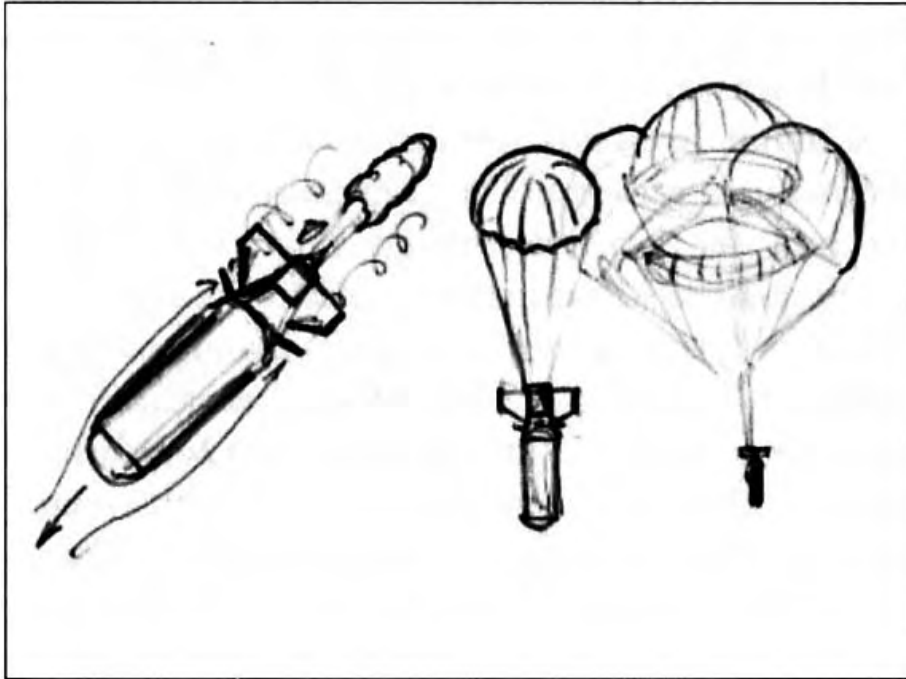


Abwurf der erbeuteten Uranbombe aus der B29 (TV-Film „Hiroshima“, 2010/2011).

fügung. Sie kamen dem entsprechend seitens der westlichen und östlichen Sieger erst weit nach dem Kriegsende zur praktischen Anwendung.

Erst am 1. Juli 1946 gelang es den Amerikanern, eine weitere Uranbombe zur Explosion zu bringen, die entweder aus den Bestandteilen der Kriegsbeute, oder nach den übernommenen Plänen

zusammgebaut worden war. Noch in den Fünfzigerjahren, z. B. im US-Bundesstaat Nevada (1953 und am 28. Mai 1957) war man sich offensichtlich noch immer nicht klar über die Gefahr der Radioaktivität für die eigenen Zuschauer, für das eigene Land (*Fall Out* bis nach Utah) und für und die gesamte irdische Biosphäre. Inzwischen hatten



Abwurf der Atombombe am Fallschirm. Zeichnung eines Test-Abwurfs von KVOI Wilhelm Brüchmann 1943 (!) (KVOI = Kriegsverwaltungs-Oberinspektor im Hauptmannsrank der Wehrmacht.



Testflug des deutschen „Manhattan-Bombers“ Me264, Foto: Wilhelm Brüchmann 1943.

auch die Sowjetunion (1949), Großbritannien (3. Oktober 1952) und Frankreich (1960) die von ihnen kopierte Uranbombe erfolgreich gezündet.

Die erste Wasserstoffbombe wurde von den USA erst am 1. November 1952 gezündet, was ihre Behauptung, sie hätten sie bereits im August 1945 „fertig gehabt“, als großen Bluff entlarvt.

Die beiden zu dieser Thematik verfassten Bücher *TOP SECRET* und *Der Große Bluff* sind geeignet, die Technik-Geschichte zu revidieren. Gezielte Recherchen hinsichtlich des damals aktuellen technischen Sachstandes ermöglichen dem Leser erst jetzt einen Einblick in die Entwicklung der ersten

und damals weltweit einzigen Atombomben. Die wenigen zitierten Jugenderinnerungen erklären die autorensseitige Motivation, die ursächlich zu den sich über viele Jahre erstreckenden Recherchen, Analysen und Untersuchungsberichten geführt hat.

Es hat sich dabei erwiesen, dass die deutschen Urheber der Atombomben-Idee ihre Entdeckungen der deutschen Reichsregierung frühzeitig unterbreitet hatten. Mit diesem vermeintlichen „Trumpf im Ärmel“ wurden schon bald Kriegsziele angepeilt, die ohne diese völlig neuartige Massenvernichtungswaffe aus heutiger Sicht als geradezu irrwitzig erscheinen. Die gerade erläuterten,

unerwarteten und erst spät entdeckten Grenzen des Zerstörungsumfangs der ersten Uranbomben waren technologisch nicht mehr zu kompensieren. Für die Realisierung weiterentwickelter Systeme, etwa auf Plutoniumbasis oder als Fusionsbombe (Wasserstoffbombe!) war es zu spät.

Die bereits für genau diese spezielle Aufgabe entwickelten und einsatzfähigen deutschen Fernbomber Me 264 und Ju 390 fielen alsbald den Kriegereignissen der Endphase zum Opfer oder gerieten in die Hände der Sieger. Diese Flugzeuge werden heute in Unkenntnis des wahren Zwecks gerne von den Medien abgewertet. Sie waren aber tatsächlich Meilensteine in Richtung des sich nach dem Kriege entwickelnden Langstrecken-Weltluftverkehrs. Ein komplett erbeutetes Horten-Nurflügelflugzeug wurde übrigens erst kürzlich in den USA noch einmal nachgebaut (2011). Um dieses Flugzeug ranken sich heute Legenden, die sich aus der heutige Sicht eines Luftfahrtingenieurs allerdings nicht bestätigen lassen. Nach meinen persönlichen Erkenntnissen dürften die Ideen der Gebrüder Horten ein „Flop“ gewesen sein, worüber gesondert berichtet werden könnte.

Mein Buch *Der Große Bluff* war eigentlich als „Zweiter Band“ zu *TOP SECRET* gedacht, konnte allerdings nicht vom gleichen Verlag übernommen werden. Im *Großen Bluff* werden die Besonderheiten der deutschen genialumständlichen Abwurftechnik erläutert. Die Uranbombe konnte nur als Höhenbombe am Fallschirm eine hinreichende Zerstörung erzeugen. Das gesamte Gerät wurde von den Amerikanern als *Gadget* bezeichnet. Es wird erstmals nachgewiesen, dass das Höhenbomben-Zündsystem für eine der damaligen Trägerraketen ungeeignet war. Damit erübrigen sich alle gegenwärtig aktualisierten Spekulationen jüngerer Autoren, warum keine der ja bereits während des Krieges erfolgreich eingesetzten Großraketen (V2, A4 oder deren Weiterentwicklungen) mit atomaren Sprengköpfen versehen worden sind. Derartige Zündsysteme verfehlten das Kriegsende nur um wenige Wochen. Es wird ferner mit Hilfe aktueller (!) US-amerikanischer Veröffentlichungen erstmals nachgewiesen, dass zum Zeitpunkt der Jalta-Konferenz im Februar 1945 eine amerikanische Atombombe sich erst im Entwicklungsstadium befand, also noch gar nicht vorhanden war. Der dann ausschließlich auf die Erbeutung bereits

betriebsfähiger deutscher Atombomben gerichtete erfolgreiche Geschwindmarch der U.-S.-Army nach Thüringen, in Richtung Erzgebirge sowie Protektorat Böhmen und Mähren wurde bisher völlig unterschlagen, um den wirklichen Sachverhalt zu vernebeln.

Weitere Enthüllungen beweisen in chronologischer Abfolge, dass der auf dilettantische Weise durchgeführte Beutebomben-Funktionsversuch (Trinity-Test) in völliger Verkenntnis der dabei erzeugten Radioaktivität erfolgte. Auch die Täuschung, der Weltöffentlichkeit ein Exemplar der damals neuartigen amerikanischen Flüssig-sprengstoff-Bombe F. M. „Fat Man“ als Plutoniumbombe (Nagasaki) unterzuschieben, wird erstmals aufgedeckt. ■

Die Bücher von Peter Brüchmann zum Thema:

TOP SECRET

Erinnerungen und Enthüllungen eines Zeitzeugen

**Amerikas verschwiegener Triumph
Die Erbeutung der deutschen
Atomwaffen 1945**

Kopp Verlag, Rottenburg 2009
ISBN 978-3-938516-68-3



Der große Bluff

**Keine US-Atombomben
im Juli/August 1945!**

Grabert-Verlag, Tübingen 2011
ISBN 978-3-87847-268-1
220 Seiten, Leinen, 17,80 €



Zeitzeugen gesucht

Liebe Leser,

mehr als sechzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wissen wir eigentlich noch immer nicht genau, was wirklich geschah. Geschichte ist immer die Darstellung der Sieger. So gesehen müssen wir die Geschichte anzweifeln. Der Artikel von Peter Brüchmann über eine deutsche Atombombe regt dazu an, weiter nachzuforschen. Es geht dabei nicht um eine Glorifizierung deutscher Vergangenheit, sondern um Darstellung der tatsächlichen Ereignisse, nüchtern, ohne politische Absichten. Wir sind es den Beteiligten der deutschen Atomforschung schuldig, ihr Wirken richtig darzustellen. Das gilt für die Wissenschaftler und Techniker in ihrer Leistung, aber auch in ihrem Fehlverhalten. Das gilt vor allem auch für die vielen Opfer, wie Häftlinge, Kriegsgefangene, KZ-Insassen, Zivilpersonen und Soldaten.

Solange die Archive der Alliierten geschlossen sind und bleiben, wird eine objektive Geschichtsforschung nicht möglich sein. Uns bleibt nur die Mitarbeit von Zeitzeugen. Die wiederum werden im Laufe der Zeit immer weniger – wenn es überhaupt noch welche gibt.

Damit nicht alles Wissen unwiderruflich verloren geht, bitten wir Sie daher, liebe Leser, in ihrem Umkreis oder im Verwandtenkreis einmal Ausschau zu halten nach

- noch lebenden Personen, die etwas mit der Atomgeschichte zu tun hatten oder davon wussten,
- Zeugen, die vielleicht nicht selbst mitgearbeitet, aber etwas gesehen haben,
- Geschichten, die von schon Verstorbenen erzählt wurden,
- Bilder aus der Kriegszeit, die das Atom-Thema betreffen.

Bitte schreiben oder mailen Sie uns, oder rufen Sie an:

EFODON-Redaktion, Glückaufstraße 31, D-82383 Hohenpeißenberg
redaktion@efodon.de

Wenn Sie telefonieren möchten:

Wilfried Augustin 08104-61300

Lokaltermin

Themenbereich: Zeitgeschichte

Das große Urangeheimnis – die Wismut AG

Nur 150 km Luftlinie ist es von der ehemaligen Zonengrenze bis nach Ronneburg in Thüringen. Hier war der größte Tagebaukrater Europas. Nur wenige 100 km entfernt auf deutschem Boden war das ergiebigste Urangebiet, das von 1946 bis 1990 213.000 t Uranerz an die Sowjetunion lieferte. Die DDR war der drittgrößte Uranlieferant weltweit. Das DDR-Uran ermöglichte die rasche Entwicklung der russischen Atomwaffen, nachdem den Sowjets 1945 der Atomschock von Hiroshima und Nagasaki beigefügt wurde.

Wussten Sie das alles? Ich nicht! Selbst als ich damals gleich nach der Wende von München nach Thüringen fuhr, wusste ich noch nicht, dass nur wenige Kilometer von der Autobahn entfernt das größte und gefährlichste Loch Deutschlands liegt (siehe Bild 1, 2, 3 aus einer Zeit, als das Loch noch existierte). Die Uranförderung erfolgte nicht nur in diesem Tagebau, sondern in einer ganzen Reihe weiterer Bergwerksanlage in der Region unter Tage (siehe Gebietsübersicht Bild 4).

Heute ist das Riesenloch zugeschüttet. Über zehn Jahre hat die BRD daran geschaufelt, mit modernsten Maschinen und hohen Kosten. Es war Teil des 2+4-Vertrages von 1989, bei dem sich die BRD verpflichtete, die Sanierungskosten zu übernehmen. Die Sowjetunion wurde in dem Vertrag von allen Kosten freigesprochen, obwohl sie jahrzehntelang das Uran abgeschöpft und Umwelt und Bevölkerung geschädigt hat. Der Vertrag wurde von dem (damals noch lebenden) Bundeswirtschaftsminister Möllemann unterschrieben (siehe Bild 5). Nun haben wir die Kosten zu tragen.

Inzwischen ist aus dem Bergbauggebiet eine „blühende“ Landschaft entstanden, im wahrsten Sinn des



Bild 1: Der Tagebau der Wismut AG.



Bild 2: Tagebau bei Ronneburg.

Wortes, denn 2007 fand auf dem Gelände die Bundesgartenschau 2007 statt (siehe Bild 6, das sanierte Gelände).

Gehen wir einmal zurück zum Beginn der Wismut AG. Offiziell wurde diese deutsch-sowjetische Firma im Mai 1947 gegründet, um

schnellstens große Mengen Uran zu fördern und an die Sowjetunion zu liefern. Der Namen Wismut AG war nur Tarnung. Es sollte auf den ersten Blick nicht erkennbar sein, dass es hier um Uranabbau ging. Die Sowjets hatten nämlich ein Problem. Die Amerikaner hat-

ten im August 1945 in Japan zwei Atombomben gezündet und damit der Weltöffentlichkeit eine neue Waffen- generation enthüllt. Die Russen hatten noch nicht einmal die Technologie und schon gar kein Uranmaterial. Beides konnten Sie offensichtlich aus Deutschland holen, die Wissenschaftler, die zwangsrekrutiert wurden, und das Uran aus dem Erzgebirge.

Dank deutscher Techniker und deutschem Uran stellte sich der Erfolg bald ein. Am 29. August 1949 zündete die Sowjetunion die erste Atombombe.

Offen gestanden, es fällt mir schwer zu schreiben: die erste sowjetische Atombombe.

Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass in so kurzer Zeit ohne Hilfe von außen, der Durchbruch möglich gewesen wäre. Aber deutsche Techniker und deutsches Uran? Ist das möglich? Offiziell hat es in Deutschland doch gar keine Atombombenentwicklung gegeben, geschweige denn erfolgreiche Tests oder fertige Bomben. Aber war das so? Ist das glaubwürdig?

Es gibt einige Argumente, die immer wieder gegen die deutsche Bombenentwicklung aufgeführt werden.

1. Deutschland hätte überhaupt nicht genug Uranmaterial gehabt. Der großtechnische Uranabbau in Deutschland begann erst nach dem Krieg durch die Russen.

Tatsächlich hat aber schon im August 1938 die Sachsenerz AG mit der Suche nach Uran und deren militärischer Nutzbarmachung begonnen. Schon 1938 war eine Flotationsanlage zur Aufbereitung von Uranerz gebaut worden. Es gibt auch Stimmen, die sagen, die deutsche Entwicklung der Atomtechnik begann im Geheimen bereits um 1930. Das ist jedoch bis jetzt nicht beweisbar.

1940 kaufte Deutschland 60 t reine Uranverbindungen von der Union Miniere aus Belgien und sicherte sich weiter 3500 t Uran aus den Belgisch-Kongo-Minen der gleichen Firma. Im Vergleich dazu hatten die Amerikaner für ihr Manhattan-Projekt angeblich nur 1500 t Uran zur Verfügung, also weit weniger als Deutschland. Nach dem Krieg fanden amerikanische Truppen immer noch 1100 t Uranerz in einem Salzbergwerk in Deutschland.

Noch am 19. 4. 1945 gab es einen gezielten amerikanischen Luftangriff auf zehn Uran-Produktionsstätten im Raum Schlema. Also muss es schon Produktionsstätten gegeben haben.



Bild 3: Szene aus dem Uran-Tagebau.

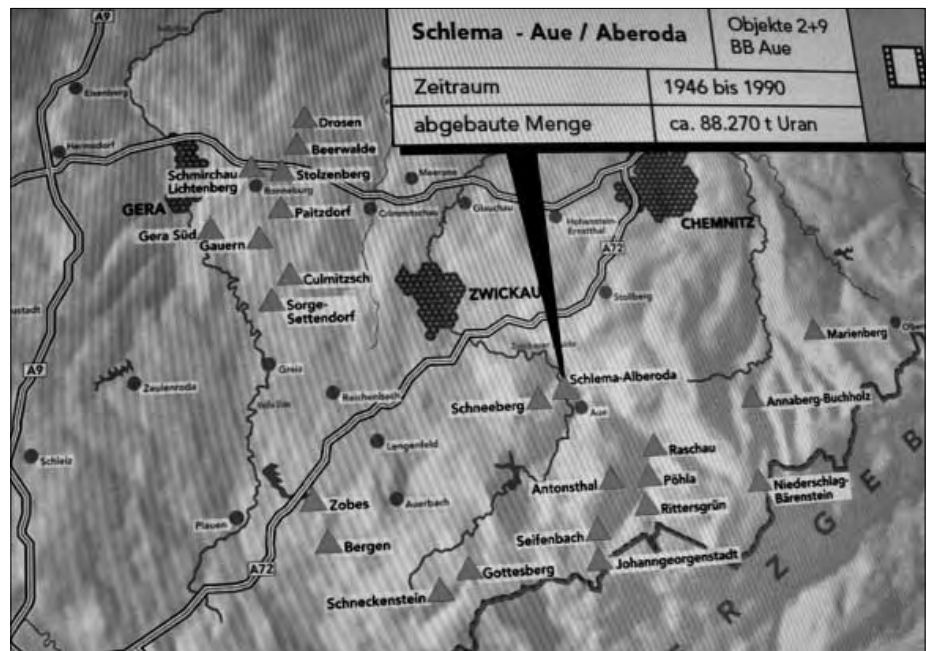


Bild 4: Übersicht über das gesamte Abbaugebiet.



Bild 5: Möllemann (rechts) bei der Vertragsunterzeichnung.

Also keine Rede von Uranknappheit. Und das bestätigt indirekt auch, dass die Amerikaner von einer deutschen Atombombenentwicklung wussten.

2. Deutschland hat nicht über die Technologie verfügt, ausreichende Mengen Uran anzureichern.

Tatsächlich bestanden schon 1942 fünf Entwicklungsprogramme zur Isotopentrennung. In Bad Saarow, südlich Berlin, waren Ringbunker für eine Anlage zur elektromagnetischen Massentrennung nach Manfred von Ardenne errichtet worden. Die bestehende Ardenne-Anlage produzierte bereits 0,1 g/h waffenfähiges U 235.

Aber auch die Anreicherung mittels Ultrazentrifugen war ab 1944 ausgebaut. Es gab Anlagen angeblich bei Freiburg, in Böhmen, Prag, Hamburg, Kandern, Celle, Stadtilm und Miersdorf. Leider fehlt der Beweis in Form vorhandener Anlagen.

Ultrazentrifugen und gewonnenes Uranmaterial sind leider nach dem Krieg spurlos verschwunden. Wo sind sie, in den USA, England oder der Sowjetunion?

3. Nach Aussagen deutscher Atomwissenschaftler nach dem Krieg wurde lediglich an der Entwicklung von Reaktoren zur Energiegewinnung gearbeitet, den sogenannten Uranmaschinen. Es wurde angeblich niemals an einer Bombe gebaut. Entweder täuschten die Wissenschaftler die Engländer, oder sie wussten wirklich nichts von einer Waffenentwicklung. Das könnte bedeuten, dass die SS streng geheim mit anderen Wissenschaftlern an dem Projekt arbeitete.

Tatsächlich scheint es im Winter 1942/43 im Erzgebirge einen ersten unterirdischen Test mit einer Uranbombe gegeben zu haben. D. h., man hatte bereits 1942 an der Bombentechnologie geforscht und über angereichertes U 235 verfügt. So jedenfalls rutschte es 1999 einem Schweizer Professor bei einer Festansprache heraus. Der Test schlug wohl damals fehl. Die kritische Masse wurde nicht erreicht.

Auch ein weiterer Test am 31.3.1944 auf einem Ponton in der Ostsee unter der Regie der Kriegsmarine schlug fehl. Allerdings soll dann noch im gleichen Frühjahr ein Test in der Nordsee erfolgreich gewesen sein. Weiterhin wurde von einem Test im Waldgebiet von Katowitz im September 1944 berichtet.

Der am besten dokumentierte Test soll am 12.10.1944 auf der Halbinsel Bug auf Rügen stattgefunden haben. Angeblich soll der italienische Journalist Arturo Romersa den Test auf Veranlassung Mussolinis beobachtet haben. Noch heute sollen Spuren des Atomtests auf der Insel nachweisbar sein (Verglasungen und Radioaktivität).

Man hat wohl auch schon die Wirkung einer Atombombe auf Menschen getestet. Am 28.10.1944 soll ein Test in der Nähe von Auschwitz stattgefunden haben. Dieser Test wurde bei den Nürnberger Prozessen als Argument der Anklage benutzt. Demzufolge wird er wohl stattgefunden haben und ist dokumentiert worden.

Noch eine Angabe aus dem Buch „Hitlers Bombe“ von Rainer Karlsch, S. 201, betreffend eines Tischgespräches 1944. Zitat: „Gemäß einer Mitteilung von Hitlers Adjutant, Julius Schaub, hatte die Reichspost ‚kleinkürbisgroße Uranbomben‘ entwickelt. Diese sollten alsbald



Bild 6: Saniertes Uran-Abbaugelände.



Bild 7: Alter Bohrhammer.



Bild 8: Schaufelbagger für Erz.

in Serie ,in einem unterirdischen SS-Werk im Südharz' in Produktion gehen.“

Es war also alles da, die Uranrohstoffe, die Anreicherungsanlagen und die Bombentechnologie.

Einen Schritt weiter geht der Autor Peter Brüchmann in seinem Buch „Der große Bluff“. Aufgrund von Indizien aus amerikanischen Dokumenten kommt er zu folgendem Ergebnis: Die Amerikaner wussten von der deutschen Atombombe und wo sie zu finden war. In einem direkten militärischen Vorstoß nach Thüringen sicherten sie sich drei fertige deutsche Atombomben und brachten sie in die USA.

Hier testeten sie eine der Bomben in Nevada. Die anderen beiden warfen sie über Hiroshima und Nagasaki ab. Nach Brüchmann besaßen die USA überhaupt keine eigene Atombombe, weil sie ein ganz anderes Bomben-Konzept verfolgten.

Zurückkommend auf die sowjetische Atombombe, die relativ schnell nach der amerikanischen Zündung über Japan erfolgte, liegt der Verdacht sehr nahe, dass auch die Russen sich der deutschen Technologie bedienten.

Techniker, Material und Know-how hatten sie sich im Wettlauf mit den Amerikanern im geschlagenen Deutschland erbeutet. Da nach dem Kriegsende übergangslos der Kalte Krieg begann, wurde auch die Kerntechnik in West und Ost übergangslos vorangetrieben. Und auch die Ausbeutung der deutschen Urangruben in Sachsen wurde zügig ausgebaut. In diese Zeit fiel die Geburtsstunde der Wismut AG als sowjetisch-deutsches Unternehmen mit dem Ziel, der Sowjetunion die nötigen Uranmaterialien zu fördern, die sie für den Kernwaffenwettlauf mit den Amerikanern benötigten.

Im Spätsommer 1945 hatten hochrangige sowjetische Funktionäre Schächte und Bergarchive im Erzgebirge durchforstet und deutsche Gelehrte auf der Suche nach dem Uran befragt. Im Auftrag dieser Erkundungskommission hatte auch die ehemalige Sachsenerz Bergwerks AG mit den wenigen nach dem Krieg noch verbliebenen Bergleuten die Instandsetzung der Schächte wieder aufgenommen. Es wurden dann zusätzlich neue Kumpel aus dem Schneeberger Raum eingestellt. Diese Gruppe bildete die Kerntruppe der späteren Wismut AG.

Am 13.2.1946 wurde der sowjetische Innenminister Berija darüber



Bild 9: Mannschaftswagen.

Fehlende Ausrüstung führte zu primitivstem und sicherheitswidrigem Arbeiten mit hoher Unfallgefahr. Vielfach standen nur Schlägel und Eisen, Hacke und Schaufel zur Verfügung. Die Arbeitskleidung und das Geleucht waren schlecht. Die Bewetterung der Schächte erfolgte zunächst nur auf natürlichem Wege. Folge war eine extrem hohe Belastung der Wetter mit Radonfolgeprodukten – als entscheidende Ursache der vielen Lungenkrebserkrankungen. Das Erz musste zum Teil in Rucksäcken aus der Grube getragen werden. Daneben waren die Förderung mit Schubkarre und Handhaspel wie im Mittelalter gängige Fördermethoden. Von 1946 bis 1948 soll es jährlich ca. 60 bis 70 Unfälle mit Todesfolge gegeben haben.

Bild 10: Grubenbedingungen.

informiert, dass in Sachsen in der Umgebung von Johanngeorgenstadt und Schneeberg der Rohstoff „A9“ gefunden wurde. „A9“ war das sowjetische Codewort für Uranerz. Daraus entstand das Planziel, noch für das 4. Quartal einen Abbau von mindestens 10 t Uranerz voranzutreiben. Wegen der Geheimhaltung gegenüber den Amerikanern wurde offiziell nur von Gewinnung von Wismut- und Kobalterz gesprochen.

Die Hauptförderaktivitäten konzentrierten sich zunächst auf Johanngeorgenstadt, dem späteren Objekt Nummer 1 der Wismut AG. Als Objekte 2 und 3 kamen später die Abbaustätten in Schneeberg/Schlema dazu. Die riesigen Abraumhalden wurden zum Wahrzeichen der Gegend. Weitere Objekte entstanden, Nummer 4 bei Annaberg, Nummer 5 bei Marienberg. In Bild 4 sieht man in einer Übersicht

alle damaligen Uranlagerstätten. Diese von den Sowjets übernommenen Betriebe wurden von der sächsischen Landesregierung als sogenannte C-Betriebe geführt. D.h. Betriebe, über deren Nutzung die Besatzungsmacht das alleinige Entscheidungsrecht hat. Neben diesen Gruben, die quasi von den Sowjets beschlagnahmt worden waren, wurden am 8. Mai 1947 alle Bergbauunternehmen enteignet und in Landeseigentum überführt. Zwei Tage später wurde vom Ministerrat der UdSSR die „Zweigstelle der Staatlichen Sowjetischen Aktiengesellschaft der Buntmetallindustrie“ „Wismut“ gegründet. Hauptniederlassung der Gesellschaft war Moskau, Zweigniederlassung war Aue. Die Gründung erfolgte nach deutschem Aktienrecht, Handelsregistereintragung am 2. Juni 1947. Zweck der Gesellschaft war die Förderung von Buntmetallen. Uran wurde weder in den Satzungen der Gesellschaft, noch in den zeitgenössischen Dokumenten erwähnt. Die Enteignung und Übergabe von Vermögen, Bergwerken und Bergrechten an die Sowjetunion belief sich auf einen Wert von 9,4 Millionen Reichsmark.

Das Thema Wismut AG und der Uranbergbau sind ein eigenes Kapitel deutscher Geschichte. Die Sowjetunion betrachtete die Ausbeutung der Urangruben mit allen Enteignungen und Lieferungen als Teil der Reparationsleistungen, die Deutschland an die Sieger zu zahlen hatten. Darüber zu urteilen, ob das rechtens war, obliegt den Historikern.

Die andere Seite der Medaille sind die Personen- und Landschaftsschäden, die verursacht wurden. Wer Literatur über die Arbeitsbedingungen in den Urangruben liest, über Zwangsarbeit, Unfälle, radioaktive Kontamination und Krebstote bei Bergarbeitern und Bevölkerung, kann schwer verstehen, dass deutsche Behörden das mitgemacht haben. Sehen Sie sich die damaligen Bohrhämmer zum Stollenvortrieb (Bild 7) an. Oder sehen Sie einen Schaufelbagger zum Transport des Uranerzes im Stollen (Bild 8). Da kann man ermessen, welche Staub- und Radonbelastung in den Stollen herrschte. Sehen Sie auch den Transportwagen für die Bergarbeiter im Stollen (Bild 9). Sehen Sie auch Tafel Bild 10 aus dem Museum, das auf die Schädigungen eingeht. Nachfolgend noch die Bilder 11-13 aus dem bergmännischen Alltag.



Bild 11: Bedingungen im Untertagebau.



Bild 12: Bedingungen unter Tage.

Hier erscheint ein erschreckendes Bild des real existierenden Sozialismus, das Staat und SED geduldet haben, entgegen aller Beteuerungen, wie menschlich doch der Sozialismus wäre, verglichen mit dem Kapitalismus des westlichen Klassenfeindes. Ich fand folgendes Zitat von Michael Malzew, Generaldirektor der Wismut AG von 1947 bis 1951: „Erz, Genossen, wir brauchen Erz und keine Moral“.

Wenn Sie etwas über die Bedingungen aus persönlicher Sicht lesen wollen, empfehle ich das Buch von Werner Bräunig, „Rummelplatz“, Aufbauverlag.

Fairerweise muss man allerdings sagen, dass die Betriebe der Wismut AG wesentlich besser bezüglich der Versorgung dastanden, als andere Betriebe der damaligen DDR. Es gab mehr und bessere Lebensmittel, Wohnraum und spezielle Krankenhäuser für die Kumpel. Letztere lassen allerdings den Verdacht aufkommen, dass darin vielleicht die Zahl der Leukämie- und Lungenkrebserkrankten unter Kontrolle gehalten wurden.

Das Thema ist zum Glück erledigt. Neben dem Verlust aus der Enteignung und dem Verlust an Uranrohstoff steckt Deutschland noch einmal 10 Milliarden in die Sanierung des Geländes. Dann ist hoffentlich ein Schlussstrich gezogen.

Es gibt eine Reihe von Besichtigungsmöglichkeiten, um die Objekte des Uranbergbaus kennen zu lernen. In diesem aktuellen Lokaltermin möchte ich Ihnen das Objekt 90 in Ronneburg bei Gera vorschlagen. Hier war der Riesenkrater, von dem ich eingangs sprach. Hier wurden 12 % des geförderten Urans im kostengünstigen Tagebau gewonnen. Das war die größte Uranerzlagerstätte Europas. Der Krater war 240 m tief. 1952 – 1976 wurden hier ca. 14.000 t Uranerz gefördert.

Das Gelände wurde von der BRD saniert, soweit, dass hier 2007 die Bundesgartenschau stattfinden konnte. Man kann also davon ausgehen, dass das Gelände gemessen und nicht mehr radioaktiv befunden wurde. Man kann über das Gelände wandern. Der Krater ist natürlich zugeschüttet, aber auf dem Gelände befindet sich ein sehenswertes und sehr informatives Museum (siehe Bild 14). Ich empfehle



Bild 13: Arbeiterinnen.



Bild 14: Das Wismut-Museum in Ronneburg.

jedem, einmal vorbeizufahren und sich einem unbekanntem Kapitel deutscher Zeitgeschichte zu stellen. Anhand der Exponate und Bilder kann man sich ein eindrucksvolles Bild von einem Aspekt der DDR-Geschichte machen. Ich halte die Ausstellung für informativ und objektiv. Es finden auch kostenlose Führungen statt. Der Eintritt zum Museum ist frei.

Und wenn Sie sich für weitere Informationen an anderen Plätzen interessieren, finden Sie in der Ausstellung bestens einen Ansatzpunkt.

Alle Bilder stammen aus dem Objekt 90, dem Wismut-Museum in Ronneburg.

So kommen Sie hin:

- Nehmen Sie die A4 Hermsdorf Richtung Dresden.
- Abfahrt 60 Ronneburg
- Fahren Sie ein kurzes Stück die B7 Richtung Ronneburg.
- Fahren Sie auf die B 175 Richtung Werdau/Zwickau.
- Nach ca. 4 km rechts abfahren Richtung Ronneburg (Brunnenstraße)
- Sie fahren unter einer Eisenbahnunterführung hindurch.
- Bevor Sie durch eine weitere Unterführung fahren, biegen Sie links ab, der Ausschilderung „Wismut AG, Objekt 90“ folgend.

(Wilfried Augustin)

Baktrien: Ausgrabungen im Land der Götter

Leo und Luise von Leuchtenberg

Baktrien (persisch: Bakhtar) wird die antike Landschaft nördlich des Hindukusch (Mittelasien) genannt (Abb. 1). Das alte Baktrien (ca. -2000) lag einst jenseits des Kaspischen Meeres, im heutigen Dreieck Afghanistan, Usbekistan und Turkmenistan. Von den Griechen wurde es „Land der 1.000 Städte“ genannt. Es ist die Gegend des Religionsstifters Zarathustra. Zarathustra soll um -1800 gelebt haben. Er wird üblicherweise in einem fliegenden Objekt dargestellt (siehe Darstellung oben links in Abb. 1). Alles deutet darauf hin, dass er ein „Gott“ war, der von den Sternen auf die Erde hernieder kam. Nach der Befreiung des durch Alexander den Großen begründeten Herrschaftsreiches war Baktrien einige Zeit ein selbstständiges Königreich mit iranisch-hellenistischer Kultur und wurde später durch Nomadenstämme überrannt. Der Islam erhielt seinen Einzug im 8. Jahrhundert.

Die alte Hauptstadt Baktra heißt heute Balkh, im Nordosten Afghanistans gelegen (Abb. 2).

In der Vergangenheit wurden zahlreiche Schätze in Form von Gold-, Silber- und Elfenbeingegenständen in Baktrien gefunden; einige Sensationsfunde ganz anderer Art jedoch fielen erst kürzlich einem deutschen Hobby-Archäologen in die Hände (der nicht genannt werden will). Er stellte uns seine unglaublich interessanten Bilder über Artefakte, Ausgrabungsstellen und seine Geschichte über seine Abenteuer-Reise und über den mehrjährigen Aufenthalt in Baktrien für unseren Bericht hier auszugsweise zur Verfügung.

Unseren Hobby-Archäologen nennen wir hier Kurt. Er war direkt an den historischen Stätten vor Ort und wurde Live-Zeuge der von Regierungsseite nicht überwachten Ausgrabungen durch Einheimische. Im regen Kontakt mit diesen Personen konnte Kurt zahlreiche Artefakte sichten und genauer untersuchen.

Es finden innerhalb der antiken Mauern von Balkh (Abb. 2) immer wieder Grabungen statt (Abb. 3), weil dort

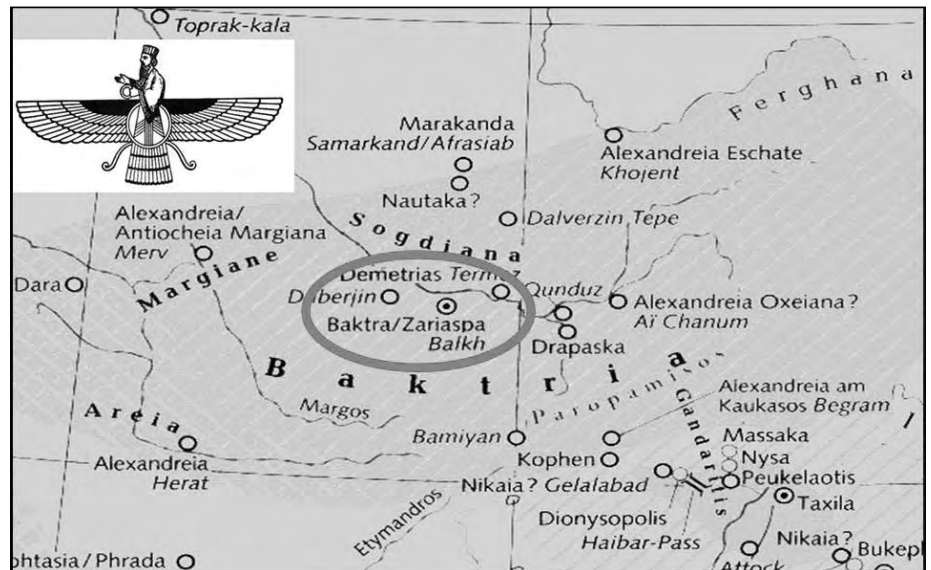


Abb. 1: Landkarte von Baktrien mit markierter Hauptstadt Balkh.



Abb. 2: Blick auf die Hauptstadt von Baktrien (Balkh).



Abb. 3: Antike Mauern von Balkh.



Abb. 4: Projektschild von Balkh.



Abb. 5: Afghanenfrauen mit Kindern zu Fuß unterwegs.



Abb. 6: Eingang Moschee, Balkh.

zum wiederholten Male Gold- und Silbermünzen aus verschiedenen Epochen gefunden werden. Die örtliche Polizei drückt auch hier gegen ein „Trinkgeld“ in bestimmter Höhe beide Augen fest zu und lässt die Afghanen gewähren.

In der Provinz Balkh ist diese Gegend um die Ausgrabungsstellen eine Taliban-Hochburg; westliche Ausländer bewegen sich dort aufgrund der latenten Anschlags- und Entführungsgefahr nie. Da Kurt dieses Risiko aufgrund seiner Sprach-, Orts- und Mentalitätskenntnisse dennoch gut einschätzen und damit die Gefahr minimieren konnte, wagte er sich bis zu den Ausgrabungsstätten bei den antiken Mauern von Balkh und auch zu dem nur wenige Hundert Meter von Balkh entfernten Grab eines 10-Meter-Riesen vor.

So konnten einige beeindruckende Bilder geschossen werden:

Dschingis-Khan hat hier während seiner Eroberungszüge seine Feinde einmauern lassen (Abb. 9) – ursprünglich war dies eine Legende, die sich aber aufgrund der Funde als Realität herausgestellt hat.

Alle Mauerfragmente weisen unzählige Knocheenteile von Menschen auf (siehe Abb. 10). Auch ganze Skelette sind immer wieder zu sehen (Abb. 11).

In Abb. 12 erkennt man auf einem Sockel sitzende menschliche Gestalt, in Stein geformt, ca. 6 cm hoch; der Kopf erinnert uns an die Darstellung eines Sumerers bzw. die eines der Anunnaki (Götter, die vom Himmel/Weltall kamen) auf sumerisch-babylonisch-assyrischen Reliefs. Niemand weiß genau, wen diese rund 4000 Jahre alte Figur darstellen soll.

Einer der Sensationsfunde stellt sicherlich die kleine Bronzeplatte (ca. 12 cm hoch und ebenso breit) in Abb. 13 dar. Bei genauem Hinsehen erkennt man zwei humanoide Gestalten mit engen Overalls, die nicht unbedingt menschlich wirken. Die Gestalt rechts hat ein vogelähnliches Gesicht und um den Kopf herum so etwas wie einen „Astronautenhelm“, während die Gestalt links andererseits „sumerisch“ aussieht. Die beiden knienden Gestalten heben und stützen bzw. halten ein unbekanntes technisches Gerät, während sich darüber in einem runden Behältnis eine andere Gestalt offenbar in einer Art kniender Pose befindet, mit der linken Hand ein Gerät bedienend, Blick nach oben zu einer Art „Monitor“ gerichtet. Das „Behältnis“ selbst könnte auch als



Abb. 7: Befestigungsanlage bei Balkh.



Abb. 8: Bergdorf bei Balkh.



Abb. 9: Historische Mauern von Balkh, Ausgrabungsstelle.



Abb. 10: Detailansicht Abschnitt Ausgrabungsstelle von Abb. 9 (in der Mitte Oberschenkelknochen).



Abb. 11: Historische Mauern von Balkh, Skelettfund.

ein unbekanntes Flugobjekt (UFO) durchgehen. Es kann auch sein, dass sich alle drei Humanoiden in einem unbekanntem Flugkörper befinden, nämlich in einem nach oben offenen rechteckigen Behälter, wobei der obere Abschluss durch eine Kapsel gebildet wird, in der sich das eine Wesen befindet, das von den anderen beiden gestützt

wird. Interessanterweise knien alle drei Wesen.

Zu Abb. 14: In diesem ovalen Steinrelief erkennt man zwei menschenähnliche Wesen in Seitenansicht, die hintereinander von rechts nach links gehen. Von den Proportionen her könnte die rechte Person ein kindliches Wesen sein, leider fehlt hier der Kopf, er ist abgeplatzt oder weggeschlagen. Man erkennt aber noch die Konturen. Der Kopf müsste groß gewesen und ein löwenähnliches Aussehen mit langer Mähne gehabt haben. Auffällig ist außerdem noch die überdimensionale „Gürtelschnalle“ in der Bauchgegend, die scheinbar ein kurzes Kleid gurtet; demnach dürfte es sich um ein weibliches, gedrunzen wirkendes Wesen handeln. Es ist etwas größer als das andere Mischwesen. Das linke Mischwesen hat einen Tierkörper und einen Menschenkopf, das Mischwesen rechts hat einen Tierkopf und einen menschlichen Körper. Das linke Mischwesen, das auf seinen Hinterbei-

nen steht, mit kurzem, gedrunzenem Rumpf, einem ebensolchen nach oben gebogenen Schwanz ist uns von keinem Tier bekannt. Es hat eindeutig den Kopf eines Erwachsenen mit schulterlangen Haaren, bartlos. Seine ausgestreckten Hände/Vorderpfoten sehen wie geöffnete Greifzangen oder große Schraubschlüssel aus, beide nach vorne erhoben in unterschiedlicher Höhe, als wollte es etwas bedienen. Die Füße/Hinterpfoten wirken kastig, eckig, plump, also auch eher mechanisch. Vielleicht haben wir es hier sogar mit einem Roboter-Mensch-Tier-Klon zu tun. Das gehende, leicht vornübergebeugte „Kind“ scheint das andere Mischwesen vor sich herzutreiben, hält beide Arme erhoben vor sich ausgestreckt und bildet mit den Handflächen eine Art Halbschale in die das linke Mischwesen, seinen Kopf nach hinten drehend, hineinschaut so als lese es von dort eine Anweisung, was es vorne mit seinen Greifhänden tun solle. Die Kopfdrehung ist unnatür-



Abb. 12: Thronender Anunnaki; Ausgrabungsstelle Balkh (Figur ist ca. 6 cm hoch); Material: Stein, ca. 4000 Jahre alt.

lich: 180 Grad nach hinten umgedreht, Menschen schaffen gerade mal 90 Grad. Die Wesen berühren sich nicht, der Gesichtsausdruck des Mischlings (links) ist wach und entspannt, seine Nase groß und markant.

Kurt reiste nicht nur quer durch das Gebiet des legendären Königreiches



Abb. 14: Steinrelief, Ausgrabungsstelle Nähe Balkh (ca. 15 cm hoch); Material: Steinplatte; ca. 4000 Jahre alt.



Abb. 13: Kleiner Bronzeguss mit Astronauten in einem UFO; ausgegraben in der Nähe der historischen Mauern von Balkh.

Baktrien und gewann dabei viele reizvolle Eindrücke (Abb. 16) sondern er ging schließlich einem Gerücht nach, das besagte, dass ganz in der Nähe der Hauptstadt Balkh der Urahn der Afghanen, nämlich ein 10-Meter-Riese begraben sein soll. Tatsächlich existiert dieses Grab, wo sich das riesige Skelett befindet (Abb. 17). Nähere Untersuchungen und intensive Befragungen wurden vor Ort nicht gestattet. Das Grab wird von Einheimischen gut bewacht (Abb. 18).

Auf seiner Abenteuerreise quer durch

Baktrien wurden Kurt dann noch zwei weitere Gegenstände gezeigt:

1.) Ein in Siegelrundform bearbeiteter Bronzeguss (Abb. 19). Man erkennt ein affenähnliches Wesen mit angewinkelten Beinen in einem Objekt, vermutlich einer Flugkapsel (siehe Apollo-Missionen), welche man durch eine moderne Brille gesehen als UFO bezeichnen könnte (Abb. 20). Der vermutlich in einen Astronautenanzug gehüllte Alien bedient mit einer „Hand“ ein Gerät; ein Astronautenhelm mit



Abb. 15: Mauerfragmente in der Nähe von Balkh.



Abb. 16: Schlucht in Gebirgsregion in der Nähe von Balkh.



Abb. 17: Grab (Abdeckfläche rechts) eines 10-Meter-Riesen (wenige hundert Meter von Balkh entfernt).

einer schnabelähnlichen Öffnung nach vorne ist neben einem hermetisch verschlossenen, breiten Halsring deutlich erkennbar. Der Halsring hat einen Fortsatz nach hinten; dabei könnte es sich um eine Polsterung handeln, die einen zu starken Druck auf die Halswirbelsäule verhindern soll. Der Blick des Wesens ist auf eine Art Monitor gerichtet; das Wesen hat außerdem so etwas wie eine gegurtete Brustpanzerung; der Brustpanzer scheint durchsichtig und fluoreszierend zu sein. Vor dem Brustpanzer fallen zwei aus der abgerundeten Fläche der Frontplatte von der Innenkapsel des „Raumschiffes“ hervortretende Dorne auf (Abb. 19). Es könnte sich dabei um eine unbekannte technische Einrichtung handeln, die mit dem Brustpanzerinhalt technisch korrespondiert (daher der sichtbare fluoreszierende Prozess). Die Darstellung erinnert uns an das Relief der raumfahrenden Windhunde vom Kloster Trudpert (siehe unsere SYNESIS-Berichte in Nr. 5/2011 und 6/2011), aber auch an die von Erich



Abb. 19: „Affensiegel“, Ausgrabungsstelle Nähe Balkh (ca. 8 cm Durchmesser); Material: Bronzeguss in/auf Stein; Alter: ca. 4000 Jahre.



Abb. 20: Bearbeitete Abb. 19, um Konturen zu verstärken und so Motive zu verdeutlichen.

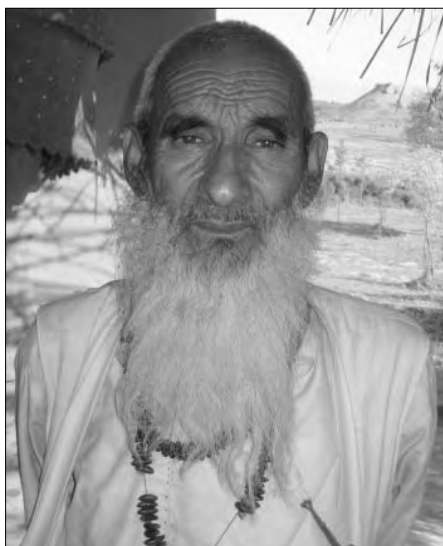


Abb. 18: Der diensthabende Grabwächter des Riesen.

von Däniken beschriebene und in Film und Foto gezeigte Grabplatte von Palenque.

2.) Eine Tonfigur, ein Wesen darstellend, das einen plumpen Overall und einen Astronautenhelm (bzw. Pilotenhelm) trägt (Abb. 21). Die Augen sind nicht sichtbar, sondern blicken durch

eine Art speziell aufgesetzte Brille; die Arme sind relativ lang und wirken starr und unbeweglich.

Wir danken Kurt ganz herzlich für die übermittelten Eindrücke und die beeindruckenden Fotos aus Baktrien.

Interessierte Leser können sich mit den Autoren über folgende Email-Adressen in Verbindung setzen:

LuisevonLeuchtenberg@gmx.de
LeovonLeuchtenberg@gmx.de



Abb. 21: Tonfigur „der Astronaut“; Fundstelle wenige Kilometer von Balkh entfernt.

Der erfundene Kalender

Erhard Landmann

„Suchet, so werdet ihr finden, glaubt nicht alles, denn man nimmt euch auf den Arm“. Gestatten Sie, dass ich einen alten, angeblichen Bibelspruch (der sowieso dort so nicht steht, da die Bibelübersetzungen auch total falsch sind) etwas abändere. Es gibt genug Gründe dafür.

Ich möchte Ihnen hier auch gar nichts über Religion erzählen, sondern über erfundene „berühmte“ Kalender, die es gar nicht gab, von denen aber jedermann daherschwätzt. Für manche Leute ist jeder große Megalithbau, jede Pyramide, ja jeder Steinhäufen irgendwo in der Bretagne, in England, Südamerika oder anderswo ein „Kalender“, und alle möglichen Völker, von denen es viele ebenso gar nicht gegeben hat, hatten nicht nur ihren eigenen „Kalender“, nein, sie hatten drei, vier und mehr „Kalender“. Sonnenkalender, Mondkalender, Sakralkalender, astronomische Kalender und, und, und. Offensichtlich sind sich diese Leute nicht klar darüber, welche Aufgabe ein Kalender zu erfüllen hat. Jedenfalls berechtigt die Ausrichtung eines gewaltigen alten Bauwerkes nach den Tagen der Sonnenwenden am 21. Juni bzw. 21. Dezember nicht dazu, von einem Kalender zu sprechen. Die Baumeister dieser mit großer Präzision errichteten Bauwerke wussten vorher, wann die Sonne wo steht und wie der Jahreslauf der Gestirne ist, sonst hätten sie eben genau diese Präzision nicht erreichen können. Sie brauchten nicht Stonehenge oder die Himmelscheibe von Nebra als „Kalender“. Oder glauben Sie im Ernst, sie hätten ihre gigantischen Bauten fünfzehn-, zwanzigmal umgebaut, bis sie am 21. Juni endlich und zufällig die Sonne dort einfingen, wo sie bei der Sonnenwende stehen muss? Oder sie hätten einfach angefangen zu bauen, ohne genaue Pläne, und dann gewartet mit dem Weiterbauen, bis die Sonne sich eben wendete? Nach der Fertigstellung haben sie dann jede Woche nachgeschaut, ob denn nun endlich der 21. Juni oder der 21. Dezember ist, weil man den Kalender ja jetzt, wo man ihn hat, auch benutzen muss. Nur leider war dann an unendlich vielen Tagen die Sonne nicht zu sehen, weil es furchtbar regnete oder in den nördlichen Ländern ein Schneesturm tobte. Vollkommen



Abb. 1

unrealistisch, aber typisch für eine gewisse Sorte von „Wissenschaftlern“ und Möchtegerndeutern.

Schauen Sie sich bitte Abbildung 1 an. Dort sehen Sie das altdeutsche Wort „ilico“ = „eilig“, sowie die Wortsilbe „-lig“ und die Buchstaben „lg“. Das wäre nichts Besonderes. Die Sensation liegt darin, dass es sich um Vergrößerungen von angeblichen Nullen aus den angeblichen Mayakalenderdaten der Mayacodices handelt, die angeblich Kalenderberechnungen und sogar ein Venuskalender sein sollen. Ich habe Hunderte davon vergrößert, schon vor mehr als dreißig Jahren, und immer ergaben sich dabei Wörter, Silben und Buchstaben.

In Abbildung 2 sehen Sie verschiedene Schreibformen des altdeutschen Wortes „heilig“ von den Formen „hilig“ bis „heilich“, sowie das Wort „selih“, und wo heilig und selig auftreten, darf natürlich das Wort „Geist“ nicht fehlen, das Sie ebenfalls unten rechts erkennen können.

Abbildung 3 zeigt eine der Mayastelen, die ja alle „nur Kalenderdaten“ enthalten sollen. Ich aber sehe, trotz der schlechten Kopie, nur unsere normalen Buchstaben, große und kleine „E“, „i“,

„u“ oder „G“. Angesichts der schlechten Kopien kann ich es nicht oft genug wiederholen und predigen: Die Zukunft unserer Wahrheitsfindung sowie die Aufdeckung der Geschichtsfälschungen hängt nur von zwei Faktoren ab: die richtige Übersetzung aus der richtigen Sprache und die besten und neuesten, modernsten optischen Vergrößerungsgeräte, wie etwa Fernsehkameras. Diese aber kann der kleine Privatforscher nicht bezahlen. Sie befinden sich in den Händen der linken Fernsehmedien und der linken Pressemedien und diese stehen auf der Seite der Geschichtsfälschung, der Volksverdummung und der Weltverschwörung. Pech gehabt, ihr Freunde der Wahrheit.

Ich habe hier also einen hundertprozentigen Beweis vorgelegt (neben den vielen anderen, die ich schon anderswo vorgelegt habe, siehe mein Buch „Weltbilderschütterung“ oder meinen Artikel „Die Maya und das Jahr 2012 - die Fakten“), dass es nie einen bzw. drei Mayakalender gegeben hat. Aber da die geistig Armen und die Einfältigen bekanntlich nicht weniger sondern eher mehr werden, wird dies nicht viel nützen, auch nicht, wenn ich

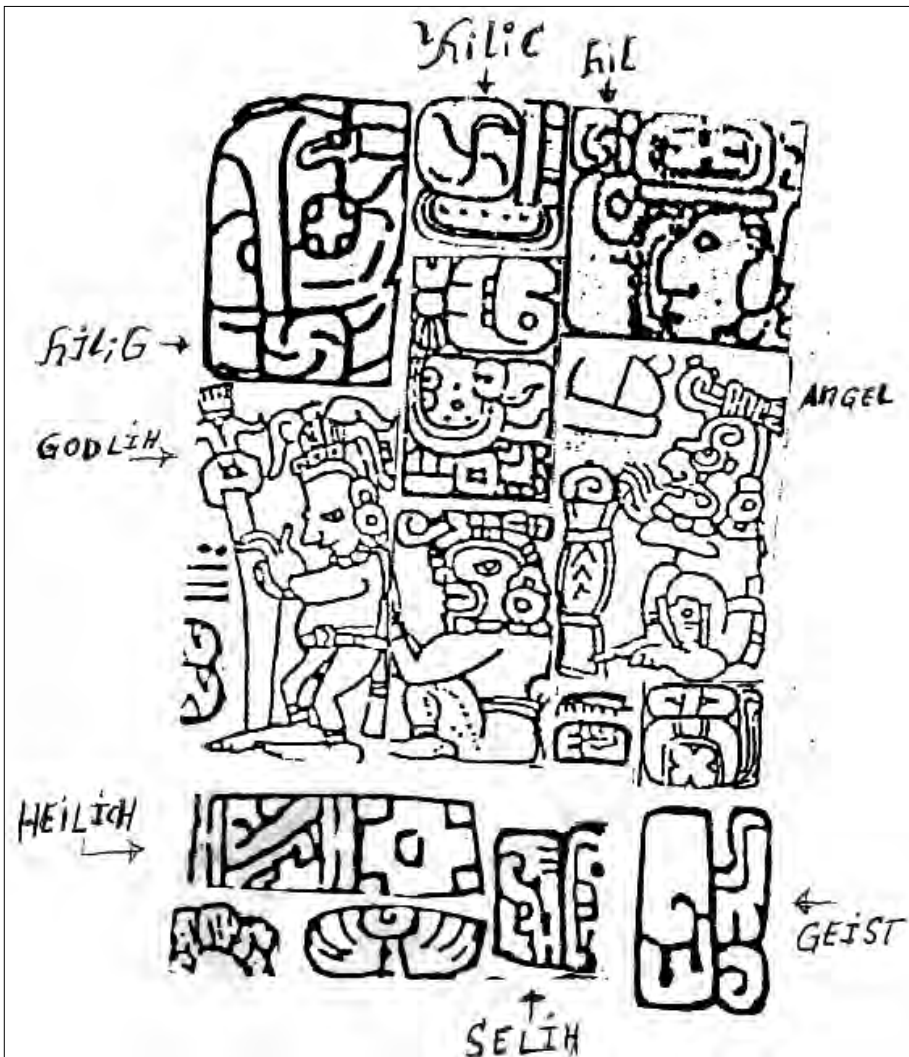


Abb. 2

jetzt anschließend noch einen geradezu vernichtenden Beweis vorlege. Sie sehen in Abbildung 4 den sogenannten Haab-Kalender der Maya. Die meisten Leute, vor allem die Vielschreiber in den esoterischen und halbesoterischen Magazinen reden immer nur von „dem“ Mayakalender und wissen gar nicht, dass die pseudowissenschaftlichen Erfinder der Mayakalender eigentlich von drei Mayakalendern reden und schreiben, dem Haab-Kalender, dem Tzolkin und der Kurz- und Langzählung des einen. Das Wort „haab“, welches die „Mayaexperten“ mit „Jahr“ übersetzen, ist nichts anderes als das deutsche Wort „haben, ich hab“, welches im Altdeutschen und somit in den Mayaschriften, schon mal mit doppeltem „aa“ geschrieben wurde. Es gab ja noch keine feste Rechtschreibregelung. Wenn also ein Quiche oder Cakchiquel oder einer von einem anderen Mayastamm, schrieb: „(ich) haab 7 oder 700 oder 1608 Maiskolben oder Zuckerrohrbündel oder irgendetwas anderes“, so haben die „Experten“ daraus eine Jahreszahl oder ein

Kalenderdatum gemacht. So schlicht und einfach kommt manchmal die Geschichtsfälschung daher. Schauen wir uns also die Abbildung 4 an, die 18 bzw. 19 „Monate“ des angeblichen Haab-Kalenders. (Es sollen 18 Monate und ein Sondermonat von 5 Tagen sein!).

Der Irrtum der „Experten“ beginnt schon damit, dass sie von oben nach unten lesen, statt von links nach rechts. Wichtig für das Verstehen des Folgenden ist, zu wissen, dass die Spanier bei der Eroberung Mexikos die herrschende und gebildete Schicht ausrotteten, weil sie natürlich den meisten Widerstand zeigten. Und als viele Jahre später Mayasklaven die alten Chroniken aufschreiben sollten, waren dies natürlich wenig Gebildete und im Schreiben nicht so Geübte, sodass ein Schreiber schon mal einen Buchstaben vergaß und statt „hoc“ nur „oc“ oder statt „hoc zip“ „ochezip“ schrieb, und dass in den Maya- und Aztekenschriften der Buchstabe „z“ bevorzugt als „tz“ geschrieben wurde. Lesen wir also mal den Text der angeblichen „Haab-Monate“:

- Pop Zac, (das) Pop Zacu (= das Popul Zacu, das Sachsenvolk)
- Uo Ceh Zip = schaukelt sich hoch in kleinen Ansätzen (im Raumfahrzeug)
- Mac Zotz Kan = (dann) macht der Kahn einen Satz,
- Kin Tzec Muan = kann es mit Mühe schaffen,
- Xul Pax Yax = (die) Sul jagt zurück (Xul, Sul, das säulenförmige UFO)
- Kin Kayab = (das) Ei ging ab (Ay, Ei, eiförmiges UFO)
- Mol Cum Ku = kommt zum Mol,
- Chen Uayeb yax = jagt gen (gegen) das heilige Eb.

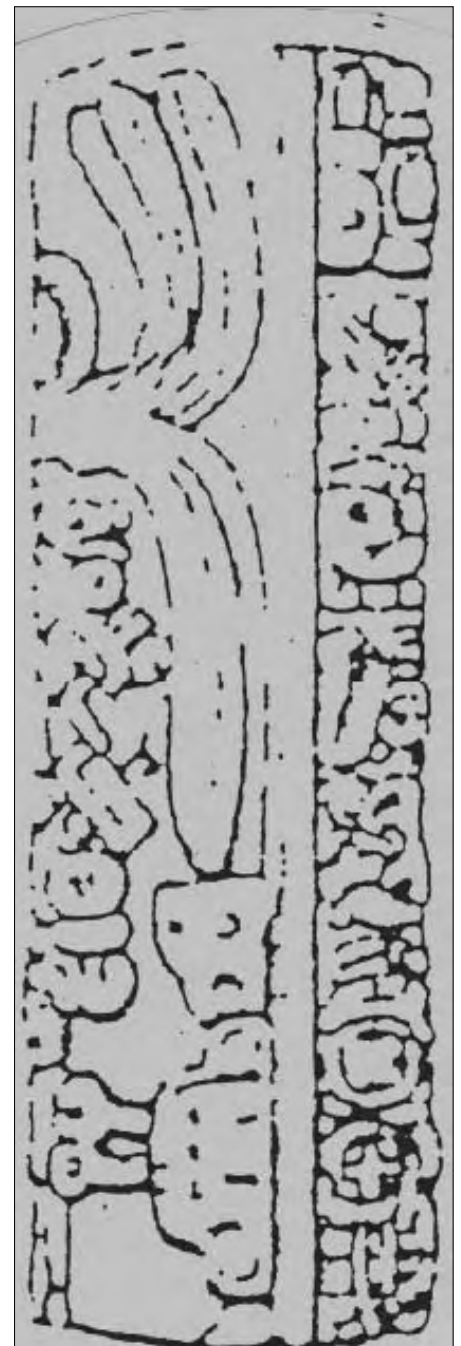


Abb. 3

Das Wort Mol, Mul bezeichnet in Mayatexten das „Mehl“, den Sternen- oder Weltraumstaub.

Das „weih Eb“, das „heilige Eb“ ist ein Planet, der in „lateinischen“ Schriften meist mit dem Satzteil (Wort) „tenebra“ bezeichnet wird (siehe meinen Artikel „Sensationsfund - Schrifttafel mit Text über Raumfahrer“).

Niemals kann ein so wunderschöner, so klar strukturierter altdeutscher Satz durch Zufall aus angeblichen Kalendermonatsnamen entstehen. Ein Satz, der auch noch sehr anschaulich beschreibt, was Millionen von UFO-Augenzeugen weltweit schildern, und der Planetennamen verwendet, die in alten Texten von der anderen Seite des Erdballs erscheinen. Wer jetzt noch behauptet, es hätte „den“ oder „die“ Mayakalender auch nur gegeben, nicht zu reden von dem Schwachsinn seiner angeblichen Prophezeiungen, ob er sich nun Mayawissenschaftler, Journalist oder Möchtegernbücherschreiber nennt, sollte vielleicht doch mal um einen Termin beim Psychiater bitten. Selbst die Bilder der Glyphen stimmen nicht mit den „Monatsnamen“ überein. Sie sehen zum Beispiel bei den Glyphen neben den Beschriftungen Kankin und Kayab ganz rechts jeweils ein „E“ mit einem „G“ darüber, in den Wörtern Kankin und Kayab ist aber kein „E“ oder „G“ enthalten.

Es tut mir immer furchtbar leid, wenn durchaus verdienstvolle Leute wie Erich von Däniken und andere, zum größten Feind und Saboteur ihrer eigenen Leistungen werden, weil sie ein völlig überflüssiges Buch über die Maya und deren Kalender schreiben, in dem sie das ganze falsche Datenmaterial der Pseudowissenschaftler übernehmen, das sie doch eigentlich widerlegen wollen. Sicher, sie sind keine Sprachwissenschaftler, die die Urtexte im Original lesen können, und sind deshalb auf die vorhandenen, falsch übersetzten Texte angewiesen. Aber es gibt Leute, die die Texte richtig übersetzen können und die könnte man fragen, sogar kostenlos. Dies zeichnet leider die gesamte Szene der Kritiker der Geschichtsfälschung aus: Inkonsequenz. Ein ganz, ganz, ganz kleines bisschen am Lack der Geschichtsfälschung kratzen, wunderbar, liebend gern, aber das ganze morsche Gebäude zum Einsturz bringen? Um Himmelswillen, ja nicht. Das wäre ja unverantwortliche Revolution. Logische Konsequenz im Denken? Eine Sache



Abb. 4

logisch weiter und konsequent und kompromisslos bis zum Ende denken? Du meine Güte, nein, bloß nicht, aber doch bitte nicht ich. Dann doch lieber an dem alten Unsinn festhalten. So wird sich die Wahrheit leider nicht verbreiten lassen. Dann kann man es lieber gleich lassen.

Wenden wir uns den Nachbarn der Maya, den Azteken zu, denen man natürlich auch eine Reihe von „berühmten Kalendern“ unterjubelt. Übrigens, Bilder vom „Aztekenkalender“ werden in vielen Magazinen gern als „Mayakalender“ gezeigt. Auch das noch! Und gar nicht so selten. Das ist diese große runde Steinscheibe. Beim „Aztekenkalender“ wird es nun im wahrsten Sinne des Wortes kindisch. Die „Experten“ benehmen sich wie kleine Kinder, die noch nicht lesen können, aber in der ersten Schulbibel blättern. Weil sie nicht erkennen, dass normale Buchstaben zu Bildern, Glyphen, zusammengesetzt sind, weil sie kurzfristig sind oder ihre

Brille vergessen haben, erklären sie es zu einem Kalender, siehe Abbildung 5. Was haben Krokodil, Eidechse, Jaguar, Hirsch, Affe, Hund, Schlange und Kaninchen sowie Haus, Blume, Bewegung, Gras und Wasser eigentlich mit einem Kalender zu tun? Wo sind eigentlich die Zahlen, denn Kalender sind mathematische Konstrukte? Abbildung 6 ist eine Vergrößerung der Schlange und zeigt oben ein großes „D“ und im Maul der Schlange ein „I“. Auf dem Körper der Schlange jede Menge Buchstaben. Aber Zahlen? Nirgends. Was soll das „Jahr 7 Wasser 9 Bewegung“ bedeuten? Freuen sich da die Bademeister und das Gesundheitsministerium, dass sich so viele Schwimmer im Wasser bewegen? Oder das „Jahr 5 Schlange 8 Kaninchen“? Auch wir kennen die Redewendung von der sprichwörtlichen Angst des Kaninchens vor der Schlange, aber als „Kalenderjahr“? Die armen „Azteken“ waren doch sonst eine grandiose Hochkultur.

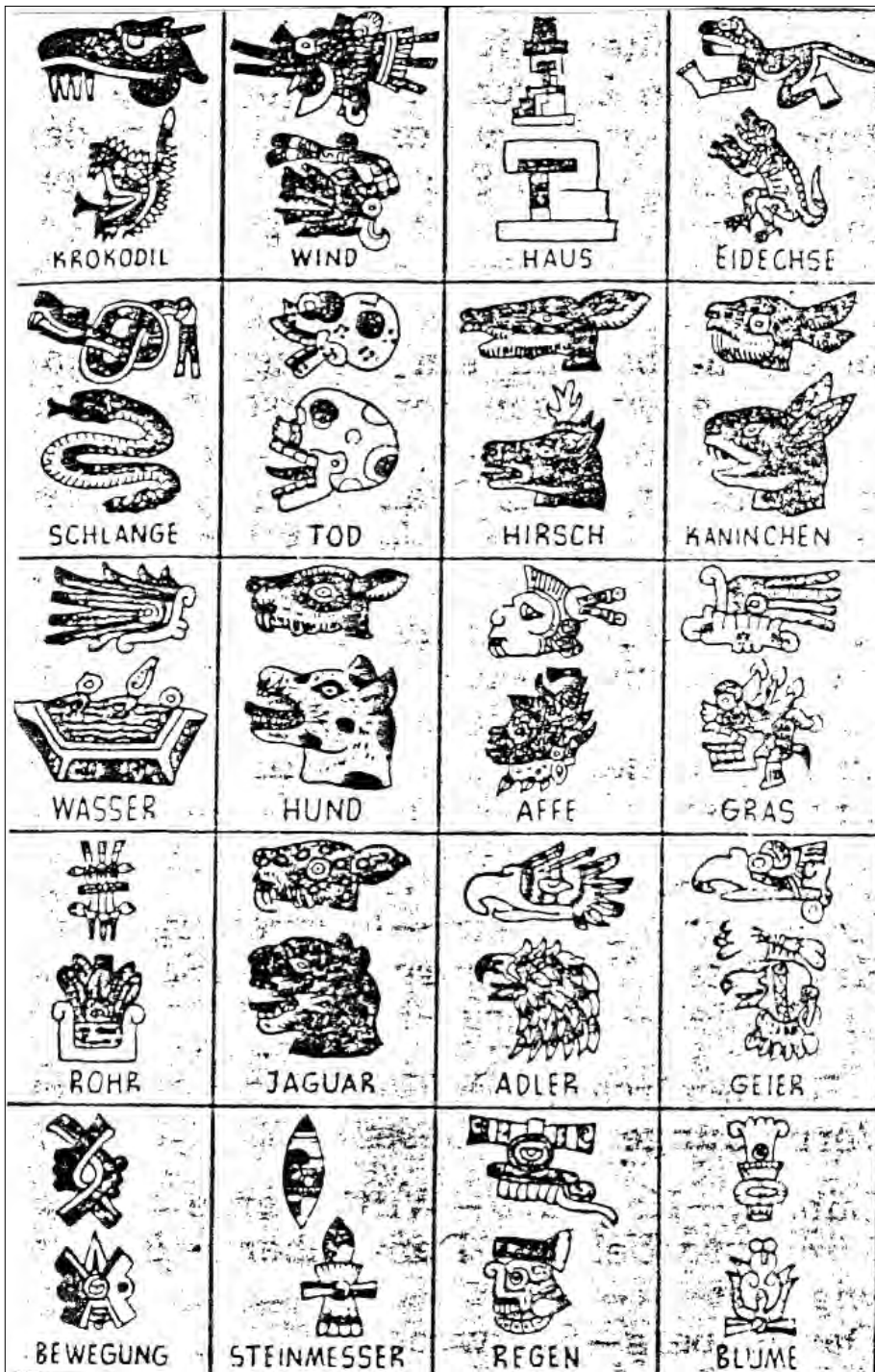


Abb. 5

Da lobe ich mir doch die Leute, die einen Kalender von einem „ganz anderen, weit entfernten Planetensystem“ erfinden. Da ist wenigstens eine richtige Fantasie dahinter. Zwar frage ich mich, ob die dort waren und genau den Kalenderjahresablauf dort studiert haben oder wenigstens mit jemand von dort mal geredet haben, aber immerhin, Fantasie haben sie schon und nicht zu wenig. Es ist die Rede vom Sonnentor in Tiahuanaco (oder Tihuanaco). Abbildung 7 zeigt im oberen Teil eine Fotografie von heute und in unteren Teil eine Fotografie, die von Arthur Posnansky, dem ers-

ten ernsthaften Erforscher der Ruinen, stammen soll, aus dem Ende des 19. Jahrhunderts, als die Fotografie noch in den primitiven Anfängen steckte, dafür aber die Verwitterung der Schrift noch nicht so weit fortgeschritten war. Sie sehen lauter normale Buchstaben. Drehen Sie bitte auch um 180 und 90 Grad, um die Buchstaben zu erkennen, vor allem die vielen großen „E“ auf den Rückenpartien der angeblich „geflügelten“ Wesen. Der Gott E Li lässt grüßen! Auf Abbildung 8 sehen Sie dann, wenn Sie genau hinsehen, dass auf den groß dargestellten Buchstaben weitere klei-

ne Buchstaben, kleinere Schrift, ist. Leider kann ich keine besseren Kopien bieten. Aber ich hoffe, dass diesen Artikel jemand liest, der sowieso eine Reise zum Sonnentor in Tiahuanaco plant und dort mit einer sehr guten Kamera sehr gute Aufnahmen macht (trotz der heutigen Verwitterung) und man der staunenden Welt dann sogar Zusammenhänge vorlesen kann.

Jetzt noch zu einem ganz besonderen „Kalender“, der selbst die sonst sehr mit blühender Fantasie gesegneten Wissenschaftler verstummen lässt. Außer, dass es ein Kalender sein soll, sagen sie kaum etwas dazu. Ich gebe zu, dass auch ich noch nicht alle Rätsel dazu gelöst habe, aber ich kann zu mindest zeigen, dass es *kein* Kalender ist und dass es sich um „Raumfahrtzahlen“ handelt. Abbildung 9 zeigt uns die erste Seite aus einem alten baskischen „Kalender“.

(Wer alle 4 Seiten sehen will, kann sie mit der Suchmaschine im PC herunterladen). Die Basken, besser die Euskadi, wie sie sich selbst nennen, die in der Viskaya leben, weil sie mit dem Visk Aya, dem eiförmigen Raumfahrzeug aus dem Sternbild Fische auf die Erde kamen, und die angeblich das älteste Volk der Erde sein sollen, aber erst seit Mitte des 16. Jahrhunderts schriftliche Zeugnisse von sich gaben. (Die angeblichen vier baskischen Worte in den sogenannten *Glosas Emilianensis* aus dem 10. Jahrhundert kann man eindeutig als altddeutsch identifizieren). Der „Kalender“ besteht aus einem ersten Abschnitt, der anscheinend nur die Monate April und März betrifft, dann fol-

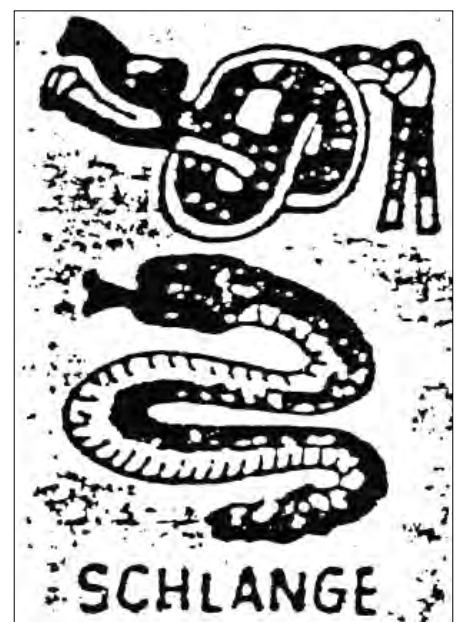


Abb. 6

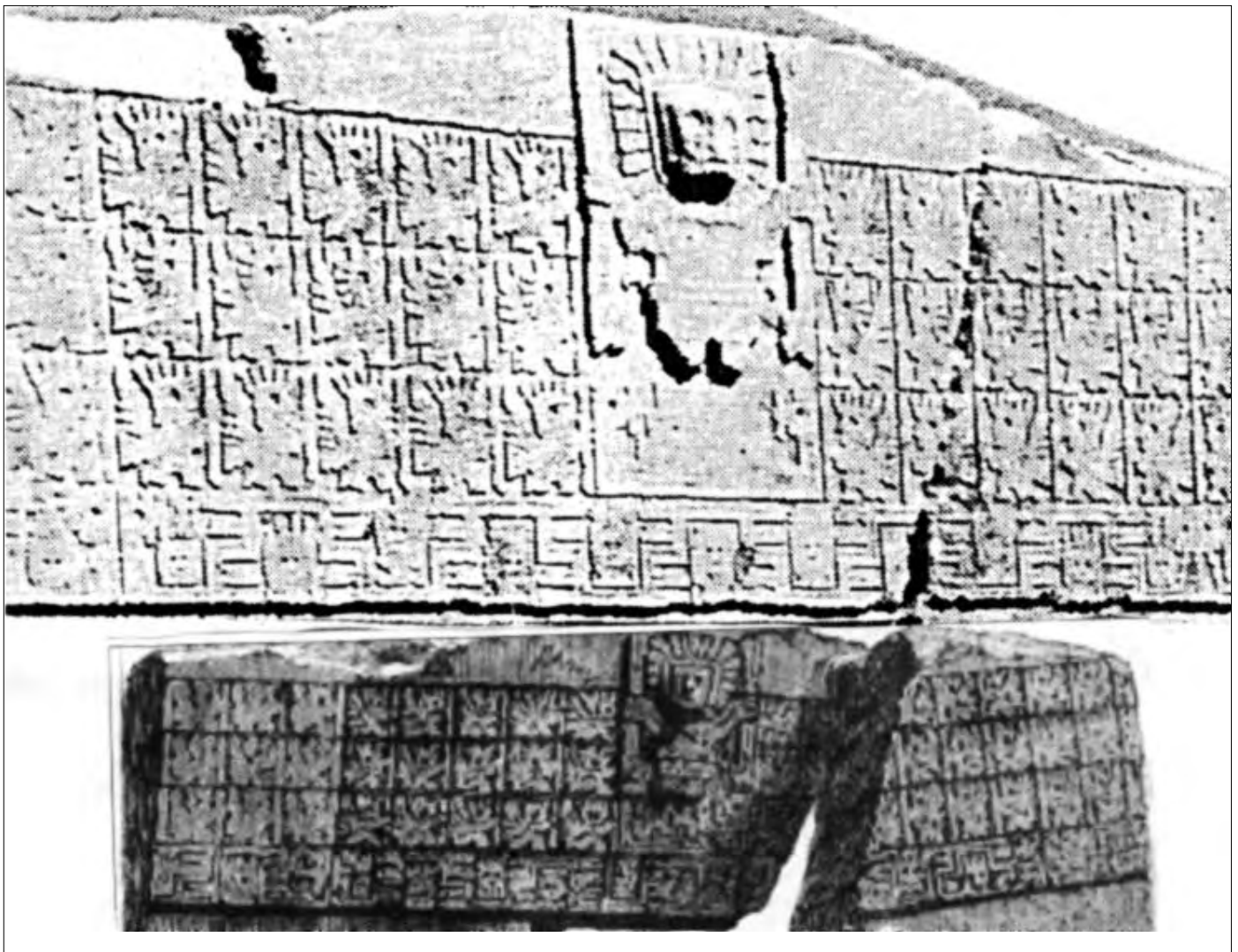


Abbildung 7

gen zwei erklärende Textabschnitte und dann die angeblichen zwölf Monate des Jahres. Gleich in der ersten Zeile unter der Überschrift des ersten Abschnittes scheint ein Schreib- oder Druckfehler zu sein, denn der Text wiederholt sich in der ersten Zeile des Unterabschnittes. Während oben „Anri“ steht, was ein sinnloses Wort zu sein scheint, steht unten „Auri“, was mir die richtige Version des Wortes zu sein scheint.

„Ur ten kon (kun = Keil) tua baz koa.“ Zu Ur (Plejaden und Sternbild Taurus) dann der Kun (keilförmiges Raumfahrzeug) tut weiter gehen (fliegen). (Herrlicher altdeutscher Satz übrigens, dieses Baskisch). Über dem ganzen „Kalender“ steht als Überschrift „Kalendrera“. Das altdeutsche Wort „reren“ (bildet die Form „rera“) heißt „fallen, langsam niedersinken“. Was aber heißt eigentlich „kalend, calend“ und woher kommt das Wort Kalender? Offizielle Version: Kalender komme (natürlich, woher denn sonst) von Lateinisch „kalendae“ und bezeichnete

ursprünglich den ersten Tag im Monat, an dem es Geld, Lohn gab. Dass ich nicht lache!

„Kalenda E“ kommt von Altdeutsch „gelandet E“, und entsprechend bedeutet hier das „kalend rera“ = „langsam

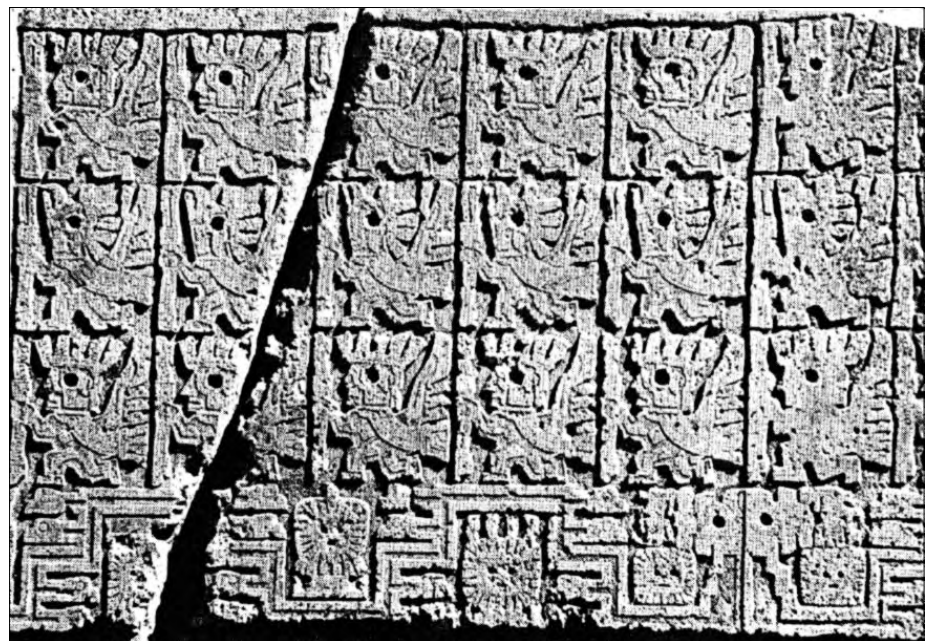


Abb. 8

Bisexta, urtheke 365 egunetz goiti diren sei orenetarik egiten da, laur urthetarik laur urthetara: eta ordutan otsaillak ditu hogei eta bedratzi egun eta hogei eta laurgarten eguna baita F. haren gainean kontatzen diate bi egun, ordinariora eta etmendiozkoa.

URTE GUZIEZ IAKITEKO

Urten kontua. Bazka. Auri nombrea. Letra Dominikala. Bisexta. 1572 Aprilean 6 15 F E 1573 Martxoan 22 16 D 1574 Aprilean 11 7 C 1575 Aprilean 31 8 B 1576 Aprilean 22 19 A G 1577 Aprilean 7 1 F 1578 Martxoan 30 2 E 1579 Aprilean 19 3 D 1580 Aprilean 3 4 C B 1581 Martxoan 26 5 A 1582 Aprilean 15 6 G 1583 Martxoan 31 7 F 1584 Aprilean 19 8 E D 1585 Aprilean 19 C 1586 Aprilean 3 10 B 1587 Aprilean 16 11 A 1588 Aprilean 7 12 G F 1589 Martxoan 30 13 E 1590 Aprilean 19 14 D 1591 Aprilean 4 15 C 1592 Martxoan 26 16 B A 1593 Aprilean 15 17 G 1594 Martxoan 31 18 F 1595 Aprilean 20 19 E 1596 Aprilean 11 1 D C 1597 Martxoan 27 2 B 1598 Aprilean 16 3 A 1599 Aprilean 8 4 G 1600 Martxoan 23 5 F E 1601 Aprilean 12 6 D 1602 Aprilean 4 7 C 1603 Aprilean 24 8 B 1604 Aprilean 8 9 A G

Urten kontua. Bazka. Auri nombrea. Letra Dominikala. Bisexta. 1605 Aprilean 31 10 F 1606 Aprilean 20 11 E 1607 Aprilean 5 12 D 1608 Martxoan 27 13 C B 1609 Aprilean 16 14 A 1610 Aprilean 8 15 G 1611 Martxoan 24 16 F 1612 Aprilean 12 17 E D 1613 Aprilean 4 18 C 1614 Aprilean 24 19 B 1615 Aprilean 9 1 A 1616 Martxoan 16 17 Aprilean 20 3 E 1618 Aprilean 5 4 D 1619 Martxoan 16 20 Aprilean 16 6 B A 1621 Aprilean 17 G 1622 Aprilean 21 8 F 1623 Aprilean 13 9 E

URTHEN KONTUA

Munduaren kreationetik dilubiorano, 1656 urthe Dilubiotik Moisesganano, 797 Moisesganik Iesus Kristiganano, 1514 Iesus Kristiganik hunedrino: 1572 Munduaren hatsenik hunedrino: 5559

Urtheaz eta haren partez

Urtheke hillebetheak dira hamabi.

Asteak, berrogei eta hamabi eta egunbar.

Egunak, hirur chun, hirurogei eta horz, eta sei oren.

Eguna Induek luze baliz labur baliz hamabi orenetara partitzen zuten, eta gorzean zuten hansen. 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12. Era guk, 6 7 8 9 10 11 12, 1 2 3 4 5 6

URTHARRILLA

Eguna da 9. uren, eta gausa 15.

1 1 A Calend. Iesus Kristen Zirkonzisionea 8 ü b 4 ü c 3 16 üü d Prid. No. 5 v e Nonæ. vi f 8 launaren Epiphania 13 vü g 7 edo Aparitionea. 2 vii A 6 ix b 5 10 x c 4 xi d 3 18 xii e Prid. Id. 7 xiii f Idus. *Iguçkai Aquarintum.* xiiii g 19 15 ay A 18 4 xvi b 17 xvii e 16 S. Antoni 12 xviii d 15 *Ptolomeoren araura.* 1 xix e 14 *neguaren evilia hantun.* xx f 13 S. Sebastian. 9 xxi xxii S. Vincens. 17 xxiii 6 xxiiii xxv S. Paulen conuersi. 14 xxvi Xarlemagne egun 5 xxvii hunekin hil 815. xxviii 11 xxix 19 xxx 8 xxxi

OTSAILLA

Eguna da 10. uren, eta gausa 14

1 d Calend. 16 ü e 4 Maria Birjinaren Purifikationea. 5 üü f 3 S. Blasii üü g Prid. Non. 13 v A Nonæ. 2 vi b 8 vii c 7 10 viii d 6 *Pro-mabera Romanoek* ix e 5 *hemen hatzen Plinek dinenaz.* 18 x f 4 7 xi g 3 xii A Prid. Id. *Iguçkai Pitosean.* 15 xiii b Idus. 4 xiiii c 16 xv d 15 12 xvi e 14 1 xvii f 13 xviii g 12 M. Luther egun hunekin hil, 1546.

Abb. 9

niedersinkend gelandet“. Entsprechend heißt auch der angeblich 2. Monat „Ot sa illa“ = „zur (Galaxie) Ot eilt“. Von den angeblich zwölf Monatsnamen des baskischen „Kalenders“ enthalten sechs das Wort „illa“ (Ur tharr illa, Ot sa illa, Uz ta illa, Agerr illa, Buru illa, Haz illa) mit jeweils einem altdeutschen Wort davor. Drei weitere enthalten Planeten- oder Sternennamen (Martxoa = Mars, Aprilla und Maiatza = Maia in den Plejaden). Jeder angebliche Monat beginnt mit einer Zahl, einem „i“, manchmal mit einem weiteren Buchstaben und dem Wort „calend“ = „gelandet“.

Weiterhin wird der „E gun (kun)“ mehrfach erwähnt, einmal das „E gipt“, das glockenförmige Raumfahrzeug, sowie das „hun ek in“ = „im dreieckigen Hunenraumfahrzeug“. Natürlich fehlen die Wörter für „jagen“ nicht = „iakit“ und auf den folgenden Seiten „Jacques“ = es „jagt das Wes(en)“. Und im ersten Abschnitt jede Menge angeblicher Jahreszahlen. Aber längst nicht alles, was

einer Jahreszahl ähnlich sieht, ist auch eine. Siehe weiter oben das Beispiel mit dem Wort „haab“ und dem „Haab-Kalender“.

Chronologiekritiker und Chronologieforscher, hört die Signale, sonst kommt ihr vom Regen in die Traufe. Vom Regen der Geschichtsfälschung in die Traufe des Arbeitens mit falschem Zahlenmaterial, des Arbeitens mit Jahreszahlen, die gar keine sind und sein sollen. Die Falschübersetzung der angeblichen lateinischen Wörter „annus“ und „anno“ oder des aztekischen „ano“ gaukeln Jahreszahlen vor, wo gar keine sein sollen. Und das viel öfter, als man meint. Und keineswegs nur in baskischen „Kalendern“. Wie auch „dominus“ keineswegs der „Herr“ ist („do min us“ = „da aus [dem Planeten] Min“, die Urminsul [Irmisul] saust). Jetzt müssen also die Chronologiekritiker auch noch „Weltraumzahlen“ berücksichtigen? Der spinnt gewaltig, der Kerl. Von wegen! Aber ob sich jemand findet, der das

ernsthaft prüft, der darauf eingeht?

Vor vielen Jahren schrieb mir ein Herr, er arbeite mit einigen Leuten an einem Buch über den Keltenkalender und ich möge doch helfen, einige „keltische“ Worte richtig zu übersetzen. Ich antwortete ihm, dass es nie Kelten gab und die „keltischen“ Wörter konnte ich eindeutig als altdeutsche Wörter identifizieren. Ich habe nie wieder von dem Herrn gehört, sodass ich den leisen Verdacht hege, dass mir das Verdienst zukommt, die Welt vor einem weiteren albernem und überflüssigen Buch über den „Keltenkalender“ bewahrt zu haben. Aber der Irrtum geht weiter und ich bin ganz sicher, dass die nächsten überflüssigen Bücher dieser Art schon in den Druckereien liegen. Und manch einer wird sie kaufen. Deshalb mein Rat:

„Suchet, so werdet ihr finden, glaubt nicht alles, denn man nimmt euch auf den Arm“.

Die Unsichtbaren

Ferdinand W. O. Koch

Ob Sie es glauben oder nicht, aber unsere Erde ist dreifach bewohnt! Außer uns gibt es noch zwei andere Menschenarten, die wir nicht sehen können. Abgesehen von den Astralkörpern Verstorbener. Zunächst befassen wir uns einmal mit denen, die uns etwas angehen.

Sie sind ein feinstoffliches Volk, das für uns unsichtbar ist und sie nennen sich *Rovizutzuz*, nach dem Land, in dem sie leben = ~ Europa. Einen einheitlichen Namen für alle Menschen dieser Spezies gibt es nicht. Weltweit sind sie etwa 800.000. Sie sind 1,20 m groß und ansonsten genauso gebaut, wie wir Menschen. Da es auch feinstoffliche Tiere gibt, essen sie auch diese, wie auch Obst und Gemüse. Sie haben Straßen und leben in Häusern aus Stein. Nur ist eben alles feinstofflich. Wo für uns Wasser ist, kann für sie ein Ort sein und umgekehrt. Auch sie tragen unterschiedliche Kleidung. Sie verfügen über viele parapsychologische Eigenschaften, wie z. B. Teleportation, Levitation usw. Daher haben und brauchen sie keine Transportmittel. Schulen kennen sie nicht und haben deshalb auch keine sehr hohe Bildung und Technologie.

So, wie sich im Radio und Fernsehen die Sender nicht ins Gehege kommen, obwohl alle zur gleichen Zeit senden, so verhält es sich auch mit uns und den Unsichtbaren. Wir können gegenseitig durch Personen oder Häuser hindurchgehen, ohne dass wir es merken. Alles spielt sich eben auf unterschiedlichen Ebenen ab.

Trotzdem gibt es etwas, das die hier Erwähnten gewaltig stört. Es sind schräge, glatte Flächen, die womöglich noch einen oder mehrere Simse aufweisen. Damit werden Frequenzen, d. h. Strahlungen, erzeugt, die sie überhaupt nicht vertragen. Gemeint sind damit besonders unsere schrägen Dächer. Somit stören wir ihren Lebensraum im zunehmenden Maße erheblich. Kein Wunder, wenn sie auf uns nicht gut zu sprechen sind. Sie sind es auch gewesen, die mich unten in Derinkuju (eine der unterirdischen Städte in der Türkei)



Schräge Flächen mit Simsen in Sacsayhuaman.

in Angst und Schrecken versetzten. So haben sie teilweise Rache geübt, indem sie Kult- und Kraftplätze strahlungsmäßig weitgehend zerstört haben. Deshalb wurden in Peru solche Plätze durch schräge Flächen z. T. mit Simsen geschützt (siehe Bild).

Auch Krieg ist etwas, das sie z. B. wegen des Lärms enorm stört. Da Selbiger in absehbarer Zeit erfolgt und die Besiedlung (mit Dächern) rapide zunimmt, wird es für sie hier schier unerträglich. So habe ich sie weltweit dazu bewogen, sofort mit Sack und Pack, d. h., auch samt ihren Häusern (siehe Teleportation) auf die Ozeane umzuziehen, die für sie ja Land und kein Wasser darstellen. So ist wohl beiden Seiten gedient.

Außer diesen gibt es noch ein anderes unsichtbares, feinstoffliches Volk. Keiner sieht und stört den anderen. So kann es theoretisch sein, dass zur gleichen Zeit ein Mensch im Wasser durch des anderen Haus schwimmt, durch das wieder ein anderer mit seinem Esel auf einer Straße über ihn hinweg reitet.

Wir brauchen nicht zu glauben, dass es Dinge gibt, die wir nicht sehen können. Sagen Sie doch einmal einem Naturwissenschaftler, er möge Ihnen ½ Liter Liebe, 2 Meter Traurigkeit und 5 Zentner Gemütlichkeit geben.

Er wird Sie anschauen, als wären Sie geisteskrank, ohne in Erwägung zu ziehen, ob er es vielleicht selbst ist. Auch er muss letztendlich akzeptieren, dass er täglich mit Tatsachen umgehen muss, die er weder sehen, noch wiegen oder messen kann.

Alles ist ganz anders, als wir es uns träumen lassen!

Ferdinand W. O. Koch,
Siegsdorfer Str. 1, D-81825 München

Radiästhesie-Seminar

Vom 30.4. - 11.5.2012 findet wieder eine Radiästhesie-Vollausbildung statt. Also 14 Tage am Stück, Mo. bis Fr. 8 volle Stunden täglich.

Vorkenntnisse sind nicht erforderlich! Der Ausbildungsort ist München. Anmeldeschluss ist der 23.3.2012.

Ernsthafte Interessenten wenden sich bitte an den EFODON e. V. oder an mich.

**Ferdinand W. O. Koch
Tel. 089 / 431 56 30**

Thema Geschichte

Von Hünengräbern zu Hühnergräbern – die Vergangenheit war ganz anders!

Elmar Jürgensmeier

Vorgeschichte

Es begann mit einem Ausflug in den Taunus, genauer: zur Saalburg. Scheußliches Wetter - es regnete Bindfäden. Doch so richtige Begeisterte der Vorgeschichte lassen sich bekanntlich von nichts abschrecken, von schlechtem Wetter schon gar nicht. Nach dem Motto: Es gibt kein schlechtes Wetter, nur verkehrte Kleidung.

Wie bekannt, ist die Saalburg ein altes Römerkastell, dementsprechend alt, und in jüngerer Zeit wieder ausgegraben und fantasievoll restauriert worden (soweit möglich). Somit ist normalerweise die Neugier der Besucher des Kastells gestillt. Man hat etwas von den alten Römern sehen können, und Mama, Papa und die Kinder können gemütlich wieder nach Hause fahren.

Aber ich doch nicht! Und siehe da: Mitten im Saalburg-Museum keimte ein erster, leiser Verdacht auf, dass die Vergangenheit doch nicht so war, wie sie uns im Nachhinein dargestellt wird.

Zwischen all den ausgestellten Relikten und Bronzefigürchen im Römermuseum stand ganz unauffällig, aber mindestens acht Zentimeter groß, das Abbild eines Götterastronauten! Laut Beschriftung handelte es sich dabei angeblich um einen sogenannten Jupiter, und es war klar zu erkennen, dass er zwei Hörner auf dem Kopf trug (es kann auch sein merkwürdiger Hut gewesen sein). Seit Erich von Däniken wissen wir ja, dass es sich hierbei nicht um Hörner, sondern um Antennen handelt! Seine seltsam geformten Ohren sind natürlich Göttermerkmale, die auf seinen außerirdischen Status hinweisen (auch das weiß jeder, der Mr. Spock in der Serie „Raumschiff Enterprise“ gesehen hat). Dass Juppi ansonsten nackt war,



Die Saalburg im Taunus (Haupteingang)



Innenansicht eines Ausstellungsraumes des Römermuseums Saalburg.

abgesehen von seinen Schuhen und einer hypermodernen Waffe, die er über der Schulter trug, weckte meinen Verdacht. Warum war Juppi nackt? Wo war sein Raumanzug geblieben? Höchst merkwürdig!

Jetzt durchsuchte ich natürlich genauestens die restlichen Museumsräume mit den dort ausgestellten Artefakten und Figuren, aber leider ohne Erfolg. Doch wir wissen ja: Alles, was nicht in die vorgegebene Geschichte



Im Römermuseum ausgestellte Jupiter-Figur.

passt, wird in Museen grundsätzlich nicht ausgestellt, sondern wandert in die Keller, wo es niemand mehr sieht und es in aller Ruhe verstauben und verrosten kann. So ein Zufall, dass der kleine Jupiter vergessen wurde!

Richtig stutzig wurde ich dann erst bei den rekonstruierten Bauten des inneren Bereiches (innerhalb der Saalburg-Mauern). Da gab es »Häuser« (Grundmauern) mit »Fußbodenheizungen«, »Bäder« (ohne Kacheln und Badearmaturen), eine »Bäckerei« (ohne Brot und Semmeln) usw. usw. Staunend stand ich vor einem rechteckigen »Kanälchen« (oben offen, etwa vierzig Zentimeter breit) und stellte fest, dass hier gar kein Wasser geflossen sein kann, weil im »Kanal« Treppenstufen eingebaut waren. Und ein kleiner Torbogen von fünfzig Zentimetern Höhe und einer Breite von etwa fünfundzwanzig Zentimetern war auch da. Erklärungen? Keine. Aber das sollte angeblich eine Fußbodenheizung gewesen sein.

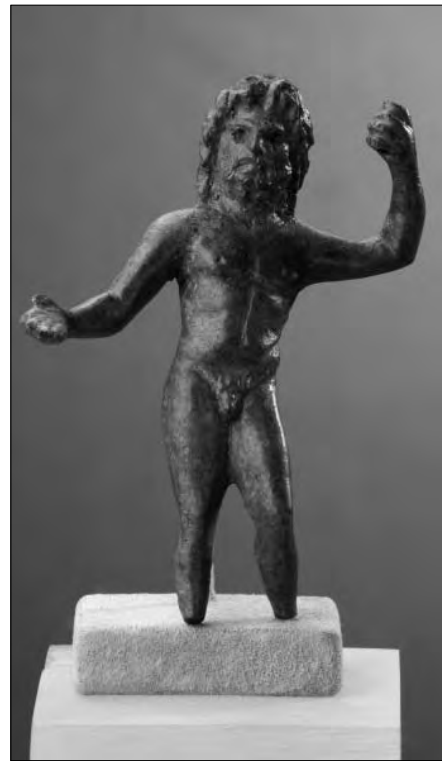
Und das »Bad«, ein Rechteck, fast so groß wie eine Garage, war doch nie im Leben ein Bad! Wo war denn die Duschvorrichtung? Und weder Badewanne noch Duschkabine waren vorhanden. Und der Zu- und Abfluss? Welcher Römer badete denn in so einem Dreck? Nein, nein, so einfach war es nicht, das musste ganz anders gewesen sein.

Grübelnd verließ ich den inneren Bereich der Saalburg, als ich im näheren Umfeld des Saalburg-Kastells wei-

tere freigelegte Bauten bzw. rekonstruierte Grundmauern fand, die keinesfalls den Beschriftungen entsprachen. Noch mehr »fußbodengeheizte« Mannschaftsbäder und sonstige Grundmauern. Dass die »Mannschaftsbäder« gar keine gewesen sein konnten, weil zumindest Wasserzu- und -ablauf fehlen, das merkt wohl keiner. Haben die alten Römer ihr Badewasser vielleicht durch Sklaven in Eimern herbeischaffen lassen? Und gekachelt waren die Bäder auch nicht. Eine andere Frage: Lebten die Römer etwa nur in angeblichen Baderäumen?

Nun weiß ja jedes Kind, dass zu Römern Zeiten viel wärmere Witterungsbedingungen als heute in Europa herrschten. Der Beweis: Auf allen Abbildungen laufen die alten Römer immer mit kurzen Miniröckchen herum, Beine und Arme frei, mit leichten Sandalen an den Füßen, die auch als Ausgrabungsfunde im Saalburg-Museum zu besichtigen sind. Teilweise sind sie auch völlig nackt dargestellt (wie ihre Götter) - vielleicht hat der jeweilige Bildhauer sie gerade erwischt, als sie aus dem Bad kamen und ihre Kampfanzüge anziehen wollten?

Wozu also benötigten die Römer bei solchen warmen Temperaturen Fußbodenheizungen? Das Nahelie-



Auch diese kleine Figur ohne Füße soll Jupiter darstellen, woran ich jedoch meine Zweifel habe. Wo sind sein Hut und seine Sandalen? Von seiner Waffe ganz abgesehen!



Rekonstruierte Grundmauern im Umfeld der Saalburg. Man beachte den niedrigen Durchgang in der Bildmitte!



Weitere freigelegte Grundmauern im Umfeld der Saalburg.



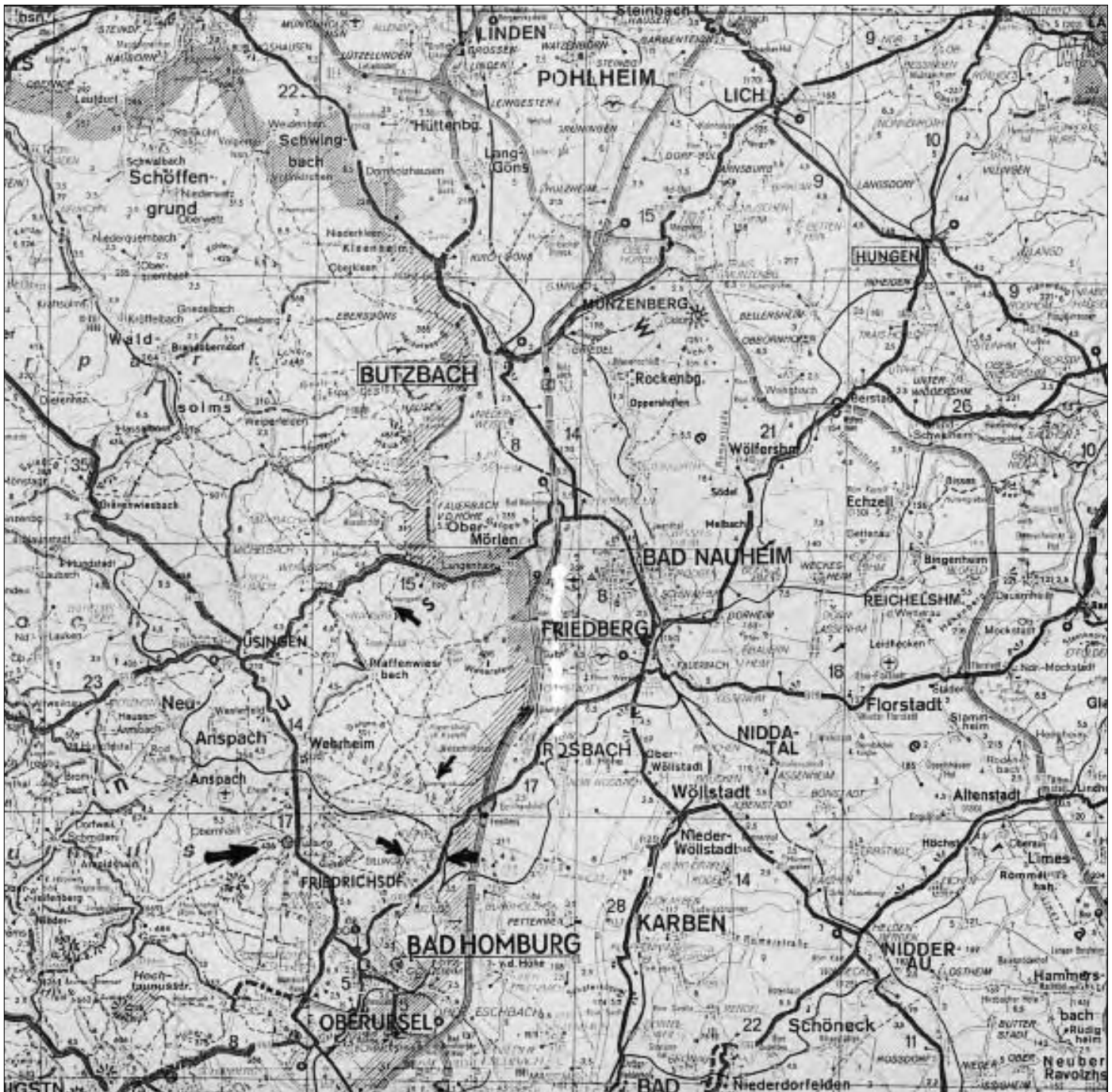
Dieses ehemalige Zwergenhäuschen innerhalb der Saalburg wird heute fälschlicherweise als Brunnen bezeichnet.

gendste gegen eventuelle Kälte wären doch schöne warme, lange Hosen und Pelz-Anoraks gewesen, dazu vielleicht noch Pelzstiefel.

Die kleinen Räume mit den kanalartigen Verbindungsgängen und niedrigen Durchgängen, die alle wie für Zwerge geschaffen waren, ließen mir keine Ruhe.

Ohne eine plausible Erklärung gefunden zu haben, fuhr ich weiter, denn einige Kilometer entfernt sollten laut Landkarte ein paar Hüengräber zu finden sein, die ich mir anschauen wollte.

Um es kurz zu machen: Ich schlug mich zu Fuß quer durch die Botanik



Übersichtskarte (Hühnengräber durch Pfeile markiert)

- da waren allerdings keine Gräber zu finden. Aber in den Karten waren doch welche eingezeichnet! Ich fragte ein paar zufällig vorbeikommende Eingeborene, die zugeben mussten, noch nie in ihrem Leben von diesen Gräbern gehört zu haben, obwohl sie schon einige Jahrzehnte in dieser Gegend hausten. Sie betrachteten staunend mit schüttelnden Köpfen die Eintragungen in der Landkarte.

Als mir dann zufällig der Versprecher passierte, dass ich von »Hühner«-anstatt von »Hünen«-gräbern sprach, fiel es mir wie Schuppen aus den Haaren: Plötzlich passten auch die Mosaiksteine der Saalburg in das Puzzle!

»Das muss genauer untersucht werden!«, rief ich, und da ich inzwischen hungrig und durstig war, suchte ich eine Gaststätte auf, um meine menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Die nächste Erkenntnis war schon vorprogrammiert, denn auf der Speisekarte stand u. a. »Halbes Hähnchen«. Aha!

Ich fragte mich, wie die Hühner wohl in unsere Mythologie kamen? Und warum werden sie eigentlich stellenweise heute noch vergöttert?

Die Erkenntnis

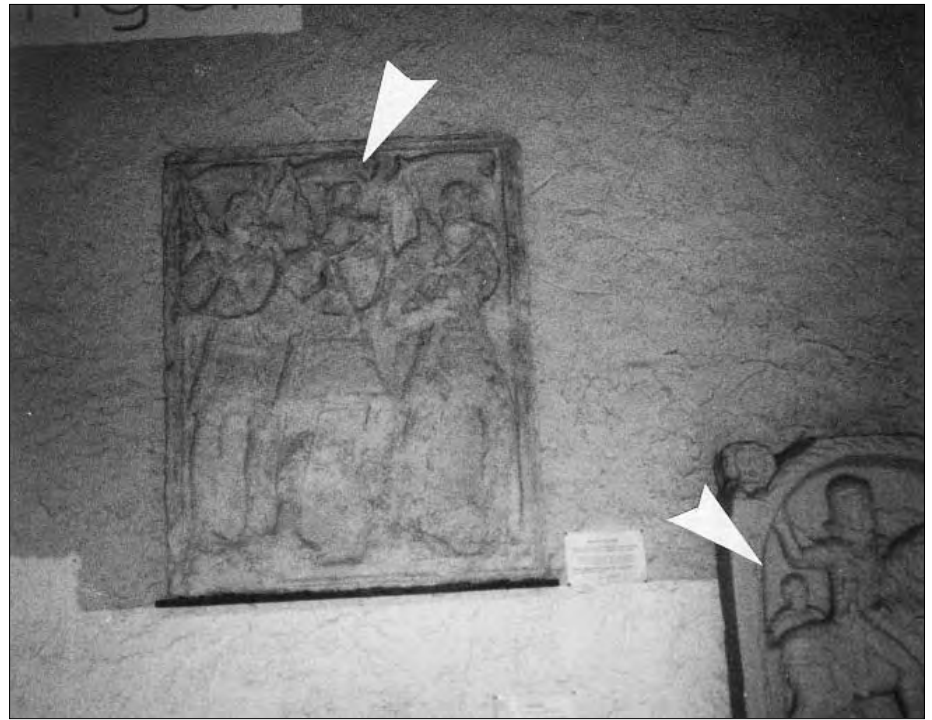
Wie jeder weiß, transportierte Obelix (der dicke Kumpel von Asterix, dem

Gallier) liebend gerne »Hinkelsteine«. Und nun überlegen Sie bitte einmal, was ein *Hinkel* ist? Ein Huhn! Also sind Hinkelsteine in Wirklichkeit Hühnersteine! Steine zu Ehren der Hühner!

Wie beliebt die Hühner früher waren, bezeugen noch heute Ortsnamen wie etwa Hünfeld. Auch Hunsrück ist nicht etwa vom Rücken des Hundes, sondern vom Huhn entlehnt, genau wie in früherer Zeit zehnmal zehn Hühner »Hundert« genannt wurden. Die Beispiele könnten beliebig fortgesetzt werden.

In grauer Vorzeit gab es irgendwann eine Zeit der *Hünen*. Aus reiner

Unwissenheit werden die Hünen heute fälschlicherweise als besonders große Menschen bezeichnet, jedoch bezog sich ursprünglich die Bezeichnung »Hüne« vielmehr auf ihren ausgeübten Beruf: Hühnerzüchter! Diese Hühnerzüchter waren zu Urzeiten hoch geachtete Menschen, denn sie hatten von den damals noch unter den Menschen lebenden Göttern (nach Erich von Däniken außerirdischen Fachleuten zur Entwicklung der Zivilisation) die Kenntnisse der Gen-Manipulation erhalten. Leider ging dieses Wissen im Laufe der Generationen wieder verloren. Dank dieser Kenntnisse brachten sie es jedoch fertig, die ehemals riesigen Urhühner (Reste davon leben heute noch: die Strauße) in eine handliche, kompakte Form zu züchten. Der Grund dafür war die Erzeugung von Reittieren für die damals noch lebenden (inzwischen fast ausgestorbenen) Zwerge oder Wichteln, die bis zu diesem Zeitpunkt zu Fuß gehen mussten, weil sie keine Reittiere besaßen. Das Urfpferdchen aus der hessischen Grube Messel, das die richtige



Zwergendarstellungen auf römischen Darstellungen in der Saalburg. Die Zwerge hat man immer verschämt im Hintergrund dargestellt, ohne ihre Kampf-Zipfmütze.

Zwergengröße gehabt hätte, ist ja schon seit Jahrmillionen ausgestorben.

Und das generationenlange Zufußgehen vor der Reithuhnzüchtung ist letztendlich auch der Grund, warum die Zwerge (z. B. Gartenzwerge) bis zum heutigen Tage immer noch mit überproportional großen Füßen dargestellt werden.

Ja, die Zwerge waren damals nicht selten, man erinnere sich nur an die Sagen von den Heinzelmännchen und den Mainzelmännchen, nicht zu vergessen Schneewittchens Zwerge. Allerdings waren die Zwerge nachgewiesenermaßen gar nicht so friedlich. Als berittene Hilfstruppen der Römer waren sie mit diesen über die Alpen gekommen, um Europa zu erobern.

Ohne ihre Hilfstruppen hätten es die Römer niemals geschafft, die Bevölkerung fast ganz Europas zu unterjochen und das Land zu besetzen (mit Ausnahme des bekannten kleinen Dorfes in Gallien). Deshalb kann auch das Vorhandensein der Zwergenbehausungen auf und um die Saalburg nicht verwundern, denn irgendwo mussten die römischen Hilfstruppen ja untergebracht werden. Gleiche Zwergenbehausungen finden sich auch bei anderen Römer-Kastellen.

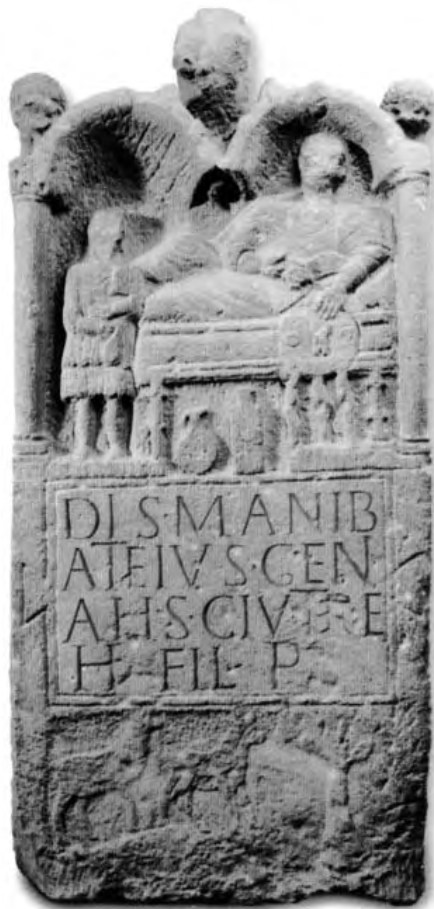
Auf Reliefplatten im Innern der Saalburg sowie in anderen Museen sind - schamhaft im Hintergrund oder ganz unauffällig, aber immer ohne

Zipfmütze (die wurde eventuell nur im Kampfeinsatz getragen), einzelne Zwerge mit dargestellt. Die Historiker bezeichnen diese Zwergenfiguren der Einfachheit halber fälschlicherweise als »Kinder«! Kinder, die wie zu klein geratene Erwachsene aussehen?

Archäologen mit Scheuklappen vor den Augen sehen natürlich auch nicht, dass die »Bäder« in Wirklichkeit Hühnerställe und die Verbindungsgänge für Zwerge geschaffen waren, denn nur Zwerge waren klein genug für die einzelnen Durchgänge. Von wegen Fußbodenheizungen! Ha!



Der von der Firma Coca Cola entworfene Weihnachtsmann ist in Wirklichkeit ein etwas zu dick und groß geratener Zwerg. Deshalb trägt er auch die Zipfmütze.



Grabstein für den aus Kiel stammenden Kaufmann Ateius Genialis. Das Bildnis zeigt den Kaufmann auf seinem Sofa, und links daneben steht ein Zwerg (ohne Mütze).



Primitive Darstellung eines Kampfhuhnes im Römermuseum Saalburg. Aus Unwissenheit von den Archäologen als »Rabe« tituliert.

Behausungen für Kampfzwerge und Wichtel waren das! Deshalb auch die vielen zwergenhaft kleinen Figuren im Saalburg-Museum!

Auch im mittelalterlichen Heldenepos des Nibelungenliedes spielt ein Zwerg seine typische Rolle: Alberich (Alb oder Elb steht auch für Zwerg) hütete den Nibelungenhort. Mittels einer Tarnkappe oder Tarnmantel konnte er sich unsichtbar machen. Ich tendiere eher zum Tarnmantel, denn Alberich trug selbstverständlich seine Zipfelmütze auf dem Kopf.

Held Siegfried konnte Alberich aber seine Tarnkappe (Tarnmantel) entwenden und gelangte so an den Schatz der Nibelungen. Dieser Tarnmantel war ihm jedoch zu klein, weshalb er ihn nur selten trug. Das war sein Fehler, wie wir wissen, denn er wurde durch Hagen gemeuchelt.

In Wagners Nibelungenlied ist Alberich ein tyrannischer Zwergenkönig aus dem Geschlecht der Schwarzalben. Wenn es also einen Zwergenkönig gab, dann muss es selbstverständlich auch ein Zwergenvolk gegeben haben.

Seit Damasus (Papst um 360) haben die römischen Bischöfe den heidnischen Titel »Pontifex Maximus« (»oberster Brückenbauer«) für sich beansprucht und sich unmissverständlich als Stellvertreter des Gottes Mithras auf Erden

ausgegeben, indem sie sich die rote phrygische (Zipfel-) Mütze des römischen Mithras, die sogenannte Mitra, aufs Haupt setzten und den Titel »Pater Patrum« (Papst) aus dem Mithraismus usurpierten.

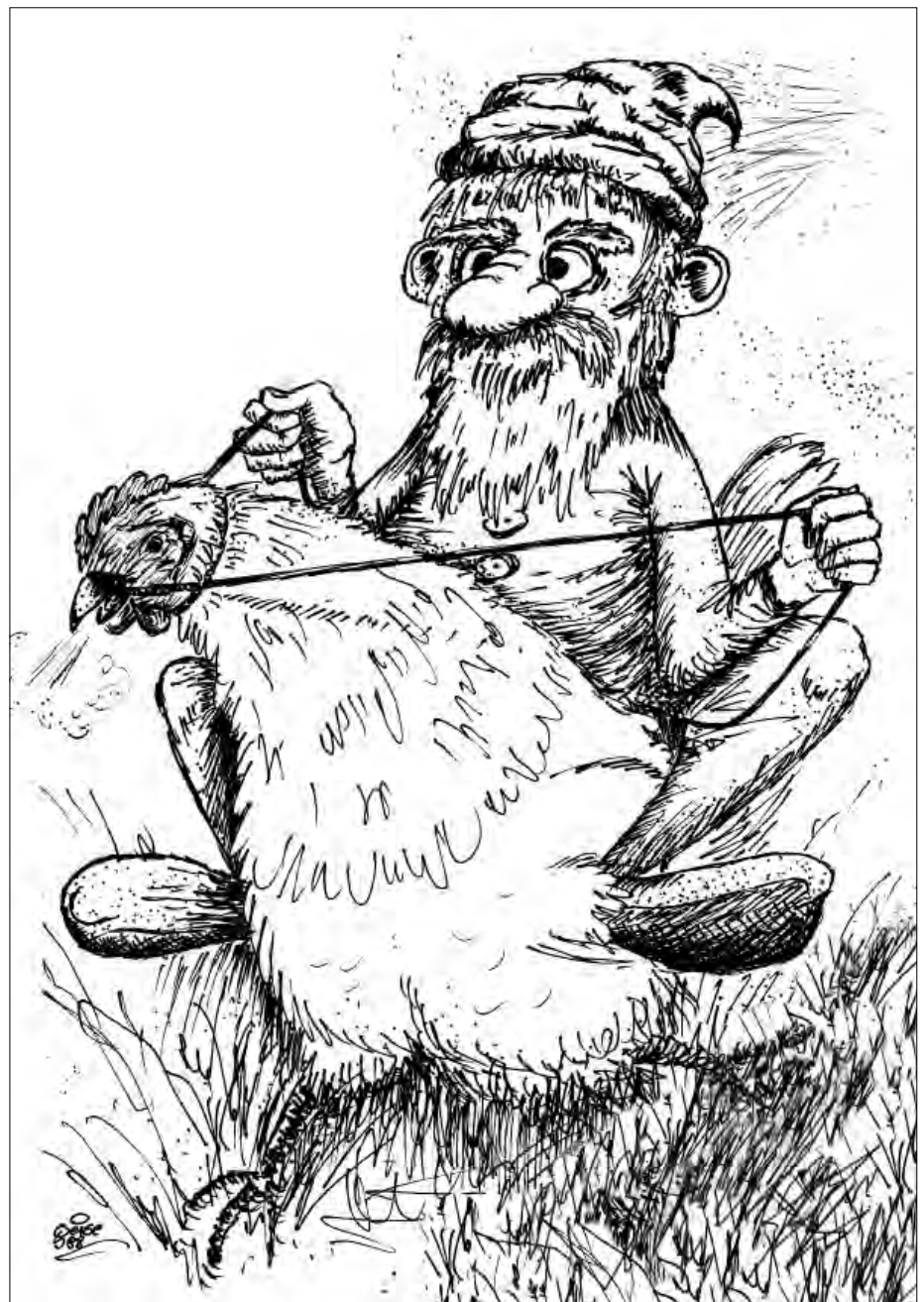
Im achten Jahrhundert ersetzten die römischen Päpste und Bischöfe jedoch die rote phrygische Mütze des römischen Mithras-Kain, die heute noch der säkularisierte Coca-Cola-Weihnachtsmann trägt, durch die ursprüngliche zweispitzige Fischkopf-Mitra des Henoch-Mithras. Möglicherweise waren die Zwerge zu diesem Zeitpunkt schon so gut wie ausgestorben.

Zipfelmützen kennen wir nicht nur bei den Schlümpfen, Zwergen, Wichteln

und der katholischen Kirche. Nicht nur die deutschen Märchen sind reich an Geschichten, die von einer Zipfelmütze handeln, mit der man sogar durch Wände, Burgen, Türen, usw. gehen konnte. Und Märchen sind nicht nur erfundene Geschichten, sondern alte, verschüttete Erinnerungen.

Doch zurück zu den Hühnern. Auch hier eine geradezu erdrückende Beweisflut.

Die Hünengräber waren selbstverständlich keine richtigen Gräber, sondern im Ursprung ehemalige Rastplätze der Römer. Hier wurden, sofern keine andere Nahrung aufzutreiben war, zur Verpflegung der Legionäre die Reittiere der Zwerge geschlachtet, gegrillt und an-



Rekonstruktion: Römischer Hilfszwerg auf seinem Kampfhuhn.

schließlich verzehrt. Nach dem Verzehr vergrub man hier die Knochen, genau so, wie es anständige Griller heute noch machen, und deshalb wurden im Laufe der Jahre aus den Römer-Rastplätzen immer höhere Hügel. Demgemäß ist es auch nicht verwunderlich, wenn man hier bei Ausgrabungen Knochen findet, was denn sonst?

Heute noch findet man in fast jedem Restaurant auf der Speisekarte Hühnersuppe. Aber warum? Aus Tradition! Darüber hat sich aber noch niemand Gedanken gemacht. Wenn man in der Geschichte zurückgeht, wird man feststellen, dass die sogenannte Hühnersuppe ehemals eine rituelle Speise zur Stärkung der Reithühner war, allerdings nicht aus den Hühnern. Heute ist dieses Ritual jedenfalls völlig zweckentfremdet, da der ursprüngliche Sinn verloren ging. Hühnersuppe war schon immer eine nahrhafte Speise, denn die Kampfhühner der Zwerge mussten kräftig und ausdauernd sein. So kam es, dass diese Speise später vom (unwissenden) Volk übernommen wurde, wobei jedoch völlig unlogisch die Nachkommen der ehemaligen Kampfhühner zu Suppe verarbeitet werden. Ähnlich verhält es sich mit dem Hühnerfrikassee, das ursprünglich eine göttliche Opfergabe darstellte, doch später nur noch die barbarische Zerstückelung der heiligen Hühner zum Zwecke des Verzehens war.

Möglicherweise gibt es da eine Parallele zum christlichen Glauben, denn auch dort verspeisen die Gläubigen beim Abendmahl ihren Gott und trinken sein Blut.

Einen besonders auffälligen Zusammenhang zwischen Zwergen und Hühnern stellen bis heute die Kirchtürme dar, deren Form ja, wie man inzwischen weiß, der zwerglichen Zipfelmütze entlehnt wurde. Und wenn sich nicht gerade ein Kreuz auf der Spitze befindet, ist dort ein Hahn aufgestellt, in Erinnerung an die Kampfhähne der Zwerge.

Und welches Tier kündigte vor der Erfindung der Feuersirene eine Feuersbrunst an? Etwa ein rotes Pferd oder ein roter Hund? Nein, der rote Hahn! Und warum? Weil Pferde und Hunde keine heiligen Tiere wie die Hühner waren. Da haben wir es wieder!

Was war vor den Zwergen-Hühnern da? Das Ei? Wie die Eier vergöttert wurden, erkennt man nicht erst seit dem Ei des Kolumbus. Jeder kennt die diversen



Mithras-Altarstein in Nida: Links und rechts stehen Zwerge mit Zipfelmützen!

Sagen und Erzählungen aus allen Teilen der Welt von den fliegenden Eiern, aus denen einst die Götter ausstiegen und den Menschen das Wissen um die Hühnerzucht brachten!

Zusammenfassung und Resümee

Einst gab es die Hünen, die Hühnerzüchter, stolze Leute, die es schafften, das Huhn in die heutige handliche Form zu züchten. Später eroberten die Römer Europa, zusammen mit ihren Hilfstruppen, berittenen Zwergen auf Kampfhühnern. Hühner waren äußerst praktisch, weil sie nicht nur gute Reittiere für die Zwerge waren, sondern auch gleichzeitig Proviant produzierten (Eier) und im Notfall auch selbst Proviant darstellten. An verschiedenen Rastplätzen wurden sie dann gegrillt (dieses Ritual hat sich bis in die heutige Zeit erhalten), die Knochen wurden vergraben, daraus wurden dann die Hühnergräber, die irgendwann aus Unwissenheit zu Hühnergräbern wurden.

Gestärkt wurden die Hühner auf ihrem beschwerlichen Marsch durch die mitgeführte Hühnersuppe, und wenn man den Göttern einmal etwas besonders Gutes antun wollte, so opferte man ein altersschwaches Huhn und machte Frikassee daraus.

Die Zwerge starben mit der Zeit aus, vielleicht, weil einfach niemand mehr so recht an sie glauben wollte,

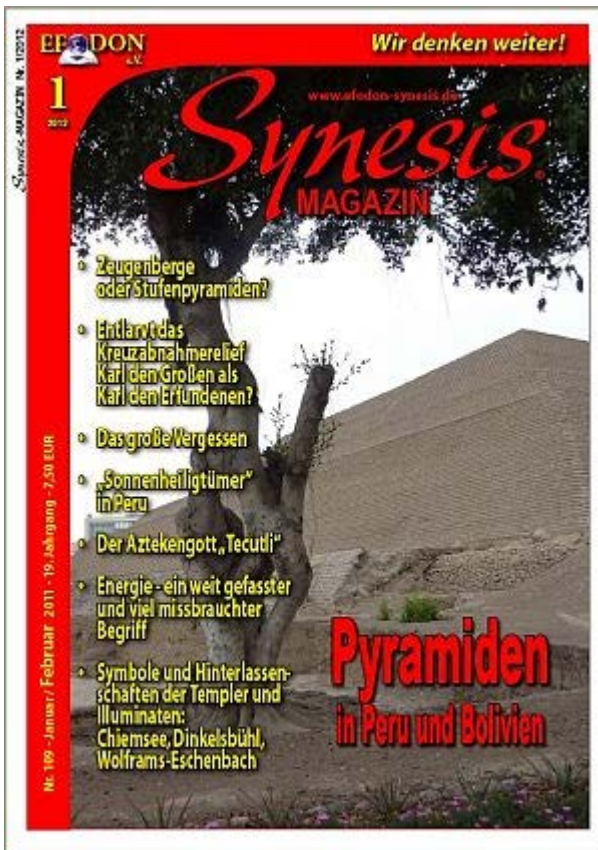
genauso wie die Römer. Aber ihre Behausungen sind heute noch erhalten bzw. werden wieder ausgegraben, z. B. auf der Saalburg im Taunus, wenn sie auch bis heute nicht als Zwergenbehausungen erkannt werden, obwohl man hier von Offensichtlichkeit reden kann. Ebenso haben sich bis in unsere Zeit, wenn auch immer seltener, die Zwergschulen erhalten. Ursprünglich waren dies Bildungsstätten der Zwerge, die dann später von den Menschen (kleinwüchsigen?) zweckentfremdet wurden.

Nur die Hühner, die gibt es heute noch, allerdings nicht mehr als Reittiere, denn für uns wären sie denn doch aufgrund ihrer Größe etwas ungeeignet. Ihrer zwerglichen Halter beraubt, flohen manche der Hühner in die Wildnis. Hier taten sie sich mit Hasen zusammen und lieferten ihnen die Eier, welche die Hasen für das Osterfest benötigten.

In verschiedenen Gegenden werden bis heute noch Hahnenkämpfe veranstaltet, jedoch ohne Zwerge. Auch die Hahnenkämpfe sind in Wirklichkeit nichts weiter als dunkle Erinnerungen an Zeiten, als die Hühner Kampfzwecken dienten.

Wer weiß heute noch, dass die Hühner solch eine bewegte, geschichtliche Vergangenheit haben?

(1. April 2012)



Zeugenberge oder Stufenpyramiden?

K. Walter Haug

Eigentlich sollte die Cairn-Forschung in Sternenfels wie Prof. Semir Osmanagic in Bosnien vorgehen und gleich an die Hauptpyramide ran gehen, also an die Burghalde von Sternenfels, die laut Sage ein Kaisergrab ist, und hier nach einem Grabeingang suchen.

Es gibt ja jede Menge Stufenberge in Deutschland, die schon durch ihren Namen ihre einstige Bedeutung verraten, z. B. die Drei Kaiserberge zwischen Schwäbisch Gmünd und Göppingen, auf die wir, Volker Dübbers und ich, erst am 16.4.2011 anlässlich einer Exkursion zum Mithräum von Schwäbisch Gmünd aufmerksam wurden. Wenn schon der Name Kaiserberg einen Hinweis gibt, dass hier der europäischen Vorgeschichte völlig unbekanntem Kaiser bestattet sein müssen, so auch der Begriff Neubürg oder Neuenbürg, der erklärt, dass es sich hier um einen neuen Berg handelt. Interessant in dem Zusammenhang das Toponym Geissberg, das dieselbe Bedeutung wie Kaiser zu haben scheint. Der Cairn-Forscher Marc Laboranowitsch macht auf <http://www.diekelten.at/gasgeis.htm> aufmerksam. Demnach kommt dieser Flurname häufig vor und geht auf das keltische Wort Geis zurück, das eine ganz eigene Bedeutung hatte:

Gas und Geis:

Heilige Orte und Flure mit Zugangsbeschränkungen

Wie wir auch bei den Bergnamen mit keltischem Hintergrund unter „Gaisberg“ ausführen, hatten unsere keltischen Ahnen für bestimmte kultische Handlungen und Feste besondere heilige Plätze, die außer vom zuständigen Kultpersonal nur zu besonderen „heiligen Zeiten“ betreten werden durfte. Sie sind „zum Großteil bis heute an jenem Namensbestandteil zu erkennen, mit dem auf ein entsprechendes Heiliges Tabu (kelt. Geis) hingewiesen wurde. Die ‚Hinweistafeln‘ dazu bestanden in der Regel in paarweise an den Zugängen aufgestellten sogenannten Lochsteinen, die spätere Bauerngene-



Abb. 1: Der Ipf.

rationen leider von ihren Äckern und Wiesen räumten!“

Diese Orte haben weder mit germanisierenden Ziegen zu tun, noch mit keltisierenden „Speerträgern“ (gaisata). Obwohl dies zwei weit verbreitete Interpretationsvarianten sind, die insofern gar nicht so weit auseinander liegen, als hinter beiden das einschlägige Denken ein und derselben „Weltkriegs-Generation“ steckt, die fleißig in die Flurnamen hineininterpretierten, wovon sie - bei sonstiger „kognitiver Dissonanz“ gegenüber dem in der Nazi-Zeit angelernten Weisheiten - nicht mehr lassen konnten.

Im keltischen Irland wurden dem König nach der Ernennung „geissi“ auferlegt, das sind Verbote und geheiligte Verhaltensregeln.

Die Sprachwissenschaft weiß ja nicht, wo das Wort Kaiser, ja selbst das Wort Cäsar herkommt, da zur lateinischen Sprache keinerlei Anknüpfungspunkte bestehen. Die Kaiserberge gibt es wohl in ganz Europa. Und das Wort dürfte im Zuge der urnenfelderzeitlichen Wanderungen mit den Kelten ins Etruskerland gelangt sein, und über die Etrusker wohl zu den Römern. Auch bei den Germanen war es bekannt, weshalb der Wandalenkönig Geiserich genannt wurde. Der Herr hatte also mit Ziegen wenig am Hut.



Abb. 2: Der Stuißen

Stufenberge: Die Geologie hat sich dieses Phänomens angenommen und ihre eigene pseudowissenschaftliche Theorie entwickelt. Demnach handelt es sich um Zeugenberge. Auf Wikipedia steht, wie diese geologisch definiert sind:

„Ein Zeugenberg (auch Ausliegerberg) ist ein Einzelberg, der durch Erosionsvorgänge von den umliegenden, in der Regel geschichteten Gesteinen abgetrennt wird. Im tropischen Klima werden solche Geländeformen als Inselberg bezeichnet.“

Ein Zeugenberg entsteht durch fortschreitende Erosion, bei der sich Flüsse und Bäche immer weiter in höher liegende Gesteinsschichten einschneiden. Wenn sich die Seitenarme dieser Wasserläufe weiter oben wieder vereinigen, beginnt die Isolierung des Berges. Auch flächenhafte Erosion (Denudation) durch auf den Boden aufschlagende Regentropfen oder durch auf der Oberfläche abfließendes Wasser oder Winderosion fördern diese Prozesse. Grundlage für diese Art der Erosion bildet oftmals eine tektonische Mulde und die aus ihr hervorgehende Reliefumkehr. Handelt es sich bei den betroffenen Gesteinen um Sedimentschichten mit deutlich unterschiedlicher Erosionsbeständigkeit, dann bilden die härteren Schichten in der Regel steilere Hänge (Stufenbildner), die weicheren entsprechend flachere (Hangbildner). Bei Wechsellagerung von harten und weichen Gesteinen entstehen so die typischen Schichtstufen.

Die wichtigsten Zeugenberge der Fränkischen Alb sind (von Nord nach Süd) Staffelberg (540 m), Walberla (532 m), Hetzleser Berg (549 m), Moritzberg (603 m), Dillberg (595 m), Buchberg (591 m), Sulzbürger Schlossberg (567 m), Neubürg (587 m), Schlossberg (607 m) und Hesselberg (689 m).

Der 668 Meter hohe Ipf ist ein Zeugenberg der Schichtstufe der Schwäbischen Alb.

Wichtige Zeugenberge der Schwäbischen Alb (ohne „Pseudo-Zeugenberge, d. h. (teil-) freistehende Berge vulka-

nischen Ursprungs) sind (von Nordost nach Südwest) Ipf (668 m), Kaltes Feld (781 m), die Drei Kaiserberge: Stuißen (757 m), Rechberg (707 m) und Hohensaufen (684 m), der Michelsberg (724 m, bei Geislingen an der Steige), Teckberg (775 m), Achalm (707 m), Farrenberg (820 m), Zoller (855 m), mit Burg Hohenzollern, Plateauscholle von Burgfelden (954 m) und Plettenberg (1002 m).

Weitere Meldung: Limburg bei Kirchheim an der Teck.

Der Bereich des Baarjura stellt fast vollständig eine Zeugenberglandschaft dar. Zu ihr gehören (ohne „Pseudo-Zeugenberge, d. h. (teil-)freistehende Berge vulkanischen Ursprungs) Hohenkarpfen (912 m), Lupfen (977 m), Möhringer-Berg-Lindenberg-Scholle (949 m), Fürstenberg (918 m), Länge (921 m) sowie, bei Blumberg, Eichberg (914 m) und Buchberg (880 m). Randen und Klettgaujura haben keine Zeugenberge ausgebildet.

Wichtigste Zeugenberge des sogenannten Tafeljura der Schweiz zwischen Bad Zurzach und Pfeffingen sind (von Ost nach West, auch hier hat sich die Schichtstufe bereits zu einem großen Teil zu Zeugenberg- und Ausliegerlandschaften umgebildet) Geissberg (700 m), Heuberg (558 m), Schinberg (722 m), Frickberg (650 m), Farnsberg (758 m), Sonnenberg (632 m) und Chienberg (741 m, mit Sissacher und Rickenbacher Flue).“

Weitere Meldungen: Georgenberg bei Reutlingen, Aschberg bei Ludwigsburg, Hohenzollern, Hohentwiel.

Die geologische Theorie erklärt nicht, wieso nur diese einzeln stehenden Berge gestuft sind, die Umgebung mit entsprechenden Gesteinsschichten aber oft nicht. In Sternenfels müsste der Logik entsprechend der ganze Stromberg durchgehend gestuft sein, was aber nicht der Fall ist.

Die brennende Frage ist natürlich: Sind diese Berge künstlich? Es käme ja auch in Frage, dass diese Berge natürlichen Ursprungs sind und mit enorm großem Arbeitsaufwand in Stufenform gebracht wurden. Am Rechberg, einem der drei Kaiserberge, konnten wir am 18.10.2011 dagegen eine besondere geologische Formation ausmachen, sogenannte „Wohlgeschichtete Kalke (Oxfordium)“. Haben wir es hier nicht eindeutig mit Mauerwerk zu tun?

Wenn man weiß, dass auch die Cheopspyramide aus Kalksteinblöcken besteht, von denen vermutet wird, dass sie z. T. wie eine Art Beton gegossen wurden, dann könnten die dünnen Zwischenschichten zwischen den offensichtlich gefügten Blöcken auch hier aus Kalkmörtel gegossen sein.



Abb. 3: Die drei Kaiserberge.

Und wenn die Geologie meint, auf eine weit entfernte Region Bezug nehmen zu müssen, um das Phänomen zu erklären, dann kann das nur bedeuten, dass auch in der Nähe von Oxford mit Pyramiden aus Kalksteinblöcken zu rechnen ist. Hochkultur pur! In der Zeit, als Berge versetzt wurden ...

Auf eine chronologisch aufschlussreiche Sage über den Teck der Schwäbischen Alb machte uns Marc Labranowitsch aufmerksam. Sie verdeutlicht, dass Keltenzeit und Mittelalter praktisch nur durch eine Generation getrennt sind. Während die Mutter des Regenten noch im Berg ihre Residenz in der Anderswelt bezog, bauten die Söhne ihre Burg darauf:

„Die Sage von der Sibylle von der Teck“

Tief unten im Sibyllenloch am Fuß des Teckfelsens hauste Sibylle. Sie war eine schöne und weise Frau, die den Menschen im Tal viel Gutes tat. Keiner, der in Not war, stieg vergeblich den steilen Weg zu ihrem unterirdischen Schloss hinauf.

Die drei Söhne der Sibylle waren aber von anderem Schlag. Unhold, Raufbold und Saufbold waren üble Burschen, die es nicht lange bei ihrer Mutter aushielten und so bauten sie ihre eigenen Burgen. Der Erste baute seine Burg auf dem Rauber, der Zweite auf dem Wielandstein und der Dritte baute die Diepoldsburg. Von diesen Felsnestern aus plagten sie die Bauern und plünderten die Kaufleute und ihre Wagenzüge aus.

Aus Kummer über ihre missratenen Söhne beschloss Sibylle, ihr unterirdisches Schloss und das Land zu verlassen. Auf einem goldenen Wagen, der von zwei



Abb. 4: Geologische Formation am Rechberg.

riesigen Katzen gezogen wurde, fuhr sie eines Abends talabwärts durch die Lüfte und wurde nie wieder gesehen.

Jedes Jahr, wenn die Ackerfrüchte zu reifen beginnen, kann man den Weg verfolgen, den sie genommen hat. Die Spur ihres Wagens ist deutlich zu sehen. Die Wiesen sind dort grüner, das Korn trägt größere Ähren und Äpfel, Birnen und Kirschen sind saftiger und süßer. Die Spur ihres Wagens nennt man heute noch die ‚Sibyllenspur‘.

Im Jahr 1982 wurde bei Grabungen des Landesdenkmalamtes entdeckt, dass es sich bei der ‚Sibyllenspur‘ um die Reste des römischen Limes handelt.

Die Wissenschaftler konnten feststellen, dass zwei parallele Gräben das Tal durchzogen. Im Lauf der Zeit wurden diese Gräben mit Kalksteinen und fruchtbarer Erde aufgefüllt, sodass dieser Streifen heute noch ein besseres Wachstum ermöglicht als das umliegende Ackerland.“

(Quelle: http://www.sagen.at/texte/sagen/deutschland/baden_wuerttemberg/sibyllevonderteck.html. Email-Zusendung von Sandrine, 7. Juli 2003)

Die Symbole und Hinterlassenschaften der Templer und Illuminaten:

Chiemsee, Dinkelsbühl, Wolframs-Eschenbach

Marie Luise Jägers & Peter Wolf

In den SYNESIS-Magazinen Nr. 5/2011 und 6/2011 berichteten wir über entdeckte Symbole und Hinterlassenschaften verschiedener Geheimbünde rund um das Kloster Trudpert im Schwarzwald.

Wir waren wieder auf Tour, diesmal quer durch Deutschland, und wurden wieder fündig. Unsere Reise führte uns zunächst an den Chiemsee (Abb. 1). Aus Rosenkreuzerkreisen erfuhren wir, dass sich am Chiemsee ein Teil des Schatzes der Bundeslade befinden soll. Dazu gehören die heiligen, echten Stammbäume der Rosenlinie/Blutlinie, die Aufzeichnungen über die wahre Herkunft der Menschheit, die zehn Gebote auf Tafeln des AT, eine technische Apparatur für die Kommunikation mit den Göttern, aber auch der materielle Schatz der Katharer, der Ostgotenschatz, der Schatz der Sarazenen und der Schatz aus Delphi.

Die eigentliche „Tragelade“ befindet sich in einer Kirche in Äthiopien, während der „Wissensschatz“ in Sarkophagen eingelagert ist. Die Kimbern (Chiemgauer) sollen diesen Schatz aufbewahren. Innerhalb der Geheimbündlogen wurde ausgehandelt, wer nun letztendlich der Hüter dieses Kultur- und Wertschatzes sein soll.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist auch, dass das Frauenkloster Seon (Sion = Zion = „Leuchtenbergkapelle“) eine Geschichte vorweisen kann, die bis zu den Kelten zurückreicht. Auf dem Friedhof des Klosters Seon liegt die Adelsfamilie von Leuchtenberg begraben, ein Adelszweig des russischen Zaren. Diese Familie gehört zum „heiligen Blut“, zu den Nachfahren von Jesus Christus, bestehend aus insgesamt etwa hundert adligen Familien.

Direkt am Eingang zum Friedhof fanden wir Gedenktafeln (Abb. 3) mit interessantem Wappen und typischen „russischen“ Kreuzen (Lateinerkreuz mit schrägen Fußbalken). In der Walpurgiskirche von Seon entdeckten wir eine Vielfalt an Fresken mit Symboliken:

Das Symbol des geflügelten Stieres stammt aus dem mittelbabylonischen-assyrischen Zeitalter und ist ein Göttersymbol; einst wurde damit der Gott Marduk verkörpert, ein Annunaki, ein Außerirdischer. Man muss dazu wissen, dass der Name „Assyrer“ vom Stern Sirius



Abb. 1: Der Chiemsee, südöstliche Blickrichtung.



Abb. 2: Klosterkirche Seon.



Abb. 3: Gedenktafeln mit interessantem Wappen und typischen „russischen“ Kreuzen (Lateinerkreuz mit schrägen Fußbalken): Mitglieder der Adligen zu Leuchtenberg.

abgeleitet ist, also ein Hinweis auf den außerirdischen Ursprung der Assyrer. Der geflügelte Stier wird symbolisch immer wieder im Kampf mit Zentauren gezeigt (aus Assur). Für die Christen symbolisiert der Stier den Apostel Lukas.

Die Irokesen (Abb. 6) haben ihren Ursprung *nicht*, wie allgemein angenommen wird in Amerika, denn nach der französischen Übersetzung bedeutet Irokese (Wortstamm: *Irinakhoiw*) „die wirkliche Schlange“ – die Freske stellt also einen Engel dar, ein Schlangenwesen, was wiederum nichts anderes bedeutet als die Darstellung eines Außerirdischen. Dieser trägt ein Halsband mit ovalen Goldringen, die sich kreuzen. Diese Art der Darstellung erinnert an das heutige Symbol der Autofirma Toyota (zwei gekreuzte ovale Ringe) - Zufall? Der Engel in Abb. 6 präsentiert „etwas“ mit dem Tuch – es sieht aus wie schwarze Asche. Soll das das göttliche Manna darstellen, vielleicht ein Nebenprodukt des „Steins der Weisen“? (Wir berichten demnächst darüber). Ungewöhnlich mit opulenten Brüsten in einer Goldrüstung wird eine Amazone in Abb. 7 mit typischer Magierhandstellung dargestellt (eine Hand zeigt nach oben, die andere nach unten), in ähnlicher Weise wie der Kommandant mit goldenem Helm im Hintergrund. Beide Personen demonstrieren das hermetische Prinzip wie der Baphomet: „Wie oben so unten, wie im Makrokosmos, so im Mikrokosmos“. Auch die Person unten links neben der Amazone (nach vorne gebückt) und die Person rechts mit Händen an einem Sammelgefäß oder Sack tragen den Iro-

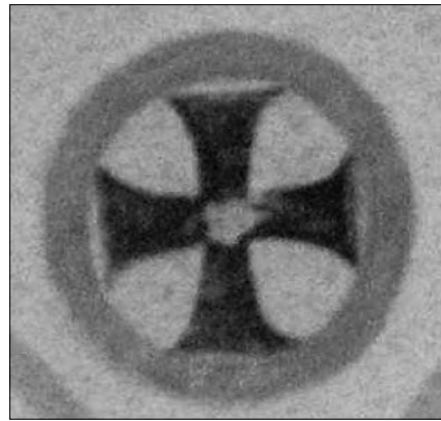


Abb. 4 (links): Michaelskreuz (keltisches Kreuz), es stellt die Sonne - hier als grüner Ring - dar, umfasst ein Radkreuz, welches sich durch die Zeiten dreht; das keltische Kreuz ist ein Symbol der Sonnenbruderschaft.

Abb. 5 (rechts): Freske geflügelter Stier in der Walpurgiskirche.



Abb. 6 (links): Engel mit Irokesenhaarschnitt und Goldringkreuzhalsband in der Walpurgiskirche.

Abb. 7 (rechts): Amazone mit „Magierhandstellung“ in der Walpurgiskirche.



Abb. 8: Heilige mit Mädchen (Seeon-Klosterkirche).



Abb. 9 (links): Geflügeltes Einhorn (Seeon Klosterkirche).

Abb. 10 (rechts): Einhorn (Seeon Klostertür).



Abb. 11: „Achendom“ St. Nikolaus (Übersee am Chiemsee).



Abb. 12: Eingangstür rechts in St. Nikolaus, Übersee.



Abb. 13: Wand mit Symbolen (St. Nikolaus, Übersee).

kessenhaarschnitt. Auffällig jeweils die weiße, blasse Hautfarbe, der längliche Kopf mit der dominanten Stirn und mit teils kindlichen Gesichtszügen.

Warum nur die Darstellungen von verschiedenen Außerirdischen in der Walpurgiskirche des Klosters Seon (Sion)? In den Schriften der Sumerer findet man einige Aussagen zu den Göttern, die sich einst mit den Menschen einließen und Kinder zeugten. Die Götter kamen von den Sternen – manche von den Plejaden, manche vom Orion, manche vom Sirius, manche von Planeten- und Mondkolonien, manche aus anderen Galaxien. Auch die altindischen Schriften berichten darüber, z. B. das Mahabharata – hier ist gar von Schlachten der Götter die Rede.

Am Chiemsee hat sich damals der von der Amtskirche geschlagene und verarmte Adel der Katharer niedergelassen. Die Katharer sind Nachfahren der Essener. Sie leiten sich wohl von den Urchristen ab. Die Amtskirche ist eine Abspaltung, eine „Sekte“, die sich von der Wahrheit, nämlich vom Urchristentum weit entfernt und es in sein Gegenteil verkehrt hat. Die Essener wiederum haben ihren Ursprung in Atlantis, wie auch die Kelten - so berichten die Geheimgesellschaften. Atlantis war der Kontinent der Götter, der niedergekommenen Außerirdischen und deren Nachkommen. Die Essener existierten 7000 Jahre lang, zu ihnen gehörte auch der Melchisedek-Orden. Hier waren die Kulturen und Lehren der Druiden, Kelten und Pythagoräer dann schließlich vereint - und das Kloster Mirth, wohin man Joschua schaffte, um ihn nach der überlebten Kreuzigung gesundzupflegen, bevor er dann schließlich zu seiner Ehefrau Maria Magdalena nach Südfrankreich ging. Von dort ging er im Jahre 61 nach Malta, danach nach Tibet und Indien. Vor seinem Tode kehrte er nach Rennes-le-Chateau zurück, wo er einige Jahre mit seiner Frau gelebt haben soll. Dies ist gesichertes Templerwissen. Sowohl von Jesus als auch von Maria Magdalena existieren eigenhändig geschriebene Schriftrollen über ihr Leben, Wirken und ihre Lehre. Sie befinden sich in den Händen der Templer. Das ist keine Spekulation, sondern ein Fakt. Aus den Essenern gingen schließlich die Rosenkreuzer hervor und Malta ist heute noch ein bedeutendes Templerzentrum. Hier am Chiemsee soll es immer noch Gralstempel geben. Am Berg Hochgern gibt es angeblich einen Eingang in ein unterirdisches Höhlensystem, wo „Schätze“ versteckt wurden wie im Kloster Seon. Rund um den Chiemsee gibt es außerdem einige Kultplätze der Kelten und Ostgoten.

In der Klosterkirche Seon (Abb. 2)



Abb. 14: Wand mit Symbolen (St. Nikolaus, Übersee).



Abb. 15: Das Auge des Horus: Grundsymbolder Bruderschaft der Schlange.

wunderten wir uns über die Darstellung einer Heiligen mit einem Mädchen auf dem Arm (Abb. 8). Wer sollen diese Personen sein? In der Schwarz-Weiß-Abbildung sieht man leider die Farben ihrer Gewänder nicht: Rot, Gold und Smaragdgrün, welche drei heilige Blutlinien symbolisieren. Vielleicht ist es Maria Magdalena mit ihrer Tochter Sarah Tamara? Diese Symbolik, Frau mit Mädchen auf dem Arm, steht auch für das Matriarchat, steht für Sankt Anna (bedeutet Lichtkelch), der Hüterin der sumerischen, außerirdischen Linie. Sie ist aber auch ein Symbol für die Hohepriesterinnen der Antike und symbolisiert auch Iana, die Göttin des Lichts. Das Symbol des geflügelten Einhorns (Abb. 9) bzw. des Einhorns (Abb. 10) finden wir sowohl in der Klosterkirche als auch im Kloster selbst dargestellt. Das Einhorn symbolisiert die sogenannte Mondbruderschaft und auch die Weiblichkeit im Allgemeinen, sowie das königliche Blut, die Nachkommenschaft von Jesus und Maria Magdalena.

Das polare Gegenstück für die Mondbruderschaft ist die Sonnenbruderschaft. Beide zusammen bilden die sogenannte Bruderschaft der Schlange, die bipolare Bruderschaft aus Atlantis.



Abb. 16: Symbol der Sonnenbruderschaft in der Gewölbe-Kreuzung des Aachen-Doms (Übersee am Chiemsee).



Abb. 17: Symbol des Schachbrettmusters (Wolfgangskapelle).

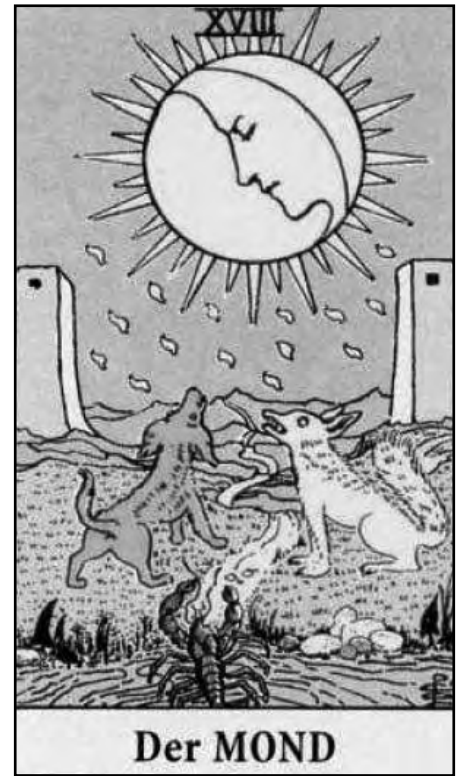
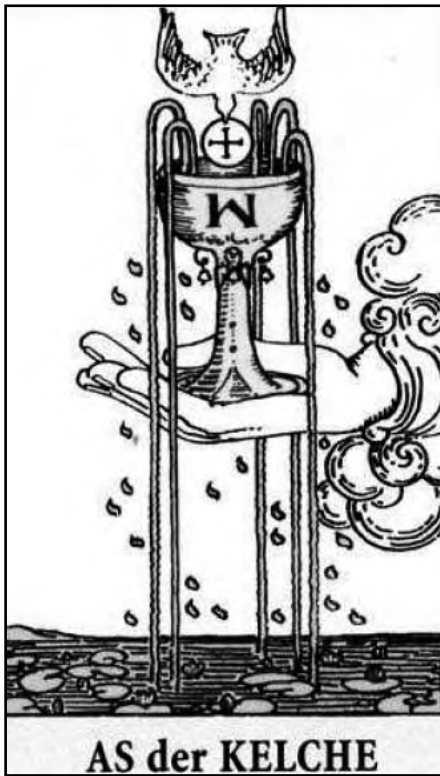


Abb. 18 - 20 (von links nach rechts: Tarotkarte „Der Melchisedek-Orden“. Tarotkarte „Der Wagenlenker“. Tarotkarte „Der Mond“.

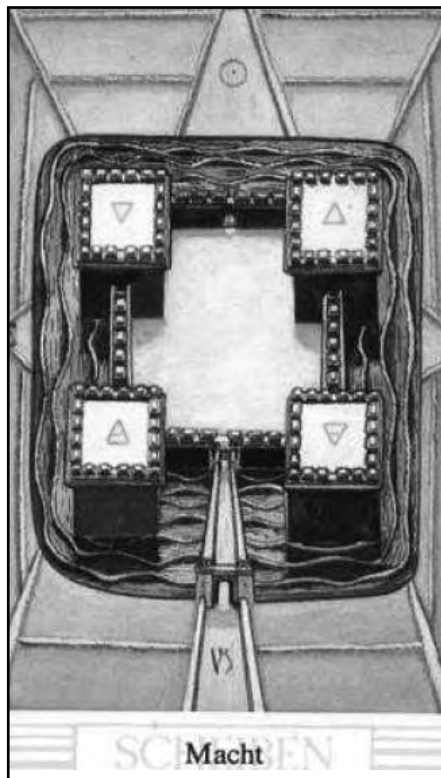
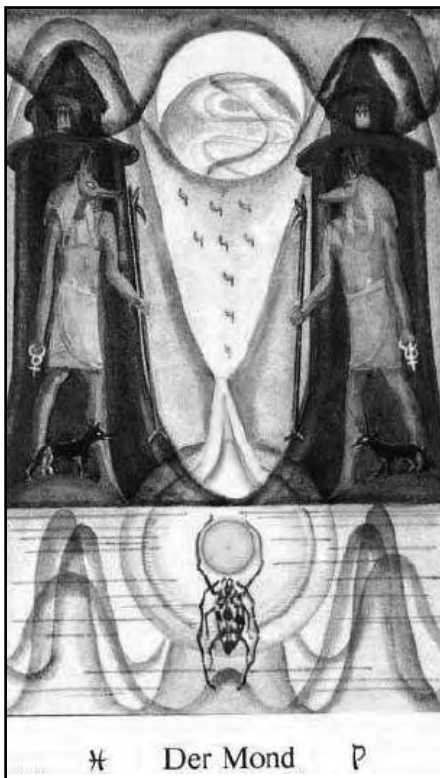


Abb. 21 - 22: Tarotkarte Crowley „Der Mond“. Tarotkarte Crowley „Macht“.

liche Blut symbolisiert. Damit soll u. a. Nimrod-Semiramis-Tammuz, die Ur-Trinität von Vater-Mutter-Sohn aus dem sumerisch-babylonischen Reich angezeigt werden, übernommen von den Ägyptern als Osiris, Isis, Horus und dann später von den Christen als Dreifaltigkeitssymbol. Auf dieses Symbol, sowie auf die sonstigen Symbole auf den Wänden hier werden wir ausführlicher noch in unseren nächsten Reiseberichten eingehen.

Die Bruderschaft der Schlange (Grundsymbol: „Auge des Horus“, siehe auch Tutanchamun, Abb. 15) als bipolare Mond- und Sonnenbruderschaft ausgeprägt, soll angeblich die älteste Geheimgesellschaft dieser Welt sein (siehe Dan Davis, „7“) und wurde im Raum Mesopotamiens gegründet. Die Bruderschaft hat ihre Wurzeln in Atlantis. Löwe, Sonne und Sonnenrad symbolisieren auch die männlich gepolte Sonnenbruderschaft, z. B. zählen die Essener dazu. Sonnensymbolik fanden wir z. B. auch in Übersee im Achendom (Abb. 16). Mond, Mondscheibe und Einhorn symbolisieren die weiblich gepolte Mondbruderschaft.

Der Leser mag sich an dieser Stelle fragen, was unter weiblich bzw. männlich gepolten Bruderschaften zu verstehen sei. Das hat etwas mit der Unterdrückung des Matriarchats durch das Patriarchat zu tun. Letzteres prägt seit den letzten paar tausend Jahren das Gesicht unserer Welt. Auch andere Symbole, die bereits erwähnt wurden, stehen für die beiden „Schein-Polaritäten“, wie z. B. weißer

Wir reisten weiter und kamen als Nächstes zu der Ortschaft Übersee, südlich des Chiemsees gelegen.

In der Pfarrkirche St. Nikolaus (Abb. 11), dem Achendom, fiel uns bereits am Eingang (Abb. 12) ein goldener Engel auf, flankiert zur Linken durch die Sonne (Symbol für die Sonnenbruderschaft) und zur Rechten durch den

Mond (Symbol für die Mondbruderschaft).

Hinter dem Altarraum befinden sich zwei Wände (Abb. 13, 14) gespickt mit zahlreichen Symbolen, z. B. den drei Ähren, symbolisch stehend für und gleichbedeutend mit dem dreiblättrigen Kleeblatt, dem Dreieck oder auch der dreiadrigen Fleur-de-lis, die das könig-



Abb. 23: „Heiliger“ Wolfgang mit Mitra, der fischmauligen „Nimrod-Mütze“ aus dem babylonischen/sumerischen Reich mit Bischofsstab segnet „Teufelswesen“.



Abb 24: Ausschnittsvergrößerung aus obigem Bild: Geflügeltes Wesen am Himmel.



Abb. 25: Die Streichenkapelle südlich des Chiemsees.



Abb. 26: Altarraum der Streichenkapelle mit Templer- und Michaelskreuzen.



Abb. 27: Streichenkapelle: Michaelskreuze links an der Eingangstür.



Abb. 28: Streichenkapelle, Südwand.

und roter Drache und das Schachbrettmuster, was auch elementar mit seiner vielfältigen Symbol- und Aussagekraft Niederschlag bei den Freimaurern gefunden hat. Dieses Spiel, das hier von den Bruderschaften inszeniert wird, hat nichts mit der schöpfungsnötigen Polarität männlich-weiblich zu tun. Die Schachbrettsymbolik fanden wir erstaunlicherweise auch in der Wolfgangskapelle, nördlich von Seon (Abb. 17).

Der Mond hat auch noch andere Bedeutungsvarianten: Das Symbol des

Halbmondes bzw. der Mondsichel ist das Symbol des Islam. Neben einer positiven Deutungsvariante, je nach Art der Symboldarstellung, Verwendung und Vorkommen, steht der Mond als Symbol auch für das „Negative“. Manche Autoren beschreiben den Mond ausschließlich negativ. Z. B. beschreibt David Icke ausführlich die Mondmatrix und das „Raumschiff Mond“, das einen Mechanismus besitzen soll, um Menschen beeinflussen zu können. „Geparkt“ worden in der Erdumlaufbahn sei der Mond,

der gar kein natürlicher Himmelskörper, sondern ein gigantisches Überwachungsraumschiff ist, bereits vor vielen Millionen von Jahren von den „negativ“ ausgerichteten Außerirdischen. Wie kein anderer uns bekannter Himmelskörper im All zeigt er der Erde, die er umkreist, immer die gleiche Seite zu. Er schwingt wie ein Gong, wenn etwas auf seiner Oberfläche einschlägt (seismologische Messungen) und seine Kratertiefe spricht dazu nicht für einen natürlichen Himmelskörper. Angeblich leben die Außerirdischen auch

schon lange unter uns, und zumindest die Alienrasse der Reptiloiden „missbrauchen“ uns für ihre Zwecke, ohne dass es den meisten Menschen bewusst ist. Die Manipulation und Kontrolle durch Außerirdische kommt in dem Science-Fiction-Film „Sie leben“ von John Carpenter der Wahrheit ziemlich nahe. Die Bruderschaft der Schlange soll jedenfalls der „Overhead“ der ganzen sogenannten Geheimgesellschaften weltweit sein. Die Mond-Bruderschaft sei identisch mit den sogenannten Illuminaten, die eine Weltregierung anstreben; sie bunkern Geheimwissen und die Mysterien einschließlich des Wissens über die wahre Geschichte der Menschheit; sie verheimlichen alles, was sie der Öffentlichkeit aus taktischen Gründen vorenthalten wollen und ihren Zielen widerstrebt, denn sie sind es, die eine globale Diktatur anstreben. Die Illus missbrauchen ihre Macht zur Unterdrückung der Menschheit und betreiben eine Desinformationspolitik. Die Mondbruderschaft inszeniert Scheinkämpfe gegen die Sonnenbruderschaft, die vorgibt, den Menschen wohlgesonnen zu sein. Beide Bruderschaften werden vom sogenannten „Wagenlenker“ (Tarotkarte) regiert und gesteuert. Dieses Spiel nennt Hegel „These-Antithese-Synthese“, David Icke nennt es „Problem-Reaktions-Lösung“. Das Ganze wird künstlich ausgeheckt und gesteuert.

In den Tarotkarten ist Geheimwissen bzw. sind in Grundzügen die Mysterien versteckt - in Symbolen und in Bildsprache hinterlegt - die Bruderschaft der Schlange kommt immer wieder vor. Jedes kleine Detail auf jeder Karte hat eine Bedeutung, auf die wir hier nur in wesentlichen Punkten eingehen können:

Abb. 18 - Das umgedrehte „M“ steht für den Melchisedek-Orden, die Taube u. a. auch für die Essener; die fünf Strahlen aus dem Kelch symbolisieren die Ausprägungen des Ordens.

Abb. 19 - Der Wagenlenker lenkt Mond- und Sonnenbruderschaft, symbolisiert durch die beiden Sphingen.

Abb. 20 – Der Mond in der Sonne hat ein ernstes Gesicht; die beiden „Hunde“ und die beiden Säulen symbolisieren die beiden Bruderschaften (Hundstern-Wesen?). Der Wagenlenker ist hier symbolisiert durch den Hummer mit offenen Scheren, der alles kontrolliert.

Abb. 21 - Die beiden Aliens, Hundemensch-Mischwesen, überwachen die Mondmaschinerie. Es werden Hologramme für die Bewusstseinsmanipulation der Erdmenschlichen erzeugt – Kraftfelder werden durch die Sinuskurven dargestellt. Die Spinne/der Käfer symbolisiert den Wagenlenker der beiden Bruderschaften und umklammert/kontrolliert die Lichtquelle. Die Aliens stehen



Abb. 29: Blick auf die Stadtmauer mit den Türmen von Dinkelsbühl.



Abb. 30: Blick auf die Spitze des Münsters St. Georg am Marienplatz.



Abb. 31: Blick auf den Marktplatz und St. Georg (rechts).

jeweils vor einem schwarzen Leuchtturm und zu ihren Füßen befindet sich je ein kleiner schwarzer Hund, wiederum die Sonnen- und Mondbruderschaft symbolisierend. Diese Crowley-Tarotkarte ist sehr ehrlich. Sie verzichtet auf die verlogene Schwarz-Weiß-Darstellung, denn beide Leuchttürme führen in die Dunkelheit, genauso wie die beiden kleinen „Hunde“. Fazit: Das Spiel dient dem Zweck, das Bewusstsein der Menschen in der Schein-Polarität/Dualität gefangen zu halten – ohne Ausweg.

Abb. 22 - Die Dreieckspaare auf den Turmquadraten bilden zwei ineinandergeschobene Hexagramme.

Dadurch wird u. a. auch Jehova in den vier Elementen dargestellt. Diese beiden Hexagramme sind auch über der Eingangspforte des Meisters vom Stuhl bei den Freimaurern zu finden.

In der Wolfgangskapelle fanden wir noch weitere bemerkenswerte Artefakte, die symbolisch die Mondbruderschaft verkörpern (Abb. 23, Abb. 24).



Abb. 32: Blick nach oben: Münster St. Georg.



Abb. 33: Ausschnitt.

ge heraus mit weit aufgerissenen Augen. Kleine nach oben gerichtete Flügel wachsen aus seinem Rücken, er verschränkt beide Arme vor seinem Bauch, als wolle er sich vor dem „Segen“ der Heiligen („Verriegeln“ der Chakren) schützen. Seine Hände/Vorderpfoten haben fünf Finger mit langen Krallen.

Seine stark behaarten gekrümmten Tieroberschenkel gehen in vogelklausenähnliche Füße über mit drei Zehen nach vorne, einer nach hinten. Beide Teufel haben spitze, nach hinten gerichtete Tierohren. Kurzum wir haben hier eine seltene Darstellung eines Reptos in Begleitung eines Kanus/Hundes (Wesen vom Sirius, dem „Hunde-Stern“) vor uns. Diese beiden außerirdischen Rassen kooperieren in der Absicht, die Menschen restlos zu versklaven und auszurotten (siehe auch David Icke-Literatur).

Zu Abb. 24 möge der Leser sich seine eigenen Gedanken machen ...

Zum Abschluss unserer Chiemseereise besuchten wir noch die an der österreichischen Grenze auf einem Berghang befindliche Streichenkapelle, um das Jahr 1000 errichtet, einer der ältesten Kirchen Europas. Auffällig in dieser reizvoll auf einem Berghang befindlichen Kapelle ist die sichtbare Anhäufung der sogenannten Michaeliskreuze, eine besondere Variante der Radkreuze.

Uns fiel sowohl in der Seener Klosterkirche, als auch in der Leuchtenbergkapelle die Anhäufung dieser Radkreuze auf. Nun schon wieder – was soll das bedeuten? Alle befinden sich in Augenhöhe und in maximal zwei Meter Abstand voneinander. Ein erfahrener Radiästhet klärte uns auf: Es handelt sich hier um sogenannte „Verwirrungssymbole“, die dem Kirchenbesucher die Orientierung rauben und sein Unterbewusstsein auf blinden Befehlsempfang programmieren. Bisher hatten wir uns mit dem unterbewussten Wirken der Symbole noch nicht befasst. Wir ließen uns dann gerne auf die Wirkung der sogenannten „Körbler-Zeichen“ hinweisen, mit denen viele Heilpraktiker erfolgreich arbeiten.



Abb. 34: Doppelköpfiger Adler mit Schwert und Zepter in den Klauen. In der Brustmitte die drei Ähren, über den Köpfen die Krone mit Kreuz.

Abb. 23: Ein Ölbild auf einer Holztafel zeigt in einer Wald-Wiesen-Landschaft rechterhand den „heiligen“ Wolfgang in rot-weiß-goldenem Bischofsornat vor einem vergitterten Grufteingang oder unterirdischen Zugang stehend, wie er (?) linkerhand zwei Dämonen/Teufel segnet. Der „Heilige“ ist bartlos, also entweder sehr jung oder weiblich! Damals war es nicht üblich, dass Männer sich rasierten. Von den Proportionen her ist die „heilige“ Person ausgewachsen, also handelt es sich wohl um eine Frau. Ein großer und ein kleiner Teufel, die unsere besondere Auf-

merksamkeit verdienen: Der große Teufel ist fast so groß wie der „heilige“ Mensch, der kleine nur halb so groß, reicht ihm gerade bis zur Hüfte. Beide sind dunkelbraun, teils nackt, teils fellbewachsen, der kleine trägt einen schwarzen Hut, hat einen kurzen schwarzen Umhang um die Schultern und mit beiden Pfoten umfasst er einen Stab, der fast so groß wie er selbst ist. Ein aufrecht stehender Fuchs mit hellem Bauch! Der große Teufel hat die klassischen zwei Bockshörner auf dem Schädel, ist bärtig, hässlich und streckt der (?) Heiligen ängstlich seine rote Zun-



Abb. 35 und 36: Lokal mit einem Aushängeschild mit Sonne, verziert mit Rosenemblem. Ein anderes Lokal mit einem Aushängeschild, das einen geflügelten Drachen zeigt.

Raubvogel, der sich von der Erde Beute greift dank seines „Adlerauges“. Die Zweiköpfigkeit: ein künstlich erzeugtes duales Prinzip der Herrschaft. Adler zunächst als Symbol für den Himmel, die Sonne und die göttliche Herrschaft. Über den beiden Köpfen schwebt eine goldene Krone. Sie ist symbolisch bedeutungsgleich mit dem Wagenlenker im Tarot. Die Kraft des Adlers, seine Ausdauer, sein scharfer Blick, mit dem er aus größter Höhe seine Beute erspäht, machen ihn zum Symbol des Beutegreifens, Herrschens und Besiegens. Das Symbol des Adlers ist mit der Bedeutung des Symbols des indischen Mischwesens Garuda verwandt (= halb Mensch, halb Adler); es wird behördlich als Hoheitszeichen oder Siegel verwendet.

Der doppelköpfige Adler steht also symbolisch auch für die bipolaren Bruderschaften (Sonnen- und Mondbruderschaft) mit ihrem Wagenlenker (falls mit Krone darüber dargestellt, wie hier in Dinkelsbühl). Die beiden Adlerköpfe sind die beiden Ausprägungen der Bruderschaft der Schlange. Für die Sonnenbruderschaft steht symbolisch das Schwert, für die Mondbruderschaft das Zepter. Die Mondmatrix gibt durch Gedankenmanipulation die Regierungsweise und die Marschrichtung vor (Rothschild-Zionismus, laut David Icke, Der Löwe erwacht), während die militärische Exekutive durch die



Abb. 37: Dachgiebel mit einem Templerkreuz auf der Spitze.



Abb. 38: Emblem des Lionsclub (Freimaurer).

unseren SYNESIS-Bericht 6/2011) steht der Halbmond bzw. die Mondsichel bekanntlich symbolisch für den Islam.

Zu Abb. 33: Eingebettet in einen goldenen Strahlenkranz und in ein strahlenförmig auseinanderdriftendes Hexagramm, erkennt man eine weiße Taube auf rotem Hintergrund mit ausgestreckten Flügeln; unter der Taube das Symbol der Muschel.

Die Taube als Symbol hat verschiedene Bedeutungen. Im Westen ist sie ein Symbol von Treue, Langlebigkeit, Frieden. Im Osten, sowie in der Freimaurerei ist sie das Symbol des Todes. Die Taube mit Olivenzweig im Schnabel ist das Symbol der Semiramis. Die Bedeutung richtet sich vor allem nach der Art der Darstellung der Taube und der Kombination mit anderen Symbolen, also dem Kontext. Etwas südlich vom Marktplatz entdeckten wir das Symbol des doppelköpfigen Adlers (Abb. 34) mit einer hohen Symbolkraft. Den Doppeladler finden wir bereits in uralten Flachreliefs des alten Babylonien, etliche Tausend Jahre alt! Die ältesten Adlerdarstellungen stammen aus dem Iran und aus Mesopotamien, wo der Adler schon doppelköpfig auf Rollsiegeln vorkommt. Der Adler als „König der Lüfte“ war und ist in den meisten Kulturen Symbol für hochrangige Götter samt ihrer Raumschiffe. Er ist ein



Abb. 39: Eingangstor Wolframs-Eschenbach.



Abb. 40: Templerkreuz nahe Stadtmauer.

Nach diesen vielen faszinierenden neuen Eindrücken verlassen wir wieder den Chiemgau.

Unsere nächste Reise führte uns in die mittelalterliche Stadt Dinkelsbühl, ca. 100 km nordwestlich von Augsburg gelegen.

An der Spitze der Kirche Münster St. Georg (am Marktplatz gelegen), fiel uns gleich der Halbmond mit dem Hexagramm auf und wir fragten uns: Was hat diese Symbolkombination auf der Spitze einer christlichen Kirche zu suchen? Was soll das aussagen? Das Symbol des Hexagramms mit dem Halbmond hat auch die Stadt Monheim in ihrem Wappen. Während das Hexagramm eine vielfältige Bedeutung hat (siehe



Abb. 41: Kirchturm des Liebfrauen-Münsters (Wolframs-Eschenbach).



Abb. 42: Deutschordensschloss.

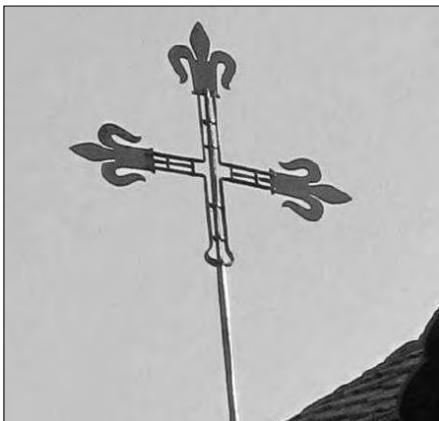


Abb. 43: Fleur-de-lis, Dachgiebelkreuz.



Abb. 44: Ritter- und Templersymbolik als Aushängeschild vor dem Museum Wolframs-Eschenbach.

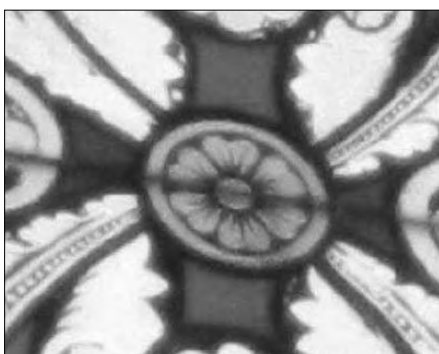


Abb. 45: Rosensymbolik, Liebfrauenmünster, Wolframs-Eschenbach.

„positive“ Sonnenbruderschaft (USA) ausgeübt wird. Kein Zufall ist sicherlich noch die Tatsache, dass die Embleme der Hochgradfreimaurer (ab 30. Grad = Ritter Kadosch = Templergrad) einen doppelköpfigen Adler enthalten.

Die Aushängeschilder zweier Lokale in Dinkelsbühl lassen vermuten, dass es sich einst bzw. heute noch um Treffpunkte der beiden Bruderschaften

handelt. In Abb. 35 sehen wir ein Aushängeschild mit Sonnenemblem, rundum gespickt mit Rosenemblem (ein Zeichen der Rosenkreuzer), und vor einem anderen Lokal (Abb. 36) ein Aushängeschild eines geflügelten Drachen bzw. des mystischen Vogels Greif, einem Symbol der Mondbruderschaft.

Ferner entdeckten wir auf einem Erkerdach ein metallenes Templerkreuz (Abb. 37). Die beiden seitlichen Regenrinnen des kleinen Daches münden in weit aufgerissene Drachenmäuler als Wasserspeier. Ein Hinweis auf ein Ordenshaus, möglicherweise ein Treff der Templer einst bzw. heute noch. In Abb. 38 sieht man ein Wandschild, das auf den Lionsclub hinweist. Der Löwe (Lion) ist ein Erkennungszeichen der Sonnenbruderschaft. Der Lionsclub zählt zu den Freimaurerlogen.

Von Dinkelsbühl aus setzen wir unsere Reise fort. Nach einer knappen Stunde Autofahrt erreichten wir den Ort Wolframs-Eschenbach (Abb. 39). Er ist der Heimatort des lyrischen Minnesängers



Abb. 46: Templerkreuze, Liebfrauenmünster Wolframs-Eschenbach.



Abb. 47: Segnender „Gott“ auf Wolkengebilde (Liebfrauenmünster, Wolframs-Eschenbach).



Abb. 48: Steinrelief an einer Außenmauer in Wolframs-Eschenbach.

Wolfram von Eschenbach. Der bekannte Minnesänger und Dichter aus dem Mittelalter ist der Verfasser der Parzivalsage, in der der Gral, König Artus und die Tafelrunde thematisiert worden sind.

Die Tafelrunde (heute: Round Table, das Symbol der Geheimgesellschaft, beinhaltet drei Ähren) wird der Sonnenbruderschaft zugeordnet. In Wolframs-Eschenbach entdeckten wir in Nähe der Stadtmauer in Stein gehauen ein typisches Templerkreuz (Abb. 40). Auffallend ist der farbige Kirchturm des Liebfrauen-Münsters (Abb. 41), gespickt mit zahlreichen Symbolen, u. a. Rosenembleme, die Leier des Sängers und Wappen. Das Sternbild Lyra, die Leier mit ihrem Hauptstern Wega ist laut einigen glaubhaften Autoren die Urheimat des Menschengeschlechts. Interessant ist die Tatsache, dass der Deutsche Orden (Abb. 42) eine beachtliche Rolle in der Geschichte von Eschenbach spielt. Dieser Orden ist einer der Nachfolgeorden des Templerordens aus der Ritterzeit des 12. Jahrhunderts. Der



Abb. 49: Denkmal Wolfram von Eschenbach.



Abb. 50: Hinweis auf Ritterspielplatz.

Deutsche Orden hat seinen Hauptsitz in Wien. Die Gegend um Wien ist heute noch eine „Templerhochburg“.

Weitere Erkennungszeichen der Templer/Rosenkreuzer und Illuminaten fanden wir in Form der Fleur-de-lis-Symbolik an den Kreuzspitzen an einem Giebel (Abb. 43), durch das Templerwappen und die Rittermotiv-Darstellung am Aushängeschild vor dem Museum (Abb. 44), durch die Rosensymbolik (Abb. 45) und den vielen sonstigen Sehenswürdigkeiten, einschließlich der Templerkreuze im Liebfrauenmünster (Abb. 46).

Zufrieden und total beeindruckt von den beschriebenen und gezeigten Sehenswürdigkeiten verließen wir nun auch wieder Wolframs-Eschenbach, (siehe auch Abb. 47 ff.) dem letzten Stopp auf unserer Deutschlandtour.

Literatur

7 – Der Schlüssel zur Offenbarung - Dan Davis ISBN: 978-3-941084-01-8

Der Löwe erwacht – David Icke ISBN: 9783928963459

Lexikon der Symbole – Wolfgang Bauer ISBN: 3-937715-60-6

Das neue Lexikon der Esoterik ISBN: 978-3442126651

Chiesa viva Jahrg. xxxII Heft Nr. 381



Abb. 51: Symbole auf einer Steinstele in Wolframs-Eschenbach.

Thema Frühgeschichte

Das große Vergessen

Gernot L. Geise

Wenn man sich heute die Medienlandschaft betrachtet, so wird einem Angst und Bange. Die größte Finanzkatastrophe seit 1929, das schlechteste Wetter seit Menschengedenken (natürlich durch den von Menschen verursachten Klimawandel ...), Politiker, die das Volk belügen und betrügen, was das Zeug hält, Geldentwertung, Schulden, Inflation und Deflation (nicht: Defloration!), Katastrophen, Katastrophen usw. usw.

In welcher Zeit leben wir eigentlich? Geht es uns wirklich so schlecht, wie man es uns unaufhörlich predigt?

Nichts Neues wird uns als Neues verkauft

Im deutschen Fernsehen wird auf verschiedenen Sendern immer wieder einmal die „Tagesschau“ von vor zwanzig Jahren wiederholt, sogar mit den damaligen Wettervorhersagen. Diese Wiederholungen schauen sich nicht allzu viele Menschen an, schon aus dem Grund, weil diese Sendungen in der Regel sehr spät abends ausgestrahlt werden, wohl als eine Art Lückenfüller. Und doch haben sie es in sich. Denn verblüffenderweise kann man feststellen, dass vor zwanzig Jahren genau dieselben Probleme bestanden, wie heute. Sogar das Wetter hat sich in dieser Zeit nicht geändert.

Haben wir so ein schlechtes Gedächtnis, dass wir völlig vergessen haben, dass dieselben Probleme wie heute bereits vor zwanzig Jahren bestanden? (Natürlich mit gewissen Variationen).

Ich möchte etwas weiter ausgreifen. Der Großteil der heutigen Probleme existierte schon vor Hunderten Jahren, wenn auch unter anderen Bezeichnungen. Dass uns unsere heutige Zeit so unsicher und gefährlich vorkommt, liegt einzig daran, dass wir heutzutage global vernetzt sind und quasi zeitgleich erfahren, was auf der anderen Seite der Erde passiert. Wenn in China ein mittlerer Sturm losbricht und ein paar Tote fordert, wissen wir es spätestens am selben Tag



Eine Tsunami entwickelt ungeahnte Zerstörungskräfte.

aus der „Tagesschau“. So wird in uns ein Bild erzeugt, das uns suggeriert, (zumindest) die Häufigkeit von Naturkatastrophen hätte in unserer Zeit drastisch zugenommen.

Dabei hat sich seit Jahrhunderten innerhalb gewisser Schwankungen an deren Häufigkeit nichts geändert, nur: Wir waren nicht global vernetzt. Die Information über kleinere Katastrophen wie der eben genannte Sturm schafften es gar nicht bis zu uns (so etwas hat auch niemanden interessiert). Und die Informationen über größere Katastrophen mit Tausenden oder mehr Toten erreichten den Rest der Welt meist erst, wenn sie schon lange vorbei waren. Es gab noch keine Live-Übertragungen aus den Katastrophengebieten wie heute. Somit wurden diese Meldungen und Berichte von vornherein regelrecht gefiltert, es kamen hier nur die schlimmsten Meldungen an.

Rückblickend wird auf diese Weise der Eindruck erzeugt, es habe früher weitaus weniger Katastrophen gegeben als heute.

Die Vergesslichkeit

Und noch etwas kommt hinzu: Der Mensch tendiert dazu, seine negativen

Ereignisse und Erlebnisse im Laufe der Zeit immer mehr auszublenden und zu verdrängen. Daher stammt auch der gängige Spruch, dass früher alles besser gewesen sei, auch wenn dies bei näherer Betrachtung überhaupt nicht zutrifft. In unserer Erinnerung ist es nicht anders. Die „gute alte Zeit“ war keinesfalls besser als die heutige, wir haben nur die negativen Ereignisse erfolgreich ausgeblendet. Und selbst wenn wir uns heute bewusst daran erinnern, welchen Schmerz beispielsweise die Trennung von einem geliebten Menschen erzeugt hatte, im Rückblick können wir diesen Schmerz kaum nachempfinden, nur mit dem bewussten Verstand, der uns daran erinnert, dass es „schlimm“ war. Vielleicht ist dies ein Schutzmechanismus, der uns vor der Wiederholung eines solchen Ereignisses schützt?

Wir sehen, dass die Natur vorgezogen hat und uns Menschen davor schützt, negative Erlebnisse in derselben Intensität nacherleben zu können bzw. müssen.

Dieser Schutzmechanismus ist noch viel effektiver. Je nach Stärke des negativen Erlebten kann die Verdrängung so weit gehen, dass wir das Erlebnis völlig ausblenden. Es ist für

uns einfach nicht mehr vorhanden. Dieser Effekt ist von vielen Unfallopfern bekannt, die sich zwar bis unmittelbar vor dem Eintreffen des Unfalls an alles erinnern können, dann jedoch einen „Blackout“ haben, während ihre Erinnerung dann erst nach dem Unfall wieder einsetzt.

Dieses „Vergessen“ negativer Erlebnisse ist also ein von der Natur entwickelter Schutz, um uns vor psychischen Schäden zu bewahren.

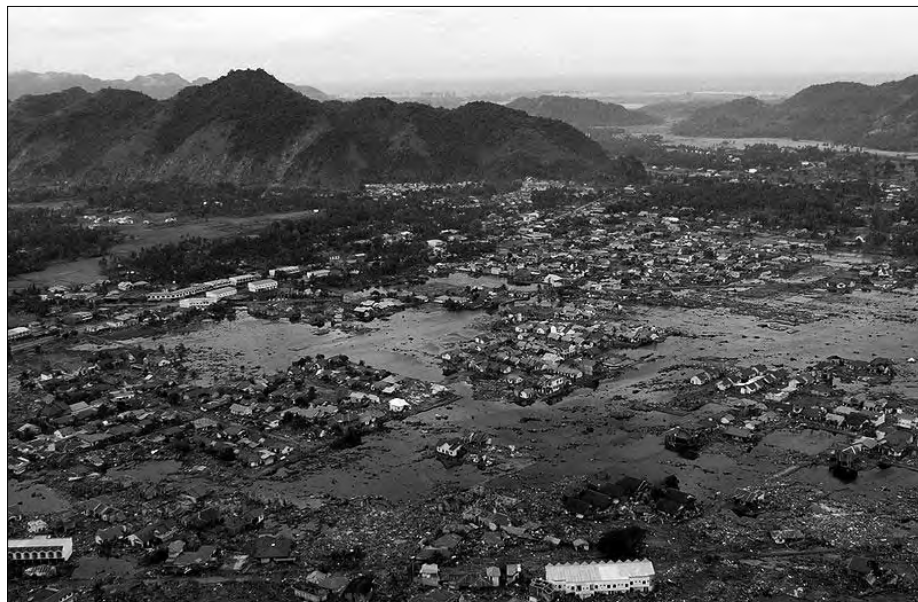
Wie verhält es sich bei größeren Katastrophen?

Könnte es sein, dass sich dieses Vergessen auch auf globale Katastrophen erstreckt? Diesem Thema ging schon der noch heute in der Wissenschaft umstrittene Forscher und Psychoanalytiker *Immanuel Velikovsky* nach („Das kollektive Vergessen“), als er sich fragte, warum bei den Menschen die Erinnerungen an frühere Katastrophen fehlen. Sie wurde schlicht und einfach verdrängt! Allerdings blieb sie im kollektiven Unterbewusstsein der Menschheit durchaus erhalten.

Man muss sich einmal in die Situation solcher Menschen hinein versetzen, die bis dahin einen normalen, mehr oder weniger sorglosen Lebenslauf hatten. Dann, urplötzlich aus heiterem Himmel „stürzte der Himmel ein“, wie es unsere keltischen Vorfahren formuliert hätten. Ein Himmelskörper stürzte auf die Erde und schlug einen gigantischen Krater in den Erdmantel. Das konnte ruhig auf der abgewandten Erdhälfte passieren, die katastrophalen Auswirkungen waren innerhalb kürzester Zeit rund um die Erde erlebbar.

Die Schockwelle des Einschlages läuft in einem solchen Fall rund um die Erde. Damit verbunden sind Erdbeben, orkanartige Stürme, Vulkanausbrüche, Verdunklung usw. Für die lebenden Menschen wackelt die Erde im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn der Einschlag in einen der Ozeane erfolgte, bilden sich Tsunami-Flutwellen aus, die mehrere Kilometer Höhe erreichen können. Diese überfluten mit einer gigantischen Wucht die Kontinente.

Als Vergleich betrachte man den Tsunami Ende 1994 in Südostasien, der angeblich durch die plötzliche Hebung einer der Kontinentalplatten auf einer Länge von einigen Hundert Kilometern hervorgerufen wurde. Die Tsunami-Höhe betrug nur wenig über zehn Meter, und doch reichte diese Wasserwucht aus, einige Hunderttausend Tote zu hinterlassen. Die zerstörerischen Wassermassen spülten teilweise fast hundert



Diese Zerstörung hinterließ der Südostasien-Tsunami 2004.

Kilometer bis ins Landesinnere. Und dies war nur ein „kleiner“ Tsunami. Wie zerstörerisch wirkt sich erst ein Tsunami aus, der durch einen Asteroideneinschlag in einen der Ozeane ausgelöst wird und kilometerhohe Wasserwellen erzeugt?

Um sich die gewaltige Wasserwucht vor Augen zu führen, sollte man sich daran erinnern, dass nur ein einziger Kubikmeter Wasser bereits eine Tonne wiegt! Eine kilometerhohe Wasserwand zerstört einfach alles: Flora, Fauna, Gebäude, selbst Hügel und Gebirge werden nicht verschont!

Sie denken, das sei doch etwas weit hergeholt? Dann gehen Sie doch spaßes halber im Internet einmal auf „Google Earth“ und schauen Sie sich einmal unsere Erdoberfläche aus der Satellitenperspektive an. Egal, welchen Kontinent, welches Gebirge Sie sich anschauen, Sie werden allüberall die Reste von Zerspülungen sehen können, die nur von riesigen Super-Tsunamis herrühren können!

Selbst in Ägypten (westlich und östlich des Nils) können Sie diese wie Flussläufe aussehenden Zerspülungen sehen, die heute natürlich kein Wasser mehr enthalten, sondern mit Sand gefüllt sind. Und diese Zerspülungen, in Verbindung mit den unübersehbaren Wasserschäden an den ägyptischen Pyramiden und Tempeln brachten mich erstmals darauf, dass wir es hier um die Auswirkungen einer gigantischen Wasserflut zu tun haben, die, um so weit vom nächsten Ozean noch solche sichtbaren Folgen zu zeigen, weltweite Zerstörungen nach sich gezogen haben müssen.

Zurück zu den Augenzeugen: Es war nicht damit getan, dass es Erdbeben, Vulkanausbrüche und gigantische Überschwemmungen gab. Durch die durch den Einschlag in die höheren Atmosphäreschichten hochgeschleuderten Erd- und Staubmassen erfolgte zwangsläufig eine atmosphärische Verdunklung, wie sie im letzten Jahrhundert als „nuklearer Winter“ nach einem potenziellen Atomkrieg beschrieben wurde. Die Atmosphäre wurde derart mit Staubpartikeln gesättigt, dass das Sonnenlicht nur gedämpft die Erdoberfläche erreichte. Das Ergebnis: ein relativ plötzlicher Temperaturabfall um zehn bis fünfzehn Grad Celsius.

Nach einer gewissen Zeit sanken diese Staubpartikel dann wieder zurück in tiefere Atmosphäreschichten und wirkten dort als „Kondensationskeime“, wodurch sintflutartige Regenfälle ausgelöst worden sein mussten.

Wie muss eine solche, urplötzlich stattfindende Katastrophe auf Menschen gewirkt haben, die bis zu diesem Zeitpunkt ein relativ sorgloses Leben (wenn man es so nennen kann) geführt hatten? Es muss mehr als ein Schockerlebnis gewesen sein, als ohne jede Vorwarnung plötzlich die gesamte Umwelt „auf den Kopf gestellt“ und (fast) alles Leben vernichtet wurde. Überlebt hatten ein solches Schreckensszenarium nur wenige Menschen, die sich rechtzeitig in irgendwelche Höhlen verkriechen konnten. Für diese Menschen muss es die wahrhafte Hölle gewesen sein, denn erstens mussten sie abwarten, bis die unmittelbaren Auswirkungen (Erdbeben, Orkane, Tsunami-Fluten, sintflutartige Regenfälle) abklangen.

Und ob sie für diese Zeit genügend Lebensmittel zur Verfügung hatten, ist zumindest fraglich, denn es war damals nicht unbedingt üblich, sich Vorräte anzulegen.

Der nächste Schock für die wenigen Überlebenden kam, als sie ihre Höhlen verließen und feststellen mussten, dass sich die bisher bekannte Umwelt in eine Art Mondlandschaft verwandelt hatte. Pflanzen, Tiere, alles war weg! Wie es diese Menschen schafften, trotzdem zu überleben, stellt auch heute noch Wissenschaftler vor ungelöste Probleme.

Für diese wenigen Überlebenden gab es nur ein einziges Ziel: weiter zu überleben! Sie machten sich keine Gedanken darüber, was passiert war. Das Udenkbare, Unvorstellbare wurde aus dem Gedächtnis ausgeblendet, gelöscht. Dazu hatten sie zum Nachdenken gar keine Zeit. Ihr ganzes Leben dürfte nur auf das einzige Ziel ausgerichtet gewesen sein, irgendwoher Nahrung zu beschaffen, und seien es irgendwelche kläglichen Wurzeln, um von einem Tag zum nächsten weiterleben zu können.

Erst einige Generationen später, als das Pflanzenwachstum wieder eingesetzt hatte und sich nach und nach wieder einige überlebende Tiere zeigten, machten sich wohl einige Menschen Gedanken darüber, was eigentlich passiert war. Da sie keine Erklärung dafür finden konnten – wer hatte damals schon eine Ahnung von Himmelskörpern, die auf die Erde einschlagen können? –, mussten es wohl irgendwelche Götter gewesen sein, welche die Menschen dafür strafte, dass sie irgendwie „sündig“ geworden waren. Und diese unsichtbaren Götter galt es zu besänftigen, damit sie nicht noch ein weiteres Mal ein solches „Strafgericht“ über die Menschen losließen.

Generationen vergingen. Bei so manchen Volksstämmen blieb eine vage Erinnerung an die Katastrophe erhalten, wenn auch in stark abgemilderter Form. So sagen „römische“ Überlieferungen aus, dass die Kelten vor niemandem Angst hätten, außer, dass ihnen „der Himmel auf den Kopf fallen“ würde. Diese Aussage bezieht sich zwar nicht auf die gigantische Katastrophe vor rund 1300 Jahren, sondern auf frühere Ereignisse, denn es gab immer wieder Himmelskörper-Einschläge. Beispielsweise seien hier die „Osterseen“ im bayerischen Oberland genannt, die wahrscheinlich durch einen zerbrochenen Kometen eingeschlagen wurden. Noch heute kann aufgrund der ovalen Form festgestellt werden, aus welcher Richtung der Komet kam.



Kurz vor dem Untergang: Ein Himmelskörper-Einschlag.

Es liegt in der menschlichen Natur, dass erlebte Katastrophen möglichst weit in die Vergangenheit geschoben werden, damit ein gewisser zeitlicher Sicherheitsabstand entsteht.

Und es liegt in der menschlichen Natur, dass ein solches katastrophales Erlebnis von den unmittelbar Betroffenen verdrängt wird. So ist aus dem kollektiven Gedächtnis der Menschheit die Großkatastrophe, die sich erst vor nur rund 1300 Jahren ereignet hat, völlig verschwunden, obwohl die archäologischen Ausgrabungen eindeutig sind. Warum ist dieses Ereignis aus unserer Erinnerung getilgt?

1300 Jahre sind nicht viel, selbst in unserem Verständnis. Die Katastrophe muss um das Jahr 700 unserer Zeitrechnung passiert sein. Schon länger fragte ich mich, wo denn die „Römer“ geblieben sind, die jahrhundertlang Europa beherrschten und dann quasi über Nacht von unserem Kontinent verschwanden. Wo sind deren Nachkommen? Und warum liegen alle „römischen“ Bauwerke – im Gegensatz zu Bauten, die einige Jahrhunderte später errichtet wurden – unter teils meterhohen Erdschichten?

Nicht nur Archäologen fragen sich, warum die Zeit zwischen etwa 700 und 900 völlig fundlos ist. Man kann für diese Zeit weder eine Bautätigkeit noch sonst eine menschliche Entwicklung nachweisen. Aus diesem Grund konnte Dr. Heribert Illig seine These aufstellen, diese Zeit sei als „Phantomzeit“ von der Kirche künstlich eingefügt worden und

müsse aus unserer Geschichtsschreibung ersatzlos gestrichen werden.

Da jedoch vor rund 1300 Jahren eine planetenweit nachweisbare Großkatastrophe stattfand, erübrigt sich das Fehlen von menschlichen Überresten von selbst. Es hatten schlichtweg nur wenige Menschen überlebt! Erst einige Jahrhunderte später wurden die verwasteten und entvölkerten Gegenden neu besiedelt, meist von kleinen Menschengruppen aus dem Osten, der durch den Mega-Tsunami nicht so stark in Mitleidenschaft gezogen wurde.

Die Auswirkungen finden sich überall

Ich möchte hier nicht alle archäologischen Ergebnisse auflisten, sondern nur ein paar Beispiele. Es ist sowieso interessant, dass an den verschiedensten Stellen der Erde Archäologen graben und zu Erkenntnissen kommen, diese jedoch nicht untereinander abgleichen! Möglicherweise würden ihnen sonst die Augen aufgehen!

Das letzte Ergebnis, von dem ich erfuhr, ist die Ausgrabung der antiken griechischen Stadt Olympia. Diese Stadt wurde „einst“ unter Erdmassen vergraben und jetzt Stück für Stück ausgegraben. Dabei stellten die Archäologen fest, dass Olympia vor rund 1300 Jahren durch eine gigantische Katastrophe unterging und verschüttet wurde. Schon wieder derselbe Zeitraum!

Schon früher teilte mir mein Freund, der Sachbuch-Autor Hans-Joachim Zillmer („Darwins Irrtum“) mit, dass



Die NASA-Sonde „Deep Impact“ bombardierte den Asteroiden „Temple I“ mit einem sogenannten Impaktor. Der Asteroid blieb heil und setzte seine Flugbahn ungestört fort (NASA).

inzwischen wissenschaftlich nachgewiesen wurde, dass ein Teil des amerikanischen Grand Canyon laut archäologischen Untersuchungen vor rund 1300 Jahren innerhalb kurzer Zeit entstand. Dies kann nur durch gewaltigen Wassereinsatz passiert sein, über dessen Herkunft sich die Archäologen allerdings noch nicht so recht im Klaren sind.

Die altägyptische Stadt Alexandria ging vor 1300 Jahren unter und versank im Mittelmeer. Wieder derselbe Zeitraum.

Man muss schon blind sein, um hier zwischen den einzelnen Untergängen und Katastrophen keine Verbindungen zu sehen. Vor rund 1300 Jahren erschütterte ein Himmelskörper-Einschlag unsere Erde und erzeugte rund um die Welt Verwüstungen. Die Menschheit hat nur mit viel Glück diese Großkatastrophe überlebt und sie sehr erfolgreich aus ihrer Erinnerung verdrängt. Durch archäologische Untersuchungen finden sich immer mehr Hinweise darauf, werden jedoch bisher noch nicht in einen Gesamtzusammenhang gebracht.

Bevölkerungsexplosion

Es ist heute kein Geheimnis mehr, dass sich die Menschheit überproportional vermehrt, sodass durchaus von einer Bevölkerungsexplosion geredet werden kann. Diese Vermehrung fand schon immer statt, wurde in früheren Zeiten jedoch oftmals durch große Katastrophen korrigiert. Erst in unserer

heutigen Zeit, in der die Sieben-Milliarden-Marke überschritten ist und die Lebensmittelknappheit immer offensichtlicher wird und Hungersnöte (bisher ausschließlich in den unterentwickelten Ländern) zur Tagesordnung gehören, wird so mancher nachdenklich, wohin das wohl noch führen wird.

Wir wissen aus der Natur, dass eine Spezies, die dem Untergang entgegensteuert, sich unmäßig vermehrt, damit wenigstens einige Wenige der Art überleben. So kennen wir es auch etwa von Obstbäumen: Wenn der Baum alt ist, und es absehbar ist, dass er die nächsten Jahre nicht mehr überlebt, bringt er extrem große Mengen an Früchten hervor, die er vorher niemals brachte. Die Natur hat es erkannt, dass der Baum am Ende seines Lebens ist und versucht, schnell noch möglichst viele Samen zu produzieren.

Verhält es sich beim Menschen etwa ähnlich? Stellt die unmäßige Vermehrung etwa das Resultat einer (oder im Laufe der Menschheitsgeschichte öfteren) Beinahe-Ausrottung dar? Oder weiß die Natur mehr als wir, etwa, dass die Menschheit auf eine kommende Großkatastrophe hinsteuert? Dann wären die Chancen, dass die Menschheit überlebt, natürlich wesentlich größer, als wenn die Erde nur von wenigen Millionen Menschen bevölkert wäre. Leider lässt sich die Natur nicht befragen ...

Kann man den Menschen den Schock etwa nicht zumuten, dass es erst wenige Hundert Jahre her ist, dass die

Erde fast unterging? Wir leben heute schließlich in einer relativ ruhigen Zeit, von ein paar örtlich begrenzten Vulkanausbrüchen oder Erdbeben abgesehen. Wenn es allgemein bekannt wird, dass der letzte Himmelskörper-Einschlag noch gar nicht so lange zurückliegt, könnte die Angst der Menschen zunehmen, dass sich eine solche Katastrophe jederzeit erneut wiederholen könnte.

Und tatsächlich gibt es nicht wenige Asteroiden und/oder Kometen der verschiedensten Größen, die auf den unterschiedlichsten Bahnen unser Sonnensystem durchqueren. (Nicht nur) die NASA hat rund um die Uhr Beobachtungsstationen in Betrieb, um die nähere Umgebung der Erde zu überwachen und uns eventuell rechtzeitig vor einem auf Kollisionskurs zur Erde befindlichen Himmelskörper zu warnen. Ein durch das Sonnensystem irrender Himmelskörper kann jederzeit durch den Einfluss irgendeines Planeten von seiner Bahn abgelenkt werden und einen Kollisionskurs einschlagen.

Doch was soll eine solche Warnung bewirken? Wir haben als Menschen so gut wie keine Ausweichmöglichkeit, wohin wir uns zurückziehen könnten, bis sich die Lebensumstände nach einem Einschlag wieder auf Steinzeit-Niveau eingependelt haben. Demgemäß sind schon verschiedene Szenarien entwickelt worden, wie man einen potenziell gefährlich werdenden Himmelskörper von seiner Verderben bringenden Bahn ablenken oder ihn gleich ganz vernichten könnte. Das sind bisher allerdings alles nur theoretische Überlegungen, die in der Praxis bisher nicht machbar sind.

Wollen wir hoffen, dass wir ein solches Katastrophen-Szenarium nicht mehr erleben müssen!

Literatur

Immanuel Velikovsky: „Das kollektive Vergessen“, Frankfurt am Main 1985.

Immanuel Velikovsky: „Menschheit im Gedächtnisschwund“, Julia White Publishing 2008 (neu übersetzte Ausgabe des Originalwerkes „Man-kind in Amnesia“, 1982).

Weiterführend:

Gernot L. Geise

**Superflut über Ägypten
Die Pyramiden standen unter
Wasser!**

ISBN 978-3-89539-626-7

„Sonnenheiligtümer“ in Peru

Ferdinand W. O. Koch

Auf meiner Südamerikareise 1981 führte mich mein Weg auch nach Peru. Natürlich wollte ich die berühmte Festung Sacsayhuaman oberhalb von der ehemaligen Inka-hauptstadt Cuzco besuchen. In der Stadt sieht man nicht mehr viel von der Herrlichkeit der Inkaherrscher. Die Spanier haben den Palast usw. geschleift und Kirchen darauf bauen lassen. Geht man die engen Gassen nach oben, kommt man auf ein Hochplateau. Hier ist der Eingang der Festung.

Doch genauso wie dies interessierte mich das nördlich liegende Sonnenheiligtum. Aber so ist das eben, was Archäologen nicht einordnen oder verstehen können, wird als „Sonnenheiligtum“ bezeichnet.

Wie ich anhand der Karte ermitteln konnte, gibt es in Peru neun „Sonnenheiligtümer“. Die drei hier behandelten liegen so eng beieinander, dass sie auf der Karte als eines erscheinen. Mangels genauerer Unterlagen konnte ich nicht präziser arbeiten.

Das Sonnenheiligtum Cuzco

Doch nun zurück nach Cuzco. Gegenüber der Festung befinden sich zwei flache Felshügel (siehe Abb. 2+3). In diese führt ein Gang zu einem sogenannten Sonnenheiligtum.

Leider konnte ich damals keine Innenaufnahmen machen. Untersucht man die Position, so stellt sich heraus, dass hochenergetische Linien durch die Anlage gelegt wurden. Sie machen das Ganze zu einem Kraftplatz. Dies würde doch an der Oberfläche genügen. Er hätte nur eingeebnet werden müssen. Warum aber treibt man in mühevoller Arbeit lange Gänge in den Fels und gestaltet die Wände als aufwändige Stufen? Da man keine Meißelspuren sieht, muss der Fels weich gemacht worden sein. Die schrägen Wände mit ihren Stufen dienen der Geisterabwehr. Im Inneren jedoch sind wertvolle Heilpositionen. Sie

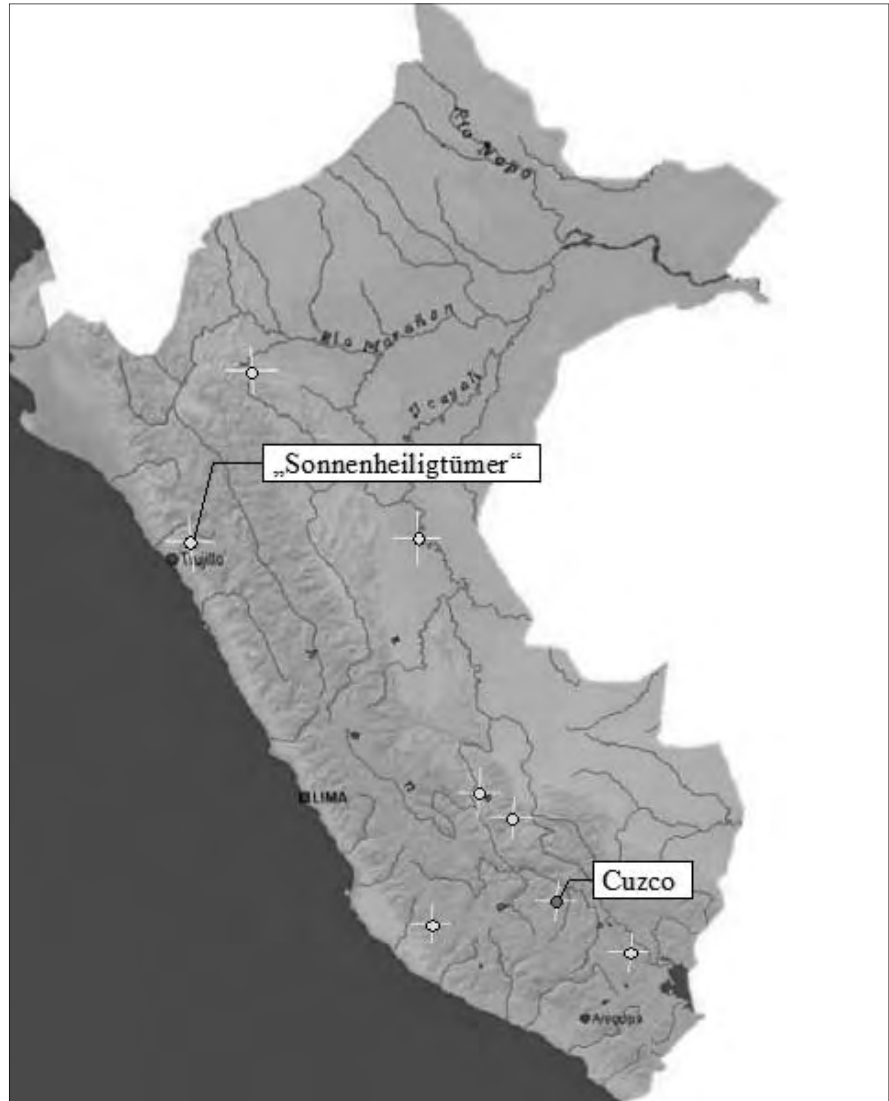


Abb.: 1 Karte von Peru.

baute man entsprechend aus, um sie nutzen zu können. Durch die Energielinien wurde die Heilwirkung erheblich gesteigert.

Zunächst sehen wir den Eingang zum Kult- und Heilplatz bei Cuzco. Man muss schon ein wenig schräg laufen, um hinein zu kommen. Innen geht es dann etwas gemüthlicher. Dann gelangen wir zum eigentlichen Kraftplatz. An ihm kreuzen sich zwei 2000er Linien. Auf einem kleinen Absatz ist eine extrem hohe Energie.

Sie ist natürlich in vielfältiger Weise nutzbar. Sei es zum darauf zu sitzen, Flüssigkeiten oder Medikamente aufzuladen usw. Heilfähigkeiten besitzt die „Sitzfläche“ selbst nicht. Nun aufgeladen verlassen wir dann diesen bemerkenswerten Platz wieder auf der anderen Seite. Stellen Sie es sich so vor, wie im nachfolgenden Absatz über Qenko (Kenko).

Das Sonnenheiligtum Qenko

Als Nächstes betrachten wir ein

weiteres Sonnenheiligtum in der, nahe Cuzco gelegenen Ortschaft Qenqo.

Auch diese Anlage wurde schon sehr früh erstellt, in derselben Art wie in Cuzco, und zwar 1365-1380. Die Heilflächen im Inneren der Gänge wurden erst viel später geschaffen. Bis dahin bestand nur die „Sitzfläche“ zum Aufladen diverser Mittel, so wie es in Cuzco heute noch ist.

Auffallend sind die schrägen Wände, die zu diesen Heiligtümern führen. Oben sind dann auch noch Absätze in Treppenform, die im Nichts enden. Man könnte direkt meinen, da hätte sich jemand einen Scherz erlaubt. Doch dem ist keineswegs so. Wir dürfen nicht alles durch unsere heutige Sichtweise zu erklären versuchen. Auch hier galten dieselben Befürchtungen gegenüber Angriffen von geistigen Wesen, wie in Cuzco. So versuchte man sich eben zu schützen, indem die Eingänge derartig gestaltet wurden.

Erstaunlich war für mich, dass diese Gänge schon sehr früh, und zwar von den Inka in den Jahren 1248-1256 angelegt wurden. Eine wahre Meisterleistung. Irgend jemand fand heraus, wie man Kupfer härten kann, sie wussten aber nicht mehr wer. Man hielt ein wassergefülltes Gefäß für 24 Stunden an den überlieferten Felsen. Nun legte man den Kupfermeißel für eine Woche in das Wasser, dann war er so hart, dass man damit Felsen bearbeiten konnte.

Wir sehen die Gänge (Abb. 8 und 9) in noch sehr einfacher Art erstellt. Man konnte zwar einen Kraftplatz schaffen, war aber noch nicht in der Lage, Heilstellen zu finden und zu gestalten. Erst spätere Generationen, die Heilstellen finden konnten, glätteten dann die Wände und die Heilpositionen.

Wie man auf Abbildung 11 sieht, befindet sich im Inneren des Heiligtums eine enorm hohe Energie. Die sich auch dort kreuzenden 2000er Linien ergeben den hohen Boviswert von 270'. Auch dieser Wert ist nicht allein auf die 2000er Linienkreuzung zurückzuführen. Anscheinend besteht hier von Haus aus eine besondere Situation, wie die vielen Felsmanipulationen darüber bewiesen. Es ist schon eine gewaltige Arbeit, den Platz zu orten und sich dann durch den Fels bis an die gewünschte Stelle durchzumeißeln. Die Fähigkeit, die Felsen weich zu machen, kannte man wohl erst später, sonst wären die



Abb. 2+3: Teile der Kult- und Heilanlage Sacsayhuaman.



Abb. 4: Eingang des Sonnenheiligtums Sacsayhuaman von oben.

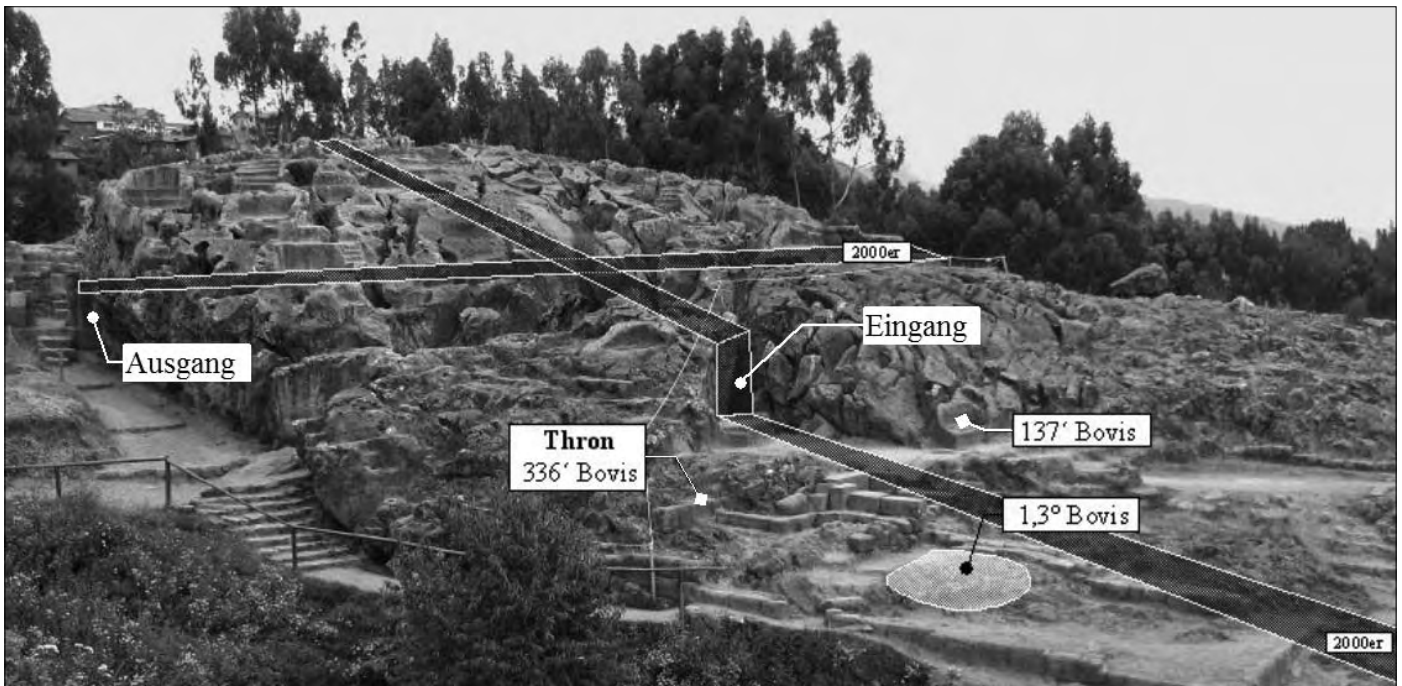


Abb. 5: Das Sonnenheiligtum Qenqo



Abb. 6: Eingang des Sonnenheiligtums Qenqo.

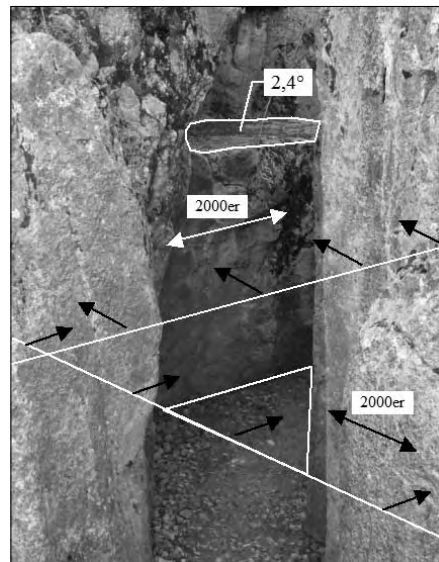


Abb. 7: Kraftplatz im Heiligtum Qenqo.



Abb. 8: Gang in Qenqo.



Abb. 9: Gang in Qenqo.

Innenwände teilweise nicht so roh bearbeitet geblieben. Vielleicht wollte man aber auch nur den Zugang schützen und das Innere im Original behalten.

Auf den „Sitz“ und die anderen waagerechten Flächen sind Heilflächen (Abb. 11, siehe Pfeile) kann man ein Wassergefäß oder anderes darauf stellen, um es aufzuladen. Nach etwa einer Woche kann man dann dosiert davon einnehmen, um sich zu heilen. Jede dieser Flächen wirkt anders bzw. hat eine andere Eigenschaft. Auch hier habe ich auf nähere Ausführungen verzichtet, um eine Vermarktung zu vermeiden.

Bemerkenswert an dieser Anlage ist der mittlere Felsen mit seiner hohen

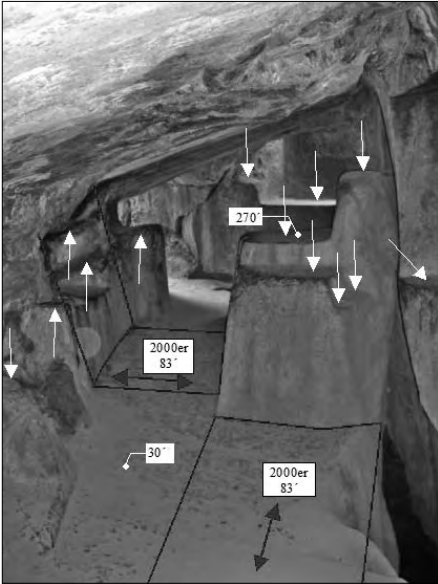


Abb. 10: Das Heilzentrum Qenqo.

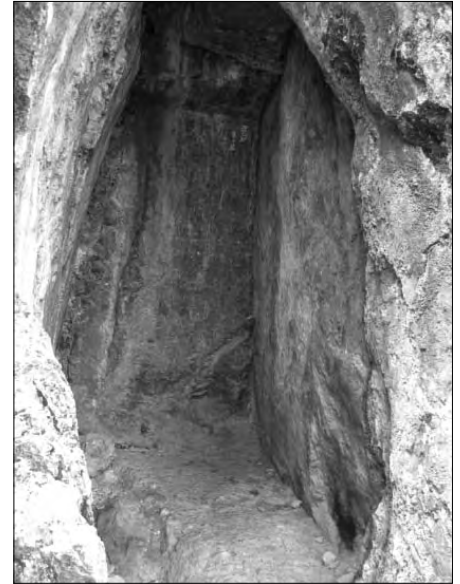


Abb. 11 und 12: Die Anlage „Chincho“

Energie. So könnte man über das ganze Gelände allein eine lange Abhandlung schreiben, genauso wie bei dem „Sonnenheiligtum“ bei Cuzco.

Bezüglich Sacsayhuaman und Qenqo kann man sagen, dass die Anlagen an der Oberfläche wesentlich interessanter sind als innen. Die vielen Aussparungen an den Felsen (Abb. 2, 3 + 5) haben nicht nur Heilfunktionen, doch dies wäre ein eigenes Kapitel!

Das Sonnenheiligtum Chincho

Die Anlage „Chincho“ ist ebenfalls auf einer 2000er Kreuzung erstellt worden und besitzt auch besondere Heileigenschaften. Sie ist aber nicht fertig geworden. Wir sehen, welche unendliche Mühe man sich machte, die Felsen für Heilzwecke zu nutzen, um der Bevölkerung zu helfen.

Wer auf die Idee kam, diesen Kultstätten einen solchen Namen zu geben, weiß ich nicht. Von Religionen hat derjenige aber keine Ahnung. Niemals kamen Menschen auf die Idee, die Sonne in unterirdischen, dunklen Kammern anzubeten!

Doch kein Neid, wir haben
in Europa
auch Einiges zu bieten!

(Abb. 5-14: Gernot L. Geise)

Ferdinand W. O. Koch
Siegsdorfer Str. 1
D-81825 München



Abb. 13 und 14: Die Anlage „Chincho“

Pyramiden in Peru und Bolivien sowie die Geheimnisse der Anden

Stephan Baum

Ausgangssituation

Bei einer Pauschalreise 2009, die nicht im Zusammenhang mit rätselhaften Bauten oder unerklärlichen Phänomenen stand, wurden zum Teil allseits bekannte, zum Teil in der Fachliteratur oder Reiseführern nicht erwähnte, pyramidale Anlagen besichtigt. Dies geschah zum Teil im Rahmen der angebotenen Führungen und zum Teil auf eigene Faust.

Peru ist ein Land mit einer enormen Pyramidendichte, die den verschiedensten Kulturen und Zeitepochen zugerechnet werden. Im Bericht werden vier Beispiele für Pyramiden beleuchtet, getreu dem Grundsatz des Autors, nur über Orte zu berichten, die er mit eigenen Augen besichtigt hat. Es handelt sich um zwei Pyramiden in Lima und um eine Anlage im Heiligen Tal der Inka.

Zusätzlich wird die Akapana-Pyramide in Tiwanaku (Tiahuanaco), Bolivien angeschnitten.

Im Kontext der Pyramiden stehen interessante Überlegungen zu den Terrassen, zur inversen Geschichte, zur Steinbearbeitung und der Einbeziehung der Gestirne und der Umwelt in die Bauwerke.

1. Huaca Pucllana

Lage: Mitten in der Stadt Lima, im Stadtteil Miraflores, Calle General Borgoño.

Größe: Keine exakten Angaben, das Gelände ist mindestens 600 x 300 m groß und umfasst nur den ausgegrabenen Bruchteil der Anlage.

Der erste Eindruck: Der Komplex steht als riesiger Fremdkörper im Häusermeer des Nobelviertels Miraflores, von einem Zaun geschützt und als Museum ausgebaut. Ausgrabungen sind noch im Gange. Besichtigt werden kann das Gelände nur im Rahmen von Führungen. Die Anlage ist zweigeteilt in einen sogenannten administrativen Sektor mit abgeteilten Räumen und Tempeln im Osten und der eigentlichen Pyramidenstruktur



Bild 1: Seitenansicht der Lehmziegelpyramide von Huaca Pucllana.



Bild 2: Erdbebensichere Bauweise mit Lehmziegeln in Trapezform (sowohl in der direkten Ziegelanordnung als auch in der übergeordneten Mauerstruktur).

im Westen. Alles ist aus Millionen von handgearbeiteten Lehmziegeln errichtet. Alles ist erdbebensicher gebaut, was neben der geringen Regenwahrscheinlichkeit im Küstenklima zum erstaunlichen Erhaltungszustand bei-

trägt. Die Elastizität der Lehmziegel und trapezoide Strukturen im Wandbau (überall in Peru zu sehen) sind das Geheimnis, allen Erschütterungen zu widerstehen.

Alter und Erbauer: Laut Broschü-

re des Museums in den Jahren zwischen 200 und 700 von der sogenannten Lima-Kultur erbaut. Der Quechua-Name Pucllana stammt allerdings aus dem 16. Jahrhundert.

Die Lima-Kultur beschreibt die Leute aus den Tälern Chancay, Chillon, Rimac und Lurin im Bereich der heutigen Stadt Lima. Es ist zwar nachzulesen, wovon diese Menschen lebten und wie sie ihren Lebensunterhalt bestritten (Jäger, Bauern und Fischer) und dass sie tolle Töpfer waren (Beispiele dafür sind in den Museen zu bewundern), aber nicht, wofür sie diese Anlage genau bauten. Man kann sich gut vorstellen, dass hier irgendwelche geheimnisvollen Zeremonien abgehalten wurden.

Laut örtlicher Broschüre wurde die Religion dieser Leute vom Meer bestimmt und Rituale beinhalteten Verspeisen von Haifischen, Zerschneiden von Töpferwaren und Opferung von Frauen und Kindern (geschlossen aus den Ausgrabungsbefunden). All dies wäre natürlich auch in einem weniger gigantisch angelegten Baukomplex möglich gewesen.

Nachdem diese Kultur durch eine innere Krise und äußere Einflüsse herabsank, wurde das Gebiet zuerst vom kriegerischen Wari-Reich und später von den Inkas erobert. Die Pyramidenanlage wurde in einen Begräbnisplatz umgewandelt (natürlich nur für die Elite), die Erinnerung an den alten, heiligen Platz (Nawpallacta) blieb aber bis in die Epoche der spanischen Conquista erhalten.

Wertung: Immer wieder erstaunen in Peru hochkomplexe und riesige Bauwerke, die selbst von der offiziellen Archäologie weit in die Vor-Inka-Zeit datiert werden, zum Teil Tausende Jahre zurück; andererseits wird an anderen Objekten stur an der Vorstellung festgehalten, dass alles von den Inka erbaut wurde. Beispiele dazu sind besonders in der Umgebung der Inka-Zentrale Cuzco zu finden, am berühmtesten in Machu Picchu (s. u.). Obwohl die Inka dort nur hundert Jahre herrschten, sollen sie den ganzen Komplex mit der so vielgestaltigen Architektur erbaut haben. Das ist sehr widersprüchlich, und dies wird durchaus von Fachleuten vor Ort auch so gesehen. Zweifler sind also nicht allein.

Der Zweck einer riesigen Anlage ist als Platz zur Religionsausübung immer etwas unklar beschrieben. Ist es nur Gigantomanie oder Protz oder steckt doch mehr dahinter?

2. Huallamarca

Lage: Mitten in der Stadt Lima, im



Bild 3: Tempel innerhalb des Komplexes.



Bild 4: Pyramide von Huallamarca.

Stadtteil San Isidoro, Ecke Av. Nicolas de Rivera, Av. El Rosario.

Größe: Keine exakten Angaben gefunden, etwa 200 m im Quadrat, Höhe beträchtlich.

Der erste Eindruck: Der Komplex steht ebenfalls als riesiger Fremdkörper zwischen den modernen Hochhäusern, von einem Zaun geschützt und als Museum ausgebaut. Ausgrabungen sind an einigen Ecken noch im Gange. Es handelt sich um eine riesige Pyramidenstruktur mit einer Rampe auf einer Seite und oben einer Plattform. Das Bauwerk enthält diverse Substrukturen wie Ram-

pen zwischen den Ebenen, Plattformen und Höfe. Der Pyramidenbau ähnelt dem Huaca Pucllana-Komplex.

Alter und Erbauer: Laut Broschüre des Museums gab es drei Nutzungsperioden. Zuerst war das Gebiet von den Hualla-Siedlern (Name!) geprägt. Diese erbauten zwischen dem -2. Jahrhundert und +7. Jahrhundert die Grundstruktur der Anlage, also vor der o. g. Lima-Kultur! Das ist interessant, da die Bauweise doch ähnlich ist und der Zeitunterschied überraschend kommt.

Die Hualla sollen die Pyramide zur Verehrung der Götter verwendet ha-

ben. Nach Aufgabe des Platzes bzw. Erlöschen der Hualla-Kultur (oder der Lima-Kultur?) kam die nächste Nutzungsphase im 11. Jahrhundert durch die Ishma oder etwas früher durch die Lima-Kultur (die offizielle Broschüre ist hier etwas widersprüchlich). Jedenfalls war der Komplex nun kein Tempel mehr, sondern eine Begräbnisstätte, wie Huaca Pucllana auch, nachgewiesen durch Mumienfunde. Als letzte nutzten die Inka im 15. und 16. Jahrhundert das Gelände als Siedlungsplatz, wohnten also dort.

Wertung: Der Zeitunterschied des Baubeginns beider genannter Lehmziegelpyramiden wirft wieder mal die Frage auf, ob die Fundgegenstände - und seien sie noch so exakt datiert - immer auf den Erbauer schließen lassen.

Die Nutzung einer heiligen Anlage durch die Inka als Wohnung erscheint ungewöhnlich im Licht der im Abschnitt Huaca Pucllana berichteten konsequenten Wertachtung bis in spanische Zeit und der sonst in Peru üblichen Nutzungserhaltung heiliger Orte durch die Inka. Eine klare Aufeinanderfolge der verschiedenen Kulturen, die auf alle Fundstücke und Bauten anzuwenden ist, scheint noch nicht zu existieren. Verschiedene Zeittafeln in den Museen von Peru sowie Bolivien und immer wieder erforderliche Rückdatierungen (bestes Beispiel: Tiwanaku, s. u.) deuten darauf hin. Zur Problematik der Datierung nach Fundstücken immer das Beispiel: Wenn ich meinen Fotoapparat in einer Tempelanlage verliere und diese am nächsten Tag durch ein Erdbeben verschüttet wird, werden Archäologen in 200 Jahren diesen Tempel dann anhand der Kamera in das 21. Jahrhundert datieren oder zumindest eine kultische Nutzung in dieser Zeit als bewiesen ansehen?

Anmerkung: Es gibt in Peru viele weitere Lehmziegelpyramiden wie die Sonnen- und Mondpyramide im Mochet-Tal (5.-6. Jahrh.), im Nepeñetal, und auch Steinpyramiden (z. B. Caral, soll 4600 Jahre alt sein. Im Fernsehen als „älteste Kultur Amerikas“ genannt, jedenfalls solange keine ältere gefunden wird!). Allein in der alten Hauptstadt der Sican gab es 15 Pyramiden.

3. Die Akapana

Lage: In der Area Arqueologica Tiwanaku an der Hauptverbindungsstraße von Puno nach La Paz, auf bolivianischer Seite in 3840 m Höhe, auf dem Altiplano (Meseta) in der Nähe des sagenumwobenen Titicacasees.

Größe: Die Grundfläche der Stufen-



Bild 5: Pyramide von Huallamarca.



Bild 6: Blick von der obersten Plattform die Rampe hinunter.



Bild 7: Das Stufenbauwerk Akapana (Ausgrabung, Restaurierung).

pyramide ist größer als bei der Cheops-
pyramide. Die Höhe beträgt aber nur
ca. 15 m. Wenn man in der dünnen Luft
hinauf eilt, genügt das allerdings.

Der erste Eindruck: Ein großer
Erdbügel, der durch archäologische
Ausgrabungen und an einigen Seiten
wieder in Form gebrachte Stufen ge-
prägt ist. Rekonstruktionszeichnungen
zeigen ein etwa T-förmiges Bauwerk
mit insgesamt acht Ecken und sieben
Stufen, ganz oben eine Art Bassin. Der
Stufenkomplex ist Teil einer großen
astronomisch ausgerichteten Anlage mit
folgenden weiteren Bauwerken:

- **Kantatallita** (Gelände um den
Opferstein).
- **Kalasaşaya**, ein von gewaltigen
Monolithen eingefasster rechte-
ckiger Platz mit der Sonnenwarte
und dem weltberühmten Sonnentor
sowie dem „Monolithe Fraile“ und
dem „Ponce-Monolith“, alles von
Posnansky schlecht nach Gutdün-
ken rekonstruiert.
- **Putuni** (Palast der Sarkophage),
ein von Steinwänden umschlos-
sener Innenhof.
- **Temple Semisubterraneo** (halb
unterirdischer Tempel) mit vielen
Steinköpfen.
- **Kerikala** (Wohnsitz der Priester).
- **Puerta de la Luna** (Mondtor).
- **Puma Punku** (mysteriöse Tempel
(?)-Anlage mit technisch anmu-
tenden Monolithen (s. u.).

Und dies im Umfeld einer Hafens-
stadt mit ca. 20.000 Einwohnern. Das
ganze wurde durch entwedete Steine
zum Kirch-, Haus und Eisenbahnbau
und durch die schlechte Restaurierung
stark beschädigt.

Alter und Erbauer: Widersprüch-
liche Angaben dazu überall: Alles soll
zwischen 700 - 1200 entstanden sein,
allerdings datiert man die Anfänge der
sogenannten Tiwanaku-Kultur immer
weiter zurück und ist nun offiziell bei
etwa -2000. Außenstehende datieren
die Anlage oft viel weiter zurück. Im
Zusammenhang mit den umstrittenen
Ica-Steinen und den Forschungen von
Edmund Kiss (Anhänger der Welteis-
lehre von Hörbiger und Mitarbeiter der
SS-Organisation Ahnenerbe) werden
Datierungen von voreiszeitlich bis in
das Tertiär zurück vorgenommen. Im
Zusammenhang mit unerklärlichen
Funden weltweit, die das offizielle Bild
der Menschheitsgeschichte massiv stören
(siehe Ausstellung „Unsolved Mysteries“)
sind solche Theorien sehr früher Hoch-
kulturen nicht völlig von der Hand zu



Bild 8: Das Stufenbauwerk Akapana (Ausgrabung, Restaurierung).



Bild 9: Das Stufenbauwerk Akapana (Ausgrabung, Restaurierung).



Bild 10: Das weltberühmte Sonnentor aus einem Megalithen mit dem Mondfries, nach Kiss ein Mondkalender eines anderen Mondes.

weisen. Die Stadt muss jedenfalls am Titicacasee gelegen haben (Hafenanlagen!), und dieser muss irgendwie eine Verbindung zum Pazifik haben oder mindestens gehabt haben (unglaublich bei 3800 m Höhendifferenz!). Auch heute noch kommen im See urplötzliche Wasserstandsschwankungen vor, teilweise mit verheerenden Folgen. Die Strandlinien auf den Erhebungen jenseits des Altiplano zeugen nicht nur von einem erhöhten Wasserstand, sondern auch von Meerwasser (Muscheln!) und einer Schräglage des vormaligen Wasserspiegels zum heutigen (erklärbar entweder konservativ durch zweimalige Kippung und Hebung/Senkung des ganzen Kontinents oder revolutionär durch einen ca. 4000 m höheren Wasserspiegel des Pazifiks als Flutberg, verursacht durch enorme Gezeitenkräfte eines anderen oder erdnäheren Mondes). Auch wenn diese Theorien erst mal absolut fantastisch klingen, sollten sie doch einer näheren Überlegung Wert sein.

Wertung: Der Zweck der Pyramide wie der ganzen Anlage ist unbekannt oder anders ausgedrückt: umstritten. Röhrensysteme auf alten Fotos lassen einen Zusammenhang mit irgendwelchen Flüssigkeiten vermuten. Die Ideen zum „Ritualteich“ auf der höchsten Stufe und zur Wasserleitung sind inkonsequent. Gefundene Leitungsstücke sind heute leider oft sinnlos in Mauern verbaut worden. Über Tiwanaku (Tiahuanaco) könnte man ein ganzes Buch füllen. Interessante Informationen im Internet bei www.agrw-netz.de und im Buch von Edmund Kiss. Dort sieht man auch u. a. die exakt bearbeiteten Monolithen auf tollen historischen Fotos (wie erwähnt ist der Komplex durch spätere schlechte Rekonstruktionsversuche entstellt) und hervorragende Rekonstruktionszeichnungen.

Die Anlage bleibt besonders rätselhaft durch ihr vielleicht extremes Alter (atlantisch?) im Zusammenhang mit den Ungereimtheiten des Titicacasees. Diskutiert wird auch die Einbindung in ein weltweites Netz von Linien (einheitliche weltweite Kultur der Vorzeit?). Vielleicht gilt auch hier wie fast überall, dass die höchstentwickelte Architektur die älteste ist und Nachfolger-Kulturen primitiver darauf bauten (vom Autor sogenannte „inverse Geschichte“).

4. Pacaritanpu

Lage: Bei Ollantaytambo, im Heiligen Tal der Inka, das nach Machu Picchu führt.

Größe: Der Komplex nimmt die ganze Talsohle ein und kann auf eine



Bild 11: Ansicht des Pyramidenkomplexes vom Heiligtum in Ollantaytambo aus. Die Pyramidenform sticht zwar ins Auge, die tatsächlichen räumlichen Verhältnisse sind aber bei der Betrachtung schwer zu erfassen. Auf Fotos gelingt es noch viel schlechter.



Bild 12: Das Felsgesicht des Wiracochan, nachgewiesen künstlich bearbeitet. Hier spielen sich beschriebene Sonnen- und Stern-Phänomene ab.

Grundfläche von 50 – 60 ha geschätzt werden, was einer Seitenlänge von fast einem Kilometer entspricht. Es ist vom Volumen her sicher die größte Pyramide der Welt, falls sich nicht noch andere „Hügel“ als künstlich herausstellen.

Der erste Eindruck: Die pyramidale Gestalt dieser Erhebung ist nur von einem höher gelegenen Ort erkennbar. Am besten vom Schrein des Intipunku aus (Tor der Sonne), für den normalen Besucher, der schon unter der ungewohnten Höhe leidet, tut es auch der Blick von den Tempelanlagen von Ollantaytambo.

Es handelt sich um eine riesige, heute in die landwirtschaftliche Nutzung einbezogene, nicht-terrassierte Anlage mit verschiedenen Seitenformen und einem Plateau. Das Bauwerk besteht außen aus Erde, ob darunter ein Kern aus anderem Material ist, kann nicht gesagt werden. Über die Höhe kann man schlecht Angaben machen, es gibt sogar Quellen, die eine Höhe überhaupt verneinen und das Gebilde eine „optische Illusion einer Pyramide“ nennen oder eine „zweidimensionale Pyramide“.

Alter und Erbauer: Dazu gibt es keine Forschungsergebnisse. Ausgrabungen sind erst geplant und die finanzielle Frage scheint trotz erster Zusagen noch nicht geklärt. So berichten es örtliche Experten. Über dieses Bauwerk liest man in deutschen Reiseführern und hier erhältlicher Literatur überhaupt nichts, lediglich *Lonely Planet* und *Footprint* erwähnen die „zweidimensionale Pyramide“ als optische Täuschung (google-books-Recherche).

Wertung: Die „pyramidale Erhebung“ kann in dieser Form unmöglich natürlich entstanden sein. Hierbei ist es unerheblich, ob es tatsächlich eine dreidimensionale Pyramide ist oder nur die optische Illusion erweckt wird, der enormen Bau- und Planungsleistung tut das keinen Abbruch. Der Komplex wird mit dem mythischen Ursprung der Inka in Verbindung gebracht. Es wird auch spekuliert, ob es sich um ein Grabmahl eines Inka-Herrschers (eigentlich ein Unsinnswort, denn die Inka waren ja die Herrscher des Volkes, das Volk wurde nur von den Spaniern nach ihren Chefs benannt) handelt. Hierzu ist wichtig zu wissen, dass noch nie ein Herrschergrab dieses Volkes gefunden wurde. Allein aus diesem Grund könnten Ausgrabungen zu einem Sensationsfund führen.

Die Sensation ist aber allein schon durch die Ausrichtung auf bestimmte Sonnenereignisse und die Einbettung des Sternenhimmels mit der Milchstraße und den südamerikanischen Sternbildern in das heilige Tal bedingt. Kurz und bündig kann man das Bauwerk als „Sonnenuhr“ im weiteren Sinn bezeichnen.

Die Pyramide hat zwei eigenartige, durch terrassierte Vertiefungen gebildete Fenster, die nach Salazar den Zugang ins Unbekannte darstellen. Dort soll sich „mittels des Sonnenlichts die äußere Welt (*Hanan Pacha*) mit der inneren Welt (*Ukhu Pacha*) vereinen“. Hier sollen auch die ersten Inka als Götter die Welt betreten haben (s. u.). Eine Übersetzungsvariante für Pacaritanpu lautet: „Palast der Fenster“.

Ergänzung: Lassen sich vom Schreibtisch daheim aus neue Erkenntnisse gewinnen? Mit Google Earth kann heute jeder jeden Winkel der Erde aus der Luft betrachten. Allerdings ist die Bildauflösung besonders bei entlegenen Winkeln der Erde oft ungenügend, um Details auszumachen. Ebenso hapert es mit der 3-D-Betrachtung aus der Nähe. Pacaritanpu zeigt mit dem Erdbetrachtungsprogramm zwar die Pyramiden-



Bild 13: Die Kreisterrassen von Moray bilden einen unglaublich tiefen Trichter.



Bild 14: Terrassen im Heiligtum von Ollantaytambo, aus größerer Entfernung in Gesamtsicht nach Salazar ein Lama darstellend (Sternbild auf Erden).

form, aber keine Erhebung. Die Theorie der sogenannten zweidimensionalen Pyramide könnte damit bekräftigt sein, weitere Auswertungen sollten unter verbesserten Bedingungen folgen.

5. Kontext: Astronomische Ausrichtungen der Pyramide und anderer Bauwerke im Heiligen Tal

1. **Milchstraße:** Die Inka hatten ein Heiliges Tal, es beginnt etwa 30 km von Cuzco (Inka-Hauptstadt) entfernt und wird vom Fluss Vilcanota oder Wilcamayu (Heiliger Fluss)

durchzogen. Es ist eine fruchtbare Gegend voller Schönheit und hatte zur Zeit des Inkareiches eine Sonderstellung ähnlich Washington D. C., es war nämlich nicht Bestandteil eines der vier Provinzen, deren Grenzen sich zentral in Cuzco trafen, sondern direkt persönlicher Grundbesitz des Inka (des Herrschers, des „Sohnes der Sonne“). Diesen Sonderstatus als heiligen Ort hatte das Tal sicher auch schon vor dem Inkareich, davon kann man ausgehen. Orte sind meistens als heilig sozusagen

vererbt und nicht neu geschaffen. Das ganze Heilige Tal von Písaq bis Machu Picchu stellt nach Salazar die vom Himmel auf die Erde gespiegelte Milchstraße dar.

2. **Sonne:** Pacaritanpu gilt als Ort, wo der „Sohn der Sonne“ (Inka) seinen Ursprung hat (allerdings gibt es auch den Mythos vom Ursprung im Titicacasee auf der Sonneninsel, das ist allerdings weit weg vom Inka-Zentrum und daher umstritten!). Eine weitere Übersetzungsvariante für Pacaritanpu lautet: „Haus der Morgendämmerung“.

Überall auf der Welt gibt es besondere (heilige) Orte, die zu bestimmten, normalerweise astronomisch besonderen Tagen von der – in der Regel – aufgehenden Sonne beschienen werden. Dazu gibt es umfangreiche Literatur und noch viel mehr Unentdecktes (siehe auch Berichte des Autors). Der lichte, helle Strahl zeigt auf das Besondere auf Erden und verbindet es damit mit den himmlischen Mächten, gibt dem beleuchteten Platz neue Kraft. In allen Religionen und Kulturen gibt es diese Vorstellungen, man beachte nur die katholischen Heiligenbilder. Auch Südamerika macht da keine Ausnahme.

Beispiele für Sonnenlichtphänomene im Zentrum des Inkareiches nach Salazar siehe nebenstehende Aufstellung.

3. Sternbilder: Die Inka identifizierten am Himmel die Sterne ihrer religiösen Bilder, wobei die Milchstraße der Orientierungsrahmen war. Die andinen Sternbilder unterscheiden sich von unseren nicht nur dadurch, dass sie die Konfigurationen der Südhalbkugel benutzen, sondern auch dadurch, dass sie nicht nur die hellen Sterne, sondern auch die dunklen Flecken daneben in die Sternbilder mit einbeziehen. Diese Sternbilder spiegeln sich in Orten des Heiligen Tals wieder und zwar, in dem sie - oft und sicher gewollt nur von oben betrachtet - als Sternbild erkannt werden können, wobei künstliche und natürliche Formationen geschickt in das Bild integriert werden. Die Idee dahinter soll sein, dass die himmlischen Mächte nur dort ihre Kraft ausüben können, wo eine Entsprechung auf Erden besteht. Die Projektion des Himmels auf die Erdoberfläche ist nicht einzigartig, es soll sie beispielsweise auch in Mesopotamien (Tigris-Anunit und Euphrat-Golondrina) und in Westfalen (alte Kirchenstandorte als



Bild 15: Terrassen im pyramidenförmigen Sonnenheiligtum von Machu Picchu, gekrönt vom Sonnenstein, alle oben erwähnten Arten vertreten.

Ereignis	Datum	Ort
Licht auf den Sonnentempel	21. Juni (Wintersonnenwende)	Sonnentempel/Ollantaytambo
Schatteneffekt durch die Nippel (Protuberanzen) auf der Wand des Sonnentempels	23. September	Sonnentempel/Ollantaytambo
Licht/Schatten auf den Kopf des in den Felsen gemeißelten Wiraocchan oder Tunupa (140 m)	unabh.	Pinkuylluna/Ollantaytambo
Plejaden und Sonnenaufgang neben dem Kopf	21. Juni	Pinkuylluna/Ollantaytambo
Besonderer Lichteffect dort	22. Dez. (Sommersonnenwende)	Pinkuylluna/Ollantaytambo
Sonnenaufgang über dem Gipfel des Pinkuylluna	Frühjahrs- und Nachgleiche	Pinkuylluna/Ollantaytambo
Lichtstrahl auf ein Fenster der Pyramide, eine Ecke der Konstruktion begrenzend	21. Juni	Pacaritanpu/Ollantaytambo
Lichtstrahl auf die Westflanke der Pyramide	22. Dez. (Sommersonnenwende)	Pacaritanpu/Ollantaytambo
Lichteffect im Auge des Lamas, das der heilige Komplex darstellt (s. u.)	21. Juni	Sonnentempel/Ollantaytambo
Sonnenstandanzeiger im Observatorium	Sommersonnenwende Zenit 29.10. und 14.2.	Inticahuarina/Ollantaytambo
Licht fällt auf zwei konzentrische Kreise im Felsen, die heilige Umgebung von Machu Picchu darstellend	Wintersonnenwende	Inihuatana/Machu Picchu

Sternenkarte) sowie am Jakobsweg (Sternenstraße) geben. Hier könnte sich auch eine Parallele zu magischen Pfaden und zur sogenannten Traumzeit der australischen Aborigines auf tun. Alle Indianerkulturen sind tief schamanisch geprägt, tief verwurzelt in einem ursprünglichen Naturbewusstsein, eins mit der Erde und dem Kosmos. Mit Schamanentum verbindet man üblicherweise „primitive“ Naturvölker, aber die indigenen Völker ganz Amerikas stellten zum Großteil Hochkulturen mit straff organisierten Staatswesen und fantastischen Großbauten

dar. Übrigens trifft man heute noch Schamanen an jeder Ecke, wobei man vermutlich die echten Könner suchen muss (bzw. eher von ihnen gefunden wird, wenn es an der Zeit ist).

6. Anmerkung: Terrassenanlagen

Viele Terrassenanlagen gibt es in Peru, einige davon kann man wegen ihrer Anordnung in die Nähe von Pyramiden rücken. Überall auf der Welt (s. u.) gibt es pyramidoide Komplexe aus Stein oder Erde, die nicht exakt der Definition einer Pyramide im mathematischen Sinn entsprechen, wegen ihrer heiligen

Funktion und angenäherten Form aber unter diesen Begriff subsumiert werden. Die ubiquitär im andinen Bereich vorkommenden Terrassen lassen sich in drei Gruppen einteilen:

1. **Landwirtschaftliche Terrassen:** die häufigsten natürlich, ein ausgeklügeltes Landwirtschaftssystem (optimale Nutzung des Sonnenlichts). Sie finden sich teilweise bis in über 5000 Metern Höhe, setzen sich sogar unter derzeit noch vorhandenem ewigen Schnee fort. Daraus kann man neben anderen Quellen auf ihr teilweise enorm hohes Alter schließen (Prä-Inka-Zeit, Zeiten anderer klimatischer Bedingungen). Übrigens wurden selbst diese Nutzterrassen nach ästhetischen Gesichtspunkten der Landschaft angepasst. Ein schönes Beispiel dazu ist Pisaq. Das Non-plus-ultra auf diesem Gebiet sind die kreisrunden angeblichen landwirtschaftlichen Versuchsterrassen von Moray, die wie ein Riesentrichter unglaublich tief in den Erdboden herabreichen. Hierzu eine Anmerkung: Die Inkas waren Meister der Landwirtschaft unter optimaler Ausnutzung der Mikroklimata an den Berghängen. Agrarische Versuchslabors dazu soll es neben Moray in Choqueqiro gegeben haben. Heute noch fällt in Peru die unglaubliche Vielfalt an Agrarprodukten auf (Mais, 3000 Sorten Kartoffeln etc.). Seit Urzeiten werden auch Kartoffeln durch ein spezielles Gefriertrocknungsverfahren auf Jahrzehnte haltbar gemacht.

Zeremonialterrassen: an allen heiligen Orten anzutreffen, von der Priesterelite genutzt für heilige Veranstaltungen. Beispiele finden sich in Macchu Picchu und Ollantaytambo.

2. **Architektonische Zierterrassen:** Sie sind sehr schmal und oft nicht begehbar und dienen nur dem schönen Schein. Offensichtlich wird mit einem sich irgendwie nach oben verjüngenden Bauwerk (normalerweise in Terrassenform) etwas Erhabenes verbunden. Pyramiden u. a. Terrassenbauten sind ja auch ein weltweites Phänomen.

Als Muster-Beispiel dient der pyramidale Aufbau des Sonnenheiligtums in Machu Picchu.

Noch ein Wort zu Terrassen:

Oft sieht man mehr oder weniger



Bild 16: Beispielhafte Ansicht einer Megalithmauer in Sacsayhuaman.



Bild 17: Sonnentempel in Ollantaytambo (Verehrung des Sonnengottes Inti!): Wie kann man sich die exakte Bearbeitung und Positionierung derartiger Steinriesen mit der bloßen Hand vorstellen? Die „Knubbel“ (Protuberanzen) dienen der Licht/Schattensteuerung bei Sonnenereignissen oder werden als Codierung gedeutet.

deutlich bei den Anlagen Perus eine Dreiteilung. Die erste Stufe stellt die Welt dar, in der wir leben (*Kay Pacha*). Diese kann überschritten werden. Die zweite Stufe bedeutet die innere Welt (*Ukhu Pacha*). Träume (Schamanen!) oder der Tod führen dahin. Die dritte Stufe, das *Hanan Pacha* ist die Götterwelt (Kosmos, Ewigkeit, Unendlichkeit).

7. Exkurs zur Steinbearbeitung

Das großartigste Phänomen in Peru

und Bolivien sind die unglaublich passgenau gefertigten Megalithmauern. Es erscheint unglaublich, dass Völker vor vielen Jahrhunderten oder Jahrtausenden zu so etwas in der Lage waren. Selbst wenn all diese gigantischen Bauwerke erst die Inkas vor 500 Jahren errichtet haben sollten, wird es nicht glaubwürdiger, denn die sollen ja nicht einmal das Rad gekannt haben. Jeder Betrachter wird beim ersten Anblick ob der Gigantik und der harmonischen Einfügung in die (heilige) Landschaft

Ereignis	Datum	Ort
Licht auf den Sonnentempel Schatteneffekt durch die Nippel (Protuberanzen) auf der Wand des Sonnentempels	21. Juni (Wintersonnenwende) 23. September	Sonnentempel/Ollantaytambo Sonnentempel/Ollantaytambo
Licht/Schatten auf den Kopf des in den Felsen gemeißelten Wiracochan oder Tunupa (140 m)	unabh.	Pinkuylluna/Ollantaytambo
Plejaden und Sonnenaufgang neben dem Kopf	21. Juni	Pinkuylluna/Ollantaytambo
Besonderer Lichteffect dort, Sonnenaufgang über dem Gipfel des Pinkuylluna	22. Dez. (Sommersonnenwende) Frühjahrstag- und Nachtgleiche	Pinkuylluna/Ollantaytambo Pinkuylluna/Ollantaytambo
Lichtstrahl auf ein Fenster der Pyramide, eine Ecke der Konstruktion begrenzend	21. Juni	Pacaritanpu/Ollantaytambo
Lichtstrahl auf die Westflanke der Pyramide	22. Dez. (Sommersonnenwende)	Pacaritanpu/Ollantaytambo
Lichteffect im Auge des Lamas, das der heilige Komplex darstellt (s. u.)	21. Juni	Sonnentempel/Ollantaytambo
Sonnenstandanzeiger im Observatorium	Sommersonnenwende Zenit 29.10. und 14.2.	Inticahuarina/Ollantaytambo
Licht fällt auf zwei konzentrische Kreise im Felsen, die heilige Umgebung von Machu Picchu darstellend	Wintersonnenwende	Intihuatana/Machu Picchu

in Erstaunen versetzt -und das ging schon den spanischen Eroberern so, die so was mit Zauberei oder Dämonenwerk in Verbindung brachten. Das beste und grandioseste Bauwerk in diesem Kontext ist die sogenannte „Inkafestung“ Sacsayhuaman. Hier zeigt sich auch der Sinn der Erbauer für die Ewigkeit. Die in den Wänden durch etwas anders gefärbte, gigantische Steinblöcke abgebildeten mystischen Figuren stellen die Verbindung zur Umwelt und zur Geisterwelt her.

Es gibt fünf Erklärungsversuche, wie solch riesige Steinblöcke zu Mauern geformt werden konnten:

- 1. Die traditionelle Lehrmeinung der Archäologen und Historiker:** Errichtung mit vielen Menschen und viel Muskelkraft. Bearbeitung der Steine mit Bronzhämmern oder sehr harten Steinen (Hämatit, Quarzit), Glattschleifen durch Sand, Wasser, Ton und Pflanzen, Anpassen an Gussformen der benachbarten Steine, Transport mit Seilen oder Rollen. Weltweit wurde immer wieder versucht, solche Schwerarbeiten zu rekonstruieren, aber immer nur an kleinen Teilobjekten. Wenn man die Arbeiten auf die gigantischen Gesamtkomplexe und die geringe zur Verfügung stehende Bauzeit hochrechnet, kommt man schnell an die verstandesmäßigen Grenzen.
- 2. Eine technische Vorrichtung zum Schneiden von Steinen:** Darüber wird in einschlägiger Literatur immer wieder berichtet, allerdings

nicht im Zusammenhang mit Südamerika. In biblischen Schriften liest man schon von einer entsprechenden Maschine beim Tempelbau („Schneidewurm“). Zu denken wäre hier an rein mechanische Schneidvorrichtungen oder Lasertechnik. Interessant ist in diesem Zusammenhang das Bild über dem Portal der Kirche von Chinchero, die in einem Inkaheiligtum ebenfalls gigantischen Ausmaßes errichtet wurde. Dort sieht man einen Engel mit einer Säge die Steine wie Holz sägen.

- 3. Das Gießen von Steinen wie Beton:** Wird immer wieder diskutiert, nicht nur bei südamerikanischen Steinblöcken, sondern auch bei den Pyramiden von Gizeh. Und das ist kein Wunder: Viele komplizierte Formen an Monolithen sehen im wahrsten Sinne wie aus einem Guss aus (bestes Beispiel: Puma Punku). Denkbar ist es sicher, eine entsprechende Mischung in Formen zu gießen und nach Aushärtung aufeinander zu stapeln bzw. ineinander zu fügen. Damit würden schon mal die Steinbrucharbeiten und das Transportproblem wegfallen. Es gibt aber ein Problem: Offensichtlich bestätigen wissenschaftliche Untersuchungen an Monolithen immer wieder den natürlichen Ursprung (Andesit), so auch bei der grandiosen Anlage von Tiwanaku. Allerdings ist solche Analytik selten und oft privat finanziert, was die Möglichkeiten einschränkt. Zur endgültigen Klärung wäre mal eine

groß angelegte weltweite Materialprüfung wichtig.

- 4. Stein erweichende Pflanzen:** Schon lange gibt es Berichte über solche Pflanzen, sowohl von Indianern aus dem Urwald als auch europäischen Forschern. Dass bestimmte Pflanzen von einheimischen Spechten dazu benutzt werden, das Löchern eines Steins mit dem Schnabel zu erleichtern, wurde oft berichtet und ist bestätigt. Genau so könnten die Inkas und deren Vorfahren gehandelt haben. Örtliche Führer gehen im Gegensatz zu Archäologen aus Europa durchaus davon aus. Die genauen chemischen Reaktionen dabei sind derzeit völlig unbekannt. Da immer noch viele Pflanzen aus dem tropischen Regenwald unbekannt sind, können sich dort noch ganz andere Geheimnisse offenbaren. Zur weiteren Betrachtung des Themas Steinerweichung über den Rahmen der Perureise hinaus siehe den Kasten unten! Noch eine Anmerkung: man konnte im Fernsehen (Phoenix) sehen, wie Archäologen Steine mit einer speziellen Pflanzensaftmischung reinigen und konservieren. Auch hier ist also industriell noch nicht genutztes, altes Wissen an chemischen Verfahren im Einsatz - also warum soll es die chemische Steinerweichung nicht auch geben?
- 5. Gravitation außer Kraft gesetzt:** Auch eine immer wieder gehörte Theorie. Irgendwie die Schwerkraft punktuell verringert und schon ist der Transport tonnenschwerer Lasten und deren Aufbau kein Problem. Erörtert wird das immer wieder, der Kontext reicht von Stonehenge bis zu angeblichen Ufos auf der Area 51. Dass das nicht völliger Unsinn ist, kann die moderne Physik bestätigen (die Gravitation ist noch lange nicht hinlänglich erklärt, siehe Berichte in „Raum & Zeit“). Gravitationsphänomene gibt es an vielen Orten der Welt (siehe u. a. Literatur des Autors). Eine exakte Erklärung dazu ist nicht möglich, die technische Machbarkeit scheint in den Sternen zu stehen. Trotzdem haben sich offensichtlich viele daran versucht. Vielleicht ist aber schon mehr erforscht, als offiziell bekannt ist NS-Forschungen, Stichwort „Schauberger“, schwarze Forschungen USA, Stichwort „Area 51“?

8. Fazit:

Viele Rätsel gab es zu bewundern, Anlass zum Staunen und Spekulieren,

Ansporn für Forschungen mit wissenschaftlichen Methoden. Einiges könnte geklärt werden, wenn sich die Wissenschaft Fragen stellen würde, die bisher nicht gestellt werden dürfen. Dann gäbe es vielleicht auch die erforderlichen finanziellen Mittel.

Die Erbauer all dieser Wunderwerke bleiben vorerst ein Rätsel. Viele bezweifeln die alleinige Urheberschaft der Inkas für z. B. Macchu Picchu, sicher zu Recht wegen ihrer kurzen Herrschaft. Entsprechendes gilt für andere Völker und andere Zeiten.

Einige bezweifeln, dass solche Wunderwerke überhaupt von Menschenhand sind. Doch auch die Annahme von technisch überlegenen „Astronautengöttern“ erklärt die Rätsel nur teilweise und verlagert das Problem, wie plötzlich technisches Wissen „aus dem Nichts“ entstehen kann nur in andere Sonnensysteme (Leserbrief des Autors in der SZ).

Grundsätzlich ist auch auf der Erde eine untergegangene Hochkultur mit unglaublichem Wissen denkbar, insbesondere bei Rückdatierung in archäologisch nicht anerkannte Zeitalter (Inverse Geschichte in Reinkultur!).

Alle Theorien sind aber derzeit letztendlich unbefriedigend.

9. Exkurs: Die Erde ist ein Planet der Pyramiden

Teneriffa: Stufenpyramidenkomplex.
Mesopotamien (Iran, Irak): viele Zikkurate.

Mexiko: Teotihuacan, Chitzen Itza, Palenque u. v. a.

Guatemala: Tifa u. v. a.

Honduras: die geheimnisvolle weiße Stadt u. v. a.

Peru: viele, z. B. Sipan und Dome, Lehmziegelpyramiden in Lima, Pacaritanpu, viele Terrassenbauten etc.

Bolivien: Acapana.

Ägypten: Gizehpyramiden, Saqqara, Meium u. v. a.

Sudan: über 300 Pyramiden, z. B. Pyramidenkomplex bei Merohe.

China: 90 Pyramiden inkl. rätselhafte weiße Pyramide.

Japan: Unterwasserpyramide.

England: Sidbury Hill, Jersey-Rundpyramide.

Sardinien: Monte d'Accodi.

Sizilien: Pyramidenkomplexe am Ätna und bei Enna.

Oberitalien: Monte vecchia.

Bosnien: bei Visoko.

Griechenland: Pyramide bei Mili.

Österreich: Niederneustift.



Bild 18: Der sägende Engel von Chinchero über dem Kirchenportal: Hinweis auf die Bauhilfe himmlischer Mächte bzw. von „Göttern“ aus dem All?



Bild 19: Technisch anmutende Steingebilde, erscheinen optisch wie gegossen.

Deutschland: seltsame Komplexe im Kraichgau und neuere im Schlospark Brantitz.

Frankreich: Autun und Nizza, Bauten in der Bretagne.

Ebenso: Bahrein, Syrien, Kambodscha, Indien, USA ...

Wie viele gibt es noch und wo?

10. Quellenangaben

Broschüren:

Municipalidad de Miraflores: Huaca Pucllana – Templo de Adoradores del Mar.

Informacion y Asistencia al Turista: Huallamarca.

Cuadro Cronologico Cultural de Bolivia.

Bücher:

Kirst D: DUMONT – richtig reisen, Reiseführer Peru, 1. Aufl. 2007, Dumont Reiseverlag, Ostfildern.

Salazar F. E. E., E. E.: Cuzco und das Heilige Tal der Inkas, 2da Edicion, 2009, TANKARE I.R.L., Cuzco.

Oth R.: Völker der Sonne - versunkene Kulturen Südamerikas, 2005, Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart.

Baum S.: Elmsfeuer, Ancient Mail Verlag, 1. Aufl., August 2005.

Baum S.: Gravitationsanomalien - was schief steht ist gerade und nichts ist wie es sein sollte, Ancient Mail Verlag, 1. Aufl., August 2003.

Hove C., Trojanow I.: Hüter der Sonne - Begegnungen mit Zimbabwes Ältesten - Wurzeln und Visionen. afrikanischer Weisheit, Verlag Frederick und Thaler.

Kiss E.: Das Sonnentor von Tihuanaku und Hörbigers Welteislehre, Faksimile der Ausgabe von 1937, Biblioteca Esoterica Herrou Aragon.

Kiss E.: Die oft verlästerte, von vielen gepriesene, von manchem schon vernichtete, aber zäh und kampfbereit weiterlebende Welteis-Lehre allen Gelehrten und Ungelehrten, vorzüglich aber allen unbefangenen und jugendlichen Gemütern, so diesen Wahnsinn selbst verdammen wollen oder aber diese neue Offenbarung ehrfürchtig und dankbar in sich aufzunehmen trachten, nach Hans Hörbigers Lehre dargestellt von Edmund Kiss, Köhler & Amelang Verlag, Leipzig, 1933.

Kaminski H.: Von Stonehenge nach Atlantis - Sternenstrassen der Vorzeit, Bechtermünz Verlag, 1997.

Thiele H., Knorr H.: Der Himmel ist unter uns, Verlag Henselowski Boschmann, Bottrop, 1. Aufl. 2003.

Sykes H.: Mysterious Britain, Weidenfeld and Nicolson, London, 1993.

Gyamso K., Kölliker S.: Tibetische Medizin, WVG Stuttgart, 2007.

Kataloge:

Ausstellungskatalog Unsolved Mysteries: Die Welt des Unerklärlichen, 1. Aufl. 2001.

Handbuch Alpingeschichte im Museum, Katalog der Säle 2-7 im Alpinmuseum Kempten, 1991.

Zeitschriftenartikel:

Rennel M.-M., Siebenhaar W.: Vergessenes Wissen - Das Geheimnis der steinerweichenden Pflanze, in: Sagenhafte Zeiten, 4/2007.

Langbein W.-J.: Himmelswesen oder Dämonen - Wer schuf die Megalithanlagen in Südamerika - Die Engel von Chinchero, in: Sagenhafte Zeiten 3/1999.

Baum S.: Vergessenes Wissen: Kannten die alten Ägypter eine Notfallmedizin? Deutsche Apothekerzeitung, 32/2004.

Fischinger L. A.: Peru, 65 Millionen Jahre vor Christus, in: Omicron 4/2001.

Baum S.: Riesen-Monolithe - ein ungeklärtes Rätsel, in: Ancient Mail 18, Februar 2004.

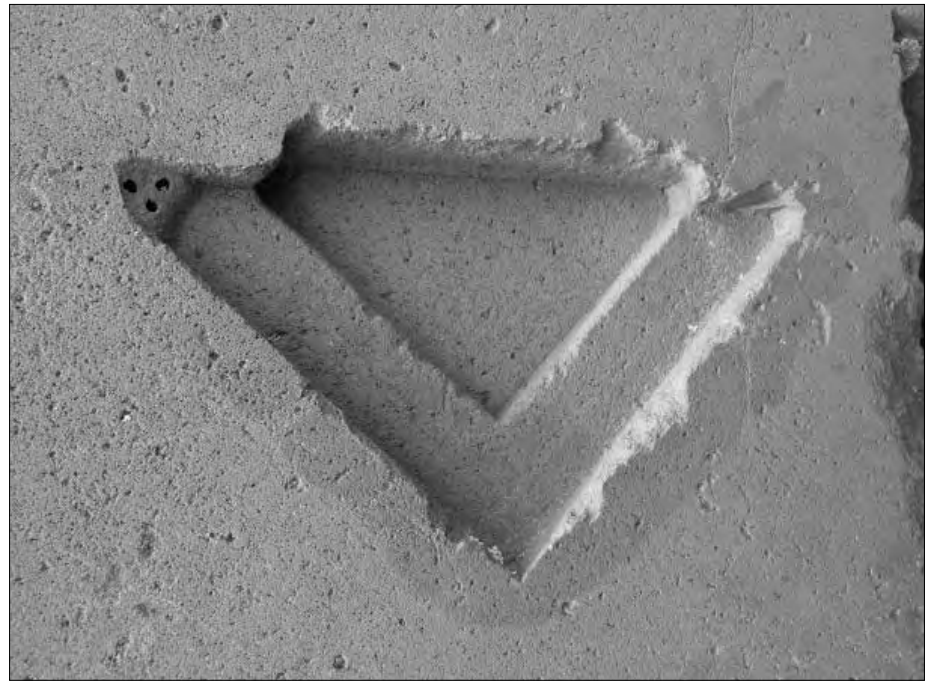


Bild 20: Eine Steinbearbeitung aus Puma Punku mit deutlich sichtbaren Verfärbungsspuren als Hinweis auf eine chemische Bearbeitung.

Baum S.: Seit wann werden Bunker gebaut? in: Ancient Mail 16, August 2003.

Baum S.: Wer trampelte auf den Felsen herum? Fußabdrücke im Alpenraum, in: Ancient Mail 12, August 2002.

Baum S.: Koordinaten Europas: Sternenstraßen, in: Ancient Mail 8, August 2001.

Baum S.: Gedanken zur Gigantomanie, in: Omicron 3/00, Juli 2000.

Baum S.: Rätsel der Vergangenheit - Aus den X-Akten der europäischen Bergwelt, in: Omicron 2/00, April 2000.

Baum S.: Odysseus und Circe - Erkundung des Monte Circeo, in: Sagenhafte Zeiten 1/1998.

Baum S.: Die merkwürdigen Schädel der Alten, Leserbrief in: Sagenhafte Zeiten 3/2008.

Kölbl H. H.: Der heilige Wolfgang, Lenen und Legenden, in: Altbayerische Heimatpost, Nr. 44/2005.

Raum und Zeit Thema, Energie der Zukunft, Heft 2, Oktober 2009.

Raum und Zeit, Special 1, Ehlers Verlag GmbH, Wolfartshausen, 2004.

TV

Terra X: ZDF 13.08.01, 14.15, ARTE 06.10.01, 20:45.

Reise ins Reich der Inka (Teil 1 und 2): Phoenix 03.01.2010, 20:15

Titel und Sendeplatz vergessen: Sendung über die Forschungsreisen der SS-Organisation Ahnenerbe.

Internetz:

<http://www.peruoriginstravel.com/index.php?modulo=page&view=t...>

<http://www.studyspanishsacredvalley.com/sacred-valley/english/his...>

<http://books.google.de/books?id=dhEQOQCROoQC&pg=PA293&I...>

<http://books.google.de/books?id=-MtgqeBRDQC&printsec=frontcover...>

http://www.go2peru.com/Lim_foto06.htm

<http://www.agrw-netz.de/Tiahuanaco%20bis%2012.htm>

http://www.science-explorer.de/reports/tertiaer_hochkultur.htm

<http://www.efodon.de/html/archiv/wissenschaft/friedrich/welteislehr...>

<http://www.wfg-gk.de/glacialkosmos4.html>

<http://en.wikipedia.org/wiki/Ahnenerbe>

<http://www.wfg-gk.de/glacialkosmos4.html>

<http://www.wfg-gk.de/glacialkosmos4.html>

<http://www.wfg-gk.de/glacialkosmos4.html>

<http://www.wfg-gk.de/glacialkosmos4.html>

<http://www.wfg-gk.de/glacialkosmos4.html>

<http://www.wfg-gk.de/glacialkosmos4.html>

<http://www.wfg-gk.de/glacialkosmos4.html>

<http://www.wfg-gk.de/glacialkosmos4.html>

<http://www.wfg-gk.de/glacialkosmos4.html>

Der Aztekengott „Tecutli“ – der Gott (E) Li – und seine vielförmigen Himmelswagen

Erhard Landmann

In Mexiko gab es mehrere alte Hochkulturen: Maya, Azteken, Olmeken, Zacateken und Zapoteken, um nur die wichtigsten zu nennen, behauptet unsere offizielle Wissenschaft. In Wirklichkeit handelt es sich aber nur um eine Hochkultur. Sowohl die Bauten als auch die Bilderschriften sind die gleichen, auch wenn die vermeintlichen „Experten“ dies nicht erkennen, und die Sprachen von Maya und Azteken sind verwandte Dialekte, die sich etwa wie Sächsisch und Fränkisch unterscheiden. Wenn man die aztekische Sprache als zur utoaztekischen Sprachgruppe gehörend einteilt, die mit allen nordamerikanischen Dialekten verwandt ist, so beweist dies nur, was ich in meinem Buch „Weltbilderschütterung“ schon 1986 bewiesen habe, dass nämlich alle Sprachen von der theodischen Sprache abstammen. Schon der Mayaforscher Daniel Brinton wunderte sich um 1840, dass alle Maya, selbst Kinder, obwohl sie nie zur Schule gingen und nicht lesen und schreiben konnten, aztekische Sprache verstehen und sprechen konnten. Eine Sprache also, die sich nach Meinung unserer offiziellen Sprachwissenschaftler von ihrer Muttersprache so sehr unterscheiden soll, wie Chinesisch oder Japanisch vom Deutschen.

Die Azteken selbst nennen sich gar nicht Azteken. Dieses Wort hat erst im 19. Jahrhundert der Jesuitenpater Clavigero eingeführt. Die Azteken nennen sich und ihre Sprache heute Nahuatl. Dies bedeutet nichts anderes als das altdeutsche „nahu ath“ = „nahe bei“, denn auch dies ist gar nicht ihr ursprünglicher Name. Der lautete „Mexico“ (die „Mächtigen“) und „mexicano“ (die aus dem „mächtigen Kahn“, wobei Kahn ein Raumfahrzeug bezeichnet) und weil ein „mexicot“, ein „mächtiger Gott“ sie anführte, heißt das Land, in dem sie noch heute leben, eben Mexico. Dieser mächtige Gott hieß „tecutli“, auch „tecuhtli“ und manchmal in den alten Texten als Schreibfehler auch „teuctli“ geschrieben. „Te cut li“ – „der Gott Li“, den wir in allen Religionen aller Völker wiederfin-



Abb. 1: Yiacatecutli (es „jagt der Gott Li“)



Abb. 2: „T C O = COT“ und darunter „E Li“. Wo das Ohr der Person sein müsste, steht wieder „E Li“, gezeichnet als ein Pflock im Ohr.

den, wenn man denn die alten religiösen Schriften endlich richtig übersetzen würde. Die Nahuatlsprache schreibt ganze Sätze oder Satzteile zu einem Wort zu-

sammen. Die offiziellen Wissenschaftler reden deshalb von einer agglutinierenden („zusammenleimenden“) Sprache, was aber ein reines Rechtschreibproblem ist und kein sprachliches Problem und daher Unsinn ist. Diese Tatsache hat dazugeführt, dass aus dem einen Gott „te cut li“ viele „Götter“ wurden und aus einer durchaus monotheistischen Religion eine „heidnische“ Vielgötterreligion gemacht wurde, zum Beispiel: Yiacatecutli, Quetzaltecutehli, Tlacatecutli, Tlacohtecutehli, Xiuhtecutehli, Tecoltecutli, Nappatecutli und noch viele, viele mehr. Um es mal ins Deutsche zu übertragen oder zu veranschaulichen: „da zog der Gott Li“ wurde zum „Dazogdergottli“, „es sprach der Gott Li“ wurde zum „Esssprachdergottli“ oder „dort fliegt der Gott Li“ zum „Dortfliegtdergottli“.

Schauen Sie sich bitte Abbildung 1 an (aus dem Buch von Fray Bernardino de Sahagun). Da ist Yiacatecutli (es „jagt der Gott Li“) dargestellt. Auf dem Rundschild über dem vorderen Bein können Sie zweimal „E Li“ lesen, oben und unten seitenverkehrt (so wie bei den koreanischen und chinesischen Yin-Yang-Abbildungen).

In Abbildung 2 (aus dem Codex Iztapaltotec vaticanus) können Sie wunderbar studieren, wie die „Bilderschriften“ der Azteken und Maya als ganz normal Buchstaben zu lesen sind. Betrachten Sie den Gegenstand, den die Person in der Hand hält. Von oben nach unten können Sie, auf dem Kopf stehend sehen: „T C O = COT“ und darunter „E Li“. Wo das Ohr der Person sein müsste, steht wieder „E Li“, gezeichnet als ein Pflock im Ohr, wobei der obere Teil des „E“ gleichzeitig das „L“ darstellt. So etwas nennt man Redundanz, Mehrfachbedeutung. In der Mütze oder dem Hut der Person können Sie die Buchstaben „G A T h“ erkennen, die weiteren Buchstaben kann ich leider nicht identifizieren. Wir haben in dieser Abbildung also den Beweis, dass der „te cut li“ und der „cot E Li“ identisch sind, das die Schrift aus unseren (nicht lateinischen) Buchstaben besteht und

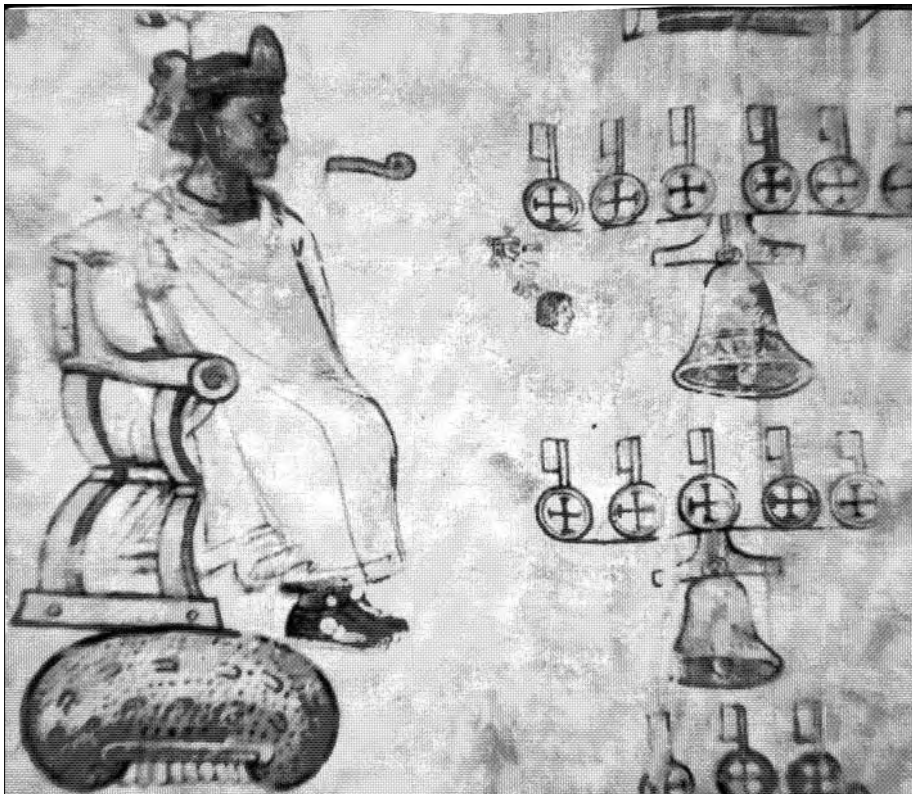


Abb. 3: Zwei Raumfahrzeuge in Glockenform, über denen sich kleinere Raumfahrzeuge in Kreuzform befinden.

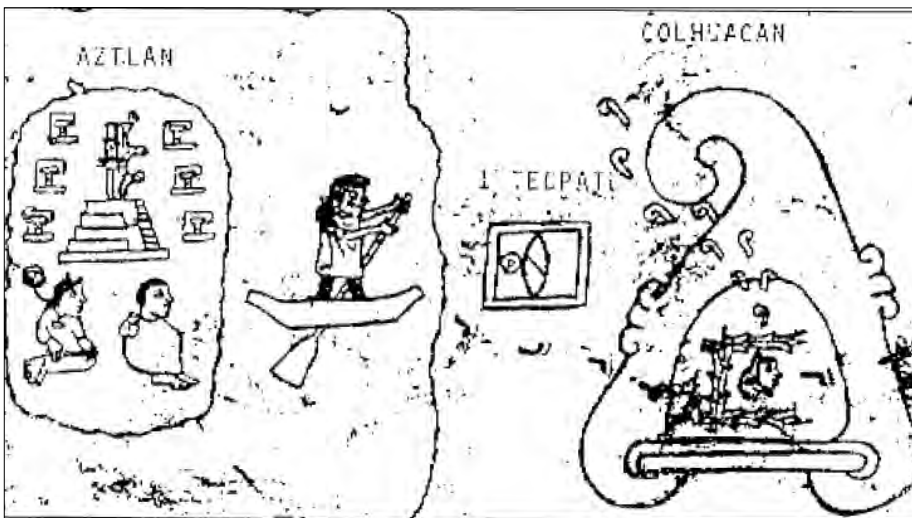


Abb. 4: Ein Säulenwagen, in dem eine Person sitzt (das Wort Colhuacan = Säulenwagen ist auch darüber geschrieben).

das die „mexicani“ theodisca Sprachha sprachen.

Es gibt übrigens jede Menge Nahuat-Texte, wo das Wort „theodisca“ in reiner Form geschrieben steht. Da die „Experten“ der Maya- und Aztekenforschung meistens gar keine Sprachwissenschaftler sind, sich aber mit den Sprachtexten beschäftigen, sondern Ethnologen, Archäologen, ehemalige Kunststudentinnen usw., die von Sprache nicht die leiseste Ahnung haben, trennen sie die ellenlangen Worte an der falschen Stelle und fantasieren Unsinn zusammen (so entsteht Geschichtsfälschung). Die

Wörter und Satzteile, die sie überhaupt nicht kapieren, machen sie zu Götter-, Herrscher- oder Ortsnamen. Hier mal ein Textbeispiel, damit Sie sehen können, wie dies abläuft (es soll eine Übersetzung in die spanische Sprache sein):

„que vino estableciendo Xaltemoczin el viejo Tequixquinahuacan eran agregados Tepoxalco y Tzompanco de Chalmecapan eran agregados Cuauhtlaapan y Citlatepec; de Nepantla eran agregados Tepotzotlan y Huehuetocan y de Atempnan eran agregados Coyotepec y Otlazpan“.

Von den 25 Wörtern (wenn man

einmal die spanischen „y“ und „de“ nicht mitzählt, für die es im Originaltext auch gar keine Entsprechungen gibt), sind 13, also mehr als die Hälfte, nicht übersetzt worden und gelten als irgendwelche Namen, obwohl es altdeutsche Satzteile sind. Von den übrigen zwölf Worten sind acht (viermal „eran agregados“ – „waren beigefügt“) Wiederholungen, die nicht dem Originaltext entsprechen und die restlichen vier sind sowieso falsch übersetzt. So wird den Satzteil „te quix qui na huacan“ = „quix (schnell) ging nun der Wagen“ das Eigenschaftswort „viejo“ = „alt“ vorgesetzt. Das also produzieren hoch angesehene „Experten“, die die entsprechenden wissenschaftlichen Fächer beherrschen. Und das ist noch nicht einmal ein besonders ausgewähltes Beispiel. Auf diese Art sind alle alten Maya- und Azteken Texte „übersetzt“. Von den in „Hieroglyphen“ geschriebenen Texten der „Bilderschriften“, wo man nicht einmal die Buchstaben erkennt, gar nicht zu reden. So entstehen die schizophrenen Texte und das schizophrene Bild, das von den alten Kulturen erzeugt wird.

Die größte Schwierigkeit und Irreführung für den Nichtkundigen der Nahuatl-Sprache sind die vielen „tl“. Diese „tl“ lassen sich in drei Arten aufteilen:

1.) Die meisten Dialekte der Nahuatl-Sprache und der yukatekischen Mayasprache haben den Buchstaben „R“ eliminiert und durch „L“ ersetzt (wir werden hier in diesem Artikel eine Abbildung sehen, die eine seltene Ausnahme ist), sodass „tl“ in vielen Fällen als „tr“ gelesen werden muss.

2.) Da, wo Wörter oder Silben zusammenstoßen, wie im Wort „te cut li“ bleibt ein „tl“ ein „tli“.

3.) In den Nahuatl-Handschriften wird der Buchstabe „h“ mit einem sehr flachen „h-Bogen“ geschrieben, der einen „L“ ähnlich sieht, sodass in Wirklichkeit ein „th“ und kein „tl“ geschrieben wurde. Da dies den Leuten nicht auffällt, die die Handschriften in Druckschriften übertragen, wird dort eben statt „th“ ein „tl“ geschrieben.

Das altdeutsche Wort „himal, humil“ = der Himmel, wird in der Nahuatl-Sprache je nach Dialekt sowohl „chimal“ als auch „ximal“, „quimal“ oder „qumil“ geschrieben und bezeugt uns, dass die Texte von Außerirdischen und Raumfahrzeugen berichten. Die „Experten“ übersetzen „chimal“ mit

„Rundschild“, weil der Gott E Li, wie wir in Abbildung 1 gesehen haben, oft mit einem Rundschild dargestellt wird. Der „Chimalhuacan“ ist also der Himmelswagen, der „Chimalman“ ist der Himmelsmann, der Mann aus dem Himmel, die „Chimalpan“ ist die Himmelsbahn der Raumfahrzeuge, der „Chimalcot“ ist der Gott aus dem Himmel und „Chimalpo poca“ heißt der „Himmelsbau bog“ („zieht einen Bogen“), „Cu E chimal tzin“ bedeutet „zu E im Himmel ziehen“. Neben den eindeutig mit dem Wort Himmel bezeichneten Raumwagen und Himmelsbauten gibt es die galgen- oder kreuzförmigen, die dort „Chalco, Chalchi, Calcan oder Calli (der Cal des Li)“ heißen, in „lateinischen“ Texten übrigens „galli“, woraus man die „Gallier“ gemacht hat, die alten Bewohner Frankreichs, letzten Endes die angeblichen „Kelten“. Weitere Bezeichnungen für Raumfahrzeuge in den Nahuatltexten sind „Culhuacan, Colhuacan“ = der „Säulenwagen“, (der Ster, der Obelisk), der „lul oder lol“ = das „Rohr“ (siehe die Rohrhälde in Sternenfels oder das Voynich-Manuskript). Der Austausch der Buchstaben „u“ und „o“ wie in „Cul“ und „Col“ oder „lul“ und „lol“ ist in den Nahuatltexten beliebig. Sie können bei fast jedem Wort und im gleichen Text immer beide Formen finden.

Schauen Sie sich bitte Abbildung 3 aus einem aztekischen Codex an. Dort sehen Sie zwei Raumfahrzeuge in Glockenform, über denen sich kleinere Raumfahrzeuge in Kreuzform befinden. Abbildung 4 aus dem Codice Boturini zeigt einen Säulenwagen, in dem eine Person sitzt (das Wort Colhuacan = Säulenwagen ist auch darüber geschrieben). Abbildung 5 aus dem Codex Mendoza zeigt Pyramiden, auf denen Raumfahrzeuge landen. Rechts oben sieht man ein glockenförmiges Raumfahrzeug vor der Pyramide und eines oben auf der Pyramide gelandet. Die anderen vier Zeichnungen auf der Abbildung zeigen kleinere Pyramiden, auf denen jeweils Raumfahrzeuge landen, und überall ist dabei dargestellt, wie die Flammen aus den Raumfahrzeugen herausschießen. Hier ist der bildliche Beweis für das, was ich schon in dem Artikel über die „Zwerchhälde in Sternenfels - Pyramiden in Deutschland“ geschrieben habe: Die Pyramiden dienten als Landeplätze für Raumfahrzeuge und nicht in erster Linie für Grabmäler von Königen und Herrschern.

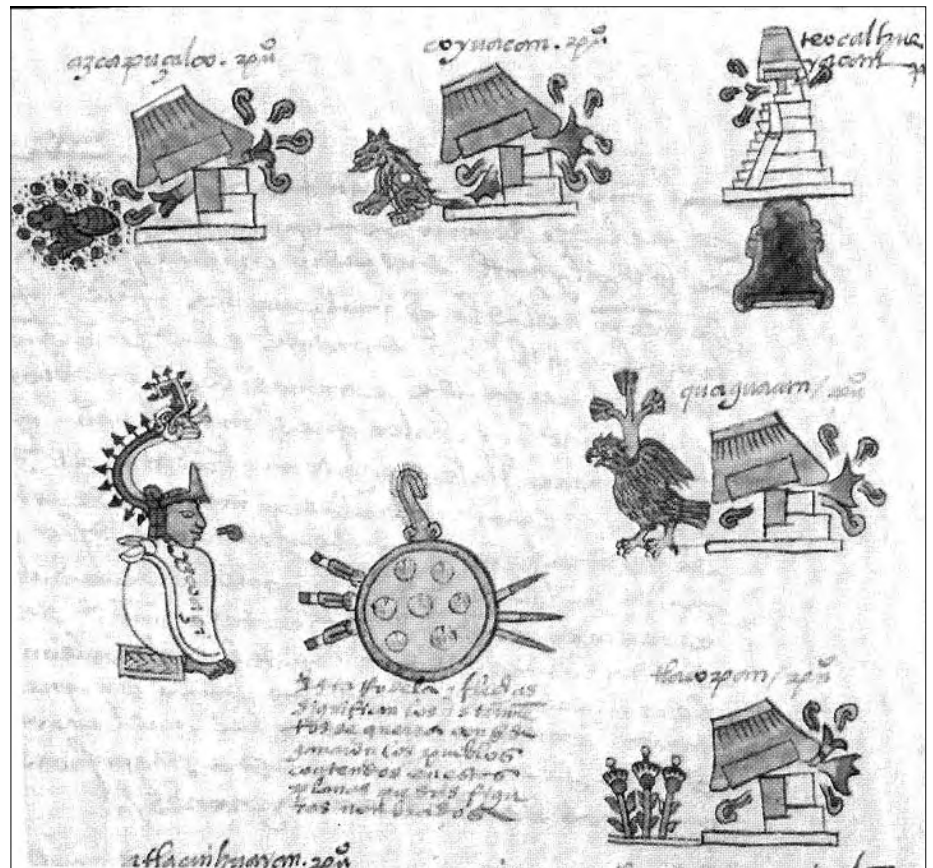


Abb. 5: Pyramiden, auf denen Raumfahrzeuge landen.

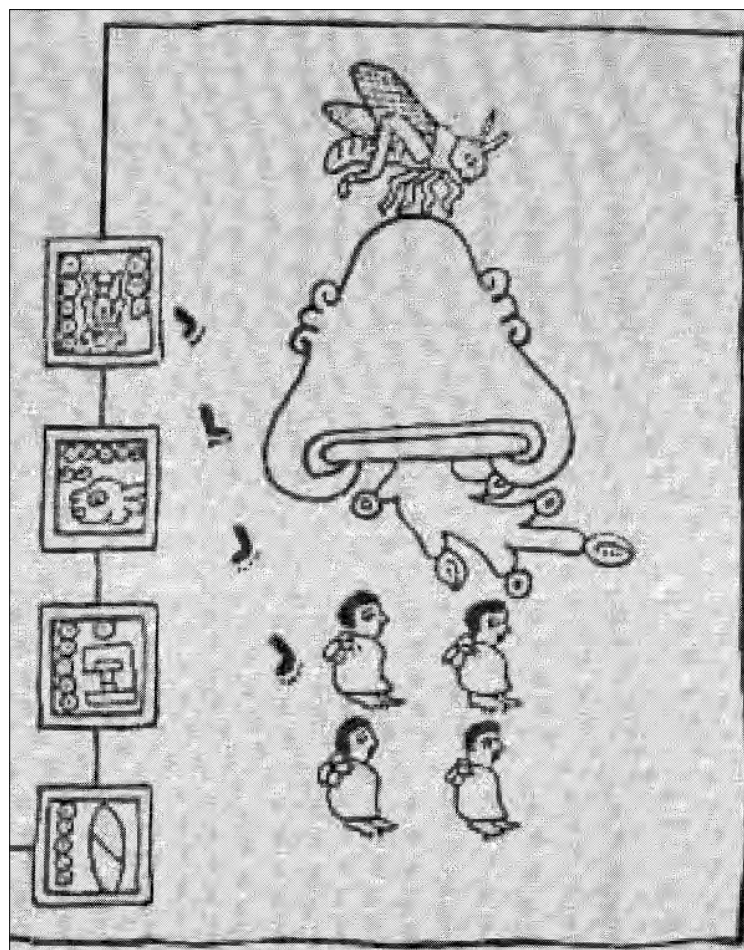


Abb. 6: Wunderbar, wie ein glockenförmiges Raumfahrzeug über vier Personen aufsteigt und die Flammen aus dem unteren Teil herausschießen.

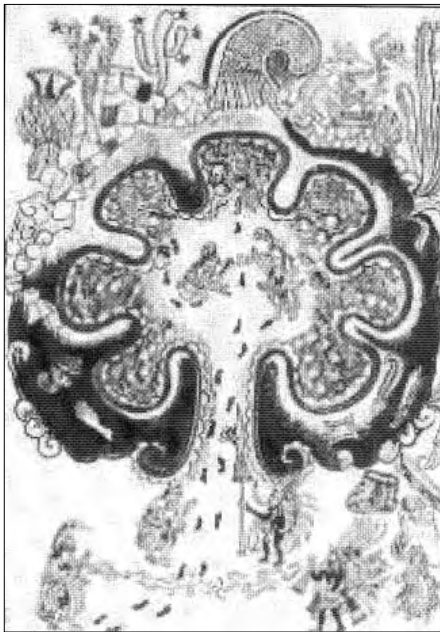


Abb. 7: Blick in das Innere eines solchen Raumfahrzeuges.

Ebenso zeigt Abbildung 6 wunderbar, wie ein glockenförmiges Raumfahrzeug über vier Personen aufsteigt und die Flammen aus dem unteren Teil herauschießen. Abbildung 7 zeigt einen Blick in das Innere eines solchen Raumfahrzeuges, ähnlich wie es im Voynich-Manuskript abgebildet ist und wie ich es im Artikel „Die nackten Frauen im Voynich-Manuskript“ beschrieben habe. Abbildung 8 zeigt ein weiteres glockenförmiges Raumfahrzeug über einem Haus, in dem eine Person an einem rohrförmigen Schacht sich betätigt, der irgend etwas in einen der Schornsteine des Hauses leitet. Rechts über dem Haus ist Buchstaben„bilder“schrift, die ich aber momentan nicht entziffern kann.

Ein besonders wertvolles Bilddokument ist Abbildung 9. Dort lesen Sie unter der Zeichnung eines Raumfahrzeuges in ganz merkwürdiger Form, das zudem jede Menge Buchstabenschrift enthält und unter dem sich fünf vasenförmige Gebilde befinden, bei jedem der Gebilde den altdeutschen Satz „saq xica ras“ = der „Sachse quick (schnell) rast“. Das Dokument ist deshalb besonders wertvoll, weil hier der Buchstabe „r“ erhalten ist, der, wie ich bereits oben geschrieben habe, in den meisten mexikanischen Dialekten zu „l“ geworden ist und weil das Dokument den letzten Zweifel daran beseitigt, dass die Sprachen und Dialekte der Maya und Azteken theodisca Sprachha sind und das Wort „saq“ sogar mit einem altdeutschen Rund-S geschrieben ist, das quer über „aq“ liegt.



Abb. 8: Ein weiteres glockenförmiges Raumfahrzeug über einem Haus.

Abbildung 10 zeigt einen Schädelkopf, den ich aber um 90 Grad gedreht zeige, damit Sie besser „Cot E Li“ lesen können. Das „Eli“ ist leichter zu erkennen, während das Wort „cot“ stark stilisiert ist. Das „C“ liegt unter dem „E“, das „T“ in der Mitte und das „O“ ganz oben.

Abbildung 11 zeigt wunderbar, wie die aztekische Bilderschrift zu lesen ist. Sie sehen achtmal das Wort „stil“ = „steil“, nämlich ein „S“, das seinen oberen Bogen über einem „T“ ausbreitet, darunter ein „i“ und ein querliegendes „L“.

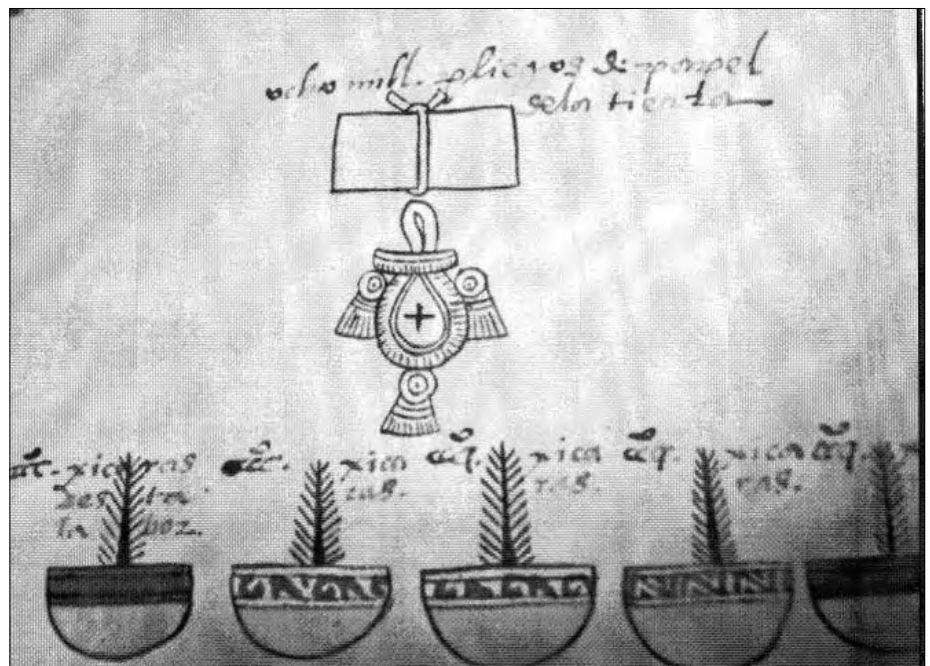


Abb. 9: Unter der Zeichnung eines Raumfahrzeuges lesen Sie in ganz merkwürdiger Form bei jedem der Gebilde den altdeutschen Satz „saq xica ras“ = der „Sachse quick (schnell) rast“.

Abbildung 12 zeigt wieder überall Buchstaben und sogar Zahlen. Der Gegenstand in der rechten Hand der Person zeigt eine deutliche „3“. Im Arm auf der linken Hand erkennt man klar das altdeutsche Wort „IE“ und das, was das Ohr der Person sein müsste oder kurz dahinter, zeigt wieder „E Li“.

Um Ihnen ein Beispiel zu geben, wie Geschichtsfälschung, sei es absichtlich oder unabsichtlich, entsteht, möchte ich eine angebliche spanische „Übersetzung“ aus der Schrift „Chimalpopoca“ (der „Himmelsbau Bogen“ - „zieht einen Bogen“) zitieren beziehungsweise aus den Kommentaren dazu. Der Nahuatltext lautet: „Chimalpo poca tzin Hu itz ili huil zin Itz coa tzin“ = „Der Himmelsbau zieht einen Bogen, hoch jetzt eilig weit zieht (er), jetzt

(hin)zu zieht (er)“. Was übersetzen die „Fachleute“? Sie nehmen drei Namen an. Chimalpopoca ist der jüngere Bruder von Huitzilihuitzin und der erzeugte Itzcoatzin. Und dann wundert man sich, dass „nichts mit den weiter hinten zu lesenden Verwandtschaftsbeziehungen, Anzahl der Herrscherjahre, Wohnorte mehr übereinstimmt“. Es ist übrigens der gleiche Unsinn wie in dem angeblichen Genesis-Kapitel der Vulgata, wo man seitenlang falsch als Namen, Lebensjahre und Kinder und Enkel übersetzte Wörter erfindet, die dann mal 300 Jahre, mal 900 Jahre gelebt haben sollen und zu „Erzvätern“ nicht existiert habender Völker und deren „Religionen“ wurden.

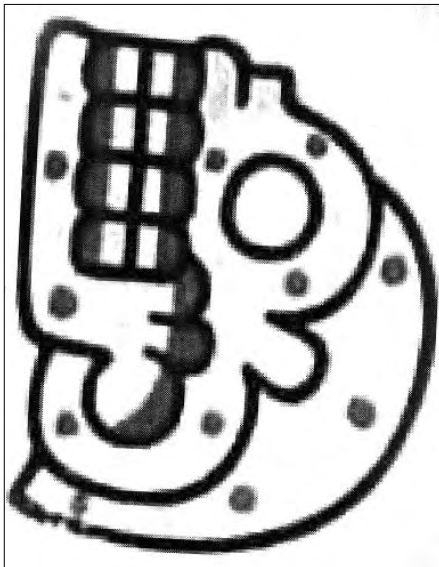


Abb. 10: Schädelkopf, den ich um 90 Grad gedreht zeige, damit Sie besser „Cot E Li“ lesen können.

stimmungen sowohl der Falschübersetzungen, der Wörter als auch der inhaltlichen Ähnlichkeiten der alten Texte über die Jahrtausende alten Kämpfe im Weltall, von denen wir offensichtlich gar nichts erfahren, die aber für unsere Kriege auf der Erde und uns oft unverständlich erscheinende politische Entscheidungen von großer und übler Tragweite, mit der Auslöser sind. Das sollte uns alle dazu animieren, verstärkt nach der Wahrheit zu forschen und uns dabei gegenseitig zu unterstützen. Es liegt allein bei Ihnen. Sie dürfen sich gern weiterhin veralbern, belügen oder verdummen lassen. Sie können aber auch beginnen, selbst nachzuforschen, wenn Sie sich zutrauen, ein paar Dutzend altdeutsche Wörter in einem Wörterbuch nachzuschlagen oder ein Foto von einer

der vielen „unentzifferten“ Schriften oder der Fels- und Höhlenmalerei um 90 oder 180 Grad zu drehen und dann zu sehen, dass es sich tatsächlich um ganz normale Buchstaben handelt, wenn auch manchmal verschnörkelt oder zu einem „Bildsignet“ oder einer „Glyph“ zusammengesetzt.

Übrigens, es gibt noch jemand, der sich nach dem Gott E Li benannt hat: Die extrem nationalistische rechte Partei, die gegenwärtig in Israel an der Regierung ist, nennt sich Likud = Kud Li. Es wäre interessant, zu erfahren, welche Beziehung sie zum Gott E Li hegen oder ob sie überhaupt noch wissen, was dieses Wort bedeutet. Angesichts der Tatsache, dass viele altmexikanische Dialekte ein reines altdeutsches Jiddisch sind, und dass im Jahr der angeblichen Entdeckung Amerikas durch Columbus eine Massenausreibung von Juden aus Spanien erfolgt sein soll, von denen Zehntausende auch in die neuen amerikanischen Kolonien gezogen sein sollen (was einen Mormonen schon im 19. Jahrhundert angeregt hat, ein Buch über den angeblichen Judenstamm in Mittelamerika zu schreiben), wäre es schon sehr interessant, darüber nachzuforschen. Sie sehen, es gibt noch jede Menge interessante Dinge zu erforschen.

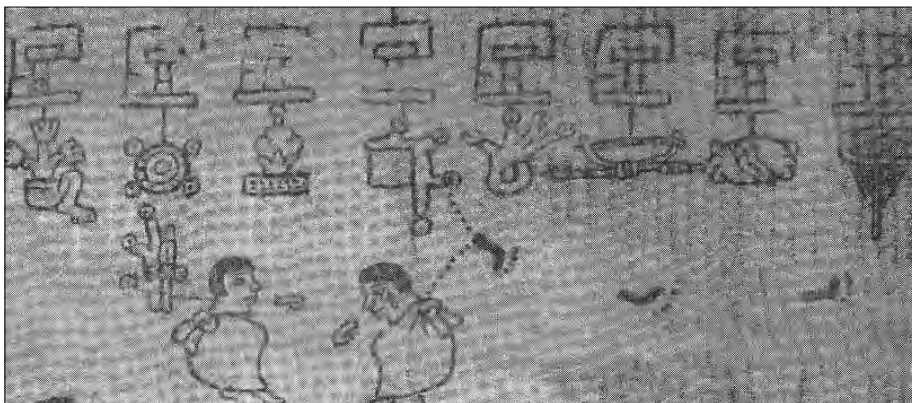


Abb. 11: zeigt wunderbar, wie die aztekische Bilderschrift zu lesen ist.

In Mexico gibt eine große Provinz, die bei den Nahuatl „AnaHuac“ heißt. Das sind zwei schöne altdeutsche Worte: „ana“ = „an, bei“ und „huac, wac“ = das „Meerwasser, das Meer“. Es ist mir ein Rätsel, dass so etwas keinem der tagtäglich damit sich beschäftigenden Forschern auffällt, auch nicht den deutschen Aztekenforschern, die sich ein Leben lang damit beschäftigt haben, wie Eduard Selser, der diese Wörter oft erwähnt.

Ein anderes deutsches Wort, von dem die Texte laufend berichten, ist „cempo allo“ = der „Kämpfe, Kämpfer, Krieger, Recke aus dem All“. Genau wie in der Vulgata, im angeblichen Markus-Evangelium, wo man den angeblichen Jesus Christus fragt: „Tu es rex iudaea?“ was „Bist du der König der Juden?“ heißen soll, was aber „Tu es rexiu da ea?“ = „Bist du der Recke aus der Galaxie?“ ist.

Und der „Marc us“ ist eben kein Evangelist, sondern bedeutet „aus dem Mars“. Es gibt also weltweite Überein-



Abb. 12: Überall befinden sich Buchstaben und sogar Zahlen.

Thema Energie

Energie – ein weit gefasster und viel missbrauchter Begriff

Dieter Schall

Modell und Realität

In diesem Beitrag soll der Begriff „Energie“ näher beleuchtet werden. Um gleich den Einstieg in die Technik und Wissenschaft zu machen: Energie ist in der Mechanik das Produkt aus einer Kraft mal dem zurückgelegten Weg, gemessen in Newtonmeter. Wir nennen es dort zunächst auch nicht Energie, sondern Arbeit – beides ist definitionsgemäß ein- und dasselbe. Nun – den zurückgelegten Weg können wir uns gut vorstellen, mit der Kraft sieht es allerdings etwas anders aus. Rein theoretisch gesehen ist die Kraft ein Vektor, also eine Wirkung mit einer bestimmten Stärke und einer bestimmten Richtung, dargestellt als Pfeil. Diese Wirkung äußert sich dadurch, dass sich etwas in Bewegung setzt. Nach Newton ist die verursachende Kraft gleich der bewegten Masse mal ihrer Beschleunigung.

Wo greift eine solche Kraft an? Der Vektor an sich ist eine Linie mit einem Pfeil, unendlich spitz, also virtuell. Ließen wir diesen Vektor z. B. an einem Stück Holz angreifen, würde er wegen seiner „Dünne“ sofort und ohne Widerstand in das Holz eindringen und genau genommen auf der anderen Seite wieder herausschießen, ohne das Holz auch nur einen Millimeter bewegt zu haben ... das war soeben ein flüchtiger Blick in die Feinstruktur der Materie.

Ersetzen wir den Pfeil durch einen Stock mit einer endlichen Dicke und vorne stumpf, dann haben wir es nicht mehr mit einer Kraft zu tun, die auf das Holz wirkt, sondern mit einem Druck – nämlich Kraft pro Fläche. Auf der Gegenseite, dem Holz, würde dieser Druck sich irgendwie in der Struktur des Holzes verteilen und ... ja – jetzt wird es richtig spannend. Von der ursprünglichen Kraft, die das Holz in Be-

wegung setzen soll, ist fast nichts mehr übrig – Atom gegen Atom, leerer Raum gegen leeren Raum? Was Ingenieure in der technischen Mechanik lernen, ist letztendlich ein stark abstrahierendes Modell dieser eigentlich ganz anderen Realität.

Es muss nicht weiter beschrieben werden – wie Newton schon sagte – die Kraft ist eine *causa mathematica*. Je genauer wir hinschauen, umso mehr entzieht sie sich einer genauen Beschreibung – den Kraft-Vektor verstehen wir als ein irreales Hilfsmittel zur anwendungsbezogenen Beschreibung eines beobachteten Phänomens.

Nun kommt Newton noch dazu, eine Verknüpfung mit der Masse und ihrer Beschleunigung herzustellen. Kraft gleich Masse mal Beschleunigung – die Kraft also als Ursache für Bewegung. Das Einzige, was ich mir dabei real vorstellen kann, ist die Beschleunigung – die Zunahme an Geschwindigkeit. Mit der Masse ist es auch wieder so eine Sache – wie könnte man diese messen? Man kann überhaupt nicht – ihre Bestimmung geschieht auf Umwegen und per Definition (z. B. 1 Liter Wasser bei 4 Grad Celsius hat die Masse von **einem Kilogramm** – so hat man es ganz einfach festgelegt). Damit vergleichen wir alles andere – zum Beispiel die Masse eines Planeten oder einer Galaxie.

Langer Rede kurzer Sinn, ich bitte jeden Ingenieur und Schulwissenschaftler, diese Sache spaßeshalber einmal zu hinterfragen. So manche Schulweisheit hält der kritischen Hinterfragung nicht mehr stand. Wir landen – ganz egal – wie wir es anstellen, bei der Feststellung, unsere mathematische Beschreibung mechanischer und mechanistischer Vorgänge entsteht aus der vollständigen Abstrahierung eines beobachteten Phänomens – nämlich

der Bewegung von Körpern – sonst nichts.

Wenn ich die Kraft nicht zu fassen bekomme, wie soll ich dann Energie verstehen, wenn die Kraft als deren wesentlicher Faktor nur Fiktion ist? Ist dann auch Energie nichts als Fiktion?

Ganz leicht und unbemerkt sind wir in die Welt des Widerspruchs geraten. Wir gehen mit Begriffen um, definieren die Phänomene als etwas exakt Berechen- und Bestimmbares und stürzen damit beim genaueren Hinsehen in den Abgrund des Unwissens.

Mit der Internationalisierung der Technik und Wissenschaft hat sich das in Europa entwickelte SI-Einheiten-System durchgesetzt (Meter – Kilogramm – Sekunde – Ampere – Kelvin – Candela). Alle physikalischen Phänomene kann man innerhalb dieser Definition darstellen oder die eine in die andere überführen. Elektrische Größen, mechanische Größen, thermodynamische Größen – alles passt lückenlos und eindeutig ineinander. So ist z. B. Spannung mal Strom die Leistung, gemessen in Watt. Kraft mal Weg pro Zeit als mechanische Leistung ergibt ebenfalls Watt. Alles ist mit allem eindeutig verknüpft – eine perfekte Simulation der Realität – oder doch nicht? Wir dürfen mit diesem perfekten Modell unsere Welt berechnen, aber es wäre fatal, das Modell zu verwenden, um im Rückschluss die unerklärten Lücken erklären zu wollen. Die doch so schlichte Kraft lehrt uns eines Besseren.

Ingenieure können mit dieser Methode Maschinen, Bauwerke, Schiffe, Flugzeuge, Raumfahrzeuge sehr gut berechnen und ihr Verhalten unter fast allen denkbaren Umständen vorausbestimmen – insofern eine prima Sache und definitiv eine bedeu-

tende Leistung. Obwohl ... die Sonde Voyager, die seit Jahrzehnten unterwegs hinaus in den „leeren“ Raum ist, wurde nach einschlägigen Berichterstattungen unerwartet langsamer als vorausberechnet. Ist es vielleicht der unberücksichtigte feine Stoff, der die Sonde bremst?

In der Hybris des Fortschritts haben wir uns angewöhnt, unser Modell der Realität mit der Realität selbst zu verwechseln.

Die Quelle der Energie

Wenn Energie gleichbedeutend mit Arbeit ist, hieße das, ich zapfe eine Quelle an und lasse sie für mich arbeiten, solange ich diese Arbeit benötige. Der Stausee mit dem Fallrohr und der Turbine samt Generator am unteren Ende wäre ein gutes Beispiel dafür. Ich nutze das Energiepotenzial des Stausees, lasse das Wasser von der Ausgangshöhe hinunterfallen, wandle dabei die potenzielle Energie in Bewegungsenergie um und gewinne aus der Drehung der Turbine und des Generators dann Strom. Wie lange geht das gut? Nun – solange Wasser im Stausee ist. Wie kam das Wasser noch oben in den Stausee? Ah ja – wir begeben uns auf den langen Weg der Energieumwandlung – vom einen in mehrere andere Zustände hin und zurück. Letztendlich landen wir als Energiequelle bei der Sonne und ihren Fusionsprozessen im Innern.

Die Energie der Sonne – damit sie diese Prozesse überhaupt erst in Gang setzen konnte – woher stammt die? ... und schon sind wir bei den großen astrophysikalischen Vorgängen und der Frage angelangt, wo denn alles herkäme – wir landen ganz schnell bei dieser bis heute nicht befriedigend beantworteten Frage, Urknalltheorie, String-Theorie – die sonst allmächtige und allwissende Physik weiß keine Antwort, sie weicht aus.

Selbst wenn ich den Urknall als Möglichkeit in Betracht ziehe und annehme, das gesamte Universum sei aus einem sehr dichten Energiepunkt in einer Riesenexplosion entstanden, dann komme ich damit keinen einzigen Millimeter weiter – woher kommt der erste dichte Energiepunkt?

Es bleibt uns am Ende doch nur der Schritt in die Spiritualität als ein wichtiger Teil der Welt, und wir müssen anerkennen, dass es einen Schöpfungsakt

oder ein Schöpfungsbewusstsein geben muss, aus dem *alles, was ist* entstanden ist, immer wieder neu entsteht und entstehen wird.

Genau dieser Schritt – nämlich die Anerkennung eines spirituellen Aspektes unserer Welt – scheint der Wissenschaft im Allgemeinen unendlich schwer zu fallen.

Zurück zum praktischen Leben: Ich habe einen Magneten in der Hand – alles Eisen, was in seine Nähe kommt, gerät in Bewegung und fällt entlang einer gekrümmten Bahn zum Magneten hin. Möchte ich ein so angezogenes Teil festhalten, benötige ich dazu eine Haltekraft, die umso stärker wird, je näher das Teil dem Magneten kommt. Lasse ich das Teil einfach fliegen, erfährt es nach Newton eine Beschleunigung, die multipliziert mit der Masse des Teils die erforderliche Haltekraft ergibt. Die Energie, vom Magneten ausgehend, ergibt sich als Masse des Teils mal seiner Beschleunigung und dem zurückgelegten Weg. Schade, dass diese Bewegung mit einem Klatscher an der Oberfläche des Magneten endet.

Der Magnet ist also eine Energiequelle, die ich nutze, indem er ein Stück Eisen anzieht. Zwar wissen wir bis heute nicht genau, welches Phänomen dahintersteckt, aber der Magnet tut es ganz einfach. Interessant wird es, wenn man einen jener Magnetmotoren – auch bezeichnet als „Freie-Energie-Maschinen“ endlos laufen sieht. Wir sind es ja gewöhnt, dass eine Maschine nichts anderes macht, als Energie der einen Form in eine andere umzuwandeln. Wir schütten z. B. Brennstoff in den Tank, bringen diesen vermischt mit Luft in einen Kasten, zünden das Gemisch an und erhalten aus der kleinen Explosion durch Umwandlung in Wärme und Druck sowie durch eine geschickte Anordnung mechanischer Teile in der Folge die Drehung und daraus die Fortbewegung. Dabei kommt weniger raus, als hineingesteckt wurde, weil ein Teil der freigesetzten Energie in alle möglichen Formen der Verluste übergeht. Der Wirkungsgrad ist also kleiner als eins – so kennen wir das, und so sieht es das technisch-wissenschaftliche Establishment, weil es anders gar nicht sein kann.

Mit der Turbinenanlage am Stausee ist dies nicht anders. Ausgangsprodukt ist die kinetische Energie des herun-

tergefallenen Wassers, wenn ich die Systemgrenze am Eingang der Turbine platziere. Genau genommen hat sie aber einen Wirkungsgrad größer als eins, weil ich mich bei der Betrachtung des Aggregats nicht um die nuklearen Prozesse in der Sonne kümmere, die das Wasser aus dem Meer aufsteigen und über den Bergen abregnen lassen.

Letztendlich ergibt sich der Wirkungsgrad allein aus der Lage der Systemgrenze, die ich bei der Betrachtung setze.

Genau an dieser Stelle machen wir einen bedeutenden Fehler – wir vernachlässigen die Aussage über die betrachtete Systemgrenze. Würden wir die Umwandlungskette vom Liter Öl weiter bis zu dessen Entstehung verfolgen und würden wir diesen Prozess mit in die Berechnung des Wirkungsgrades einbeziehen, erhielten wir ein ganz anderes Ergebnis. Doch zurück zum Stausee: Die Quelle – das Fallpotenzial „Masse mal Erdbeschleunigung mal Höhenunterschied“ interessiert uns dabei zwar wenig, es ist aber da, und es ist für die Anlage „Fallrohr – Turbine – Generator“ entscheidend.

So gesehen nutzt der oben erwähnte Magnetmotor ein Potenzial, dessen Ursprung wir nicht kennen. Deshalb ist eine Maschine mit einem Wirkungsgrad größer als eins kein Hexenwerk – wir nehmen das Potenzial lediglich als zwar unbekannt aber gegeben hin und nutzen es. Weil wir die Beschaffenheit und die Eigenschaften des unbekanntes Potenzials nicht kennen, wird probiert und gehofft, manchmal mit Erfolg, oft ohne ... es ist ungefähr so, als wenn eine für Autoreparaturen unqualifizierte Person durch Rütteln, hier und da an Kabeln zerrend und irgendwelche Einstellschrauben drehend manchmal ein Reparatur-Ergebnis erzielt, manchmal auch nicht. Erst wenn wir die Funktion des Autos ganz verstehen und das passende Werkzeug in Händen haben, gelingt uns die systematische Reparatur – eindeutig im Ergebnis und beliebig oft wiederholbar.

Der Slogan: *Freie Energie – Energie aus dem Nichts* ist demzufolge mit aller technisch-wissenschaftlichen Logik Unsinn. Wo nichts ist, kann es auch keine Energie geben. Wer sagt, dass da nichts sei, weil er nichts findet, ist wohl mit Blindheit geschlagen. Wo Energie rauskommt, ist auch was drin, allenfalls etwas, das wir nicht kennen und

wofür wir bisher kein Erklärungsmodell haben. Unsere Grundlagenphysik – insbesondere die Teilchenphysik und auch die Astrophysik – beide gehen mit unbekanntem Terrain ständig um. Immerhin werden Milliarden für Teilchenbeschleuniger ausgegeben, in der Hoffnung, Teilchen zu finden, deren Existenz es nach dem „Modell der Realität“ geben müsste, aber dazu noch gar nichts bewiesen ist.

Ganz unbewusst und mit großer Selbstverständlichkeit wird hier mit verschiedenem Maß gemessen. Die teuren Beschleunigeranlagen dienen im Grunde dem gleichen Ziel wie die Garagenwerkstätten für den Bau von „Freie-Energie-Maschinen“. Letztendlich geht es um die Frage, wie die Welt aufgebaut ist, was genau Materie ist, wie viel wir davon registrieren und inwieweit es erlaubt sein darf, mit den noch unbekanntem physikalischen Größen trotzdem umzugehen.

Freie Energie ist deshalb nichts anderes als ein Potenzial der geschaffenen Welt, dessen Art, Form und Menge wir bisher nicht verstanden haben.

Insofern müssen wir auch den Begriff „Wirkungsgrad“ von Energieumwandlungsmaschinen überdenken – und vor allem nicht so wichtig nehmen. Dieser Wirkungsgrad wird vom Establishment in Technik und Wissenschaft dazu benutzt, die Unmöglichkeit dieser Maschinen zu „beweisen“.

Offensichtlich machen Menschen immer wieder genau die gleichen Fehler – nämlich nicht über den Horizont sehen zu wollen. Die paar Mutigen, die den Kopf hoben und dies riskierten, galten zunächst als verrückte Abenteurer, sie haben meist ohne Unterstützung des Establishments unter denkbar schlechten Bedingungen gewirkt. Meist erst lange nach ihrer Zeit wurden sie anerkannt und berühmte Leute, die die Geschichte prägten. Wie viele davon nach Columbus, Galileo, Descartes, u. a. soll ich aufzählen – ich fange nicht damit an. Der Blick in ein Lexikon der Wissenschaft zeigt sie uns alle.

Wo also könnten wir nach der Urquelle der Energie suchen, die wir unterwegs anzapfen, sie hin und her umwandeln in elektrische und magnetische Felder, Strom, Wärme, Bewegung? Die Modelle und Vorstellungen unserer Wissenschaft helfen offensichtlich

nicht so recht weiter. Die Kernspaltung als eine ungeheuer ergiebige Quelle wurde gefunden – ihre zerstörerische Eigenschaft konnte nur unzureichend gebändigt werden wie ein Raubtier im Zirkuskäfig, dem man nur unter allergrößter Vorsicht gegenüberreten kann. Und dennoch können wir nie ganz sicher sein, ob es nicht zuschlägt.

Die Kernfusion als Quelle scheint nur mit sehr großem technischem Aufwand erschließbar, und andere Möglichkeiten, die atomaren Kräfte zu entfesseln, haben sich uns nicht wirklich erschlossen. Zweifel sind berechtigt, ob dies der richtige Weg ist.

Offensichtlich sind wir auf dem falschen Weg, denn wir sehen doch an Beispielen, dass es anders und mit viel weniger Aufwand gehen muss. Der Vogel, sitzend auf der 100.000 Volt-Leitung, bemerkt nicht das enorme elektrische Potenzial. Fände er den anderen Pol, würde ihn die Wucht der freiwerdenden Energie augenblicklich zerfetzen.

Sitzen wir auch auf einem Potenzial, dessen anderen Pol wir nicht finden? Muss man dazu die Welt und ihren Aufbau nochmals neu und ganz von vorne erkunden? Müssen wir vielleicht unsere gesamte Vorstellung der Welt und der damit so kompliziert gewordenen mathematischen Beschreibung aufgeben und einen anderen Ansatz suchen?

Ich zitiere an dieser Stelle *Gerhard Häberlis* Werk „Die Berührung“. Er zeigt, dass unsere Vorstellung von Kraft, Energie und Leistung zwar ein gutes Hilfsmittel zur Berechnung des technischen Alltags ist, zur Erklärung der Welt im Ganzen aber nicht taugt. Viele mutige Forscher haben gezeigt, dass die gängige Vorstellung längst auf den Müll der Geschichte gehört – Gehör finden sie im Establishment nicht. *Burkard Heim, Jules Muheim, Claus Turtur* und etliche andere gehören dazu.

Paradigmen, die uns am Fortkommen hindern

- Die Behauptung, es gäbe den leeren Raum.
- Die Vorstellung, es gäbe Fernkräfte ohne Berührung.
- Die Vorstellung, die Lichtgeschwindigkeit sei das absolute Maß der Welt und sie sei immer und überall konstant.

- Die Ablehnung feinstofflicher Teile der Schöpfung.
- Die Ablehnung der Existenz überall wirkender geistiger Strukturen.
- Die Vertreibung der Vorstellung eines Schöpfers aus der Wissenschaft.

Erst wenn wir diese Paradigmen über Bord werfen, der Natur der Schöpfung als Gesamtheit neu und unvoreingenommen gegenüberreten, haben wir eine Chance, den anderen Pol des Energiepotenzials zu finden, welches uns das bescheren wird, wonach so viele suchen und dessen Finden andere so massiv und dogmatisch behindern.

Die Welt benötigt eine andere Form der Energiegewinnung

Wir von der STANMER-AKADEMIE wollen einen anderen Weg gehen. Es ist mit der technischen Seite – dem Probieren, Experimentieren – nicht getan. Wie bei vielen erfolgreichen großen Projekten benötigt man

- Das **Verstehen** der Grundlagen.
- Den **Maschinenbau** zur Herstellung von Aggregaten.
- Die **wirtschaftliche Grundlage**, damit alles Benötigte verfügbar ist.
- Die **Philosophie** und Weltsicht – unabhängig von der Gier nach Geld und Erfolg.
- Die **Kreativität** zur Erschließung der Quellen.
- Die **Demut**, etwas für die Menschheit und den Planeten tun zu wollen.
- Den **Glauben** an den Erfolg, unabhängig von wirtschaftlichen Notwendigkeiten.

Energie regiert die Welt, weil sie die Bedürfnisse der Menschen und der Wirtschaft befriedigt. Die Quellen für Energie in der Hand Weniger ist gefährlich, weil damit sehr große Abhängigkeiten entstehen. Deshalb ist die Sehnsucht nach der „freien Energie“ so groß.

Dieter Schall

Stanmer-Akademie

www.stanmer-akademie.de



Lokaltermin

Themenbereich: Kelten

Bajuwarenhof Kirchheim/München



Bild 1: Gesamtanlage

Vor Kurzem besuchte ich den Bajuwarenhof in Kirchheim bei München. Er ist am Ortsrand gelegen und stellt sich dar, wie ein Einödhof aus alter Zeit. So soll es ja auch sein, denn vermittelt wird die Wohnsituation einer keltischen Familie. Zurzeit besteht die Anlage aus einem Haupthaus, einem Nebenhaus und zwei Erdhäusern, deren Fußboden einen halben Meter tiefer gelegt ist. In mühevoller Handarbeit wurde die Anlage von den Mitgliedern geschaffen. Der Baubeginn war im Jahre 2004. Zunächst bekommen wir hier auf Bild 1 einen Gesamteindruck.

Das Haupthaus rechts (Bild 1) gliedert sich in vier Räume. Den Wohn-, Schlaf-, Abstell- und den Präsentationsraum (Bilder 2, 3, 4).

In Letzterem sollen verschiedene Arbeitstechniken dargestellt werden. Sicher fehlen noch einige Details, doch es wird ständig an der Vervollkommnung gearbeitet. Dabei orientiert man sich an alten Funden aus dem keltischen Siedlungsraum, natürlich mit Schwerpunktbereich München. Da in dem Verein mehrere Archäologen Mitglied sind, achtet man hier streng auf „Originaltreue“.



Bild 2: Wohnraum mit Herd



Bild 3: Schlafraum

Im Haus 2 (mit weißer Wand, siehe Bild 1), das als Erstes entstand, sehen wir einen Arbeitsraum mit diversen handwerklichen Tätigkeiten. Bild 5 zeigt uns die Schnitzbank und den Herd, Bild 6 den Backtrog und die Vorratshaltung an Kräutern, Stroh, Holz usw. Bild 7 führt uns die Wollfärbung vor Augen. Man kannte bereits früher die Färberpflanzen sehr gut, so wie man auf Buntheit großen Wert legte.

Im Haus hielt man sich früher wenig auf, es sei denn im Winter. Die Lichtverhältnisse waren ja aufgrund der kleinen Fenster sehr bescheiden. Gewiss brannten da noch ein bis zwei Kienspäne, doch das war auch keine Festbeleuchtung. Während man oftmals im Haus buk, war der Ofen (Bild 8) für die Schmiede meist draußen. Man wollte das Haus durch den Funkenflug nicht gerade abfackeln.

Das kleine Erdhaus in der Mitte (Bild 1) wird ein Web- und Flechthaus, während das kleine Haus links (Bild 1) noch seiner Bestimmung harret. Neben und hinter den Häusern (Bild 9) sind Gärten angelegt, wo alles Mögliche angebaut und später auch verarbeitet wird.

So kann man den Bajuwarenhof nicht nur besichtigen, sondern es finden dort auch Vorführungen und Kurse statt. Dies geht von Weben, über Glasperlenherstellung, Schmieden, Färben, Fertigen frühmittelalterlicher Kleidung und Waffen bis zum Brotbacken. Es gibt auch Vorführungen für Schulklassen, nach Anmeldung. Lassen wir uns überraschen, was dort noch alles entsteht. Einen Besuch ist es wert. Schauen Sie auch einmal ins Weltnetz:

Förderverein Bajuwarenhof Kirchheim e. V.

Bajuwarenstr. 11
85551 Kirchheim

Internetz: www.bajuwarenhof.de

Email: info@bajuwarenhof.de

(Ferdinand W. O. Koch)



Bild 4: „Präsentationsraum“



Bild 5: Schnitzbank mit Herd.



Bild 6: Kräuter, Backtrog usw.



Bild 7: Wollfärbung



Bild 8: Schmelzofen



Bild 9: Häuser und Garten

Ironisches Intermezzo

H. Wrosch

An dieser Stelle möchte ich einmal auf die ultimative Waffe gegen unliebsames Gedankengut auf dem Gebiet der Wissenschaft eingehen. Dem Begriff, der alles infrage stellen kann. Und dies einfach nur durch seine Nennung. **Der Zufall.**

Er wurde zur schärfsten Waffe für die wissenschaftlichen Eliten gegen den in ihren Augen wissenschaftlichen Frevel. Ein Knüppel der akademischen Hochnäsigkeit gegen aufmüpfige Quereinsteiger mit ihren unqualifizierten Gedanken. Solchen Emporkömmlingen, auch hinter vorgehaltener Hand Autodidakten genannt, lässt sich sehr wirkungsvoll mit dieser rhetorischen Waffe der ultimative Knockout versetzen. Es ist auch so schön praktisch. Man braucht sich nicht mal mehr die Mühe zu machen auf unbequeme, dem wissenschaftlichen Zeitgeist entgegenstehende Theorien mit entsprechenden Fakten zu antworten. Schnell mal dieses Zauberwort gezückt, und schon ist alles wieder im wissenschaftlichen Lot.

Schlagen wir hier also mal bewusst weiter in diese Kerbe hinein, und liefern der entsprechenden Klientel noch ein kleines Sammelsurium für diesen ach so liebgewonnenen Amigo, dem „Zufall“.

Zwischen Avebury und Stonehenge existiert ein riesiges in den Boden „gefrästes“ (?) schwarzes Dreieck. Wahrscheinlich ein neuzeitlicher Scherz oder ein rein zufällig zustande gekommenes Gebilde (Abb. 1).

Allerdings weisen die Kantenverläufe des Dreiecks (auf Großkreise bezogen) auf den Uluru, Gavrinis und New Grange. Der Erschaffer dieser Geoglyphe hatte hier offensichtlich ein ganz intensives Rendezvous mit dem **Zufall**.

Die Koordinaten des Dreiecks lauten: $1^{\circ} 54'17.73 \text{ W.}; 51^{\circ}16'25.14 \text{ N.}$

Nebenbei bemerkt. Ganz in der Nähe, ein paar Hundert Meter Richtung NNO existieren noch zwei weitere kleinere Dreiecke; allerdings etwas „versteckt“ und nicht so markant. Kennt man denn diese drei Gebilde überhaupt?

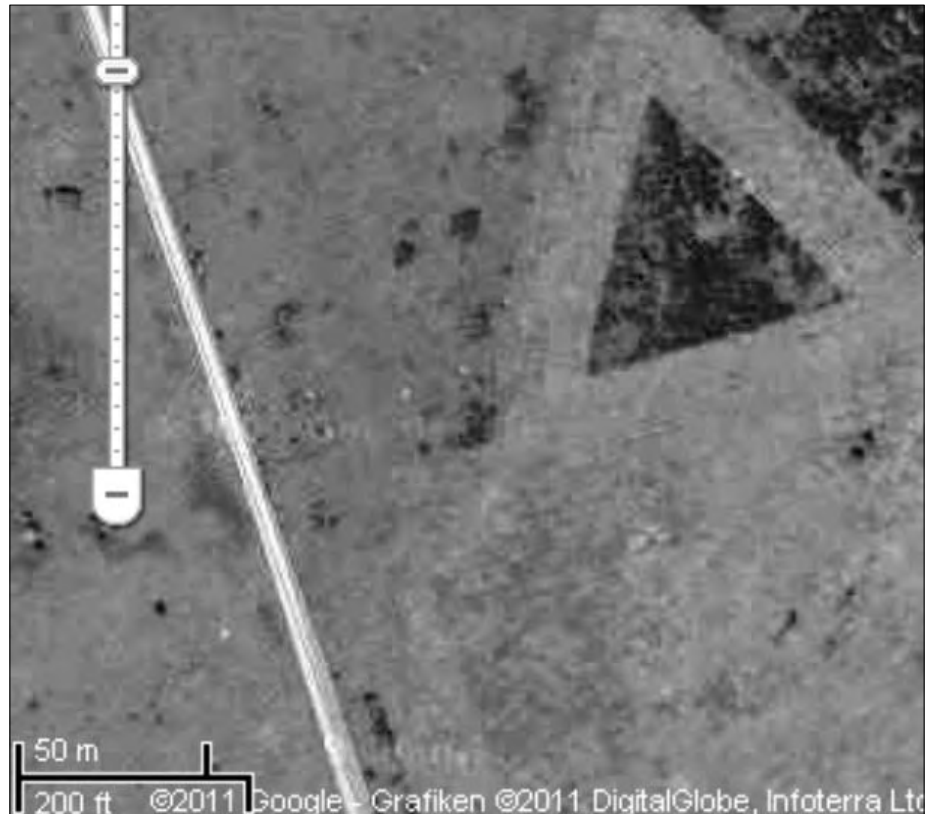


Abb. 1: Zwischen Avebury und Stonehenge existiert ein riesiges in den Boden „gefrästes“ (?) schwarzes Dreieck.

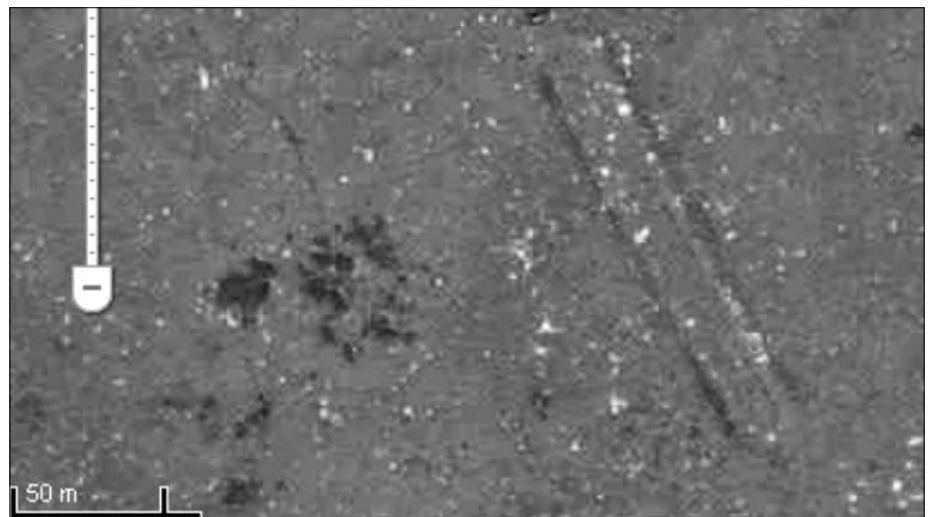


Abb. 2: In unmittelbarer Nähe dieses Dreiecks befindet sich eine große quaderförmige Bodenstruktur, die an einen unvollendeten Monolithen erinnert.

Aber dies ist noch lange nicht alles. Auf den ersten Blick scheinen die drei Seiten dieses schwarzen Dreiecks gleich lang zu sein. Ein Nachmessen meinerseits ergab allerdings leichte Unterschiede. Hier scheint es eine regelrechte Zufallsorgie gegeben zu

haben. Denn betrachtet man jede einzelne Seite separat, kommt man zu einem erstaunlichen Ergebnis. Jede Seite für sich betrachtet und jeweils mit drei multipliziert, ergeben die Seitenlängen der Cheopspyramide, der Chephrenpyramide und der Pyramide des Snofru. **Zufall?**

In unmittelbarer Nähe dieses Dreiecks befindet sich eine große quaderförmige Bodenstruktur, die an einen unvollendeten Monolithen erinnert (Abb. 2).

Die Entfernung von der oberen Spitze des Dreiecks zur unteren, rechten Ecke dieser Struktur beträgt 921 m. Das wäre dann der Umfang der Cheopspyramide. **Zufall?**

Das gesamte Gebiet wird anscheinend vom Militär genutzt. Aber was sind denn bitte schön das für Gebilde? (Abb. 3). Geben wir den Zufallsfanatikern auch mal etwas zum Jubeln.

Militärattrappen? Verladerampen? Über 20 m lang. Dieses ist mal ein Beispiel, das von der Erscheinungsform her Wasser auf die Mühlen von Ufologen liefern könnte, und Anlass für die abenteuerlichsten Spekulationen bieten dürfte. Ein Beispiel dafür, wie „Wunschbilder“ bei fehlenden Erklärungen entstehen können.

Nicht weit entfernt findet man andere eigenartigen Anordnungen (Abb. 4 - 11).

Was stellen die eigentlich dar? Haben sich hier britische Kleingärtner einen Spaß erlaubt? Wohl kaum. Aber was ist es dann?

Dieses Sammelsurium lässt sich noch fortsetzen.

Zwischen Avebury und Stonehenge befindet sich das bekannte Bodenbild eines großen weißen Pferdes (Abb. 12).

Diese Pferdeabbildung liegt exakt (!) auf der Linie zwischen Avebury und Stonehenge. Aber nicht nur das. Der Abstand von Avebury zum Pferdebild beträgt, wenn man es denn so will, 6,283 km. Je nachdem, wo man den entsprechenden Messpunkt am Pferd platziert.

Aber es ist schon interessant, dass dies überhaupt möglich ist. Teilen Sie 6,283 einmal durch zwei. Das wären dann 3,1415.... π . **Zufall?**

Hier noch weitere Zufallssplitter.

Da stelle ich fest, dass der Abstand von den Pranken der Sphinx zur Mitte der Cheopspyramide 577,23 m beträgt. Diesen Wert in den Maßstab des von mir aufgefundenen 1. sphärischen Dreiecks (im SYNESIS-Magazin Nr. 6/2009 und im agrw-netz nachzulesen) eingerechnet, ergibt rein *zufällig* 12756247 m. Die Zahl des Äquatordurchmessers der Erde (in Meter).

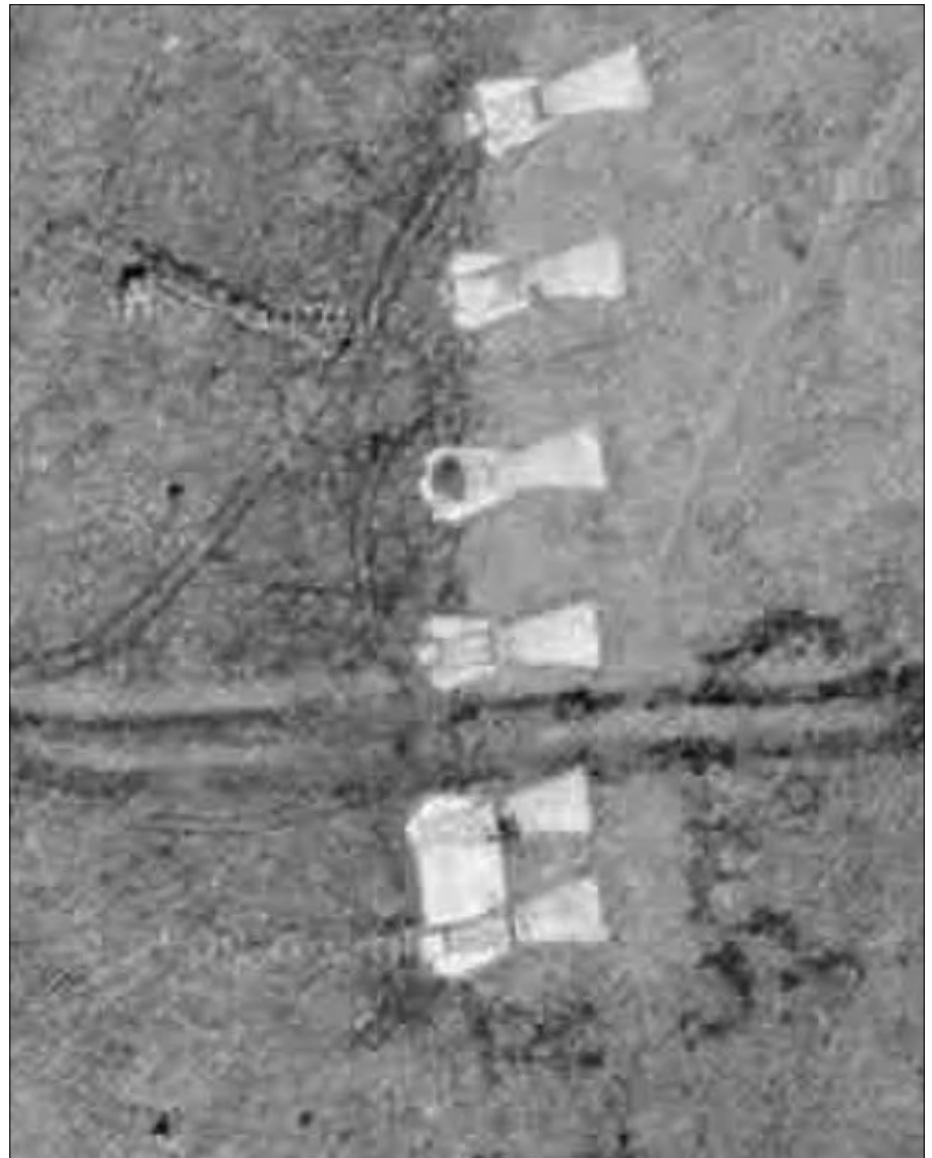


Abb. 3: Was sind denn bitte schön das für Gebilde?



Abb. 4: Was stellt das eigentlich dar?

Also 5090300 m, die Basislänge des imaginären Dreiecks ins Verhältnis zur Basislänge der Cheopspyramide von 230,34 m gesetzt ergibt 22099. Multipliziert mit dem obigen Abstand von 577,23 m erhält man den Äquator-durchmesser. **Zufall?**

Eine der kleinen Satellitenpyramiden der Cheopspyramide, die Pyramide der Henutsen (G Ic) hat eine Seitenlänge von 44 m und eine Höhe von 28 Metern. Diese Zahlenwerte entsprechen 1/10 der Seitenlänge und der Höhe der Cheopspyramide; allerdings in Ellenwerten. Denn die Werte der „Cheops“ betragen in Ellen ausgedrückt 280 Ellen für ihre Höhe und 440 Ellen für die Seitenlänge. Ist diese von mir schon oft festgestellte „Vermischung“ von Meter und Elle ein **Zufall?**

Die sogenannten Wikingerburgen(?) in Dänemark:

Die Großkreislinie vom Punkt „A“ (siehe „Das Vermächtnis des Ra“) zu Aggersborg, der nördlichsten der sogenannten „Wikingerburgen“, steht in einem Winkel von $66,6^\circ$ auf der West-/Ost-Achse der Erde (Neigung nach Osten). In diesem Winkel von $66,6^\circ$ steht bekanntlich die Erdachse der Erde auf ihrer Bahnebene um die Sonne.

Die Großkreislinie von der Cheopspyramide nach Traelleborg, der südlichsten der „Wikingerburgen“, steht auch in diesem Winkel von $66,6^\circ$ auf der West-/Ost-Achse der Erde (Neigung nach Westen).

Beide Linien zur Nord-/Südachse der Erde gesehen, nehmen dann den Winkel der Ekliptikschiefe von ca. $23,4^\circ$ ein. **Zufall?**

Da wären dann noch die Kopftücher der Pharaonen zu erwähnen.

Diese auffallenden Tücher werden eigentlich, was ihre seitliche Drapierung betrifft, immer in fast der gleichen Form dargestellt. Ägyptologen ließen sich schon mal zu der allgemeinen Äußerung hinreißen, dass die alten Ägypter stur und unveränderlich bestimmte Formen über lange Perioden beibehielten. Oder hatte diese Verhaltensweise einen triftigen Grund? Diese Fragestellung veranlasste mich zu Nachmessungen an einigen Statuen aus verschiedenen Epochen. Nachfolgend nur ein Beispiel von vielen.

Oberer und unterer Grenzwerte ana-

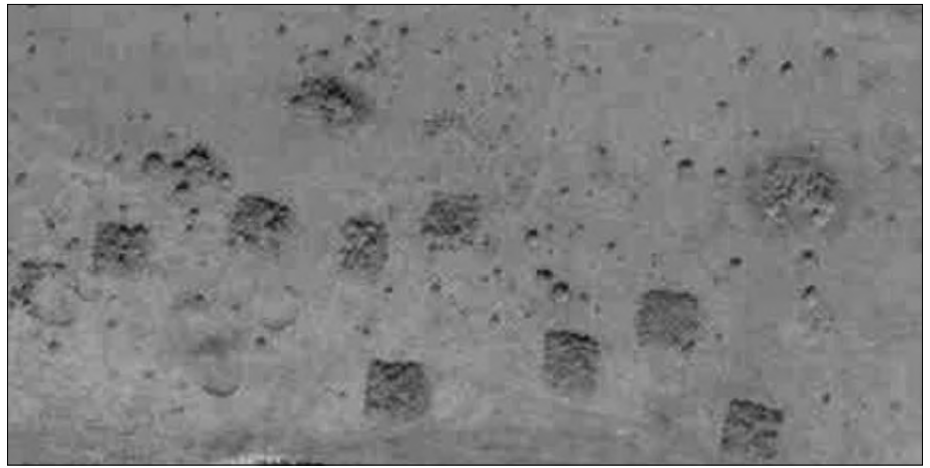


Abb. 5: Was ist das?



Abb. 6: Weitere merkwürdige Objekte.



Abb. 7: Und noch mehr Seltsamkeiten.



log der Ekliptikschwankungen bzw. der Neigung der Rotationsachse der Erde auf ihrer Bahnebene:
Zufall?

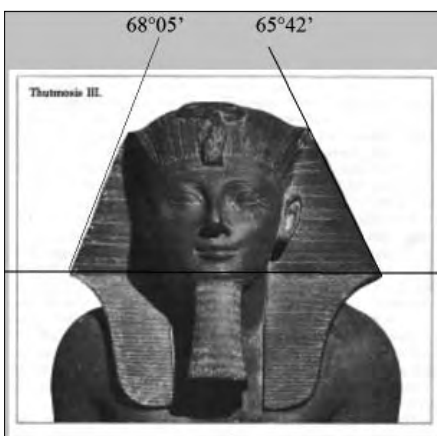


Abb. 12: Zwischen Avebury und Stonehenge befindet sich das bekannte Bodenbild eines großen weißen Pferdes.

Zum Schluss, als kleines Sahnehäubchen und zum Schmunzeln anregend, habe ich dann doch noch einen wahrhaft „echten Zufall“ anzubieten.

Denn auch Frau Laura Bräuer, ausgerechnet eine Mitarbeiterin und Autorin dieses Magazins, ist nicht vom ma-

gischen Wirken des **Zufalls** verschont geblieben.

Ihr im Impressum dieses Heftes nachzulesender Telefonanschluss lautet ...921 440. Toll! Denn die Cheopspyramide hat einen Basisumfang von 921

m und ihre Kantenlänge beträgt 440 ägyptische Ellen.

Na wenn dies kein Futter für die „Zufalls-Junkies“ unter den Wissenschaftseliten ist! ☺



SYNESIS-Abo-Bestellschein

Ja, ich möchte das SYNESIS-Abo (6 Ausgaben/Jahr) für 40,- € inkl. Versandkosten (Ausland: 40,- € zuzüglich 13,- € Portozuschlag) (Abos per Rechnung zzgl. 5 €).

Das Abo verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht mindestens bis Ende Oktober vor Ablauf des Abos beim EFODON e. V. gekündigt wird (einfache Mitteilung reicht aus).

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ / Ort

Telefon/Fax

Email-Adresse

Aktion:

Jedes neue Abo wird mit einem zusätzlichen SYNESIS-Heft nach Wahl belohnt (so weit vorrätig).

Die Aktion gilt nur mit diesem Abo-Bestellschein (bitte kopieren)

SEPA-Lastschriftmandat (gilt für alle EU-Staaten):

Ich ermächtige den EFODON e. V., Lastschriften von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich meine Bank an, die vom EFODON e. V. eingezogenen Lastschriften einzulösen. Ich kann innerhalb von 8 Wochen nach Belastungsdatum die Erstattung des Betrages verlangen (Rückbuchung).

Kreditinstitut (**Name und BIC**) (siehe Kontoauszug)

IBAN (siehe Kontoauszug)

Die Abbuchung erfolgt jeweils am 15. Januar, bei Neuverträgen innerhalb des Jahres jeweils am 15. des Folgemonats. Fällt dieser Termin auf ein Wochenende oder Feiertag, dann ist der nächste Arbeitstag der Fälligkeitstag.

Unsere **Gläubiger-ID** lautet: DE54ZZZ00000891494
Die **Mandatsreferenz** ist Ihre Abonnenten-Nummer.

Datum/Unterschrift

Unsere Bank ist die Raiffeisenbank Westhausen EG.
BIC: GENODES1RWN
IBAN: DE25 6006 9544 0000 7670 00

Bitte ausdrucken, ausfüllen
und unterschrieben senden
an:

EFODON e. V.
Glückauf-Str. 31
D-82383 Hohenpeißenberg

Bestelltelefon: 08805-1485
Fax: 08805-9460
Email: synesis@efodon.de